Magazin

für

Evang. Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der

Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika.

Neue Folge. Einundzwanzigster Band.

Siebenundvierzigster Jahrgang.

St. Louis, Mo.

1919.

Inhaltsanzeige des Jahrgangs 1919.

1. Januarheft.

2. Märzheft.

3. Maiheft.

4. Juliheft.

5. Septemberheft.

6. Novemberheft.



Magazin

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.
Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 21. Band. St. Louis, Mo. Januar 1919.

True translation filed with the postmaster.

Auf der Schwelle einer neuen Welt.

Von H. Kamphausen.

Am 11. November 1918, mitten in der Nacht, brachte das Kabel die Nachricht, daß die deutschen Bevollmächtigten die von Marschall Foch geforderten militärischen Garantieen angenommen hätten, und der Waffenstillstand um 11 Uhr desselben Tages in Kraft trete. Kein Wunder, daß man Präsident Wilson morgens zwischen 2 und 3 Uhr aus seinem Schlummer aufrief. Wahrlich, die Kunde war es wert, daß man ihr ein paar Stunden Schlaf opferte. Der Krieg, der über vier Jahre und drei Monate gewütet, war zu Ende. Wenn jemals seit den Tagen des Homer ein Krieg ein „Männer mordender" gewesen ist, so war es dieser; hat er doch ein Blutopfer von 10 Millionen Menschen gekostet! Ein Strom freudiger Begeisterung ergoß sich durch aller Herzen. Nicht nur war der Krieg vorüber mit all seinem namenlosen Leid, seinen Opfern, seinen Gefahren und Entbehrungen, sondern er war auch gewonnen, und zwar entschieden, gewonnen durch das Eintreten unseres Landes in die Reihe der Kämpfenden. Bei Chateau Thierry hatte sich die Flut der siegreich vordringenden Deutschen an der heldenhaften Verteidigung der amerikanischen Hilfstruppen gebrochen. Und was dort geschehen, war vorbildlich und prophetisch für das gewesen, was in Zukunft geschehen sollte: Hier sank Deutschlands Stern, um nie wieder in die Höhe zu steigen! Zu Chateau Thierry wurde der Grund gelegt zu dem, was am 11. November vollendet wurde. Dort wurde der Siegeslauf zum Stillstand gebracht und hier die Niederlage von Deutschland selbst anerkannt und der Kampf aufgegeben.

Die *Waffenstillstandsbedingungen* waren sehr schwer, und ihre Ausführung gewährleistete einen Frieden auf der Grundlage der berühmten vierzehn Grundbedingungen, die von Präsident Wilson am 8. Januar 1918 ausgesprochen und von Deutschland vor dem Waffenstillstand im Prinzip angenommen worden waren. Elsaß-Lothringen wird Frankreich zurückgegeben, im Osten werden

Abstriche zugunsten der Polen gemacht, Deutschland entschädigt Belgien und Frankreich für die Zerstörung von Zivileigentum. Der Brest-Litowsk-Vertrag und der Friede von Bukarest werden hinfällig. Deutschland setzt eine Volksregierung ein. Dies und noch manches andere macht deutlich, wie vollständig die Niederlage Deutschlands war.

Der Traum eines von Deutschland und Oesterreich beherrschten Mittel-Europas ist für immer dahin. Oesterreich, der Bundesgenosse, um des willen Deutschland in den Krieg gezogen, ist noch schwerer getroffen: Es wird in seine Bestandteile aufgelöst. Die verschiedenen Nationalitäten errichten selbständige Staaten. Oesterreich selbst wird in Zukunft nur noch ein deutscher Staat sein mit 8—10 Millionen Einwohnern. Das Prinzip der Nationalität soll bei der Gründung von Staaten maßgebend sein. Das ergibt eine Anzahl von verhältnißmäßig kleinen politischen Gemeinwesen, denen es an Sicherheit des Bestandes zu fehlen scheint. Doch hier tritt die Idee einer Völkerliga in Kraft. Alle Nationen der Welt treten in einen Bund ein zum gegenseitigen Schutz.

Bei diesem Punkte wird es klar, warum wir in der Ueberschrift von einer neuen Welt reden. Damit, daß ein Krieg gewonnen oder verloren wird, wird nicht ohne Weiteres die Welt eine andere. Aber dieser Krieg ist verschieden von anderen Kriegen. Bisher wurden Kriege geführt aus dynastischen oder Handelsinteressen. In den ersten Jahren war auch der jetzt zu Ende gekommene Krieg wesentlich von Macht- und Interessenfragen bestimmt. Der Eintritt Amerikas bildete einen Wendepunkt. Unser Land konnte nicht für die selbstsüchtigen Interessen des einen oder des anderen Volkes in einen europäischen Streit eintreten. Präsident Wilson hat es verstanden, den ganzen Konflikt auf eine höhere Stufe zu stellen, indem er die Losung ausgab, daß dies ein Krieg sei zur Sicherstellung der Demokratie in der Welt. Da mußten die imperialistischen Ziele der Alliierten modifiziert werden oder ganz fallen. Jetzt wurde es ein Kampf für Volksfreiheit gegen Autokratie. Die auf Militärmacht gegründete Autokratie hatte zur Ausführung ihrer Zwecke einen Angriff auf einen kleinen Staat gemacht, der im Wege stand, und denselben zeitweilig absorbiert. Dieser Umstand war es, der die Frage der kleinen Staaten aufrollte: Wer schützt sie vor den Angriffen mächtiger Nachbarn? Die Antwort, die Wilson gab, war: Das Völkerrecht, wie solches geschützt und garantiert wird oder werden soll durch einen zu schaffenden Bund der Völker. Es gab immer ein internationales Recht, aber es fehlte uns an einem Tribunal, das die Macht hatte, die Ausführung des Völkerrechts im gegebenen Fall zu erzwingen.

So haben wir also als Resultat des Krieges zwei Dinge: 1) Die Autokratie, welche stets eine Knechtung des eigenen Volkes ist, und eine Bedrohung anderer Völker werden kann, muß der Volksherrschaft Platz machen; und 2) Ein Völkerbund muß geschaffen werden, der organisierte Machtmittel hat, um das Recht schwächerer

Staaten auch gegen die stärkste Macht zu verteidigen. Eine solche Liga, wenn der Plan erfolgreich ist, müßte allen Krieg für die Zukunft eigentlich unmöglich machen. Es gehört ein großer Idealismus dazu, um einen solchen Plan nicht nur zu fassen, sondern ihm auch praktisch den Weg zu bahnen, denn es kann sich niemand verhehlen, daß nationale Selbstsucht bisher den Schwächeren stets ausgebeutet hat, und daß der Gedanke an eine große Völkerfamilie, wo jeder einzelne gleichen Anspruch auf Berücksichtigung seiner Existenz und Rechte hat, bis jetzt immer als eine Utopie angesehen worden ist.

Besonders finden sich seine Feinde auf dem Gebiet des wirtschaftlichen Lebens. Kriege sind in vielen Fällen aus ökonomischen Fragen, aus Handelsneid, aus dem Streben nach neuen Märkten, dem Trachten nach Handelsvorrechten, Interessensphären und Monopolen entstanden. Soll es damit anders werden, so muß offenbar nicht nur mit der politischen Autokratie, sondern auch mit der wirtschaftlichen aufgeräumt werden. Wenn wir das alles im Auge behalten, so werden wir sehen, wie groß die Veränderungen noch sein mögen, die der beendigte Krieg bringt. Sie werden sich nicht auf die Zentralmächte beschränken, sondern sich in allen Ländern fühlbar machen und durchsetzen müssen.

Da aber ganz besonders in Deutschland die Welt eine durchaus neue sein wird, so wollen wir zunächst zu zeigen versuchen, wie dort die Entwickelung in Staat, Kirche und Gesellschaft wahrscheinlich vor sich gehen wird. Wir beanspruchen natürlich keine prophetischen Gaben. Die Ereignisse mögen auch unseren Bemerkungen bald den Boden entziehen. Dennoch läßt sich manches schon jetzt (12. Nov.) mit ziemlicher Sicherheit voraussehen.

Das Ereignis, welches mehr als alles andere den völligen Umschwung der Dinge charakterisiert, ist die Abdankung des Kaisers. Er, der bisher den alten Kurs, seine Politik und seine Machtmittel in seiner Person verkörperte, hat abgedankt und an seine Stelle tritt als Regent Ebert, ein Mitglied der sozialistischen Partei. Wo bisher das beinahe unumschränkte Haupt des Jahrhunderte alten Hohenzollern-Hauses gestanden, steht nun ein früherer Sattler, den bisher im Ausland kaum irgend jemand gekannt! Das heißt nicht nur, Deutschland wird aus einer Monarchie eine Republik, sondern es wird eine sozialistische Republik. Ohne Zweifel hatten schon vorher die Sozialisten sich im Stillen für eine solche Wendung der Dinge bereit gehalten. Aber es waren die sich an verschiedenen Orten bildenden Arbeiter- und Soldatenräte, welche das Rad zum Rollen brachten. Sie nahmen Besitz von der Flotte und anderen wichtigen Punkten an der Küste. Sie waren es, die in den Hauptstädten die Revolution in Szene setzten und lokale Republiken errichteten.

Die Einrichtung der revolutionären Soldaten- und Arbeiterräte (Soviets) ist russisch, genauer bolschewikisch, und es lag die Gefahr nahe, daß die Bewegung auch in Deutschland das Heft in die Hand nehme, und eine Knechtung der anderen Parteien, wie in Rußland, er-

strebe. In revolutionären Zeiten reißen gewöhnlich die extremsten Elemente eine Zeit lang die Macht an sich. Das Beispiel Rußlands zeigt, was das für eine unheilvolle Wirkung auf die ökonomische Lage in Deutschland, für Leben und Freiheit haben würde. Glücklicherweise hat die Mehrheitspartei der Sozialisten den Antrag des extremen Flügels, alle Gewalt gänzlich in die Hände der Soldaten und Arbeiter zu legen, abgewiesen und beschlossen, die Mittelklassen mit zu berücksichtigen. Doch es bleibt noch abzuwarten, ob sie die Macht haben, diese Politik der Gerechtigkeit und des Maßhaltens durchzuführen. Die Gefahr des Umsichgreifens des Bolschevikismus liegt in allen europäischen Ländern mehr oder weniger nahe, und aus diesem Grunde werden die verbündeten Regierungen alles tun, ihr entgegenzuarbeiten, nicht nur durch militärische Besetzung und Bewachung der betreffenden Länder, sondern auch evtl. durch Linderung der größten Härten der Waffenstillstandsbedingungen und durch Nahrungszuführung.

Wenn es gelingt des Fanatismus dieser Extremen Herr zu werden, so wird Deutschland jedenfalls bald eine einheitliche Republik werden, denn wir können nicht glauben, daß partikularistische Bestrebungen jetzt im 20. Jahrhundert noch imstande sein werden, einzelne Landesteile, etwa Süddeutschland, von dem großen Ganzen des Staatswesens fernzuhalten oder abzutrennen. In dieser neuen Republik wird es natürlich, ähnlich wie in Frankreich nach 1870, verschiedene Parteien geben. Die sozialistische wird durch die Gunst der Zeit und auch sonst die weitstärkste sein. Das katholische Zentrum wird weiter bestehen. Die Bürger, das sind die besitzenden Klassen, werden ihre Parteien haben, und auch solche mit monarchistischer Tendenz werden wohl mit der Zeit sich hervorwagen, wie man ja in Frankreich Bonapartisten und Royalisten bis in die neueste Zeit gehabt hat. Doch ist an eine Rückkehr der Hohenzollern, belastet wie sie sind mit diesem Krieg und dem Haß der Welt, nicht zu denken.

Was das wirtschaftliche Leben anbetrifft, so wird ohne Zweifel das Programm des Sozialismus in weitem Maße zur tatsächlichen Ausführung kommen. Eisenbahnen, Telegraphen etc., Wasserwerke, Beleuchtung waren schon bisher im Besitz des Staates oder der Städte. Die Außengebiete wachsender Städte waren schon seit Jahren der Spekulation entzogen und von den Kommunen käuflich erworben. Die Bodenschätze, insonderheit Kohlen- und Eisengruben, werden dem Privatbesitz entnommen und verstaatlicht werden. Im Einzelnen aber ist es unmöglich zu sagen, wie weit die Ausführung des sozialistischen Wirtschaftssystems gehen wird. Dem Kapitalismus wird jedenfalls das Messer an die Kehle gesetzt werden. Wie weit solche Unternehmungen auf dem wirtschaftlichen Gebiet von Erfolg gekrönt sein werden, d. h. sich finanziell rentieren, während die übrige Welt noch in der alten Weise wirtschaftet, ist schwer zu sagen. Auch werden die Friedensbedingungen, insonderheit die Kriegsentschädigungen, hier wesentlich mitsprechen. Sollten dieselben unerträgliche Bür-

den auflegen, so wird das Land dem Bolschevikismus, der nur raubt und genießt, was zu haben ist und sich um die Zukunft nicht kümmert, in die Arme getrieben. Doch hier wird Präsident Wilson, der weiter schaut als irgend ein anderer und mehr von Prinzipien als von Leidenschaften geleitet wird, einen entscheidenden Einfluß ausüben.

Nicht ohne großes Bangen gedenken wir der kirchlichen Entwicklung, wie sie etwa unter solchen Umständen vor sich gehen mag. Es versteht sich von selbst, daß die Einrichtung der „Landeskirche" (oder Staatskirche) dem Untergang geweiht ist. Bisher wurden die Einkünfte der Kirche durch Kirchensteuern aufgebracht. Die Zivilgemeinde erhob diese Steuern auf dem gewöhnlichen Wege und übermittelte sie dem jeweiligen Kirchenrat. Zu diesen Steuern trug also jeder bei, ob er zur Kirche gehörte oder nicht. Wenn er nicht ausdrücklich seinen Austritt aus der Landeskirche erklärt hatte, so mußte er diese Kirchensteuer entrichten. Die oberste Behörde der Kirche, der Oberkirchenrat, war eine staatliche Behörde, vom König auf dem gewöhnlichen Wege (auf Vorschlag des Ministers der geistlichen Angelegenheiten) ernannt. Generalsuperintendenten, Superintendenten und Pfarrer bedurften der Bestätigung seitens des Konsistoriums oder des Oberkirchenrats, also staatlicher oder unter staatlichem Einfluß stehender Behörden. Es lag also eine Verquickung von Staat und Kirche vor, und zwar so, daß der Staat die Kirche beherrschte. Dafür reichte er ihr die Existenzmittel dar und garantierte ihr Schutz. Das wird nun aufhören. Staat und Kirche werden getrennt werden. Es ist wahr, in England gibt es, trotz demokratischer Regierung, eine Staatskirche. In Deutschland unter sozialistischem Regime wird es keine Staatskirche mehr geben. Es wird statt dessen eine Freikirche eintreten. Man wird von sozialistischer Seite versuchen, ihre Rechte soviel als möglich zu beschneiden und ihre freie Bewegung einzuhemmen. Dagegen wird das Zentrum Front machen, denn auch die katholische Kirche würde von solchem Knechtungsversuch (siehe Frankreich) betroffen werden.

Nun werden wir hier in Amerika gewiß über eine solche Fortentwicklung kein Wehgeschrei erheben. Wir haben eine Freikirche und halten das für viel besser als eine Staatskirche. Trennung von Staat und Kirche ist eines der Grundsätze unseres politischen Systems. Immerhin wird der Uebergang mit vielen Schwierigkeiten und schmerzlichen Erfahrungen verbunden sein. Die Gehälter werden wohl stark beschnitten werden, denn unter dem bisherigen System mit den großen Gemeinden hatte der Einzelne nur wenig beizutragen. Nun aber werden Gemeinden aus solchen zu bilden sein, die sich persönlich als Mitglieder eintragen lassen. Diejenigen aber, die bisher zwar nicht zur Kirche kamen, aber doch mit besteuert wurden, werden in Zukunft fortfallen. Gewiß werden also Tausende von der Liste der Glieder und Zahler gestrichen werden. Diejenigen, die dann schließlich noch übrig bleiben, werden viel tiefer in die Tasche greifen müssen, wenn

ihre Pfarrer nicht Mangel leiden sollen. Anderwärts hat die Einführung des freikirchlichen Systems auch finanziell sich wunderbar bewährt (z. B. in Schottland), aber die Unkirchlichkeit der Massen ist in Deutschland so groß, daß wir in dieser Beziehung Schlimmes befürchten.

Auch ist zu berücksichtigen, daß der Sozialismus in Deutschland Trumpf sein wird, und jedermann weiß, daß die Führer des deutschen Sozialismus meist atheistisch sind, und das Gros der Arbeiterbevölkerung kirchenfeindlich oder wenigstens völlig indifferent ist. Zwar gibt es evangelische Arbeitervereine (Dr. Weber lange der Führer), die an 800.000 Mitglieder haben sollen, wenn wir nicht irren, sodaß also nicht überall die Lage so hoffnungslos ist. Aber im allgemeinen ist der Ausblick höchst dunkel, und die Erfahrungen Frankreichs in den letzten 20 Jahren mögen sich auf deutschem Boden wiederholen. Man hat zwar von Zeichen religiöser Einkehr infolge des Krieges gehört und Hoffnung gefaßt, daß vielleicht Not gelehrt hat und lehren wird, zu beten und Anfechtung aufs Wort merken. Doch die meisten, die große Masse wird sich an dem Gedanken der neugewonnenen Republik und Freiheit berauschen und dort die Quelle für eine allgemeine Erneuerung des Volkes und Entfesselung seiner Kraft suchen und nicht im religiösen Glauben. Es ist auch zu hoffen, daß der Uebergang von der Monarchie zur Volksbefreiung und Volksherrschaft dem Volk in etwa einen Ersatz gibt für die ungeheuren Verluste und eine Quelle auftut, wo es sich Kraft und Mut holt zum Tragen der Lasten, die ihm auferlegt werden, und zur Ausführung der ungeheuren Aufgaben, die der Lösung harren. Würde sich dazu eine allgemeine Einkehr zu dem Born geistlicher Kraft und Erneuerung gesellen, so würde das ein unermeßlicher Segen für das Land sein, doch menschlich gesprochen, erscheint diese Möglichkeit recht ungewiß und unwahrscheinlich.

Bei Einrichtung der Freikirche wird es nicht ohne vermehrte Sektenbildung abgehen. Methodisten, Baptisten, Darbisten und andere sind schon lange im Felde. Es sollte uns nicht wundern, wenn auf diesem Gebiete mancherlei Wunderliches zu Tage gefördert würde. Wir hierzulande sind nach langer Zeit dahin gekommen, daß wir auf Zusammenschluß verwandter Kirchenkörper hinarbeiten, drüben aber wird der Reiz der Neuheit wohl in entgegengesetzter Richtung die Entwickelung bestimmen. Die Freireligiösen, die Modernen, die Monisten, werden Gelegenheit haben, zu zeigen, ob sie imstande sind, lebensfähige Gemeinden zu gründen und für dieselben Opfer zu bringen. Die theologischen Fakultäten auf den Universitäten werden möglicherweise abgeschafft, und an Stelle deren werden theol. Lehrer neu zu bildender Seminare treten.

Alles ist im Fluß drüben. Während das Land dem Feinde seine Tore öffnet, fluten die Wogen des politischen Lebens höher und höher. Man weiß noch nicht, was sie verschlingen werden. Man hofft, daß

nur untergeht, was unterzugehen verdient, doch man kann nicht voraussagen, ob schöpferische und überlegene Köpfe Herren der Situation bleiben, oder ob „rohe Kräfte sinnlos walten" und ihr Werk der Zerstörung tun werden.

Die Einflüsse, die der Krieg auch auf unser eigenes Land haben wird, sind unberechenbar. Es mag nicht jede frohe und hochgespannte Hoffnung, die jetzt gehegt wird, in Erfüllung gehen. Nicht alle die großen Pläne, die schon seit Monaten in der Presse ventiliert worden sind, werden verwirklicht werden, dazu fehlt es ihnen schon an hinreichender Bestimmtheit. Auch läßt sich unser Volk nicht leicht auf tiefgreifende Neuerungen im staatlichen Leben ein. So sehr der Fortschritt auf technischem Gebiete und im Geschäftsleben die Führung hat, so sehr hier das Bessere des Guten Feind ist, auf dem politischen Gebiet ist der Amerikaner konservativ. Maschinen, die noch ganz gut sind, werden zum alten Eisen geworfen und durch solche ersetzt, die versprechen, mehr leistungsfähig zu sein. Aber der politische Apparat — mitsamt dem Gerichtswesen — bleibt wesentlich derselbe. Neuerungen auf diesem Gebiete müssen erst durch ein langes Feuer der Diskussion gehen und werden schließlich, wenn gut befunden, auf dem langsamen Wege, den Tradition und Konstitution vorschreiben, in das Leben des Volkes eingeführt. Politische Bewegungen, die anderwärts zu gewaltiger Macht emporgewachsen sind, sind hier erst in den Anfängen, man denke an den Sozialismus. Extreme Richtungen aber, wie z. B. der Bolschevikismus, finden hier gar keinen Boden.

Doch wenn auch auf dem direkt politischen Gebiet keine Neuschöpfungen zu erwarten sind, so wird dennoch die geistige Welt nach dem Krieg eine wesentlich andere sein Die Teilnahme an dem großen Weltringen hat tief auf die Seele des Volks eingewirkt. Sie hat ihm einen erhöhten Begriff von seinen ungeheuren Kräften gegeben und dadurch seinen Optimismus und sein Selbstgefühl stark gehoben. Sie hat einen glänzenden Beweis des Idealismus gegeben, der hinter allem seinem materiellen Streben doch in der Tiefe ruht. Denn man bedenke, was es heißt, ein Volk zu einem Kampf, der soviel Gut und Blut erfordern mußte, aufzurufen mit der gewissen Aussicht, daß an Geld und Gebiet nichts zu gewinnen sei. Zwar spielte auch Sympathie für die Alliierten, sowie die Abneigung gegen Geist und Methode der deutschen Kriegführung mit, aber sehr viel trug zur Entscheidung der Glaube bei, daß Recht und Freiheit auf Seiten der Gegner der Zentralmächte zu finden sei. Präsident Wilson hat es verstanden, diesen sittlichen Faktor von vornherein in den Vordergrund zu stellen und ihn stets wieder machtvoll und maßgebend zu betonen.

Daran liegt es auch, daß sich die Zentralmächte, als der Sieg ihnen aus den Händen schwand, an Amerika wandten mit der Bitte, die Vermittler-Rolle zu übernehmen. Soll es in der Zukunft zu einer Versöhnung mit den bisherigen Feinden kommen, so fiele unserem Lande in diesem schönen Werk die Führung zu. In der öffentlichen Meinung,

soweit dieselbe sich in der Presse spiegelt, ist von einem solchen Umschwung bis jetzt noch wenig zu bemerken. Doch dem Präsidenten ist es zuzutrauen, daß er auch hierin als weitblickender Staatsmann und Mann edler Christlichkeit Mittel und Wege zu finden weiß, seinem Volk voran zu gehen.

Als der Kriegsruf ergangen war, erhob sich die Nation *wie ein Mann*. Es wurde erst gedacht und gefürchtet, daß sich die Rassengenossen der Zentralvölker nur widerwillig oder gar nicht an dem Kriegswerk beteiligen würden. Bald aber fand sich, daß das ein Irrtum war. Der deutsche Teil insonderheit tat seine volle Pflicht. Das war um so mehr anzuerkennen, als es zum großen Teil von den drüben Geborenen nur mit blutendem Herzen geschehen konnte. Aller Partikularismus war verschwunden: Nord und Süd, Ost und West wetteiferten mit einander an Selbstverleugnung und Opferwilligkeit. Zehn, zwanzig Jahre gewöhnlicher Entwickelung hätten die verschiedenen Elemente des amerikanischen Volkes nicht so schnell und völlig zu *einem* Ganzen verschmelzen können, als diese 1½ Jahre des Krieges. In Zukunft wird der Amerikanisierungsprozeß der Fremdgeborenen viel schneller vor sich gehen als früher. Insbesondere wird man den Teil, der in Deutschland geboren ist, unter scharfer Beobachtung halten. Es liegt also auf der Hand, daß die Tage der *deutschen* Kirchen hier gezählt sind. Zwar denken wir nicht, daß nach dem Kriege man hier mit schroffen Forderungen kommen wird. Aber der deutsche Name ist so unbeliebt, ja verhaßt geworden, daß unsere Kirche eine Erschwerung ihres Werkes wird mit in den Kauf zu nehmen haben. Die Politik, die Deutschland an den Rand des Abgrundes gebracht hat, wird auch auf uns noch lange als ein Alp liegen. Das Einzige, was neben unserer ja unzweifelhaften Loyalität die Erleichterung schaffen kann, ist der Sieg des demokratischen Gedankens auch drüben, und dafür ist glücklicherweise auch begründete Hoffnung vorhanden.

Der Sieg gegen Autokratie ist wesentlich ein *Sieg des arbeitenden Volkes*. Selbst drüben, zumal in Rußland und in den Zentralmächten, hat es zu einer Emanzipation der arbeitenden Klasse geführt. Es kann nicht ausbleiben, daß die Arbeiterwelt daraus Konsequenzen auf dem politischen und wirtschaftlichen Gebiet zieht. Besonders auf dem wirtschaftlichen, denn mit dem Stimmrecht allein ist dem Arbeiter nicht geholfen. Er ist sich seines Rechtes und seiner Macht vollständig bewußt. Das zeigt sich besonders in dem Programm der britischen Arbeiterpartei. Die Arbeiterwelt als solche wird auch auf dem Friedenskongreß vertreten sein und ihre Forderungen stellen. Sie wird auf dem internationalen Gebiet für Abrüstung, allgemeine Schiedsgerichte, Völkerliga und gegen Handelskriege eintreten. Im Wirtschaftsleben der eigenen Nation wird sie versuchen, sich von der Umklammerung des Kapitalismus frei zu machen. Wie weit sie sozialistischen Gedanken Geltung und Durchsetzung verschafft, ist noch nicht zu sagen. Doch sicher ist die Hoffnung über die Welt verbreitet,

daß es der arbeitenden Klasse gelinge, die völkerbeherrschenden „Trusts“ aus ihren strategischen Positionen zu vertreiben. Es ist wahr, daß ihnen diese Positionen hauptsächlich durch die Macht des Kapitals zugefallen sind, und daß es schwer abzusehen ist, wie sie ihnen entrissen werden können, solange ihnen das Kapital gehört. Doch es ist eine solche Möglichkeit vorhanden, wenn politische Parteien die Interessen des arbeitenden Volkes zu den ihren machen. Soviel wir sehen, wird dies, neben der sozialistischen, besonders die demokratische Partei tun. Auf dieser Linie wird der Sieg liegen.

Die Kirche wird und will sich am wenigsten von allen Lebenskreisen, die durch den Krieg betroffen wurden, der Hebung und Erneuerung entziehen. Sie hat ihre volle Pflicht getan. Sie hat dem Staat willig ihre Dienste zur Verfügung gestellt und durch Belehrung und Ermunterung die sittlichen Leistungs- und Widerstandskräfte des Heeres und des Volkes gestählt. Y. M. C. A. und rotes Kreuz haben aus den Kreisen der Kirche hauptsächlich ihre Arbeiter gezogen. Es kann nicht ausbleiben, daß sie aus diesen Aeußerungen und Tätigkeiten christlicher Liebe reiche Früchte erntet. Zunächst werden diese darin bestehen, daß im Kriege so recht deutlich geworden ist, daß das praktische Christentum des guten Samariters und des Dienstes an den aus Wunden aller Art Blutenden mächtiger ist, als das Pochen auf irgend welchen Punkt toter Orthodoxie oder äußerer Zeremonien. Es ist freilich nicht zu leugnen, daß man in dieser Beziehung auch zu weit gehen kann. Es ist viel behauptet worden, daß nach dem Krieg alle Dogmen über den Haufen geworfen werden würden, und man sich in einer Religion der wahren Menschenliebe und der praktischen Zwecke vereinigen werde; so z. B. von dem jungen Rockefeller. Selbst von kirchlicher Seite sind diese heute so wenig beliebten „Dogmen“ in letzter Zeit oft gar gering eingeschätzt worden. Andererseits hat es auch nicht an Aeußerungen gegenteiliger Art gefehlt. Man hat gerade in der Entwicklung Deutschlands eine Art Gottesgericht über die rationalistische Strömung in Kirche und Volk gesehen, und es als die Forderung der Stunde erklärt, zu dem alten Gott, dem alten Bibelglauben und den alten „Dogmen“ reuig und ernstlich zurückzukehren.

Die richtige Mitte in diesen widerstreitenden Ansichten wird die sein, daß man allerdings anerkennt, daß die Welt heute, wenn je, des Evangeliums von Christo, dem Erlöser, bedarf. Damit, daß kund geworden ist, daß Vaterlandsliebe noch lebt und zur höchsten Aufopferung bereit macht, ist noch nicht bewiesen, daß der Mensch nicht der Wiedergeburt bedarf. Auch Griechen und Römer gaben ihr Alles fürs Vaterland dahin. „Im Felde“ sterben ist nicht dasselbe als „im Herrn“ sterben, und Patriot und Christ sind nicht identisch. Ferner: ein wissensstolzes Geschlecht hat es verlernt, an eine Offenbarung von oben zu glauben und darauf zu hoffen. Einer materialistisch gerichteten Zeit ist der Ernst und die Tiefe biblischen Christentums verloren gegangen. Da hilft weder Kraut noch Pflaster weder

Imitat noch Substitut, sondern allein der auferstandene Christus und der Geist der Pfingsten. Aber das ist sicher, der Herr hat wieder, wie einst auf dem Berge zu Galiläa gerufen: „Tun ist wichtiger als Hören. Aber das Tun muß auch aufs Große und Ganze gehen. Sonntagschulen organisieren, Kirchen errichten, Denominationen vervielfältigen, um Glaubenspunkte streiten, innere und äußere Mission treiben ist gut und löblich, so weit es geht. Aber solange ihr das Handel- und Politiktreiben nicht unter die Herrschaft des Geistes Christi stellt, wird der Haß in vier Jahren mehr zerstören als ihr in vielen Jahrzehnten aufbauen könnt. Seid nicht damit zufrieden, daß ihr innerhalb eurer Kirchenwände euch des Wachstums und Gedeihens erfreut, sonder seht, daß euer Christentum das Salz des Volkes und das Licht des Erdenlebens werde, auf daß das Reich Christi wahrhaft gebaut werde.

Es steht mit diesem Betonen des Wesentlichen in engstem Zusammenhang, daß die Strömung auf Konsolidation im kirchlichen Leben, die auch auf das Hauptsächliche sieht, noch mehr sich durchsetzen wird. Der Krieg ist das größte Unternehmen internationaler Kooperation gewesen, das die Welt je gesehen und soll in der zu gründenden Völkerliga zu einer permanenten Organisierung aller zivilisierten Völker führen. Dem gegenüber sieht alles, was die Kirche bisher unternommen, gering aus. Wenn Rassen- und Völkergegensätze kein Hindernis scheinen, wie könnten dann die oft so geringen Glaubensunterschiede der kirchlichen Benennungen es sein? Die Kirchenfederation wird aus dieser Situation Förderung und Vorteil ziehen. Die Lutheraner werden noch mehr „Merger"s zu berichten haben, als den kürzlich vollzogenen. Die Methodisten und Baptisten werden ihnen nacheifern. Ob auch die Denominationen calvinischer und lutherischer Observanz sich mit der Zeit einander nähern, bleibt abzuwarten, ist jedenfalls nicht unwahrscheinlich. Es wird darüber im kommenden Jahre in diesem Magazin von berufener Seite noch manches gesagt werden; wir enthalten uns also, jetzt darüber Vermutungen anzustellen.

So harren unser also der Aufgaben genug, und die geistige Atmosphäre wird eine solche sein, daß es leichter sein wird, diese Aufgaben zu lösen. Augenblicklich natürlich tun wir die Arbeit, die die Stunde fordert; und wenn die größere Stunde schlägt, so werden die Führer nicht fehlen, so hoffen wir, die uns den Weg zeigen. Sollte dann durch Gottes Gnade die neue Welt, in die wir eintreten, so viel besser sein als die alte, so werden wir dankbar erkennen, daß all die furchtbaren Blutopfer doch nicht umsonst gebracht sind.

Praktische Winke zur Arbeit der Inneren Mission.

Von Chas. Enders, Detroit, Mich., Organisator.

Unter Innerer Mission verstehen wir in der Evangelischen Synode von Nord-Amerika die Evangelisation des Heimatlandes. In weiterem Sinne umfaßt der Ausdruck Innere Mission alle Rettungs- und Heilstätigkeit, die auf Erweckung und Bekehrung der kirchlich Verwahrlosten gerichtet ist. Innere Mission in diesem Sinne befaßt sich mit Stadtmission, mit der Diakoniesache, mit Gefangenenfürsorge, mit Armenpflege, mit Versorgung verwahrloster Kinder, mit Asylen für gefallene Frauen und mit Herbergen für Arbeiter und dergl. Dies ist, was man in Deutschland unter Innerer Mission versteht. Wir aber fassen den Ausdruck enger und passen uns der Bedeutung des englischen Ausdruckes „Home Missions" an. Vieles, das man in Deutschland Innere Mission nennt, findet man hierzulande unter dem Namen „Social Service." In lutherischen Kreisen allerdings hat man angefangen, den Ausdruck „Innere Mission" für diese Arbeit zu gebrauchen. Die eigentliche Evangelisationsarbeit aber, die sich mit der Predigt des Evangeliums unter den kirchlich Unversorgten und mit ihrer Sammlung zu organisierter Gemeindetätigkeit befaßt, nennt man „Home Missions." Dies ist auch, was wir unter Innerer Mission in unserer Kirche verstehen. Innere Mission in diesem engeren Sinne ist der Gegenstand, mit dem sich dieses Referat befaßt. Es soll dies eine Darlegung des Zweckes, des Gegenstandes und der Arbeitsweise der Inneren Mission, wie sie von unserer evangelischen Kirche betrieben werden sollte, sein.

I.

Zweck der Inneren Mission.

Hauptzweck der Inneren Mission ist Seelenrettung. Verlorene Seelen zu suchen und zu Christo zu führen, daß sie in ihm ihren Erlöser und Heiland finden; den aus dem Kreise ihrer Heimatgemeinden Ausgewanderten mit dem Worte des Heils nachzugehen, sodaß sie vor dem Falle bewahrt, in der Erkenntnis des Heils gefördert und in der Gemeinschaft mit Christo gestärkt und gefördert werden, dies ist Hauptzweck der Inneren Mission. Verlangen wir Schriftgründe für diese Zweckangabe, so finden wir viele, von denen die wichtigsten sein dürften: Der Missionsbefehl des Herrn, „Gehet hin und machet zu Jüngern alle Völker," welcher Befehl sich nicht nur auf die Heiden, sondern auch auf die eigenen Volksgenossen bezieht; ferner die Worte „des Menschen Sohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist" und „Ihr werdet meine Zeugen sein zu Jerusalem und in ganz Judäa und Samarien und bis an das Ende der Erde" und endlich das Apostelwort „Und ist in keinem anderen Heil, ist auch kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden." Die in diesen Schriftbelegen deutlich ausgesprochene Aufgabe

des Christen, sich um das Seelenheil seiner Mitmenschen zu bekümmern, versucht die Innere Mission zu erfüllen. Diesem Zwecke, Sünder zu suchen und selig zu machen, muß sich alles, mit dem sich Innere Mission befaßt, unterordnen.

Mit diesem Hauptzwecke stehen zwei andere in enger Verbindung, nämlich Ausbreitung der Denomination und Beförderung des nationalen Wohles. Die Verfolgung dieser Nebenzwecke tut dem Hauptzweck nicht nur keinen Eintrag, sondern trägt wesentlich zur Beförderung desselben bei.

Innere Mission dient zur Ausbreitung der Denomination oder zum Wachstum des eigenen Kirchenkörpers. Als ein besonderer Kirchenkörper treten wir ein für besondere Prinzipien, durch welche wir uns von den anderen Kirchenkörpern unterscheiden. Wenn dies nicht der Fall wäre, dann hätte es keinen Zweck, einen besonderen Kirchenkörper als Evangelische Kirche zu bilden, dann hätten wir als Kirchenkörper überhaupt keine Existenzberechtigung. Wenn wir auch die Gleichberechtigung anderer Kirchenkörper anerkennen, so halten wir doch dafür, daß uns eine besondere Aufgabe gegeben ist. Diese Aufgabe ist, die evangelischen Prinzipien, wie sie in unseren Bekenntnisparagraphen niedergelegt sind, zur Geltung zu bringen. Wenn wir wirklich glauben, was wir bekennen, dann können wir nicht anders, als alle Kräfte daran zu setzen, unserer Sonderstellung möglichst weite Anerkennung zu verschaffen. Obwohl wir für die Einheit der christlichen Kirche eintreten und die Beförderung derselben als unsere besondere Aufgabe ansehen, so müssen wir selber erst ein starker, einflußreicher Kirchenkörper werden, ehe die kirchliche Welt uns beachten und uns als Vertreter des evangelischen Prinzips kirchlicher Einheit Gehör schenken wird. Dies muß ein Zweck der Inneren Mission sein, daß Mittelpunkte evangelischen Einflusses geschaffen, und daß wir als Kirche groß und stark werden, um das evangelische Ideal kirchlicher Einheit zur Geltung zu bringen.

Innere Mission muß aber auch zur Förderung des nationalen Wohles beitragen. Kirche und Staat müssen von einander getrennt sein, aber Religion und Nation dürfen nicht von einander getrennt sein; denn ohne die Stütze der moralischen Kraft des Christentums kann kein Volk bestehen und sich in gedeihlicher Weise entwickeln. „Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben." Wie kann aber ein Volk in der Gerechtigkeit stark sein, wenn es nicht von der Kraft des Christentums durchdrungen ist? Unsere Nation bildet hierinnen keine Ausnahme. Ja, wir dürfen wohl sagen, daß unser Volk besonders des Christentums zu seinem Wohlergehen bedarf. Nach den Worten unseres Märtyrerpräsidenten Lincoln haben wir eine Regierung von dem Volk, durch das Volk und für das Volk, oder in anderen Worten, eine Volksregierung, in welcher das Volk seine Gesetzgeber und Regierungsbeamten selber erwählt. Wollen wir nun gerechte Gesetze und eine das allgemeine Wohl fördernde Verwaltung des Landes haben,

dann muß unser Volk ein gerechtes Volk sein. Es kann sich nur dann ein Urteil über Gerechtigkeit im Staatsleben bilden und gute Beamten wählen, wenn es selber Gerechtigkeitssinn hat. Unser Volk wird aber nur in dem Maße vom Geiste der Gerechtigkeit geleitet werden, in dem die Einzelnen im Volke vom Geiste Jesu Christi durchdrungen werden.

Ohne Innere Mission kann nun aber die große Masse des Volkes von dem Evangelium Jesu Christi nicht beeinflußt werden. Ein großer Teil unseres Volkes ist nicht seßhaft, sondern zieht von Ort zu Ort, je nachdem die Arbeitsverhältnisse sind. Die großen Industriestädte mit ihren kurzen Arbeitsstunden und großen Löhnen verlocken die Leute vom Lande und ziehen auch viele an von kleinen Städten, in denen die Arbeitsgelegenheiten nicht so gut sind. Die Befruchtung großer Landstrecken im Westen durch das Berieselungssystem trägt auch dazu bei, daß viele ihren Wohnsitz ändern. Aus dem einen oder dem anderen Grude findet fortwährend eine Völkerwanderung in unserem Lande statt. Dazu kommt noch, daß Amerika das Ziel einer großen Auswanderung von fast allen anderen Weltteilen ist. Wollen wir nun bei all diesem Wechsel den Segen einer guten Regierung genießen, dann müssen auch diese Völkerelemente, die einwandern, und die im Lande herumziehen, evangelisiert werden. Im Hinblick auf die internationalen Ziele, die wir als Nation uns durch unseren Eintritt in den Weltkrieg gesteckt haben, ist die Evangelisierung unseres Volkes desto notwendiger geworden; denn wir können keinen heilsamen Einfluß auf den Gang der Weltentwickelung ausüben, und können die Prinzipien der Demokratie und internationaler Gerechtigkeit nicht in segenbringender Weise unter den anderen Völkern zur Geltung bringen, wenn wir nicht selber ein gerechtes Volk im Innern und nach Außen hin sind. Die Innere Mission muß darum auch dies als Zweck im Auge behalten, daß durch ihre Arbeit das Volk von Gerechtigkeit durchdrungen und somit in Stand gesetzt werde, seine nationalen und internationalen Probleme zu lösen und Aufgaben zu erfüllen.

II.

Gegenstand der Inneren Mission.

Wer unter unserem Volke ist nun im besonderen Gegenstand unserer Inneren Mission? Die Väter unserer Kirche haben es als ihre Aufgabe angesehen, unter den Einwanderern aus Deutschland und deren Nachkommen hier im Lande zu arbeiten. Dies war in den ersten Jahrzehnten das nächstliegende Bedürfnis, daß denen, die der englischen Sprache nicht mächtig waren, und die an deutsches kirchliches Wesen gewohnt waren, mit dem Worte Gottes in deutscher Sprache und nach deutscher Art gedient würde. Für diesen Dienst der Väter wollen wir denselben ein dankbares Gedächtnis bewahren.

Solange die Einwanderung aus Deutschland stark war, und solange die Kinder hier in deutschen Gemeindeschulen erzogen wurden, war man berechtigt, nach Art der Väter weiter zu arbeiten. Die kirchliche Versorgung der Einwanderer und ihrer Kinder hätte Arbeit genug gegeben. Es kam aber die Zeit, daß die Einwanderung sehr gering wurde, und daß die Gemeindeschulen zum großen Teil eingingen, und selbst wo sie sich noch halten konnten, schickten viele Eltern ihre Kinder in die öffentliche Schule. Dieser Veränderung der Verhältnisse hätte auch eine Aenderung in unserem Arbeitsplan inbezug auf den Gegenstand unseres Wirkens folgen sollen. Wir hätten voraussehen sollen, daß die Zeit kommen würde, in welcher das Bedürfnis für kirchliche Arbeit in der deutschen Sprache fast gänzlich aufhören würde, und wir hätten demgemäß unseren Arbeitsplan ändern sollen.

Leider haben wir aber, nachdem die deutsche Einwanderung anfing abzunehmen, und nachdem die Gemeindeschule ihre Blütezeit hinter sich hatte, noch lange fortgefahren, nach der alten Weise zu arbeiten und haben uns nur um die Deutschsprechenden gekümmert. Wenn einer es wagte, englische Predigt oder englischen Unterricht einzuführen, so wurde er fast als ein Verräter oder Häretiker angesehen. Manche Pastoren, die darauf aufmerksam gemacht wurden, daß sie ihre Jugend an englische Kirchen verlieren, sagten: Wenn sie das Deutsche nicht verstehen können oder wollen, dann wollen wir sie auch nicht. Ich kenne Gemeinden, die früher in ihrer Gemeindekonstitution die Verordnung hatten, daß solange drei Mitglieder dagegen seien, kein Englisch eingeführt werden könnte. Noch vor fünfzehn und zwanzig Jahren hatte man so etwas in Gemeindeordnungen eingefügt. Ich weiß von einer Gemeinde, die vor etwa zehn Jahren den Beschluß faßte, daß nur eingewanderte Deutsche oder Nachkommen deutscher Eltern als Mitglieder in die Gemeinde aufgenommen werden dürften. Daß diese Beschränkung unserer Arbeit auf den deutschsprechenden Teil der Bevölkerung nicht eine Verirrung einzelner Pastoren oder Gemeinden, sondern Arbeitsweise der Kirche als Ganzes bis vor kurzem war, ergibt sich daraus, daß noch vor 11 Jahren keine englische Examenspredigt im Predigerseminar verlangt wurde. So weit ich mich erinnere, ist überhaupt nicht im Lehrplan eine englische Predigt von uns verlangt worden, sondern es war einem jeden überlassen, ob er eine englische Predigt ausarbeiten wollte oder nicht. In meiner Klasse von zwanzig, die vor elf Jahren ins Amt entlassen wurde, haben nur sechs eine englische Examenspredigt gehalten.

Aus diesem allen ergibt sich, daß wir bisher im allgemeinen daran festgehalten haben, die Deutschsprechenden als Gegenstand unseres Wirkens anzusehen. Was ist die Folge davon? In fast allen Städten, in denen wir Gemeinden haben, befinden sich englische Gemeinden anderer Denominationen, die, wenn auch nicht ganz, so doch zum großen Teil aus Kindern evangelischer Gemeinden bestehen. Nicht nur dies, man findet auch in anderen Denominationen Prediger und

hervorragende Laienarbeiter, deren Eltern Glieder in evangelischen Gemeinden waren und noch zum Teil es sind. Durch die Verfolgung dieser kurzsichtigen Richtung haben wir nicht nur Tausende von Mitgliedern, sondern auch viele wertvolle Arbeitskräfte verloren. Würden wir auf dieser Bahn weitergehen, so würden wir in absehbarer Zeit als Kirche aufhören zu existieren, denn wir würden dann nur Totengräberarbeit verrichten.

Gott sei Dank, daß dieses tragische Ende unserer Kirche nicht mehr zu befürchten ist; denn in den letzten Jahren bricht sich allmählich die Erkenntnis eines Besseren Bahn. Die Einführung des Englischen in den meisten Gemeinden, ja die Ueberhandnahme des Englischen in manchen Gemeinden, die Gründung ganz englischer Gemeinden, die Vermehrung der Herausgabe englischer Literatur, die erhöhten Anfoderungen im Englischen im Proseminar, und die Einrichtung einer zweiten englischen Professur im Predigerseminar deuten auf Veränderung mit Bezug auf den Gegenstand des Wirkens in unserer Kirche.

Was nun von der Kirche im allgemeinen gilt, das gilt im besonderen für die Innere Mission. Um unserer Existenz willen dürfen wir uns nicht auf die Deutschsprechenden beschränken, sondern müssen auch der Englischsprechenden gedenken. Wenn wir nun auch als Kirche deutschen Ursprungs vornehmlich eine Pflicht gegen den Teil unseres Volkes, der deutscher Herkunft ist, haben, so müssen wir aber, als eine amerikanische Kirche, nicht nur die Unkirchlichen deutscher Abstammung, sondern alle Unkirchlichen, welcherlei Herkunft sie auch sein mögen, sofern sie in unserem Wirkungskreise sind, als Gegenstand unserer Missionstätigkeit ansehen. Das Evangelium, das uns anvertraut ist, ist nicht nur für Sünder deutscher Herkunft, sondern für alle Heilsbedürftige ohne Unterschied der Rasse oder der Nationalität. Auch haben wir als amerikanische Kirche überhaupt nicht darnach zu fragen, welcher Nationalität die Leute, mit denen wir in unseren Arbeitsfeldern in Berührung kommen, entspringen, sondern einzig und allein dies zu berücksichtigen, daß sie in Amerika sind und entweder zur Besserung oder zum Schaden amerikanischen Volkslebens ihr Wesen hier treiben werden. Als amerikanische Kirche können wir nur dann erwarten, unseren Zweck zu erfüllen, wenn wir bereit sind, allen kirchlich unversorgten Amerikanern in unserem Wirkungskreis zu dienen. In jedem Fall sollten aber, wie der ehrw. Herr Synodalpräses Baltzer in seinem Jahresbericht von 1917 sagt, die aus der „Heimatgemeinde verzogenen Väter, Brüder und Kinder . . . den Ansatz zu einer Gemeindebildung abgeben." Wir müssen einen Grundstock evangelischer Leute haben, damit der evangelische Charakter unserer Arbeit bewahrt bleibt. Um diesen Grundstock sollten dann aber die kirchlich Unversorgten in der Nachbarschaft, welcherlei nationaler oder denominationeller Herkunft sie sein mögen, gesammelt werden.

III.

Arbeitsweise der Inneren Mission.

Zur Verwaltung der Missionsarbeit haben wir eine Zentralbehörde für die ganze Kirche und Distriktsbehörden für jeden Distrikt. Die Zentralbehörde verwaltet die Missionsgelder und hat die endgiltige Entscheidung betreffs Inangriffnahme neuer Felder und der Anstellung von Arbeitern zu treffen Die Distriktsbehörden halten Umschau in ihrem Distrikt nach Missionsangelegenheiten, untersuchen Felder, versuchen Arbeiter zu gewinnen und beaufsichtigen die Missionsarbeit in ihrem Distrikt. Die bisherige Arbeitsweise hat aber nicht allgemein befriedigt und nicht die erwünschten Resultate gehabt. Die Unzufriedenheit mit der bisherigen Arbeitsweise ist auf den beiden letzten Generalkonferenzen zum Ausdruck gebracht worden. Schon auf der vorletzten Generalkonferenz wurde beschlossen, Organisatoren anzustellen, und auf der letzten Generalkonferenz wurde ein Plan zur selbständigen Verwaltung der Missionsarbeit von seiten der Distriktsbehörden innerhalb der Grenzen ihres Distrikts angenommen. Diese von der Synode beschlossenen Verbesserungen der Missionsarbeit können aber nur dann etwas nützen, wenn die Beschlüsse ausgeführt werden.

Wenn für die Missionsarbeit geeignete Männer dem Dienst der Inneren Mission erhalten werden sollen, dann muß ihnen ein den Anforderungen der Missionsarbeit entsprechendes Gehalt bezahlt werden. Um zu verhüten, daß tüchtige Missionsarbeiter bei dem Selbständigwerden der Missionsgemeinde aus der Inneren Mission treten, und um sie weiter in der Missionsarbeit verwerten zu können, sollte Missionsarbeitern ein Jahresgehalt von $1200.00 nebst freier Wohnung bezahlt werden. Hierin kann aber erst dann Wandel geschaffen werden, wenn die Gaben für Innere Mission um ein Bedeutendes erhöht werden.

Wie bald die von der Generalsynode beschlossene selbständige Verwaltung der Distriktsmission verwirklicht werden wird, hängt von den einzelnen Distrikten ab. Jeder Distrikt sollte sich bestreben, möglichst bald die Bedingungen zur selbständigen Verwaltung seiner eigenen Missionsarbeit zu erfüllen. In dem Maße, in dem die einzelnen Distrikte die Verwaltung ihrer eigenen Missionsarbeit übernehmen, wird die Zentralbehörde von Arbeiten, welche die Distriktsbehörden gerade so gut, wenn nicht besser, tun können, entlastet und ihr mehr Zeit gegeben werden, sich mit den allgemeinen Problemen der Inneren Mission eingehender zu befassen und mehr Aufmerksamkeit der Missionsarbeit in den schwächeren Distrikten, die ihre Missionsgelder selber verwalten, ein größeres Interesse für die Missionsarbeit bezweckt werden können. Die vermehrte Verantwortlichkeit würde die Distriktsbehörden zu größerer Sorgfalt ermahnen, und zu größerem Eifer in der Untersuchung und Bearbeitung neuer Felder anspornen.

Doch außer diesen schon beschlossenen Erneuerungen ist noch Raum zur Aufbesserung. Bisher hat die Missionsarbeit viel darunter gelitten, daß oftmals kein passendes Lokal für Gottesdienstzwecke erworben werden konnte. Dies hat z. B. in Highland Park den Anfang sehr erschwert und ist auch jetzt noch ein Hindernis. Ich weiß auch von anderen Missionsgemeinden, aus denen längere Zeit nichts wurde, weil sie kein passendes Versammlungslokal bekommen konnten. Diesem Uebelstand konnte abgeholfen werden zum Teil durch den Gebrauch von „Portable Chapels“ und zum Teil durch ein besseres Zusammenarbeiten der Kirchbaukasse mit der Zentralbehörde für Innere Mission.

Wenn die Zentralbehörde für Innere Mission eine Anzahl „Portable Chapels“ anschaffen würde, so könnte sie dieselbe neuen Missionsgemeinden zur Verfügung stellen. Die Kapellen würden Eigentum der Zentralbehörde bleiben. Sobald die Gemeinde imstande wäre, einen Kirchbau auszuführen, würde die Kapelle der Zentralbehörde zur anderweitigen Verwendung wieder zurückgegeben werden. Durch den Gebrauch dieser „Portable Chapels“ würde viel Geld, das jetzt für Miete und für temporäre Gebäulichkeiten ausgegeben wird, gespart und für den eigentlichen Kirchbau verwendet werden können. Was aber noch wichtiger ist, ist, daß eine Gemeinde mit Hilfe einer solchen Kapelle viel schneller wachsen und selbständig werden könnte; denn eine Kapelle, und ist sie noch so einfach, zieht die Leute mehr an, als eine Privatwohnung oder ein Geschäftslokal, oder eine Logen- oder Vergnügungshalle, die gar oftmals jetzt in der Missionsarbeit gebraucht werden müssen.

„Portable Chapels“ würden den Anfang der Missionsarbeit erleichtern, aber auf die Dauer könnte die Arbeit in einer solchen Kapelle nicht weitergeführt werden. Möglichst bald muß eine Kirche gebaut werden. In den allermeisten Fällen muß eine Gemeinde Geld borgen, um bauen zu können. Um in solchen Fällen zu helfen, haben wir die Kirchbaukasse eingerichtet. Wenn nun auch die Kirchbaukasse schon vielen Gemeinden geholfen hat, so hört man doch oft und viel klagen, daß die Kirchbaukasse kein Geld habe, wenn die Missionsgemeinde bauen will. Es sind darum schon Stimmen laut geworden, daß man die Kirchbaukasse abschaffen, oder doch wenigstens nicht mehr unterstützen sollte. Dies wäre aber der größte Fehler, den man begehen könnte. Dem Uebelstand kann abgeholfen werden, nicht durch Abschaffung der Kasse oder durch Verweigerung der Unterstützung, sondern durch eine Aenderung in der Verwaltung.

Auf unserer letzten Distriktskonferenz wurde eine Veränderung vorgeschlagen dahingehend, daß die Kirchbaukasse mit der Zentralbehörde für Innere Mission verschmolzen werden sollte. Dies wäre ja praktisch durchführbar, wenn man der Zentralbehörde etwa zwei weitere Glieder beifügen würde und in der Behörde ein besonderes Komitee zur Verwaltung der Gelder der Kirchbaukasse ernennen würde. Es ist

aber zu befürchten, daß beide Kassen unter einer solchen Einrichtung finanziell leiden würden. Viele Leute würden nur an die eine Behörde denken und vergessen, daß die eine Behörde zwei Kassen verwaltet. Das Interesse für die beiden Kassen würde ein viel regeres sein, wenn beide separat blieben.

Wenn nun auch eine einheitliche Verwaltung nicht ratsam ist, so ist doch ein besseres Zusammenarbeiten der beiden Behörden nicht nur möglich, sondern auch höchst notwendig zum gesunden Gedeihen der Missionsarbeit. Dies Zusammenarbeiten könnte dadurch erzielt werden, daß die Kirchbaukasse nur auf Empfehlung der Zentralbehörde für Innere Mission Anleihen machen würde. Die Distrikts-Missionsbehörden sollten dann gehalten sein, jährlich an die Kirchbaukasse zu berichten, ob im Laufe des kommenden Jahres irgend eine Mission Gelder für Kirchbau benötigen wird. Wenn der Voranschlag des Einkommens der Kirchbaukasse für das kommende Jahr für die gewünschten Anleihen nicht ausreicht, dann sollte die Zentralbehörde, die infolge ihrer Kenntnis der allgemeinen Missionslage am besten urteilen kann, wo das Geld am notwendigsten ist, dementsprechend Empfehlungen machen, sodaß Anleihen gemacht werden, wie sie am meisten Segen stiften. Daß damit allen Anforderungen genügt werden könnte, ist nicht gesagt; es würde aber dadurch eine mehr gerechte und für die Missionsarbeit vorteilhaftere Verteilung der Gelder der Kirchbaukasse erzielt werden.

Doch auch die beste Organisation der Behörden und Eifer, Gewissenhaftigkeit und Tüchtigkeit der Missionsarbeiter werden an und für sich nicht genügen, die besten Resultate und die möglichst größten Erfolge zu erzielen. Um unsere Aufgabe auf dem Gebiete der Inneren Mission in befriedigender, unseren Gelegenheiten und unserem Vermögen entspechender Weise zu erfüllen, dürfen wir die Missionsarbeit nicht nur Sache bestimmter Behörden und besonderer Missionsarbeiter sein lassen, sondern müssen die ganze Kirche zur Mitarbeit an der Aufgabe der Inneren Mission heranziehen Unter Mitarbeit will ich hier nicht Unterstützung der Missionsarbeit durch Opfer an Geld und Gebet verstanden haben, sondern die Beteiligung an der eigentlichen Missionsarbeit. An diesem fehlt es vielfach in unserer Kirche.

Dies betrifft zunächst die Pastoren. Wir kümmern uns zu wenig um die Leute, die aus unseren Gemeinden nach anderen Orten ziehen. Als ich im vorigen Jahre nach Highland Park kam, veröffentlichte ich im Friedensboten und im Herald einen Aufruf, mir die Namen und Adressen evangelischer Leute, die nach Detroit gezogen waren, zu schicken. Etwa vier Pastoren haben mir Namen geschickt. Ich habe aber mehr evangelische Leute aus anderen Städten gefunden, die mir nicht angemeldet wurden, als solche, die angemeldet wurden. Andere Missionsarbeiter machen ähnliche Erfahrungen. Sagte mir einer, daß evangelische Leute in nächste Nähe seiner Mission gezogen wären und sich einer Kongregationalisten-Gemeinde angeschlossen hätten. Sie wuß-

ten nicht, daß eine evangelische Gemeinde in der Nähe war. Trotzdem ihr früherer Pastor wußte, daß sie umziehen würden, hatte er sie weder auf die Mission, noch den Missionsarbeiter auf die Leute aufmerksam gemacht. Leider ist dies kein vereinzelter Fall. — Hierin müssen wir uns bessern, wenn unsere Innere Mission mit Erfolg betrieben werden soll.

Eine weitere Art der Mitarbeit in der Inneren Mission, die bis jetzt wenig in unserer Synode berücksichtigt worden ist, besteht darin, daß einzelne Gemeinden oder Gruppen von Gemeinden in Großstädten Missionsgemeinden anfangen. Andere Denominationen leisten in dieser Beziehung Großes. In Baltimore z. B. wurde vor zwei Jahren eine lutherische Gemeinde mit mehr als 150 Einzelgliedern gegründet infolge des Zusammenarbeitens verschiedener Gemeinden. Die Gemeinden, welche Mitglieder in der Nachbarschaft hatten, traten diese an die Mission ab. Ferner stellten diese Gemeinden die Arbeiter für einen Hausbesuch in jener Nachbarschaft und Lehrer aus ihren Sonntagschulen der Mission zum Anfang der Sonntagschularbeit zur Verfügung. Nach dem, was ich in New York, in Baltimore und in Detroit habe beobachten können, arbeiten die meisten der anderen Denominationen in dieser Weise. Dies erklärt auch das schnelle Wachstum vieler dieser Denominationen. Wir haben leider in dieser Beziehung bis jetzt noch wenig geleistet. Vereinzelte Fälle findet man wohl. In St. Louis, in Evansville, Ind., in Louisville, Ky., in New Orleans, La., in Chicago, in Baltimore und, soviel ich weiß, hat man auch letzthin in Buffalo angefangen, auf diese Weise zu arbeiten. In allen Großstädten, in denen wir Gemeinden haben, sollte ein aus Pastoren und Laien gebildetes Missionskomitee ins Leben gerufen werden, um die Missionsgelegenheiten in der Umgebung wahrzunehmen Schon damit wäre der Missionsarbeit viel Vorschub geleistet, wenn Gemeinden von sich aus unter Leitung ihrer Pastoren oder eines lokalen Missionskomitees die Anfangsarbeiten in Missionsfeldern tun würden.

Wir sollten dann aber auch dahin kommen, daß einzelne Gemeinden nicht nur die Anfangsarbeiten tun, sondern eine Missionsgemeinde bis zu ihrem Selbständigwerden unterstützen. Ich weiß nicht, ob dies schon irgendwo in unserer Synode geschehen ist, aber ich weiß, daß dies vielfach in anderen Kirchenkörpern geschieht. Die Highland Park Presbyterian Church hat vor zwei Jahren etwa eine Meile weit von der Mutterkirche entfernt eine Mission angefangen, die jetzt eine selbständige Gemeinde ist. Die beiden Methodisten-Gemeinden in Highland Park unterhalten je eine Mission, von denen die eine etwa 1¼ Meilen und die andere nur etwa ¾ Meilen von der Mutterkirche entfernt ist. Die Hauptgemeinden haben zum Anfang die Miete für ein Versammlungslokal bezahlt und bezahlen das Gehalt des Arbeiters, der zugleich als Assistent in der Hauptgemeinde aushilft. Dies sind Beispiele solcher Arbeit in meiner nächsten Umgebung. Wo man hin-

kommt, findet man andere Denominationen auf diese Weise arbeiten. Warum können wir dies nicht auch tun?

Solche Mitarbeit in der Inneren Mission kann nicht durch Synodal- oder Distriktsbeschlüsse erwirkt werden, sondern nur durch ein lebendiges Interesse an der Missionsarbeit. Ist es nicht Tatsache, daß wir im allgemeinen unsere Arbeit von einem falschen Gesichtspunkt aus betrieben haben? Haben wir nicht bisher zu viel darnach getrachtet, die eigene Gemeinde aufzubauen und nicht genug darauf gesehen, Seelen zu gewinnen und das Reich Gottes zu bauen? Haben wir nicht gar oftmals Gemeindeinteressen auf Kosten der Ausdehnung der Kirche und der Förderung des Reiches Gottes betont? Haben wir uns nicht gar oftmals von dem engen Gesichtskreis der eigenen Gemeindeglieder beeinflussen lassen, anstatt diese zu dem höheren Gesichtspunkt der Reichsgottesarbeit zu führen? Soll es mit unserer Missionsarbeit anders werden, sodaß wir als Kirche nach Maßgabe unserer Kräfte und unserer Verantwortlichkeit zur Ausbreitung des Reiches Gottes, zur Erfüllung unserer besonderen denominationellen Aufgabe und zur Förderung des Wohles unseres Volkes beitragen können, dann müssen wir selber anders werden, dann müssen wir selber vom Missionsgeiste beseelt werden, daß wir die Missionsaufgabe unserer Kirche recht erkennen und mit frischem Mute unsere Gemeinden anleiten, zur Ehre Gottes und zum Heile unserer Mitmenschen die Evangelisation unseres Volkes zu betreiben.

Evangelische Kirchenpolitik.

Pastor G. Fr. Schütze.

(Dieser Aufsatz hält sich an die Richtlinien, die der ehrw. Synodalpräses, Herr Pastor Baltzer, D. D., einem Vortrag vor der Wausau P. C. in Athens, Wis., am 11. Juli 1918 zugrunde legte.)

Motto: Seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben. Matth. 10, 16.

So befruchtend unser Land, die U. S., in so vielen humanitären und zivilisatorischen Hinsichten gewirkt hat, so unfruchtbar ist es in der Erzeugung und Begründung von Kirchen gewesen. Tatsächlich, wenn wir die ganze lange Reihe der 150 Kirchenkörper ansehen, die unserem Lande in religiöser Beziehung den Anblick von Josefs Rock geben, dann, sage ich, finden wir unter diesen (es mögen mehr oder weniger sein; die Zahl 150 stehe für eine große, runde Zahl) nur eine einzige *Amerikanische Kirche*. Um diese anscheinend kühne Behauptung zu beweisen, wollen wir erst feststellen, was wir unter einer Kirche verstehen. „Das ist doch sehr einfach," wird uns Rom in die Rede fallen, „wir sind *Die* Kirche." „Mit nichten," antwortet Missouri, „*Wir* sind die Kirche, und nur bei uns kann man selig werden." Und dann erhebt sich eine Stimmensymphonie (oder sagen

wir lieber Kakophonie?), in der so und so viele Kirchenkörper mit „wenig Witz und viel Behagen" ihre Ansprüche geltend machen, die allein richtige Kirche zu sein. Um diesem Streite ein Ende zu machen, wollen wir die „Kirche im Gegensatz zur Sekte" definieren als die „auf dem Boden des Evangeliums stehende Glaubensgemeinschaft, welche die Einheit der Kirche betont," während die Sekte das Trennende, Partikularistische in den Vordergrud drängt. Nun ist es auf einmal in der ganzen lärmenden Versammlung von Kirchenkörpern grabesstill geworden. Die noch übrig bleibende Zahl von Kultgemeinschaften ist auf einmal so gering geworden, daß wir sie an den Fingern unserer Hände abzählen können. Wer ist noch da? Die Presbyterianer, die Kongregationalisten, der bessere Teil der Methodisten, die Reformierten und die Evangelische Synode von N.-A. Alle anderen, Rom voran und ihm zur Seite Missouri, par nobile fratrum, sind trotz all ihres „Kirche, Kirche"-Schreiens weiter nichts als aufgeschwollene Sekten, die eben nur wegen ihres Umfangs den Namen Kirche für sich in Anspruch nehmen. Von den wenigen Kirchen aber nun, die wirklich Kirchen sind, wie viele sind amerkanische Kirchen?

Mögen da nun die anderen Kirchen sich ereifern, soviel sie wollen, auf ihre Loyalität hinweisen, ihre großen Zahlen aufführen, das hilft alles nichts. Alle großen Hauptkirchen und auch die bedeutendsten Sekten sind nicht uramerikanische Gewächse, sondern nur Importationen. Wo hat die Wiege der Episkopalen Anglikaner gestanden? In London. Gerade die „English High Church" kann und will auch gar nicht ihren fremden Charakter verleugnen. Woher kommt der Kongegrationalismus? aus England; der Presbyterianismus? aus Schottland; die Reformierte Kirche? aus Genf; die verschiedenen Lutheraner? aus Wittenberg; Methodisten, Baptisten e tutti quanti, woher kommen sie? Sicherlich nicht aus den U. S.

T a t s ä c h l i c h g i b t e s n u r e i n e e i n z i g e, e c h t a m e r i k a n i s c h e K i r c h e i n u n s e r e m L a n d e: **Die Evangelische Synode.**

Nun erhebt sich ganz gewiß von links und rechts, von unseren Feinden ringsum, wie auch von manchen Brüdern in unserem Kreise, ein Sturm von Protesten und Widersprüchen. Wir werden also unsere Behauptung zu beweisen haben. Wenden wir uns daher zuerst zu den Kreisen innerhalb unserer Kirche; denn kein Reich kann bestehen, wenn es unter sich uneins ist (Matth. 12, 25.).

Brüder, wir sind eine amerikanische Kirche; das dürfen wir nie vergessen. Gewiß, jeder einzige Mensch in unserer Synode hat mehr oder weniger deutsches Blut in seinen Adern. Entweder er selbst oder seine Voreltern kamen herüber und suchten das Land der Freiheit, entweder um ihnen unerträglich erscheinenden Verhältnissen zu entgehen, oder weil ihnen hier ein leichteres, sichereres und gewinnreicheres Verdienen möglich war. So lebten wir hier in diesem Lande ungestört nach unseren alten Sitten, Gebräuchen und Gewohnheiten. So manche

von uns blieben deutsch in ihren Gedanken, Anschauungen und Sympathien. Für so manchen unter uns war Amerika nicht der Schmelztopf der Nationen, sondern nur der Schmalztopf, an dem es sich so schön gemütlich leben ließ. Und als nun der Weltkrieg ausbrach, da war es ganz natürlich, daß unsere Sympathien auf der Deutschen Seite standen, daß wir uns freuten über jeden Sieg, den die deutschen Waffen errangen, und daß wir trauerten über jeden Verlust, den sie erlitten.

Brüder, das war einmal. Das ist jetzt nicht mehr, kann nicht mehr sein, darf nicht mehr sein. Ich will nicht den alten Vergleich zwischen der Mutter und der Gattin aufwärmen, aber bedenkt, wir haben diesem Lande die Treue geschworen. Je härter die Pflicht ist, desto gewissenhafter müssen wir sie erfüllen. Ein Eid ist kein Kinderspiel. Wer seines Eides vergessen und sich unpatriotisch erwiesen hat, dem ist nur nach göttlichem und menschlichem Rechte geschehen, was er verdient hat, wenn Uncle Sam ihn scharf angefaßt hat. Wir haben eine Regierung des Volkes, für das Volk und durch das Volk. Wir haben unsere Vertreter selbst in den Kongreß gesandt. Nach deren Abstimmung und nicht nach Sympathien von einigen 100.000 Mann wird das Land regiert und muß regiert werden, so ehrenhaft und erklärlich diese Sympathien auch sein mögen. Wer mit der Abstimmung seiner Volksvertreter nicht zufrieden ist, der muß sich dennoch darein fügen. Wem es aber nicht mit gutem Gewissen möglich ist, sich zu fügen unter sein Volk, wem die Fleischtöpfe Aegyptens als das einzige Gute in Amerika erschienen, der soll nur diesem Lande wieder den Rücken kehren, je schneller, desto besser. Unser Land und unsere Kirche werden den Verlust ertragen können.

Aber einstweilen ist jetzt Krieg. Da müssen wir in einem ganz besonderen, bisher nie geahnten Maße lernen: Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat (Röm. 13, 1). Die alte Entschuldigung, die alle Rebellen aus der Bibel genommen haben: Man muß Gott mehr gehorchen, denn den Menschen (Apg. 5, 29) dürfen wir hier nicht gebrauchen, wie der Textzusammenhang es beweist. Petrus sprach diese Worte, als er wählen sollte zwischen zwei Wegen, das Evangelium zu verkündigen, dem alten Weg, den die Hohenpriester und der Hohe Rat ihm befahlen, den Weg der Mosaischen Gesetzeserfüllung, und dem neuen, von Jesu selbst befohlenen Wege, der Predigt der Gerechtigkeit aus dem Glauben allein. Es ist klar, daß sich dieses Wort nur auf geistliche Sachen bezieht. Wenn unsere Regierung uns zwingen wollte, das Evangelium in einer Weise zu verkündigen, die gegen unser Gewissen ginge, dann, aber nur dann, würden wir durch dieses Wort gerechtfertigt sein, uns zu widersetzen. Wie die Dinge jetzt stehen, müssen wir von unseren Pastoren und Gemeindegliedern erwarten, daß *sie in keiner Weise den U. S. in diesem Kriege auch nur die geringsten Schwierigkeiten bereiten*, sondern, daß sie treu der Regierung hel-

fen, so viel an ihnen ist. Besonders wir Pastoren sollen in diesen schweren Zeiten wahrhafte Leiter unseres Volkes sein.

Brüder, seid nicht blind gegen euern eigenen Vorteil. Gerade dieser Krieg bietet uns die Gelegenheit, Einfluß auf unsere Herde zu gewinnen, wie es vielleicht in absehbarer Zeit keine zweite solche Gelegenheit gibt. Unsere Jugend ist nicht pro-deutsch und nicht pro-alliiert, sondern pro-amerikanisch, und unsere Männer, die aus dem Kriege heimkehren werden, sind es erst recht. Der Pastor selbst gräbt das Grab für alle Gelegenheit, die jüngere oder die nächste Generation zum Guten zu beeinflussen, dem unsere Jugend es abfühlt, daß er nicht mit Leib und Seele für unser Land ist. Diese nationale Politik ist auch die im Interesse der ganzen Kirche gebotene. Ihr wißt, daß wenn ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit (1. Kor. 12, 26). Die Verfehlungen einer einzelnen Person werden angerechnet und heimgesucht werden an unserer ganzen Kirche von Leuten, die es nicht besser wissen oder nicht wissen wollen. Ob wohl oder übel, ihr müsset euch fügen; darum seid klug wie die Schlangen und tut es freiwillig, ehe ihr dazu gezwungen werdet. Aber seid auch ohne Falsch, wie die Tauben und tut es von ganzem Herzen. Unser Land ist es wert, daß wir für dasselbe die ganze Kraft Leibes und der Seele einsetzen. Darum noch einmal, Brüder: Wir sind Amerikaner; laßt uns gute Amerikaner sein.

Um uns nun auch mit unseren religiösen Gegnern und auch denen auseinander zu setzen, die unsere Kirche nicht kennen und nur dem größten Haufen nachschreien, wollen wir beweisen, wie amerikanisch unsere Kirche ist. Sie wurde gegründet am 15. Oktober 1840 in Gravois Settlement, Mo., durch folgende 6 Pastoren: E. L. Nollau, G. W. Wall, Hermann Garlichs, C. L. Dauber, J. J. Rieß und P. J. Heyer. Pastor Jos. Rieger, der sich zurzeit der Zusammenkunft noch auf der Reise von Europa hierher befand, unterzeichnete das Protokoll und die Konstitution alsbald nach seinem Eintreffen. Die Geburtsstätte unserer Synode war also amerikanisch. Diese Wahrheit kann auch das Geschrei unserer Gegner, die nach dem Prinzip zu handeln scheinen: „Calumniare audacter semper aliquid haeret“ nicht aus der Welt schaffen. Seitdem unser Land in den Weltkrieg eingetreten ist, seit dem 6. April 1917, haben wir es ja oft genug hören müssen, und besonders in lutherischen Synodalbeschlüssen: Wir haben mit dem deutschen Kaiser und seiner Kirche nichts zu tun; wir sind nicht die deutsche Landeskirche. Das sind vielmehr die Unierten, die sind die Kaiserkirche. Wie gewöhnlich enthält dieser Satz nur eine halbe Wahrheit, aber wir sind den Lutheranern auch dafür dankbar und wollen sie für alle Zeiten hier festnageln. Wenn nach dem Kriege wieder eine Einwanderung einsetzen, und die Lutheraner dann wieder ihre Sirenentöne erschallen lassen: Wir haben denselben Katechimus wie ihr draußen gehabt, wir sind eure Kirche; dann werden wir ihnen entgegenhalten können: Haltet an! Ihr habt ja selbst in 1917 und 1918 gesagt: Die Unierten sind die Kaiserkirche, die Kirche von draußen. Die

halbe Wahrheit ist also, daß die Lutheraner nicht die Kirche der Heimat sind; die darin eingemischte ganze dicke Lüge ist, daß unsere Synode eine Kaiserkirche sein soll. Das bestreiten wir ganz energisch und werden es auch nachher gleich beweisen. Hier wollen wir nur erst auf frischer Tat die Verleugnung der Stiefbrüder niedriger hängen. Diese ganze Behauptung ist weiter nichts als eine niedrige, opportunistische Drahtzieherei. Weil die Evangelische Kirche mit ihrem phänomenalen Wachstum dem Konfessionalismus ein Dorn im Auge war, sollte durch diese Protestationen nur die Aufmerksamkeit der Bundesregierung auf unsere Synode gelenkt werden, um uns mit ihrer Hilfe zu vernichten oder wenigstens moralisch für eine Zeit tot zu machen. Mit anderen Worten: Die Bundesregierung sollte die Katzenpfote spielen, mit deren Hilfe der Lutheraner-Affe die wertvollen Kastanien, die Mitglieder der Evangelischen Synode holen wollte; also eine Art Uriasbrief in neuer, moderner Aufmachung. Aber Gott sei Dank, daß er noch im Regiment sitzt. Die Regierung mußte wohl auf uns aufmerksam werden und hat unsere Kirche auf Herz und Nieren geprüft und nichts gefunden, weil eben keine Kirche, nicht nur nach ihrem Ursprung, sondern auch nach ihrer Arbeitsart, ihrem Charakter, ihrer Verfassung so demokratisch und amerikanisch ist, wie die Evangelische Synode.

Wir haben mit dem Haus Hohenzollern absolut nichts zu tun. Unsere Synode ist nicht entstanden auf Befehl irgend eines Monarchen oder Kirchenregimentes, ist auch nicht regiert oder beeinflußt von irgend einer anderen Kirche, sondern die demokratischste, die man sich denken mag.

Hier der Beweis. Von den ersten sieben Gründern unserer Synode waren die Hälfte Schweizer, aus dem Baseler Missionshaus entsandt, um den Indianern das Evangelium zu bringen. Es waren die Pastoren Wall, Rieß und Rieger. Heyer und Nollau waren Zöglinge des Barmer Missionshauses, also aus dem Wuppertal, wo lange vor der Einführung der Union ein praktischer Unionismus herrschte. Garlichs war von Haus aus kein Pastor, sondern Landmann, der auf Andringen seiner kirchlich unversorgten Farmernachbarn ihnen predigte. Er ging dann nach Deutschland zurück, wo er studierte und sich die Ordination holte. So kamen unsere Väter aus allen möglichen Ländern und Berufen, wie sie sich auch tatsächlich draußen gar nicht gekannt haben, natürlich die Schüler derselben Anstalten ausgenommen.

H i e r fanden sie sich zusammen und gründeten unsere Kirche unter dem bescheidenen Namen: „Evangelischer Kirchenverein des Westens,“ weil sie hier in Amerika das Bedürfnis fanden für eine Kirche, die die Scheuklappen des bornierten Konfessionalismus nicht an sich trägt, wie eine Schnecke ihr Haus. In der Tat mußte es ja auch kommen, daß der Gedanke, der politisch unser ganzes Land zusammenhält, „The Union“ sich auch auf religiösem Gebiete durchsetzte. War in Preußen die Union etwas zum Teil künstlich Gemachtes, hier ergab

es sich ganz von selbst. Siedelten sich da auf der weiten Prärie zwei oder drei Pommersche Familien an, so wohnten vielleicht noch in derselben Sektion zwei oder drei reformierte Lipper oder Neuendettelsauer Bayern. Sollte es denn so werden, daß auf jeder „Corner Lot" Sektion eine andere Lutherische Kirche stand und in der Mitte dazwischen vielleicht eine Reformierte? Da ergab es sich ganz von selbst, daß man die kleineren Unterschiede beiseite ließ, und daß das politische Wahrwort: „The Union for ever" auch auf die religiöse Fahne geschrieben wurde. Und zwar ist da der fundamentale Unterschied zwischen der ursprünglichen, preußischen Union und der amerikanischen, daß jene nur eine gegenseitige Toleranz beabsichtigte in Sitten und Gebräuchen, während unsere Union fortschritt zu einer, wie soll ich sagen, Konsolidation der Lehre in der Liebe. Unser Glaubensstandpunkt ist der der positiven Union, ein Standpunkt dessen sich nicht nur die preußische Landeskirche erfreut, sondern den wir auch finden mit mehr oder weniger lutherischer oder reformierter Färbung in Württemberg, Sachsen, Hessen, Bayern. Daß der Kaiser sich desselben Glaubensstandpunktes erfreut, dessen auch wir uns getrösten, ist der einzige Berührungspunkt, den wir mit ihm haben, und da wir doch darnach streben, daß alle Welt einmal diesen Standpunkt teile (Joh. 10, 16), können und wollen wir diesen Glauben auch unserem ärgsten Feinde gönnen, warum also dem Kaiser nicht?

Auch insofern ist unsere Synode echt amerikanisch, daß sie finanziell absolut auf eigenen Füßen steht. Von der preußischen Regierung oder ihrem Kirchenregiment haben wir niemals Unterstützung erhalten, sodaß wir eine Art Diasporakirche wären, wie z. B. die Evangelische Kirche in Brasilien, in Rio Grande do Sul, in welcher Synode bis zum Kriegsausbruch, alle Pastoren der Bestätigung durch den preußischen Oberkirchenrat bedurften. Unsere Synode dagegen steht absolut unabhängig. Es ist allerdings wahr, daß im Jahre 1854 einmal in Preußen eine Kollekte für uns erhoben wurde, die $5.000 ergab. Aber das Geld ist uns n i e m a l s ausgezahlt worden, sondern die Zinsen wurden bis zum Kriege aufgesammelt. Einmal ist dann von diesen Zinsen einem unserer Studenten ein einjähriges Studium an der Berliner Universität ermöglicht worden. Das aber kann nicht mehr eine finanzielle Abhängigkeit, als wenn Mr. Jones, obwohl er sich zur Methodistenkirche hält, einmal auf einem „Ice Cream Social" der Baptistenkirche, der er gegenüber wohnt, gelegentlich eine Schüssel Rahmeis ißt. Wenn wir dagegen die Liste unserer Wohltäter ansehen, so nimmt die erste Stelle ein Vollblut Yankee ein, Mr. R. Bigelow aus New York, der unserer Synode unter anderem die erste Druckerpresse stiftete. Dabei war Mr. Bigelow so wenig deutsch, daß er nicht ein einziges Wort unserer Sprache verstand. Der Mann würde sicher nicht so warmes Interesse für unsere Kirche auf die Dauer gezeigt haben, wenn er nicht in derselben etwas echt Amerikanisches, Demokratisches gefunden hätte.

Dieses demokratische Prinzip unserer Kirche kommt auch ganz deutlich zu Tage in der Konstitution unserer Synode, die der unserer U. S. nachgebildet ist und sie in Stücken sogar übertrifft. Wie wir 48 politische Staaten haben, so hat unsere Kirche 19 souveräne Distrikte. Den Territorien entsprechen ungefähr die Missionsgebiete, deren Vertreter auch nur beratende Stimme haben. Wie in der Politik, gehen die Vertreter unserer Kirche in den Assemblies, den Distriktskonferenzen aus allgemeiner, freier Wahl hervor. Ihre Beschlüsse sind bindend, und hat der (Präses) Governor kein Vetorecht. Das steht nur dem Präsidenten (Synodalpräses) zu und auch dann nur in höchst beschränktem Maße. Er mag einen Beschluß für noch so töricht und schädlich halten, er hat kein Recht und keine Macht diesen Beschluß zu hindern, außer er kann nachweisen, daß der Beschluß unkonstitutionell ist. Und dann noch, selbst dann, steht über ihm das Oberbundesgericht (Synodalgericht), das ebenso wie die Generalsynode das Veto außer Kraft setzen kann. Nur eine Einrichtung der U. S. Konstitution hat unsere Synode nicht, den Senat; dagegen aber Einrichtungen, die in der Politik noch auf dem Wunschzettel stehen, wie Referendum und Initiative, auch in beschränktem Maße das Frauenstimmrecht.

Dem entsprechend ist auch der nationale Charakter unserer Arbeit stets durchaus patriotisch gewesen. Das Palladium des Amerikaners ist ja von jeher das öffentliche Schulsystem gewesen, und dem Durchschnittsamerikaner ist nichts ärgerlicher als die Parochialschulen. Gewiß, wir haben auch Parochialschulen, ich darf wohl ruhig sagen, gehabt. Denn was wir noch an Schulsystem haben, sind doch nur verkümmerte Reste. Wir mußten eine Schule haben, weil wir sonst die Kinder der deutschen Einwanderer nicht erreicht haben würden. Aber auch, wo wir Schule hielten, haben wir nie vergessen, daß es eine amerikanische Schule war, in der zweisprachig gelehrt wurde. Die Lieder des Vaterlandes, das Lied vom Sternenbanner, „My Country, 'tis of thee" u. s. w. haben unsere Kinder auch in unseren Schulen ebensogut, wenn nicht besser als in der öffentlichen Schule, lieben gelernt, weil es ihnen in der Sprache gelehrt wurde, die sie besser verstanden als die Landessprache. Sowie die Einwanderung aufhörte, ließen auch wir unser Schulsystem zurückgehen; denn wir brauchen und wollen nicht die Schule als die Pflanzstätte unserer Lehren mißbrauchen wie die Sekten. Rom, sowohl wie Missouri, wären längst vergangen, wenn nicht in ihren Schulen es den Kindern als Haupterziehungs- und Lehrgrundsatz eingebläut würde, daß ihre Kirche die beste, ja die einzige sei. Das ist aber ein Mißbrauch der Schule, den wir nicht billigen können. Im Gegenteil, wir befürworten und unterstützen das öffentliche Schulsystem, weil wir die Schule nicht für sektlerische Zwecke gebrauchen. Dieser patriotische Geist hat sich auch in unseren höheren Lehranstalten stets gezeigt. In unserem Predigerseminar in Marthasville, Mo., stellten sich bei Ausbruch des Bürgerkrieges alle unsere Studenten auf die

Seite der Union, und militärischer Drill wurde sofort in dem Stundenplan aufgenommen. Auch in den Prinzipien, für die unsere U. S. im Bürgerkriege fochten, waren wir stets auf der rechten Seite. Unter unseren Pastoren ist nie ein Sklavenhalter oder Eigentümer gewesen. Das können aber unsere römischen und missourischen Feinde nicht behaupten.

Wer meine, bezw. Präses Baltzers, Ausführungen so weit mit unvoreingenommenem Sinne gelesen hat, der wird nicht umhin können, der Behauptung unseres verehrten Generalpräses ganz beizustimmen, daß unsere Kirche nichts ist als amerikanisch, echt amerikanisch, nur amerikanisch. De facto prüft diese Tatsachen ehrlich und aufrichtig, und wir werden auch die Behauptung nicht übertrieben finden, daß unsere Kirche die einzige ganz amerikanische ist.

Aber, wird man sagen, wer sich entschuldigt, der klagt sich selber an. Das ist wohl wahr, aber ich denke auch gar nicht daran, uns entschuldigen zu wollen. Im Gegenteil; wie Zola einst sein berühmtes „J'accuse" seinem Lande entgegendonnerte, so muß ich auch unseren Brüdern vorhalten, daß wir in vergangenen Tagen viel zu wenig unserem amerikanischen Charakter nachgelebt haben. Wenn das Leben „eine Kette von versäumten Gelegenheiten" ist, dann hat unsere Synode sicher ihr gutes Teil vom Leben gehabt und hat es noch. Wir wollen doch eine Kirche und keine Sekte sein. Es ist nicht die deutsche Einwanderschaft allein, die das Heil ihrer Seelen finden soll. Gerade die Amerikaner finden in unserer Kirche etwas, was ihnen keine andere bietet, wenn sie uns erst kennen. Aber darum haben wir uns viel zu wenig gekümmert, daß uns unsere amerikanischen Brüder kennen lernten. In der amerikanischen Landessprache ist ja „Evangelical" soviel, oder besser so wenig, als im Deutschen „Protestant," ein allgemeiner, etwas verwaschener Begriff, der nur den Gegensatz zu Rom bezeichnet. Kommen wir mit amerikanisch redenden Pastoren zusammen, da sind es von 100 ganz sicher 99, die keine Ahnung haben von der Existenz unserer Synode und ihres grundsätzlich verschiedenen Charakters. Mit tödlicher Sicherheit kann man damit rechnen, daß im Laufe des Gespräches der gute Bruder Methodist oder Kongregationalist oder was er sonst ist, uns sagt: „You are Lutheran; aren't you?" Wenn aber die Pastoren den Unterschied nicht wissen, wie können wir es von den gewöhnlichen Leuten erwarten? Wem ist es noch nicht passiert, daß er gefragt ist: „Are you the Lutheran Minister?" Oder wenn wir dann geantwortet haben: „No sir, I am the Evangelical pastor," kam dann nicht ganz sicher die Antwort: „Well, that is what I mean, Evangelical-Lutheran."

Ein anderer Fehler den wir so oft begangen haben ist, die allzuhohe Wertschätzung des Deutschen, namentlich deutscher Gelehrsamkeit, deutscher Ausdauer, deutschen Fleißes und dergl., sodaß wir darüber ganz versäumten, auch in den Landeseingeborenen die trefflichen Seiten, das Organisationstalent, die Gewandtheit u. s. w. anzu-

erkennen. Nun ist es wohl wahr, daß das Schlagwort, das diesen Krieg mit entzünden half, das „MADE IN GERMANY," in der theologischen Wissenschaft gleichbedeutend ist mit „Efficiency." Gewiß, an Gelehrsamkeit überragen die deutschen Theologen die hiesigen turmhoch; aber Erfolge in der Gemeindearbeit zu erzielen, das hätten wir gut und gern von den amerikanischen Pastoren lernen können.

Ich rede hier durchaus nicht einer übereilten und forcierten Amerikanisierung unserer deutschredenden Gemeinden das Wort; im Gegenteil: Wir müssen mit aller Macht und Entschiedenheit darauf dringen, daß wir wenigstens noch für die nächsten 50 Jahre Pastoren haben, die das Deutsche fließend wie ihre Muttersprache meistern können und nicht nur radebrechen, wie ich schon Studenten unseres Seminars die deutsche Sprache habe abschlachten hören, daß mir meine wenigen Haare steil zu Berge standen. Aber wir dürfen uns andererseits der Erkenntnis nicht verschließen, daß ein Amerikanisierungsprozeß auch in unseren deutschen Gemeinden eingesetzt hat, den wir nicht mehr eindämmen können, wenn wir auch wollen. So schmerzlich diese Erkenntnis vielen, mir gewiß nicht zum wenigsten, ist, so ist es doch die Wahrheit. Freilich, es fällt jetzt dem älteren Pastor, der es versäumt hat, die Landessprache zu erlernen, sehr schwer, eine Stellung zu finden; wenn wir aber eigensinnig uns den Zeichen der Zeit verschließen wollen, so sind wir sicher, daß wir in absehbaren Jahren alle auf der Fenz sitzen und zusehen müssen, wie uns andere Kirchen und Synoden eine Gemeinde nach der anderen fortnehmen. Wir wären dann zu der traurigen Rolle des Greises auf dem Dache verurteilt, der sich nicht zu helfen weiß.

Laßt uns nicht sagen, wir können uns nicht mehr ändern. Das englische Sprichwort sagt: „Mr. Can't never did a thing but died in a poorhouse." Kant hat einmal gesagt: „Du kannst, denn du sollst," und, füge ich hinzu: Du sollst, denn du mußt. Brüder, wir müssen Amerikaner sein, wir können Amerikaner sein, und wir wollen Amerikaner sein.

Galatians, The Epistle of Protestantism.

Professor Dr. Robinson, McCormick Seminary

This splendid digest of the letter to the Galatians and Luther's commentary on it, written by Dr. Robinson, the beloved Hebrew teacher of not a few of our brethren, we are glad to submit hereby to the kind and careful study of our readers.—Editor.

On October 31, 1517, Martin Luther, at the age of 34, published his 95 theses on the door of the Castle church of Wittenberg, protesting against Tetzel's colossal scandal of hawking Papal indulgences, or, as Erasmus calls it, "the crime of false pardons." That day signalized, as Guizot observes, "a great insurrection of hu-

man intelligence"; and, in the estimation of James Anthony Froude, was "the most memorable day in modern European history."

Two years later (1519), at Leipzig, Luther met Eck, the Pope's legate, in an "intellectual tournament," in which he unflinchingly maintained his attitude of protestation. Again in 1521, before the Diet of Worms, Luther, alone, still more courageously and boldly defended himself against not only the Church but also the State. Froude calls his appearance before the Diet "the most notable spectacle witnessed on the planet since Christ stood before Pilate." To be sure Luther was condemned by the Diet, but in reality it was not Luther but the Word of God which was condemned. For, his sole weapon thruout the whole controversy was the Bible; and never for one moment did he forget that the weapons of Christian force are spiritual.

During these years he published his very original and now celebrated Commentary on Paul's Epistle to the Galatians, which appeared first in Latin in 1519, then in German in 1525, and again in Latin, revised and augmented, in 1532. In 1575 it was translated into English. It fills 575 closely printed octavo pages, with approximately 500 words on a page. On the first chapter of the Epistle alone, Luther wrote 62 pages of comment; 95 on chapter 2; 164 on chapter 3; 100 on chapter 4; 91 on chapter 5; and 22 on chapter 6. As an exposition of Paul's Epistle, it occupies a place by itself. From beginning to end it is one great polemic. Tho copious and somewhat prosy, no commentator ever got closer to the heart of the Great Apostle. (Spurgeon, it will be remembered, wrote 398 pages in his *Treasury of David* on the 119th Psalm, alone).

The English translator in his "Preface", unhesitatingly claims that, "No greater comfort to the soul of man can be found in any book next to the Holy Scripture than in this Commentary of Martin Luther." As the then Bishop of London in his foreword to the Reader observes, "the author felt what he spoke and had experience of what he wrote." Luther himself informs us (p. 195), that the Commentary was written to satisfy his conscience and only after he had "preached Christ and fougth against the devil in his false teachers a great while." Luther loved the Epistle to the Galatians as his Katharine von Bora. He used to say in his lectures upon it, "This is my epistle, I am wedded to it." Thru it he re-discovered the gospel and gave it back to Christianity. Religion confessedly was almost dead when Luther came.

1. *The Occasion of the Epistle.*—The authorship of the Epistle has never been seriously questioned. As to its origin, it grew out of a controversy between Paul and the Judaizers, and is stamped thruout with the characteristic features of the Pauline mind and spirit. As a picture of the great apostle, and a monument of his

missionary encounters, it is an invaluable trophy. Certain Pharisaic Judaizers were attempting, by all the crafty means they could devise, to deface the authority of Paul, and were strenuously contending that for a Gentile to become a Christian it was necessary for him first to become a Jew and be circumcised. Thus they twisted and perverted the gospel, and as "seducers" of the Galatians, they made of Christ, as Luther expresses it, "a destroyer and a murderer; and of Moses a Saviour".

In this retrograde movement of the Galatian churches, Paul saw a renunciation of grace which amounted to a virtual renunciation of Christ (Gal. 5: 9). It really seemed as if Christianity might be strangled in its cradle by the iron hand of the law. The battle was one between legalism and liberty. The Galatians were "falling from grace" (Gal. 5: 4).

Accordingly, Paul, burning with indignation, rebukes the Galatians for yielding to their false teachers, and with zealous vehemence most conclusively proves to them that the Law can add nothing to the glory of the Gospel. The battle raged in particular round the rite of circumcision, but the matter was really a question of Judaic ritual versus Christian liberty. Paul wrote vigorously because he felt keenly; and, in spite of the torrential sweep of his feelings, he pursued so logical a course and thought so deeply that, under God, he has made a most important contribution to the literature of religion.

II. *To whom addressed.*—The Epistle is formally addressed "unto the churches of Galatia" (Gal. 1: 2). Whether these were the churches of Ancyra, Pessinus, Gordium and Tavium in North Galatia, as the older authorities (Weiss, Lipsius, Sieffert, Lightfoot, Davidson and Goldet) assumed; or, the churches of Antioch, Iconium, Lystra and Derbe in Phrygia, Pisidia and Lycaonia, the foundations of which Paul with Barnabas had laid on his first missionary journey (Acts 13—14), it is difficult to decide. But modern authorities (Perrot, Waizsäcker, Hausrath, Zahn, Pfleiderer, Ramsay, Bacon and others) point with ever increasing confidence to the latter. So far as we know from the Book of Acts these southern cities were the only parts of the Galatian province Paul ever visited. These he also visited on his second missionary journey, with Silas, and again on his third, when he is said to have passed thru "the region of Phrygia and Galatia, in order, establishing all the disciples" (Acts 16: 6; 18: 23). And we know from the Epistle itself that he had already visited these churches twice (Gal. 4: 13).

The name "Galatia" in Paul's day, stood for not only a particular district but also an entire Roman province. By the Romans it was called originally Gallograecia. This was the great central province of Asia Minor, which was some 200 miles long by 100 miles broad, and from 2000 to 3000 feet in altitude above the level of the sea. Within this province there were large and flourishing cities

which, technically, were "cities of Lycaonia and Pisidia. The population of the district was mixed, being composed of Jews and Celts. The Celts had migrated, 20,000 strong, into Asia Minor in 278 B. C. They were by nature warm-hearted, generous and affectionate, but also impulsive and excitable, fickle and vain, and easily swept to and fro by capricious currents of religious emotion. They were also extremely arrogant, and addicted to vices such as the lust of the flesh. Consequently they possessed, as one might say, a predisposition to work out their own salvation.

III. *The Date of the Epistle.*—We have usually supposed that the Epistles to the Thessalonians are the oldest of Paul's letters. But the opinion seems to be gaining that the Epistle to the Galatians is the earliest of all Paul's extant writings, and accordingly the oldest of all the writings in the New Testament. Rendall in the *Expositor's Greek Testament,* 1903, (p. 147) concludes, "that the Epistle was written from Corinth before the arrival of Silas and Timothy, in which case it is the earliest Epistle of Paul now extant, being written before the Epistles to the Thessalonians." Theodor Zahn in his *Introduction to the New Testament,* 1909, (pp. 198—9), speaks of it as "the earliest of Paul's letters that have come down to us," and dates it "after March in the year 53 A. D., not very long before the arrival of Silas and Timothy in Corinth and the writing of I. Thessalonians," B. W. Bacon in his *Commentary on Galatians,* 1909, (pp. 32, 39, 41) assigns it to essentially the same place in the chronological sequence of the Apostle's career (50 A. D.), and speaks of it as "the first great contemporary document of the Church." McGiffert in his *Apostolic Age,* 1897, (pp. 226—7), concludes that it was written "while Paul was still in Antioch and before he had started on his second missionary journey"; and hence is "the earliest of Paul's epistles known to us." Michaelis and Koppe also make it the earliest of all Paul's epistles; Calvin assigned it a date before the Council at Jerusalem; and, it should not be forgotten, that Galatians stands first in the Canon of Marcion, tho probably Marcion did not intend to arrange the books of the New Testament in his list chronologically. With this view of its early origin the writer is more inclined to agree.

IV. *Analysis and Contents*:—The contents of the Epistle fall naturally into three divisions:

1. Chapters 1—2, personal, a defense of Paul's apostlesship;
2. Chapters 3—4, doctrinal, a defense of Paul's gospel;
3. Chapters 5—6, practical, an exhortation to the Galatians to use wisely the liberty of the gospel, and to labor together in Christian sympathy and love.

More minutely, the order of the Apostle'se thought is as follows:

1. At the outset he expresses deep astonishment at the willingness of the Galatians to yield to the Judaizers; and he frankly

pronounces an emphatic anathema upon those who would teach any other gospel than that which he had himself already preached to them (1: 6—10).

2. He then proceeds to vindicate his apostolic authority; alleging that his conversion from Judaism to Christianity was nothing less than a miracle, that his commission as an apostle was nothing less than supernatural, being in no way received from man, even from the so-called "pillars" of the church, but from God, direct, thru revelation (1: 11—2: 21).

3. He next undertakes to defend the main thesis of his epistle, namely, Justification by Faith, demonstrating its validity from both experience and history: thus by

(1) Appealing to their own experience (3: 1—5);

(2) recalling the covenant of God with Abraham (3: 6—14);

(3) showing the priority of the Abrahamic promise to the Mosaic Law (3: 15—29);

(4) drawing an analogy between spiritual and domestic sonship (4: 1—110);

(5) reminding them of their former warm, personal affection for him (4: 12—20); and,

(6) pointing to the sons of Hagar and Sarah as allegorically representative, respectively, of descent thru "the flesh" and thru "the promise" (4: 21—31).

4. Finally, he concludes with an ethical application of the whole argument; showing,

(1) how Christians, therefore, are logically free from the law (5: 1—12);

(2) how love guards Christian liberty from becoming mere license (5: 13—15);

(3) how the Spirit guides the free man's walk (5: 16—25;

(4) how strong men, spiritually, ought to help restore those who stumble (6: 1—5); and

(5) how teachers have a peculiar claim upon their pupils (6: 6—10); closing,

(6) with a brief summary of the teaching of the entire letter, and affixing his personal autograph, and final benediction (6: 11—18). The Epistle to the Romans is but an expanded edition of it.

V. *The Protestant Doctrine Contained in it.*—To all evangelical Protestants the Epistle to the Galatians is peculiarly precious because it sets forth the distinctive differentiating tenet of Protestant faith, namely, the fundamental doctrine of man's ruin thru sin and of salvation thru grace; or, as it is commonly called, the doctrine of Justification by Faith. Paul himself regarded this doctrine as the indefeasible magna charta of religious democracy; while Luther, by re-discovering and expounding it, gave back to the Church its lost palladium of spiritual freedom and independence.

This letter, accordingly, has very appropriately been called "the Epistle of Protestantism." It banishes utterly legalism and ceremonialism from the Christian religion; it shows the futility of trying to win salvation by human effort; and it breaks down once and forever the partition wall between individuals and nations. Had the epistle to the Galatians been duly appreciated by the Church; had it really become a vital principle in life of Protestants, this world-war, in my judgment, would never have taken place, or, at least, it would have been restricted to those bearing some other name than Protestant. But alas! with shame we must allow that Protestantism is undergoing an awful eclipse. As Professor Stalker says, "The situation reminds us painfully of the failure of Protestantism to be a uniting bond strong enough to curb the passions provoking war." *Quarterly Register,* May 1917, p. 142).

VI. *Luther's Exposition of Galatians.*—Certain great outstanding theological concepts seized hold of Luther's mind as he studied this Epistle; the first of which was,

1. *Justification, or righteousness, δικαιοσύνη.* The verbal root of this word means "to pronounce righteous," and corresponds to the Hebrew verb הִצְדִּיק to "declare righteous." The two are closely synonymous. The term affirms that, in spite of past sin, an accused person may stand in right relations to God,—thru the sacrifice of Christ. It does not mean that he has become a righteous character, nor that he has not sinned in the past, but that now, God, his holy Judge, treats him as righteous. The New Testament word has a double aspect; a forensic or judicial, by which the sinner is acquitted and pronounced guiltless; and a paternal, by which the Father forgives the sinner and treats him as just. Luther does not pause to dilate upon this double aspect of the term, but he does emphasize with superlative force that justification with God is wholly an act of grace, that by it the sinner is delivered from the power of sin, that salvation is due entirely to Christ's death upon the cross, that it costs the sinner nothing, that, in the act of Christ's humiliation, he emptied himself giving all that he had, that his death was a complete undoing of all the mischief wrought by Satan, and that by means of it the sinner is set free from all bondage and peril, is clothed with a righteousness not his own, and thru faith in Christ's vicarious atonement obtains eternal life.

Indeed, the great Protestant reformer, on nearly every page of his Voluminous Commentary, iterates and reiterates with tremendous and almost crescendo emphasis, that we are saved alone by the operation of God, not by the cooperation of man; by God's monergism, not by man's synergism (as Erasmus and Melanchthon advocated; and, that the doctrine of Justification is the key of the Christian faith; indeed, that it is more than a mere doctrine of Christianity, that it is nothing less than Christianity itself; and he

further claims that it presupposes not only the whole work of Christ for our salvation but also of the Holy Trinity: expiation being made to the Father, by the Son, and imputed to us by the Holy Spirit.

2. *Faith, πίστις,* is another great concept of the Epistle. Luther emphasizes different phases of it.

(1) *Life in Christ by faith.* The passage of supreme interest to him was Gal. 2: 20, which reads, "I have been crucified with Christ; and it is no longer I that live, but Christ liveth in me: and that life which I now live in the flesh I live in faith, the faith which is in the Son of God, who loved me and gave himself up for me." Luther comments on this passage at great length. He says:

"Here the apostle plainly showeth by what means he liveth; and he teacheth what true Christian righteousness is. Christ and I must be entirely conjoined and united together, so that he may live in me and I in him. This seemeth a very strange and monstrous manner of speaking, thus to say: I live, I live not; I am dead, I am not dead; I am a sinner, I am not a sinner. Yet, by faith thou art so entirely and nearly joined unto Christ, that he and thou art made, as it were, one person; so that thou mayst boldly say, I am one with Christ, that is to say, Christ's righteousness, victory and life are mine. And again, Christ may say, I am that sinner, that is, his sins and his death are mine, because he is united and joined unto me, and I unto him. For, by faith we are so joined together, that we are become one flesh and one bone, members of the body of Christ."

(2) *To Luther, faith meant assurance as well as belief and trust.* When he says, *"fides* justificat" he really means, *"fiducia* sola justificat."

Listen to his comments on Gal. 4: 6:

"We ought, therefore, to be surely persuaded, that not only our office, but our person pleaseth God. For, so long as Jesus Christ, that most mighty giant, is at the right hand of God, making intercession for us, we cannot doubt of the grace and favor of God towards us. Moreover, God hath also sent the Spirit of his Son into our hearts, as Paul here saith, "But Christ is most certain in his spirit that he pleaseth God; therefore we also, having the same Spirit of Christ, must be assured that we are under grace for his sake, which is most assured."

(3) *Some of the outward signs of faith warranting assurance,* as Luther gives them, are, "gladly to hear of Christ, to preach and teach Christ, to render thanks unto him to praise him, to confess him, yea, with the loss of goods and life; moreover, to do our duty, according to our vocation as we are able; to help our needy brother, and to comfort the heavy-hearted, etc.—By these signs as by certain effects and consequents, we are fully assured and confirmed that we are in God's favor; so that we may be able to say, we know that we are accepted, and that we have the Holy Ghost. He that doubteth

of God's favor towards him must needs doubt also the promises of God, and so consequently of the will of God, and of the benefits of Christ. But there can be no greater blasphemy against God than to deny his promises. The whole scripture teacheth us, especially and above all things, that we should not doubt. Let us, therefore, give thanks unto God that we can assure ourselves that the Holy Ghost bringeth forth in our hearts such unspeakable groanings as Abba, Father, which are our guns and artillery in time of temptation, surpassing the eloquence of even a Demosthenes or a Cicero."

(4) *Luther, also, ventured to distinguish between Faith and Hope.* He does so in connection with Gal. 5 : 5, which reads, "For we thru the Spirit by faith wait for the hope of righteousness." He concedes that they cannot really be separated, and that they are as closely related to each other as the two cherubims over the mercy-seat; nevertheless, he claims there is a difference between them in their offices, working, and ends; thus,

(a) Faith resteth in the understanding; hope in the will,

(b) Faith teaches, prescribes and directs; hope exhorts to courage and boldness,

(c) Faith hath for her objects truth; hope, the goodness of God.

(d) Faith is the beginning of life before tribulation; hope cometh after.

(e) Faith is a judge contending against errors and heresies; hope is the general in the field fighting against tribulation and desperation.

Faith and hope, he says, resemble Prudence and Fortitude, which, too, cannot easily be severed. Fortitude is a constancy of mind which is not easily discouraged in adversity; prudence is her guide; otherwise fortitude is but temerity and rashness. Fortitude would be useless and vain without prudence. So faith without hope is nothing, and hope without faith is presumption. "Hope is nothing else but a spiritual fortitude; and faith is nothing else but a spiritual prudence."

3. *Law, νόμος,* is a third great word in Luther's Exposition of this Epistle. It occurs in Galatians some 30 times, and usually in the sense of ritual law, tho not always; rather, the apostle thinks of the whole law as one, as the law of God; his chief point being that statutory obedience is not the way of salvation. Luther repeatedly insists that Paul is speaking of the whole law—judicial, ceremonial and moral, and that circumcision, the institution of the priesthood, and the service and ceremonies of the temple were as well commanded of God as the Ten Commandments (Gal. 2 : 16,21) ; that, since Christ came, even the Ten Commandments, without faith in Christ, kill and bring death, even as do the ceremonial commandments; and that no law can be allowed to reign in the conscience,

except the law of the Spirit and life, not because the law is evil but because it is not able to justify. "The law is holy, and the commandment holy, and righteous, and good" (Roms. 7: 12).

Nevertheless, the law is the minister of sin. For, the more we go about to accomplish it, the more we transgress it. It says, "Thou never didst accomplish all that is commanded in the law; but accursed is he that hath not done all things contained therein." The Book of Acts most explicitly teaches that the Holy Ghost is not given by the Law, but by the hearing of the Gospel. "Now," argues Luther "if the law had been able to justify and the righteousness of the law had been necessary to salvation then doubtless the Holy Ghost had not been given to the Gentiles who kept not the law. But the Holy Ghost was given to them without the law, therefore, the law does not justify, but faith only in Christ which the Gospel setteth forth."

For this reason God gave "the promise" first, that it should not be said that rigtheousness was given thru the law. For, if God had wished that we be justified by the law, then he would have given the law 430 years before the promise, or together with it.

But it may be asked, if the law does not justify why then was it given? "Wherefore then serveth the law?" (Gal. 3: 19). Why do we work all day when one hour will do? Luther answers, "Tho it does not justify yet it is not unprofitable. It accuseth, terrifieth, and condemneth and is therefore good, if a man do rightlyuse it, that is, if he use the law as law. Let us not confound and confuse things. Let a man do a man's work, not a woman's; and so let not the law usurp the office of grace."

The law was added because of transgressions (Gal. 3: 19); the civil law, to restrain sin and bridle the wicked; the moral, to reveal unto man his impiety, misery, blindness, ignorance, and hatred; that we may have an entrance into grace. "When the law so oppresseth thee that all things seem to be utterly desperate and thereby driveth thee to Christ for help and succor, then is the law in its true use, and thru the Gospel it helpeth to justify. And this is the best and most perfect use of the law." But the law was added, not for ever, only for a time—till the time of grace, i. e., until Christ came. When he came, he "blotted out the bond written in ordinances that was against us, and nailed it to the cross" (Col. 2: 14).

The law is a schoolmaster (Gal. 3: 24), a tutor—"to bring us unto Christ, not unto another lawgiver. Christ did not abolish the old law in order to give a new. When faith is revealed, the law and schoolmaster tormenteth us no more. Then, we live no more under tyranny, but in joy and safety under Christ, who now so sweetly reigneth in us by his Spirit."

The Law is also a prison, to restrain us from doing evil. "Who ever loved him who kept him in prison? By the law we are restrained

not of a free will, or for righteousness' sake, but because the prison restraineth him that he cannot do it." Such restrained ones are only outwardly good; they are "shut up" (Gal. 3: 23, 24), and obey only on account of fear of punishment. "Such righteousness is no good," says Luther, "it is the righteousness of works. We still love sin and hate righteousness, and we detest God's law. The thief does not love his prison, neither does he hate his theft."

The Law, in fact, says Luther, is in conflict with Christ. The law is a plain denial of Christ. Christ is king of grace and not of the law. The Old Testament regarded as a code is not Christian, is indeed anti-Christian, as every religion based on statutes, and therefore legal in spirit, must be; but as a revelation it has the promise of Christianity in it and bears witness to the gospel." In principle, there are really two religions in the Bible: law and faith, works and grace, wages and promise. And the two are mutually exclusive. "Accordingly," says Luther, "I have nothing to do with the Law, because I have another law which striketh this law dumb, the law of liberty in Christ; for by Christ I am utterly freed from the law. Therefore, the law, which is and remaineth a law to the wicked, is to me liberty, and bindeth that law which would condemn me." And he concludes, "Wherefore all laws are utterly abolished in the heart and conscience of a Christian; notwithstanding they remain, still, in the flesh. Banish, therefore, this stuttering, stammering Moses far from thee with his law, for it is impossible that Christ and the law should dwell together in the heart."

4. Works, ἔργα, is another characteristic word of this epistle and of Luther's vocabulary. By the reformer works are regarded,

Not as the grounds of justification, as Pagans might claim justification on the same basis; Judas Iscariot did the self-same works that the other disciples did.

Nor as the ornament of faith. The Papists say, that a god work before grace is able to obtain grace of congruence (meritum de congruo) because it is meet that God should reward such work; that works of charity are the ornament of perfection of faith; that good works can be heaped up as treasures of merit, sufficient for me to obtain eternal life for myself, and also to give or sell the others; that when a man doeth any good work God accepteth it, and, for that work poureth into him charity infused, i. e., a quality remaining in the heart and called formal righteousness adorning the soul. But Luther, on the contrary, teaches that good works are the fruits of faith.

Works are the sequence of faith. He grants repeatedly that we must teach also the doctrine of good works and charity; but it must be done in time and place, that is to say, when it toucheth not the article of justification. In other words, good works must be done,

and the law must be observed, not, however, as the grounds of justification, but as its sequence.

He says:—"Now after a man is once justified and possesseth Christ by faith, and knoweth that He (Christ) is his righteousness and life, doubtless he will not be idle; but as a good tree he will bring forth good fruits. For the believing man hath the Holy Ghost, and where the Holy Ghost dwelleth, he will not suffer a man to be idle, but stirreth him up to all exercises of piety and godliness, and of true religion, to the love of God, to the patient suffering of afflictions, to prayer, to thanksgiving, and to the exercise of charity towards all men."

And again, "the tree must be first and then fruit. For the apples make not the tree, but the tree maketh the appels. So faith first maketh the person which afterwards bringeth forth works. Therefore, to do the law without faith, is to make the apples of wood and earth, without the tree; which is not to make apples but mere fancies. Contrary-wise, if the tree be made, that is to say, the person or doer, who is made thru faith in Christ, works will follow. For the doer must needs be before the things which are done, and not the things which are done before the doer. The doer then is not so called of the things that are done, but of the things that are to be done. For Christians are not made righteous in doing righteous things, but being now righteous by faith in Christ, they do righteous things."

The motive is all-important. The glory of God is the only true motive in life. He says, "To give all glory to him is the wisdom of wisdoms, the righteousness of righteousness, the religion of religions, and the sacrifice of sacrifices." Even in philosophy we look not upon the bare work but the good will of the worker. And in the Bible, rewards are not promised to moral works, but to faithful works only. Faith is the divinity of works. "Reason must first be enlightened by faith before it can work. The true doing of the law is a faithful and a spiritual doing. Therefore, every perfunctory doer of the law and every wholly moral worker is accused. For he walketh in the presumption of his own righteousness against God, whilst he will be justified by man's free will and reason; and so in doing of the law, he doeth it not. Hypocrites do the law, and yet in doing it, they do it not."

Many hindrances remain of course. The remnants of sin still remain even in those that are justified; which, as they are contrary to faith, and hinder it; so do they hinder us from doing good works. Wherefore, it is necessary that godly preachers should as diligently teach and urge the doctrine of good works as the doctrine of faith, for Satan is a deadly enemy to both. Notwithstanding, faith must first be planted; for without faith it is impossible to understand what a good work is, or what pleaseth God."

And he concludes: "It is a hard and a dangerous matter to teach that we are made righteous by faith without works, and yet to require works withal. Here, except the ministers of Christ be faithful and wise disposers of the mysteries of God, rightly dividing the word of truth, faith and works are by and by confounded. Both these doctrines, therefore, as well of faith as of works, must be diligently taught and urged; and yet so that both may remain within their bounds. Otherwise, if they teach works only, as they do in the Pope's kingdom, then is faith lost. If faith only be taught, then carnal men by and by dream that works be not needful."

5. *Luther's Conception of the Gospel, εὐαγγέλιον.* To Luther as to St. Paul, there was but one gospel, that which came thru revelation from God: a gospel which was supernaturally communicated to men, and not one which could be learned from men or gotten by study thru the diligence or wisdom of men. Two words, indeed, comprehend in them whatsoever belongeth to such a gospel, grace and peace: grace, signifying the remission of sins, and peace affording a quiet and joyful conscience. These two make a man strong so that he can neither be cast down with adversity nor puffed up with prosperity.

Jesus Christ in Martin Luther's gospel was the Son of a Virgin, a precious pearl, a diamond, one drop of whose blood is more precious than the whole world; not a tyrant, as the Schoolmen would make him, but a Saviour, not a mere lawgiver but a giver of grace; very God and very man, the only medium, or lens, thru which we can see and know his will; in whom we all are one, so that there is no difference or inequality of persons, neither Jew nor Greek.

And a Christian to Luther is one who has put on Christ (Gal. 3: 27), i. e., one who has experienced a new birth and has become a new creature, a child of grace and of the remission of sins; yet one who is both righteous and a sinner, both holy and profane, an enemy of God, and yet a child of God, not one who hath no sin, but he to whom God imputeth not his sin thru faith in Christ; in brief, one who inwardly believes and outwardly works.

A Christian must preach the gospel. Christians, however, in a sense, are madmen to endanger themselves by preaching the gospel; thus raising offences and procuring unto themselves the hatred and enmity of the whole world. For, "it is not the Gospel, if it be preached in peace." According to the world's estimate, Christians of all men are the most pestilent and pernicious. Christ, however, in his Sermon on the Mount, comforteth his disciples who should be reviled and persecuted for righteousness' sake. And as long as the Church teacheth the Gospel it must suffer persecution. He says, "Whoso will not suffer the persecution of Ishmael, let him not profess himself to be a Christian. There is nothing that more stirreth up the devil than the preaching of the Gospel." Nevertheless,

"the more the world rageth against the Gospel, the more the Gospel prospereth and goeth happily forwards." "The doctrine of faith is the doctrine of the cross." "So long as we breathe, says Luther, "we must endure the persecutions of our adversaries, until Christ comes from heaven; who, we hope, will come shortly as a just Judge to take vengeance of all those that obey not the Gospel." Luther longed for the final cataclysm. Near the time of his death he said, "God forbid that the world should last 50 years longer; let him cut matters short with his last judgment." Melanchthon put the "end" less than 200 years from his time. Calvin's motto was, *Domine quo usuae?* "O Lord how long?"

On the other hand, tho the Gospel involves sacrifice, it gives us liberty, all the liberty we really possess. "Now, Christian liberty is the liberty purchased by Christ. It is a very spiritual thing, which the carnal man doth not understand (Roms. 9: 23). Such liberty is not the Emperor's liberty but Christ's, not the devil's, tho the whole world seeketh his, but the liberty of the conscience, now in Christ, and therefore free and quiet—an inestimable liberty, free from the wrath of God forever. Even death, the most mighty and most dreadful thing in all the world, is utterly vanquished in the conscience by this liberty of the Spirit. Christian liberty swalloweth up at once, and taketh quite away that whole heap of evils, the law, sin, death, and God's wrath, and instead thereof it placeth righteousness, peace, and everlasting life. Wherefore the majesty of this liberty is highly to be esteemed and diligently to be considered.

"In the time of temptation to apply it to oneself, and to feel the excellency of this liberty and the fruit thereof is a harder matter than can be expressed. Let us learn, therefore, to magnify this our liberty purchased by Jesus Christ, the Son of God, with no other price than with his own blood, to deliver us, not from any bodily or temporal servitude, but from a spiritual and everlasting bondage under mighty and invincible tyrants, to wit, the law, sin, death, and the devil, and so to reconcile us unto God his Father. Such liberty is not a liberty given by the law but by Christ, a liberty not of the flesh, but of the Spirit." The Gospel, in short, is the power of God unto salvation.

Conclusion.—From this somewhat extended, yet still incomplete, digest of the Epistle to the Galatians, and of Luther's Commentary upon it, it is evident how truly and also how accurately the Great Reformer caught the spirit of the Great Apostle; how vividly also he recognized that the circumstances prevailing in Paul's time correspond to those of his own; and how effectively he adapted the Apostle's teaching and doctrine to the needs of the Medieval Church; and how, on the basis of the New Testament, and of this Epistle in particular, he was able to fulminate so prodigiously and so successfully against the ecclesiastical abuses of his age.

The Epistle to the Galatians accordingly, we may conclude, is no ordinary letter; it is no mere sermon; neither is it a cold, formal, academic treatise. It is rather, as Gloel calls it, "a sword-cut, delivered in the hour of greatest danger, by a combatant who is assaulted by determined foes." It was the result of a mighty conflict between ritual and life. To the Jews of Paul's day, the discarding of Mosaism doubtless seemed like discarding religion itself. To Paul, on the other hand, the introduction of rites and ceremonies into Christianity meant nothing less than the overthrow of the new faith.

As an expositor of the Epistle Luther achieved a noble victory. "The only fit commentator for Paul," says Coleridge, "was Luther." He was conversant with the original text, and was quite capable, despite the poor auxiliaries he possessed, to interpret the Apostle's inner thought. But the preeminent and outstanding virtue of his Commentary lies in the fact that he caught the real Spirit of the Epistle and elucidated with singular clearness and force its deeper doctrinal and theological truth.

Is it asked, "Does the Epistle to the Galatians still live? Will it continue to occupy a conspicuous place in modern thought? Or will it be superceded by something better? G. Stanley Hall would answer by submitting for the gospel as generally accepted, a psychological re-interpretation of Christianity, which he makes bold to call "a new Christianity"; because the new psychological type of Christianity will no longer require faith in miracles, or in the supernatural Christ (cf. *Jesus the Christ in the Light of Psychology.*) The *Expository Times* for July, 1917, opens with an inquiry similar to our own. The editor asks, "Shall we ever again be able to preach the Pauline theology? The doctrine of Justification by Faith, for example. Has anyone preached on Justification by Faith since the war began?" And he answers, "We may as well ask, Shall we ever again be able to preach? For we cannot preach religion without preaching theology. Theology is religion preached. But we must preach theology with adaptation. We shall never again preach the theology of St. Paul *as our fathers preached it.* We must adapt it to our own generation. And in adapting the preaching of the Pauline theology to our own time we must make ourselves acquainted with such discoveries as have been here made in it." And he adds, "Justification by Faith was itself a discovery in Luther's day."

Perhaps we shall not preach the great doctrine of Justification by Faith exactly "as our fathers" did, but if Bancroft is correct, "the principle of justification by faith alone brought with it the freedom of individual thought and conscience against authority."

Perhaps we shall not preach it "as our fathers" did, but if Henry Ward Beecher was right, "our civil liberty is the result of the

open Bible which Luther gave us." (The first Bible in a European language ever printed in the U. S. was Luther's translation, 1743).

Perhaps we shall not preach it "as our fathers" did, but if Daniel Webster at Bunker Hill, on June 17, 1843, spoke the truth, "the Reformation of Luther introduced the principle of civil liberty into the wilderness of North America." And, according to Bishop Thorold of Rochester, England, in 1883, "the free millions of the United States may well rise up and do Luther honor by cherishing his example, pondering his history, and maintaining his creed."

Perhaps not "as our fathers" did, but, as a noted Unitarian clergyman, Dr. Frederic H. Hedge, a graduate of Harvard, recently said, "To M. Luther, above all men, we Anglo-Americans are indebted for national independence and mental freedom."

Perhaps not "as our fathers" did, but as Charles Dudley Warner is quoted by Dr. Preserved Smith as saying, "Every man in Western Europe and in America is leading a different life today from what he would have led had M. Luther not lived."

Perhaps not "as our fathers" did, but as a noted Frenchman, Charles François Dominique de Villers says, "The Republic of America is a corrollary of the Reformation."

Perhaps we shall not preach the theology of St. Paul exactly "as our fathers" did, but as Godet long-ago fittingly observed, "This Epistle marks an epoch in the history of man, and is the ever precious document of his spiritual emancipation."

So long, therefore, as men believe that they are justified by faith, so long will the Epistle to the Galatians live and its truth be proclaimed.

NOTE—The following crude sketches are by no means presented as fulfilling or even approximating the basic requirements of good form in sermonizing. They are unbalanced and uncouth, dashed off hurriedly amid the press of urgent duties. The sole aim of the writer has been to present in very simple form a bit of suggestive material, practical above all else, that may perhaps awaken or stimulate in the mind of a brother a line of thought appropriate to the beginning of a new year.

C. J. Keppel.

Sermon Sketches for the First Sundays of the Year.

By Rev. C. J. Keppel

Sermon Sketch No. 1.

Life's Yesterdays

Text—2 Cor. 6: 2b. "Behold, now is the acceptable time; behold, now is the day of salvation."—Heb. 3: 7—8a. "Wherefore, even as the Holy Spirit saith, Today if ye shall hear his voice Harden not your hearts."

Introduction—If you had to choose someone to go with you thru life, everywhere, every day—to stay close by you—never leave you for the briefest moment,— whom would you choose? Someone genial, no doubt! Someone whose company you would like—feel comfortable in. Not someone who would make you blush with shame, prick you with instruments of torture,—bring tears to your eyes and anguish to your soul. But of course, you say, such a thing would never happen. Absurd to picture it! Troubles enough without imagining more! Yet listen! You are choosing these companions all the time—they are with you now! YOUR YESTERDAYS!

I. LIFE'S YESTERDAYS ARE:

A. COMPANIONS THRU THE YEARS.—No more intimate associates: personal, persistent, insistent.

1) *Unchangeable—a*) You cannot mold them nor influence them. They are beyond your reach. *b*) But they can influence you. You are within their grip.

2) *Blessing or curse*—Pain or pleasure. *a*) The old man nods and dreams. He smiles. He is all alone. Little wife laid to rest. Friends all gone home. But the glory of returning yesterdays sheds a radiance over his soul. *b*) Or again you stand beside death-bed. No peace there. Soul anguish—heart terror! There are presences in the room that you do not see. But the dying one sees them—"Companions of the years"—his yesterdays, pointing the accusing finger at his cringing soul.

3) *Impediment* (burden) or *Inspiration* (lift). *a*) Many men who go wrong, go not because they *must*, thru inherent weakness, but because of the impediment of relentless yesterdays. *b*) And the peace and pose that make for strength of character and success are not infrequently the cumulative fruitage of a well ordered and wisely directed past.

B. USHERS INTO ETERNITY. Basis of judgment because molders of character What we are is the product of our yesterdays. They have produced us: thoughts we entertained, words we spoke, acts we performed. Aye, magnified! Not only, "Whatsoever a man soweth that shall he also reap", but also, "He that soweth the wind shall reap the whirlwind."

Summary and transition. Such are our yesterdays: companions thru the years, ushers into eternity. Do you think it pays to give them thought? "But we cannot change them", you say. And yet it pays! For—

II. OUR YESTERDAYS ARE IN OUR HANDS! "Unchangeable", you say, "and yet in our hands?" Aye,—

A. TOMMOROW'S YESTERDAYS ARE IN OUR HANDS. For what is "TODAY" now, will be "YESTERDAY" tomorrow. You are making *today* your companions of life, your ushers into eternity.

If your past has in it an element that you regret, guard today against more of the same element; if you are leading about companions you do not like, take heed lest you multiply such companions.

For this reason the element of urgency is so prominent in the teaching and preaching of Christianity. "Today, if you shall hear his voice, harden not your hearts." "Behold, now is the acceptable time; behold, now is the day of salvation."

We are in this sense, the arbiters of our own destiny. THERE IS NO TIME FOR DELAY! BECAUSE (Four reasons for urgency)

1. *Every day leaves its permanent, powerful record.* *a*) Every day—no exeeption, *b*) permanent record—absolutely unchangeable, *c*) powerful record—binding you faster to the past, making it more difficult for you to change. *Cf* how often we hear: "It is the young man we must seek to influence, *the old cannot be changed.*" Why? *Cf* also the Preacher: "Remember now thy Creator in the days of thy youth;"—because if He be forgotten in youth it is harder to remember Him later when the "environment of yesterdays" tends to dominate all action.

2. *Because there is so much to do and so little time in which to do it.*—So *much of love-service cf* thru the agency of the Church, from which doors of opportunity open into every avenue of life.—"Well done, good and faithful servant!"—This the goal of our ambition, yet time to make good is slipping.

3. *Because some day all of this earth-life that you will have will be your yesterdays, your record. Money*—you leave behind, Honor among men—empty of meaning, Friends—cannot help you then; you must go alone. But of the faithful it is said: "their works shall follow them!" Your works may be ministering angels, accompanying you thru the valley of the shadow, or they may be assailing, torturing demons condemning you in the presence of the righteous Judge Eternal.

4. *Because tomorrow may never come.* This may be your last yesterday! Make this day a perfect day,—"harden not your heart."

III. But more wonderful than all else—and this is the heart message of Christianity—WHEN WE ARE READY TO MAKE TODAY A PERFECT DAY THRU THE POWER OF THE LIVING CHRIST, THEN GOD IN HIS UNSPEAKABLE LOVE PLACES EVEN THE YESTERDAYS OF THE PAST AGAIN WITHIN OUR CONTROL! Not indeed to alter them—they cannot be changed—but to enlist them for good!—For by the blood of Christ He is able to rob them of their sting, the curse of sin, and to compel their influence toward salvation instead of condemnation; causing every impediment to become a mighty leverage upward, so that we may be able to rise on the "stepping-stones of our dead selves"—dead in Jesus Christ—to a new life in Him. "Behold,

He maketh all things new. "cf the experience of Matthew (Levi), Zacchæus, Saul of Tarsus.

Conclusion—Our yesterdays, then, may be our menace or our might, our death or our life, according as we today hear or refuse to hear the voice of the Son of God. Our yesterdays are masters of our tomorrows, but thank God, by the power of Jesus Christ, today is the master of both. "Wherefore, even as the Holy Spirit saith, Today if ye shall hear his voice Harden not your hearts. Behold, now is the acceptable time; behold, now is the day of salvation."

Sermon Sketch No. 2.

Old Accounts

Text—Luke 19: 8—10 (Read Luke 19: 1—10).

Introduction—The beginning of a new year usually recognized as the time to square old accounts—begin with a clean score. An admirable tradition that ought to be more generally observed. The New Year's resolution and effect too frequently the object of ill-directed levity. Perhaps because of the very common failure to carry over the resolution into practical life. And it is undoubtedly true that the tasks presented—the settling of old accounts—is by no means easy of performance.

I. OLD ACCOUNTS ARE DIFFICULT TO SETTLE.

1. *The old bill. No payment harder to make.*—Frequently nothing to show for money—article purchased already consumed,—like old grocery bill, or coal bill sent in June.—Usually seems to come at most inopportune time.

2. *The neglected letter*—difficult to write.—Postponed at first: press of other duties or simple carelessness;—Links of sympathy forgotten or otherwise severed—You are in new circumstances so hard to explain;—yet obligation remains—Because of difficulty still further postponed.

3. *Old quarrel*—hard to settle.—Real quarrel never easy of settlement—involved: how much shall I concede, how much demand?—But if there be added to wearisome complexity the element of age—if stereotyped, fossilized—worse than ever.

4. *Old habit hard to break,* so any habit: even mere eccentricity; or more serious and offensive, as profanity, carelessness about personal appearance, quick temper, harsh, cutting manner of speech etc. but if channel worn deep, not easy to change course of stream.

5. *Habitual weakness*—destructive habit linked with physical predisposition; as drunkenness, immorality etc.

6. *The old attitude*—mental habit—rut.—Root of meaningless argument, political and religious; argument not to convince

or be convinced but because "at home in the channel." *cf* Prejudices against missionary activity, evangelism, Christianity itself.

7. Most serious of all—*the old manner of life*—inbred perhaps —result of heredity and environment. In short, the old way is difficult to turn from.

II. OLD ACCOUNTS NOT ONLY HARD TO SETTLE BUT A CONTINUAL SOURCE OF TROUBLE.

1. *Burden to the mind* Banquo's ghost—spectre of royal father of Hamlet—skeleton in the closet. As bills present themselves at most inopportune time, so spectres of neglected obligation appear when least welcome.

2. *Hindrance to program a*) financial *b*) friendship *c*) personal influence in business or society *d*) intellectual and spiritual.

III. BEST WAY TO DEAL WITH OLD ACCOUNTS IS TO AVOID THEM. *a*) Pay cash *b*) Be prompt in correspondence *c*) Avoid quarrels *d*) Be discreet in action, deliberate in formation of habit *e*) Be openminded of attitude *f*) Be perfect in manner of life.

It is ideal to be thus—and much can be accomplished, progressively, in this direction—but perfection is not a human attribute.

IV. BUT IF YOU ARE HUMAN AND HAVE "OLD ACCOUNTS" AT BEGINNING OF NEW YEAR, HOW DEAL WITH THEM?

1. *Face them squarely.* Determine to conquer them. Fleeing from Goliath or staying in camp does not vanquish. Get out "after them" like David and if you have only a sling and a stone.

2. *Do your duty—your part—as far as you can.*—Bill, letter, quarrel, habit, attitude, manner of life.—*cf* Zaccheus.

3. *Do more than your part where necessary*—or be willing to; *cf* the "spirit of the second mile" (Matt. 5: 41)

4. *Trust fully in the power of the living Christ*—your Friend, the true Emancipator (John 8: 31—32)—Truth always wins—cannot be vanquished.

Conclusion—The religion of Jesus Christ, the Gospel of Power alone presents the possibility of a new life basis—a new creature—clean, strong, happy, useful.—Christ came to settle mankind's "old account", and He can settle yours.

Sermon Sketch No. 3.

The Forewarned Messenger

Text—Jeremiah 1: 19. And they shall fight against thee; but they shall not prevail against thee; for I am with thee, saith the Lord, to deliver thee."

Introduction—A messenger of Jehovah (*cf* context) sent out to assail and destroy evil.

I. THE MESSENGER FOREWARNED He may expect to fight.

1. *Lies in very nature of situation.* As assailant of evil, of darkness, inevitably exposed to devils' defensive onslaught.

2. *Situation ever thus. cf* Jerimiah *cf* Jesus' comment: "stoning prophets" *cf* Jesus' own end *cf* our own experience: wherever progress there certain reaction.

3. *Note forewarning in advance of experience.*—You do not step blindly in the service of God—You are shown the *best* (victory) but also the *worst* (*struggle*)—There is no securing of your allegiance and service under false pretenses.

II. THE MESSENGER ATTACKED. Note, absolutely certain. Note further, resourcefulness and grim determination of the Assailant. "For we wrestle not against flesh and blood etc." Eph. 6: 12. Note a few types of his aggression:

1. *Scattering*—Sowing discord in ranks (difference of opinion leading to schism and bitterness—*cf* denominationalism, factionalism.)

2. *Debilitating*—Tearing down, weakening, sapping, undermining the physical, robbing vitality and energy.—Dampening ardor and enthusiasm.—Robbing work of workers, as in Sunday school —teachers dropping out etc.

3. *Expulsive*—Introducing new counter-affections of emphasizing old competitive affections—Note just the opposite of the "debilitating aggression" (Pt. 2). Expulsive aggression not immediately destructive but rather negatively constructive. Instrument ofttimes prosperity. *cf* material success with attendant cares may wean from Christ.

4. *Discouraging*—by sorrow (deaths), losses (material) persecution ("what's the use?") failures (our own used against us).

III. THE MESSENGER DELIVERED. (The glorious side that we need to know in order to be strong) God delivers:

1. *By revealing the truth,*—uncovering the deception. *a*) Thru His Word of love or in sweet communion if possible *b*) but in a sterner voice when needful (sorrow, loss, affliction)

2. *By arousing and incensing against evil;*—not only awakening to consciousness of danger but *stirring indignation* against designs of the evil one.—When stripped of mask he stands before us in all his filthy meanness and blackness: *we fight!*—*Cf* the compromises of Israel, the alliances,—as the God-willed integrity—and the resulting captivity and recognition of masked assailant.

3. *By inspiring trust*—*cf* our text—*cf* living illustrations: Joseph, Daniel, David, Jesus etc. etc.—We shall know: He does

fight our battles, when we let Him and when we are engaged in His. —Discouragements flee; persecutions lose power.

4. *By overruling—cf* in case of prophets, martyrs, Jesus Christ.—"The blood of martyrs is the seed of the Church."—*cf* Phil. 1:12—14.

Conclusion—This is the Christian life: Struggle upon struggle —tragedy upon tragedy—but,, thank God, victory upon victory. And when in just a little while the clouds are cleared away, we shall see the glory of it all,—for "if so be that we suffer with Him "we shall also be glorified together.

Who then will be afraid to fight—cowardly slink away from the struggle?

Or who will be a fearless messenger of Jehovah? "And they shall fight against thee; but they shall not prevail against thee; for I am with thee, saith the Lord, to deliver thee." God reveals to us the content of the new year that stretches out before us. God help us to be faithful, aggressive and unafraid.

Sermon Sketch No. 4.

"Let There Be Light"

Text—Gen. 1—3

Introduction—At the beginning of the year, from the beginning of the Bible, concerning the beginning of the world and God's first activity in the world.

The earnest prayer of your pastor for each of you. May it become our individual heart yearning today. "Let there be light!"

All year we have sought to influence lives for good—revealing evil, holding up the Christ. It is the "tragedy of Christianity" that in so many lives the gloom of self and sin has not been dispelled.

Today, at the beginning of a new year, O "let there be light!"

The creation of light is the beginning of the world's order: before this, chaos, confusion; of the world's life: before this, bleak and bare, sterile, barren, lifeless; of the revelation of God, and the means of further revelation: before this, shut off from the heavens, as if God did not exist.

Jesus Christ is the spiritual fulfilment of this first creation. And the actual condition of your life at the beginning of this new year depends absolutely upon the relation in which you stand toward Him today. Jesus Christ is the Light of men and the *only* Light of men.

I. YOUR LIFE MAY BE AN UNLIGHTED LIFE. The unlighted life is like the unlighted world:

1. *Confusion*—chaos—purposeless existence, confounding of ends and means, restlessness, lack of peace.

2. *Sterility*—Barren fields in the soul-life. Where are the green meadows, flower perfumed, picture of peace and beauty?—Soul-fruitage impossible.

3. *God unknown*—for He can be revealed only in the light that He Himself gives.

II. YOUR LIFE MAY BE A TWILIGHT LIFE—How many persist in remaining in the twilight! Light fails to increase—Christianity dwarfed. It is the gloom that

1. *makes frequent the periods of discouragement*—Joy thrives only where the light shines full!

2. *makes the walking uncertain*—vision not clear—evidence unreliable—lack of spiritual discernment to distinguish unmistakably between good and evil.

3. *tends to bring about the worshipping of idols*—laying stress on externals, skin-surface (*cf* Dr. Jowett: "ministry of cosmetics"), conventionalities, manners, sign as significance, means as ends in themselves etc.

4. *makes possible triumph of evil*—evil not discerned, power not recognized—*cf* In spiritualistic meeting, *because of twilight setting,* deceiver, attired in phosphorescent garment, becomes "angel of light,"

5. *occasions poverty of service*—opportunities missed—larger fields ignored.

6. *results in dearth of love*—True love is born only out of the *vision* of divine love revealed in Jesus Christ. "We love Him because He first loved us" I John 4 : 19.

III. OR YOUR LIFE MAY BE AN IRRADIATED AND IRRADIANT LIFE.—With God's help make it so at the beginning of this year.—God's word, "Let there be light" must be met with your word: "Yes, Lord, let there be light in my life."—There is no light but thru the personal presence and the inspiring, empowering and controlling activity of the living Christ.

But when you are definitely dedicated to Him and the Light of His Love and Truth progressively penetrates and pervades province upon province of your life, reclaiming it from the power of darkness, then 1. Chaos becomes cosmos (Illustrate) 2. Sterility yields to fruitfulness—Death to life.

3. *Faith, conviction, knowledge supplant unbelief*—God becomes real, the heavens are revealed, the unseen stimulates the spiritual vision and you are born into a new world, a world of beauty and purity and eternal reality.—*cf* Eph. 1 : 18; 2 Cor. 4 : 18.

Conclusion—And as this new year grows into an old year will your old life by the power of Christ grow into a new? Do you want the fulness of light this year or do you still love the darkness better than the light because your deeds are evil?

Editorielle Aeußerungen

In Sachen des „Magazins."

Am Beginn eines neuen Jahres geziemt es sich, auch für uns Inventur zu haten. Was wollten wir in dem verflossenen Jahr erreichen, was haben wir erreicht? Ganz ehrlich gestehen wir, daß, auf den äußeren Erfolg gesehen, wir entschieden auf eine erklecklich höhere Zahl von Abonnenten hingearbeitet haben. So weit der Redakteur dieses Blattes in Betracht kommt, kann gesagt werden, daß er sich alle Mühe zur Erreichung dieses Zweckes gegeben hat, sein Bestes darzureichen. Es hat uns auch nicht an Anerkennung gefehlt. Zwar haben unsere Leser uns nicht mit Zustimmungserweisen „überhäuft," aber gelegentlich hat doch einer ein freundliches Wort einfließen lassen. Unser „Book Review," auf das wir besonders viel Mühe und Zeit verwandt haben, ist lobend erwähnt worden. Alles freundschaftliche Auf-die-Schulter-Klopfen dieser Art ist immer sehr angenehm und ermutigend.

Aber ein erhebliches Steigen der Leserzahl ist bisher nicht zu konstatieren gewesen. Wir sind imstande gewesen, uns auf der Höhe zu erhalten, wo wir am Anfang dieses Jahres standen. Das ist angesichts der schweren Zeitumstände immerhin schon etwas. Aber es ist nicht, was wir erwartet haben. Es will uns scheinen, als wenn die jüngere Pastorenwelt sich uns nicht in dem Maße, wie wir gehofft und erbeten, zugewandt und aufgetan habe. Es hat uns auch an Mitarbeitern aus diesen Schichten sehr gefehlt. Englische Beiträge sind verhältnismäßig spärlich eingelaufen. Wir haben uns deshalb mit Hilfe der Distriktspräsides an Brüder aus den verschiedensten Teilen der Synode gewandt mit der Bitte, uns für 1919 bestimmte Artikel — deutsch und besonders englisch — darzubieten, resp. zu versprechen. Dieselben wollten wir dann in einem Prospektus allen Pastoren der Synode mitteilen, und sie so zum Abonnement auf das Magazin ermuntern. Während wir dies schreiben (23. Nov.), ist es noch zu früh, darüber etwas Definitives zu sagen. Doch ohne Zweifel sind wir auf dem Wege, mit denen in Fühlung zu kommen, welche uns im neuen Jahre wesentliche Dienste leisten können. Dann wird es uns nach und nach gelingen, die ganze theologische Welt der Synode zu erreichen.

Es schwebt uns das als herrliches Ziel vor. Wo die theologischen und wissenschaftlichen Bedürfnisse unserer jüngeren Geistlichen — um die es uns doch besonders zu tun ist — liegen, ob sie mehr auf dem homiletischen Gebiete, oder auf dem soziologischen zu suchen sind, in der Geschichte, der Psychologie, der Naturwissenschaft, da wo sich diese mit der Theologie berührt, das wissen wir augenblicklich noch nicht. Wir hoffen es aber, im Laufe dieses Jahres reichlich und deutlich zu

ersehen. Wenn unsere Leser und Freunde wüßten, wie sehr wir auf Winke in dieser Beziehung warten und wie sehr wir solche schätzen, so würden sie uns gewiß reichlicher damit versehen. Sollte es möglich sein, das Magazin zu einem Sprechsaal unserer gesamten Geistlichkeit zu machen, wo allen denen, die etwas von Belang zu sagen haben, das Wort erteilt wird, so würde das für uns die Erfüllung unseres schönsten Traumes sein.

Eins wollen wir noch hervorheben, was unser Magazin im neuen Jahre besonders wertvoll machen sollte. Bald wird der Friede geschlossen werden und die große Arbeit der Rekonstruktion beginnen. Es kann nicht ausbleiben, daß alle Kräfte der Kirche dadurch aufs höchste in Anspruch genommen werden. Probleme von einer Tragweite, wie wir sie bisher nicht gekannt haben, werden ihr zur Lösung aufgegeben werden. Die besten Kräfte und Herzen der Kirche wie des Volkes werden sich dieser Aufgabe widmen. Wer wollte nicht in engster Beziehung mit dem geistlichen Leben seines Volkes zu einer solchen Zeit stehen? Nun, das Magazin wird ein Mittel sein, um diese lebendige Verbindung herzustellen und zu erhalten. Was unsere eigenen Synodalen hier leisten können, wird man im Textteil lesen; und was sonst Tüchtiges getan wird, davon wird die „Rundschau" Kunde geben.

Behalte man auch im Auge, daß wahrscheinlich in kurzer Zeit die Verbindung mit dem alten Vaterlande wieder hergestellt sein wird, dann wird man aus erster Quelle hören können, wie es dort zugegangen ist und zugeht. Mehr noch als das. Deutschland wird eine Republik sein! Was niemand für möglich gehalten, ist Tatsache geworden. Nicht nur das politische Leben aber wird ein ganz anderes sein, auch das Leben in Kirche, in Schule, in Gesellschaft, in der Wissenschaft. Wie ganz anders wird das Leben gewertet werden. Titel, Orden, Uniformen, Standesbegriffe und -unterschiede werden alle schwinden oder doch ganz modifiziert werden. Die Lebensideale werden sich ändern, ganz andere Maßstäbe werden überall angelegt werden. Was für eine Gährung, was für ein Regen, Drängen, was für Geburtswehen einer neuen Zeit wird man wahrnehmen! Und dies wird die Wissenschaft, die Theologie, die Kirche aufs tiefste beeinflussen. Wer möchte zu solcher Zeit ohne ein theol. Magazin sein? Da will und soll unser Magazin der Vermittler sein zwischen dem Neuen drüben und hier. Nicht jeder kann sich ein Dutzend theologischer und anderer Zeitschriften halten. Wir wollen ihm diese Last abnehmen. Wir wollen sie für ihn lesen und ihm das Beste vorsetzen.

Gewiß, wenn wir dies alles bedenken und beherzigen, so muß es unserem Magazin im Jahre 1919 gut gehen, und Ihr, liebe Brüder, werdet seine Bauleute sowohl als seine Hausgenossen sein.

Lehrt Anfechtung aufs Wort merken?

Ein bekannter Pastor erzählt uns, daß er einst in einem Gottesdienste eine erbauliche Predigt über das Wort: „Anfechtung lehrt aufs Wort merken" (Jesaja 28, 19) hörte. Als er nachhause kam und den Text in der hebräischen Bibel nachlesen wollte, fand er, daß das gar nicht dastand, sondern etwas ganz anderes, nämlich: „und es wird nur Pein verursachen, die Kunde zu vernehmen" (englisch: „and it shall be vexation only to understand the report").

Diese Entdeckung raubte ihm zwar nicht den Segen, den er gehabt, auch nicht den Glauben, daß in der falschen Uebersetzung doch eine biblische Lehre enthalten sei, die Lehre, daß große Heimsuchungen auf die Förderung des inneren Lebens hinzwecken und auch das Verlangen nach Gottes Wort vermehren sollen.

Man kann aber heutigen Tages doch auf den Gedanken kommen, als hätten schwere Schickungen und Nöte die ganzen Völker betroffen, mit der göttlichen Vorsehung und seinen Straf- und Heilswegen wenig zu tun. Die Propheten Israels sehen in Pest, Teuerung, Heuschrecken, Plagen, Krieg, Verwüstung, Niederlage Gottes Hand und Eingreifen. Ihnen kamen solche Naturereignisse oder Schicksalsschläge direkt von Gott als Strafmittel seiner Gerechtigkeit über das sündige Volk. Sie sollen Buße erwecken, und wenn sie das erreicht hätten, werde der Herr sie wieder wegnehmen.

Es gibt wenige, die das heute noch so ansehen. Die kirchlichen Blätter wären leicht zu zählen, die z. B. das Auftreten der Influenza in unserem Land als eine Strafe Gottes für die Sünden der Völker bezeichneten. Wollte einer das heute behaupten, so würde er von den meisten als rückständig und unaufgeklärt der Geringschätzung des Publikums preisgegeben werden. Diejenigen, die im allgemeinen die Leiter und Bildner der öffentlichen Meinung sind, halten dafür, daß solche Seuchen ihren Grund in ganz natürlichen Ursachen haben. Irgendwo entstehen Krankheitskeime, die sich günstiger (oder ungünstiger) Umstände halber (wie z. B. durch die Lagerverhältnisse des Militärs) schnell verbreiten und dann gewaltige Verheerungen anrichten. Wie sie natürlich entstanden sind, so sind sie auch mit natürlichen Mitteln (Quarantaine, Absonderung, Desinfektionsmittel, Medizin, Pflege) zu bekämpfen.

Die Sünde hat nichts damit zu tun, also die göttliche Strafgerechtigkeit auch nicht. Daher versteht sich auch, daß der Bußruf einzelner Christen ganz verhallt und von einer Volkserweckung nichts zu merken ist. Früher drängte sich das Volk zu solchen Zeiten ins Gotteshaus, jetzt werden die Kirchen zugeschlossen. Früher schien dem Volke die Hand Gottes schwer auf ihm zu lasten, jetzt macht man Witze darüber (so heißt es in einem Blatt: We hope the "flu" will let us alone long enough to see the Kaiser's finish).

Wir wollen auch gar nicht leugnen, daß in dieser natürlichen Erklärung ein gut Teil Wahrheit ist, und daß heute durch gesundheitliche

Maßnahmen mehr erreicht wird als im Mittelalter in den „Bittgängen;" wie denn auch jetzt solche Plagen fast nie mehr den Umfang annehmen wie in jenen Tagen. Geistlich aber, scheint es uns, haben wir mit dieser modernen Weisheit wenig gewonnen. Hat das schreckliche Wüten der Seuche das Volk zu einer Einkehr gebracht? Gewiß, wer persönlich davon betroffen wurde, an sich oder den Seinen, wird die Lektion nicht bald vergessen. Und die Christen, die Sonntag um Sonntag ohne Gotteshaus und -Wort vergehen sehen, haben innerlich gedarbt und den 84. Psalm besser verstehen lernen. Aber der Leichtsinn im Großen hat nicht abgenommen.

Aehnlich war es auch mit dem Krieg. Unser Land hat Großes geleistet an Opfern und Taten, zu Haus und draußen. Aber zur Buße ist es nicht geführt worden. Präsident Wilson rief am verflossenen Memorial Day (im Mai) zu einem allgemeinen Buß- und Bettag auf. Der Editor der „Sundayschool Times," der selbst auf die Notwendigkeit eines solchen sehr gedrungen, war sehr erfreut, und kürzlich meinte er in seinem Editorial, daß der Sieg unserer Seite von diesem Bettag datiere. Wir glauben das nicht, haben wir doch von einer Bußstimmung oder auch nur von einer Gebetsstimmung nichts gemerkt. Wäre Bußgeist da, so würde das Feuer des Hasses nicht so mächtig weiter brennen. So würde man nicht alle Schuld beim Gegner suchen und auch an die eigene Brust schlagen. So aber malt eine fanatische Presse dem Volk die Sünden des Feindes riesengroß, und von den eigenen sagt sie nichts.

Es ist die Aufgabe der wahren Jünger des Herrn, hier, so viel an ihnen ist, sich der Flut entgegenzustämmen und Wandel zu schaffen. Gewiß, wir freuen uns, daß wir das Wesen der Krankheit und Seuche besser erkennen und auch die Form ihrer Bekämpfung, aber wir wissen, daß sie darum doch Mittel und Zuchtruten sind in Gottes Hand. Wir wissen, daß es darum doch an uns ist, zu rufen: „O Land, Land, höre des Herrn Wort!" Wenn wir selbst innerlich gebeugt, gesammelt, geläutert, aufgerichtet und erleuchtet sind durch den Geist Gottes, so werden wir unserm Volk den wichtigen Dienst tun können, sie zu lehren ihre Hände zu reinigen, daß sie des Herrn Werk ausrichten können.



Kirchliche Rundschau.

Eine Bibel im modernen Deutsch.

Eine modern-deutsche Bibel wird jetzt durch das „Deutsche Verlagshaus Vita" (Berlin) auf den Büchermarkt gebracht. In der Anmeldung dieser neuen Uebersetzung, zunächst der vier Evangelien sagt der Verleger: „Die Evangelien uns durch eine neue, dem modernen Sprachgebrauch angepaßte Uebersetzung und wissenschaftlich exakte Bearbeitung sozusagen menschlich wieder näher zu bringen, ist der Zweck dieser modernen Stilisierunng. Die bisherigen Uebersetzungen, vor allem die Luthersche und die sich an sie anlehnenden, mit ihren oft antiquierten Wort- und Satzgebilden und ihrer pathetisch und fremdartig wirkenden Sprache, haben vielen unserer Zeitgenossen die Bibel in gar zu weite Entfernung gerückt. Nun hat sich der auf diesem Gebiete sehr bekannte Verfasser der überaus dankenswerten Aufgabe unterzogen, zunächst die vier Evangelien in einer Form zu bringen, die auch dem „modernen Menschen die Lektüre und den Genuß dieses Buches der Bücher" ermöglicht, ohne sich erst innerlich umzuschalten, ohne erst innere Hemmungen gegen eine nie mehr natürlich wirkende Sprache überwinden zu müssen." Da haben wir es also! Die antiquierten Wort- und Satzgebilde und die fremdartige Sprache der Reformatoren sind schuld daran, daß die Bibel unseren Zeitgenossen in gar zu weite Entfernung gerückt worden ist. Und nun glaubt der Uebersetzer, ein gewisser M. De Jonge, offenbar, daß seine Verdeutschung die Modernen in fliegenden Scharen zum neuaufgefundenen Bibelbuch führen werde. Einige Stichproben mögen den Leser am besten von der Art dieses neustilisierten Evangeliums überzeugen: „Als Jesus aber die Volksmassen sah (Matth. 5), stieg er den Berg hinan, und nachdem er sich niedergelassen hatte, traten seine Schüler ihm zur Seite, und er öffnete seinen Mund und hielt ihnen die folgende Lehrrede: „Glücklich die Gottsucher, denn sie sind Könige im Reiche des Geistes. Glücklich die Melancholischen, denn sie werden Seelenruhe finden. . . ." Die Stelle Matth. 5, 20 wird übersetzt: „Denn ich sage euch, daß ihr nicht in den Himmel kommen könnt, wenn euer Gerechtigkeitssinn nicht viel stärker entwickelt ist, als der der Zunfttheologen und Zeloten." Das Wort Racha heißt neudeutsch Hohlkopf, der Widersacher wird zum Prozeßgegner, und die Zöllner erhalten den Namen Steuerspekulanten. Die Matth. 8, 5—10 erzählte Geschichte erhält folgende Fassung: „Als Jesus nach Kapernaum kam, suchte ihn ein Offizier auf, um ihm eine Bitte vorzutragen, und sprach: Mein Junge liegt bei mir zu Hause gelähmt und leidet schwer. Darauf Jesus zu ihm: „Ich werde hinkommen und ihn gesund machen." Der Offizier aber widersprach mit folgenden Worten: „Herr, ich bin nicht würdig, daß du persönlich unter mein Dach eingehest. Es genügt auch ein einzig Wort von dir, und mein Junge wird gesund! Denn auch ich, ein einfacher Mann, zwar an Subordination nach oben, aber auch bei den mir untergebenen Soldaten gewöhnt, brauche nur diesen zu kommandieren: „Wegtreten!" so tritt er weg, und jenem: „Vortreten!" so tritt er vor, und meinem Burschen: „Tue das!" so tut er's. Den Eingang zum zehnten Kapitel des Matthäus

schildert Jonge mit den Worten: „Dann veranstaltete er einen Unterrichtskursus für die Zwölf, indem er sie in der Heilung von Geisteskrankheiten, inneren Krankheiten und körperlichen Fehlern ausbildete." Die Mahnung Jesu an seine Jünger, daß sie klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben sein sollten, heißt: „Darum seid zugleich diplomatisch (wie die Schlangen) und naiv (wie die Tauben);" auch sind sie nicht mehr „besser denn viele Sperlinge," sondern „wohl mehr wert als ein ganzer Spatzenschwarm." Matth. 11, 19 ist folgendermaßen wiedergegeben: „Seht da! Was ist der Mensch für ein Fresser und Weinsäufer, der Kumpan von Steuerspekulanten und Unfrommen!" Und jenes unvergleichlich schöne Heilandswort, das Tausenden und Abertausenden zum Quell dauernder Erquickung und unsagbaren Trostes geworden ist: „Kommet her alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!" überträgt Jonge hochmodern: „Herbei zu mir, ihr alle, die ihr an Melancholie und an Weltschmerz leidet! Bei mir soll das aufhören! Vertraut euch meiner Zügelführung (!) und meiner Lehre an (ich bin milde und im Grunde meines Herzens demütig, und meine Zügelführung ist leicht, und die Arbeit, die ich auflege, gering) — dann werdet ihr Seelenruhe finden!" Die Königin von Mittag (Matth. 12, 42) ist „Königin von Süderland" geworden, und in Matth. 13, 15 leidet das Volk an Herzverkalkung, Schwerhörigkeit und geschwollenen Augenlidern. V. 52 lautet: „Und er schloß mit den Worten: 'Hiernach gleicht jeder Theolog, der zugleich Theosoph ist, einem Hausherrn, der aus seinen Schätzen Neues und Altes hergibt.' Für die Stelle: „Oder was kann der Mensch geben, daß er seine Seele wieder löse?" setzt der Verdeutscher: „Oder kann der Mensch sich etwa Surrogate für das Seelenleben verschaffen?" (Ist das nicht herrlich?) Die Einnehmer des Zinsgroschens heißen nach Jonge „Einnehmer der Zweifranken-Kopfsteuer. De Stater (V. 27) wird zum Vierfrankenstück, bekanntlich ein Geldstück, das gar nicht existiert. Im Gleichnis vom Schalksknecht ist der „Minister" zwölf Millionen Franken schuldig, sein „Kollege" schuldet ihm hundert Franken. Diese Geldwährung wird aber zeitweise zugunsten Deutschlands, das der lateinischen Münzkonvention nicht angehört, in Mark umgesetzt. Im 21. Kapitel des Matthäus steht das kräftige Wort von den Huren und Zöllnern, die eher ins Himmelreich kommen als die Selbstgerechten. Daraus macht der weltgewandte moderne Uebersetzer „Steuerspekulanten und Koketten." Im 22. Kapitel steht das Gleichnis von dem König, der seinem Sohne die Hochzeit rüstet, und einer erscheint beim Festmahl, der kein hochzeitlich Kleid anhat. Bei Jonge war er nicht in „Festtoilette," und der König herrscht ihn an: „Bursche, wie konntest du hier hereinkommen, ohne für die Hochzeit Toilette zu machen?" Im 18. Vers liest die Lutherbibel: „Da nun Jesus merkte ihre Schalkheit, sprach er: Ihr Heuchler, was versucht ihr mich?" Der moderne Sprachkünstler aber sagt: „Ihr Kommödianten, ihr wollt mich wohl auf den Leim locken?" Für Pharisäer wird regelmäßig „Zeloten," für Schriftgelehrte „Zunfttheologen," für Sadduzäer „Modernisten," für Aelteste „Senatoren," für Hoherpriester „Erzpriester," für Herr und Meister „Doktor" oder gar „Professor" gebraucht. Judas tritt auf Jesus zu mit den Worten: „Sei gegrüßt, Professor!" und küßte ihn kräftig. Auch der Evangelist Markus hat nach Jonge seine Sache nicht recht gemacht, wenn er Jesus am Galiläischen Meere wandeln läßt. Nunmehr heißt es: „Als er bei einer Strandpromenade am See"

u. s. w. Mark. 3, 22 heißt nach Jonge: „Er hat den Drecksgott, und mit Hilfe des Fürsten der Teufel treibt er die Teufel aus," und im Kap. 6, 52 übersetzt Jonge die Worte: „Denn sie waren nicht verständiger worden über den Broten, und ihr Herz war erstarrt" mit: „Da wurde ihre innere Aufregung noch größer, und der Verstand stand ihnen still. Denn sie waren nicht zu der Erkenntnis gekommen bei dem Brotereignis — die Stumpfsinnigen!" Jonge hat zweifellos eine unbeschreibliche Freude an den Fremdwörtern; denn wie könnte er sonst Mark. 10, 42 mit den Worten wiedergeben: „Ihr wißt, daß jene, welche die Herrschaft über die Völker usurpieren, sie tyrannisieren, und ihre Despoten sie ihre Macht fühlen lassen." Und das nennt man Verdeutschung! In diesem Stile geht es durch das ganze Buch hindurch, und De Jonge wird nie müde, den Leser durch seine literarische Drechslerei zu überraschen. Aber offenbar hat der Verfasser etwas Prophetisches an sich. Denn was wir bisher nicht wußten, das sagt er uns mit überraschender Kenntnis. Der Kranke am Teiche Bethesda, zu dem Jesus sagte: „Erhebe dich, nimm deinen Klappstuhl (wir zitieren) und gehe umher," war ein Nervenkranker; nervenkrank war übrigens nach De Jonge auch Lazarus. So konnte denn auch Jesus zu der betrübten Schwester sagen: „Diese Nervenkrankheit ist nicht tödlich, sondern dient nur zum Ruhme Gottes." Wer ist nun dieser Schriftgelehrte oder, wie wir nach De Jonge modern sagen müßten, dieser Zunfttheolog? D. Moritz De Jonge ist ursprünglich Jurist und hat mit einer Arbeit über die „Unübertragbarkeit des Retourbillets" debütiert. Auch eine Reihe von Napoleondramen aus seiner Feder führt der Literaturkalender an. Und enlich liest man dort Schriften verzeichnet wie „Jeschuah, der klassische jüdische Mann," und „Jüdisches Volksbürgertum und europäisches Staatsbürgertum." Allem Anschein nach hat De Jonge mit dem Geist der Heiligen Schrift, speziell des neuen Testaments, nichts gemein; und da dürfte man ihm empfehlen, sich lieber mit Arbeiten über die Retour- oder einfachen Billette zu beschäftigen, als an der Uebersetzung und Herausgabe eines Werkes zu arbeiten, in dessen tiefsten Sinn er gar nicht eingedrungen zu sein scheint.

(Christl. Apologete.)

Große Männer über den christlichen Glauben.

Halbgebildete brüsten sich so gerne mit ihrem „Wissen" und prahlen damit, daß die Religion für sie ein überwundener Standpunkt sei, an die kein Gebildeter mehr glaube. Wissenschaft und Vernunft hätten ihr längst das Urteil gesprochen; nur Weiber und Kinder und ungebildete Leute glauben noch an Religion. Freilich sind solche leere Behauptungen nur Seifenblasen, die weder Wert noch Bedeutung haben. Zu allen Zeiten hat es wirklich gelehrte Männer gegeben, und gibt es heute noch Männer, die auf der Höhe der Wissenschaft standen und dennoch fromme Christen und demütige Verehrer der christlichen Religion waren. Lassen wir hier die Bekenntnisse einer Anzahl solcher Männer folgen, und hören wir, was sie von Gott und der christlichen Religion zu sagen haben.

Der Astronom Mädler sagt: „Ein echter Naturforscher kann kein Gottesleugner sein; Naturgesetz und göttliches Gesetz ist eins und dasselbe" . . . Der große Mathematiker L. Euler schreibt: „Das Wunder der Auferstehung Jesu reicht allein schon hin, die Göttlichkeit der Sendung Jesu zu beweisen. An diesem Bollwerk des Christentums müssen alle Einwürfe der

Freigeister zurückprallen. Hätte Gott auf anderem Wege sich geoffenbart, so hätte er es diesen Menschen ebensowenig recht machen können; ja, eine Offenbarung, die den Freigeistern willkommen gewesen wäre, die wäre schon darum sicherlich keine göttliche gewesen" .... „Robert von Mayer, Naturforscher und Entdecker des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft, gibt das folgende Zeugnis: „Aus vollem, ganzem Herzen rufe ich es aus: Eine richtige Philosophie darf und kann nichts anderes sein, als eine Vorschule für die christliche Religion" .... Der große französische Chemiker Lavosier sagt: „Mit dem Lichte goß Gott über die Erde auch das Prinzip des Organischen, des Fühlens und Denkens, aus" .... Der große Historiker Ranke äußert sich: „Wie irrig ist es doch, Naturwissenschaft und Religion in unauflöslichem Gegensatz zu einander zu denken" .... Der wegweisende Botaniker Linne: „Ich habe die Fußstapfen Gottes gesehen" (wie er die Blattstellung entdeckte) .... Alexander von Humboldt: „Die Natur, wie die Menschengeschichte ist ein harmonisches, von einem Geiste getragenes, von göttlichen Kräften und zweckvollen Gesetzen bestimmtes Universum." .... Der Staatsmann Freiherr von Stein:

„Den Glauben vernünftelt man so wenig herbei, als man ihn einschnupft, sondern man erbittet ihn von Gott in tiefer Demut und gänzlicher Selbstverleugnung." ....

Schön ist besonders auch, wie sich Freiherr von Liebig, der große Chemiker vernehmen läßt. Er sagte einmal: „Die Welt ist die Geschichte der Allmacht und Weisheit eines unendlich höheren Wesens. Die Kenntnis der Natur ist der Weg zur Bewunderung der Größe des Schöpfers; sie liefert uns die rechten Anschauungsmittel der Majestät Gottes. Ohne Kenntnis der Naturgesetze und Naturerscheinungen scheitert der menschliche Geist in dem Versuche, sich eine Vorstellung über die Größe und unergründliche Weisheit des Schöpfers zu machen. Denn alles, was die reichste Phantasie und höchste Geistesbildung zu ersinnen vermag, erscheint, gegen die Wirklichkeit gehalten, wie eine bunte, schillernde Seifenblase" .... Louisi Pasteur, Chemiker und Entdecker, bekennt: „Ich bete während meiner Arbeit im Laboratorium" .... Der große Geograph Karl Ritter spricht: „Der prächtige Bau der Wissenschaften, den sich der Mensch als sein Werk zueignet, ist, wie er wohl wähnt und stolz sich dessen vermißt, keineswegs seine nur ihm gehörige Schöpfung. Es ist ja nur die Entschleierung der Werke des Meisters und des unendlichen Schatzes der in ihm verborgenen Wahrheiten, die dem Geschöpfe teilweise in irdischer Verhüllung durch eine besondere Gnade von oben zu erblicken und durch den ihm eingehauchten göttlichen Funken zu begreifen vergönnt wird. Die Welt ist überall erfüllt von der Herrlichkeit des Schöpfers" .... Einer der größten Dichter und Schriftsteller aller Zeiten, Goethe nämlich, drückt sich folgendermaßen aus: „Ich halte die Evangelien alle vier für durchaus echt; denn es ist in ihnen der Abglanz von einer Hoheit eigen und wirksam, die von der Person Christi ausging und die so göttlicher Art, wie nur je auf Erden das Göttliche erschienen ist. Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, ihm anbetende Ehrfurcht zu erweisen, so sage ich: Durchaus! Ich beuge mich vor ihm als der Offenbarung des höchsten Prinzips der Sittlichkeit." .... Der gläubige Christ bedarf aber all dieser Bekenntnisse gelehrter Männer nicht, sondern er bekennt mit den Leuten der Stadt Sichar, daß er „selbst erkannt" hat, daß er einen Gott und Heiland hat. Mennonit. Rundschau.

Sam. H. Hadley, Mgr. Jerry McAuley Mission †

In New York starb ein Mann, dessen Tod für viele von wenig oder keiner Bedeutung war, während Tausende es aufs tiefste beklagen, indem ihr bester Freund ihnen entrissen wurde. Dieser Mann war Samuel H. Hadley, der Nachfolger von Jerry McAuley in der Verwaltung der Matrosen-Mission jener Stadt. Wie sein Vorgänger hatte auch er eine höchst bewegte Vergangenheit hinter sich, ehe er wie ein Brand aus dem Feuer gerettet worden war. Seinem eigenen Bekenntnis zufolge ging er fünfzehn Jahre lang äußerst selten in nüchternem Zustande zu Bett. Er war ein Trunkenbold und professioneller Spieler, bis er in die McAuley Mission kam und hier bekehrt wurde.

Zur Zeit als „Sam Hadley" in die McAuley Cremorne Mission kam, war er betrunken. Das Haus war an diesem Abend gedrängt voll Menschen, von welchen die meisten den niedersten Klassen angehörten und aus Dieben, Trunkenbolden und Straßendirnen bestanden. Nur mit großer Schwierigkeit gelang es Hadley auf die Veranlassung eines seiner Kumpanen, sich Zutritt zu verschaffen und in die Nähe der Rednerbühne zu gelangen. McAuley erzählte an diesem Abend die Geschichte seines verfehlten Lebens, wie er ein Trunkenbold, ein Dieb und ein Auswurf der menschlichen Gesellschaft gewesen, wie er aber sein Herz dem Herrn Jesus gab, und der ihn errettet habe von den Stricken des Lasters und der Sünde, und daß er nun kein Verlangen mehr habe nach Branntwein oder sonst etwas, wodurch der Mensch elend und unglücklich gemacht werde. Nie zuvor hatte Hadley eine solche Botschaft vernommen, nie gehört, daß irgend etwas dieser Art geschehen könne. Er sprach zu sich selbst: „Wenn das so ist, dann sollte es mich wundern, ob nicht auch ich gerettet werden könnte."

Andere bekehrte Trunkenbolde und frühere Sklaven des Lasters legten ähnliche Zeugnisse ab, wodurch das Verlangen nach Errettung in Hadley nur noch mehr gestärkt wurde. Als dann eine Einladung gegeben wurde, daß solche, die vom Sklavenjoch der Sünde befreit werden möchten, sich erheben möchten, war auch Hadley unter der Zahl der Heilsverlangenden und kniete in kurzer Zeit mit anderen Trinkern am Betaltar nieder. Er wunderte sich, ob er errettet werden könne, ob Gott ihn erhören werde. Jerry McAuley und andere beteten ernstlich mit diesen bußfertigen Sündern und sang dann das alte bekannte Lied:

"Es ist ein Born, der einst voll Blut
Vom Kreuze segnend floß,
Und einer Sünderwelt zu gut
Heilbringend sich ergoß,"

das Hadley, dessen Eltern Methodisten waren, oft im elterlichen Hause beim Familiengebet gehört hatte. Als nun die Bußfertigen aufgefordert wurden, selbst zu beten und dem Herrn zu sagen, was sie wollten, und die Reihe an Hadley kam, antwortete er, daß er nicht beten könne und forderte McAuley auf, für ihn zu beten. Doch dieser sagte ihm: „Alle Gebete in der ganzen Welt können dir nicht helfen, wenn du nicht selbst betest." Dann mit gebrochenem Herzen fing Hadley an zu beten, und nachher bekannte er oft: „Mein Herz war bis zu dieser Zeit mit unbeschreiblicher Finsternis und Schwermut erfüllt; aber dann empfand ich den glorreichen Schein der herrlichen Mittagssonne in meinem Herzen, und ich fühlte, daß ich ein freier Mann war.

Ich fühlte, daß Christus mit seiner ganzen Liebe und Kraft mich durchdrang."

Von diesem Augenblick an bis zur Stunde seines Todes hatte er, nach seiner eigenen Angabe kein Verlangen mehr nach Branntwein. „Jene Nacht," sagte er, „gerade an der Ecke von Bradway und 32. St. erhielt ich den Ruf, das ewigwahre Evangelium zu verkündigen und hatte nie einen Augenblick einen Zweifel darüber. Ich stand nie vor einer Versammlung, ohne daß mich der Gedanke beseelt und begeistert hätte: „Wenn ich nur, lieber Jesus, diesen Leuten sagen kann, wer du bist, dann werden sie dich auch lieben!" Ich wurde seither von der Methodistenkirche ordiniert, aber ich habe immer geglaubt, daß ich in jener Nacht von Gott selbst ordiniert worden bin."

Mennonit. Rundschau.

Das Untertauchen beim Taufritus.

Das Untertauchen beim Taufritus wird von manchen Baptisten jetzt für unwesentlich gehalten. Bisher wurden nur Personen, die bei der Taufe untergetaucht waren, in die Baptistengemeinschaft aufgenommen. Konvertiten aus anderen kirchlichen Lagern waren gehalten, diese Form der Taufe nachzuholen. Angesichts der allgemeinen Erweichung in der konfessionellen Stellung, die gerade bei den Baptisten in den letzten Jahrzehnten stattgefunden hat, braucht es uns nicht wunderzunehmen, daß man nun auch in diesem Stück, das bisher für die Baptisten so charakteristisch war, wie bei den Episkopalen die bischöfliche Weihe, an der Strenge nachläßt. Drei Gemeinden, zwei im Staate New York (Ithaca und Mount Morris, Stadt New York) und eine in California, haben in letzter Zeit dahingehende Beschlüsse gefaßt. In der Mount Morris-Gemeinde beriet man über die Alternative, eine „Associate Membership" für Nichtuntergetauchte zu schaffen oder die Taufe anderer Gemeinschaften anzuerkennen. Man einigte sich auf das letztere, indem man folgenden Beschluß faßte:

"1. The acceptance into full membership of Christians in good standing, presenting letters of dismissal and recommendation from Christian churches of other denominations, provided that such letters are not over six months old. 2. That any person that has at any time been a member of another Christian church, but who in consequence of any special circumstances has no regular letter of dismissal and recommendation, may be received into membership of the church by appearing before the church and giving satisfactory evidence of regeneration and Christian conduct. 3. The admission to membership of persons who have never been members of any Christian church be, as always, thru open profession and baptism as practised by the Baptist Church in America."

Läge der neuen Toleranz in diesen Aufnahmebedingungen die Erkenntnis zugrunde, daß man durch das bisherige Bestehen auf Untertauchen sektiererisch gehandelt hat, so wäre das als ein Schritt in der rechten Richtung zu begrüßen. Doch ist dem leider nicht so. Für solche, die noch keiner christlichen Gemeinschaft angehört haben, bleibt (§ 3) nach wie vor die Taufe mit Untertauchen vorgeschrieben, und in der Aufnahme anderer auf kirchliche Entlassungszeugnisse nicht-baptistischer Gemeinden hin (oder auch ohne solche) kennzeichnet sich der religiöse Indifferentismus als Grund der Anerkennung des Taufens mit Besprengen. G. in „Lehre u. Wehre."

Making a Modern Church on the Universalist Plan

"The idea that men are to be saved from catastrophe in some other sphere of existence by accepting certain theological ideas is passing. Let us hope that the sight of Christians and Jews, Protestants and Catholics, believers and agnostic, theists and atheists, living with equal heroism, suffering with equal patience, dying with equal fearlessness, will forever explode the idea that the acceptance of any particular theological creed is necessary for salvation. The Church of the future must weave into its creed a statement of those principles which unite men and send them forth to serve each other, in the place of theories which divide men and send them forth to despise and antagonize each other. I believe in man, that there is something divine in each of us; I believe in honor; I believe in justice; I believe in democracy; I believe that it is the part of a true man to promote the common good and the good of future generations at any cost. Some such creed as that must take the place of the theological statements which have seemed so important in the past.

The Church of the future will never go back to the idea that its chief function is to save men elsewhere. We have gone forth to make the world safe for democracy, that is, a safe, sane, and satisfactory place for all kinds and conditions of men. The Church must now become a place in which plans and projects for promoting human welfare on earth are frankly and freely discussed, and from which men and women go forth to put these ideas into execution. The dividing line between religion and politics has been obliterated. The object we aim at is not going to heaven and escaping hell, but the oblition of hell on earth and the establishment of heaven here and now. All things necessary to happiness are already in our hands. The trouble is not with the world. We know enough about agriculture so that no human being need go hungry; we know enough about manufacture so that no human being need go without shelter or clothing; we know enough about navigation so that the remotest human being need not lack any good thing; and all this can be accomplished without overwork or underfeeding, without poverty or misery. Society must now be reorganized so that all its members may achieve life, liberty, and happiness. It now becomes the function of the Church to lead in this direction. Woe to the Church if it fails in this particular. Some organization is going to perform this task, and if the Church does not prove adequate to the enterprise, it will be swept away like so much chaff, and something else will take its place."—*Universalist Leader.*

The Minister as a Y. M. C. A. Secretary

J. S. Chadwick

There are those at home, ministers and laymen, who are asking whether the Army and Navy Y. M. C. A. really offers a minister such opportunities for religious work as would justify his leaving a pastorate to serve as Religious Work secretary in a camp or overseas. I do not attempt to argue the question whether the minister's first duty in time of war is at home or in the army: that question must be settled by each

man before the bar of his own conscience and before God. It is understood that the larger number of ministers must stay by the work at home. The Church at home must be kept ready for the return of the men who are now fighting our battles, and the Church that will hold them in the days of peace is one that in life and service shows forth One who found his chief joy in giving himself for humanity's freedom.

To hold the Church to the high ideal of sacrificial living and service, we must have in our pulpits men who preach that truth in deeds as well as in words. These men are needed at home as well as in army camps and overseas, and with many of them it would be easier to go than to stay. While I would not attempt to decide for any minister whether he should give his services at home, in the ranks as a soldier, or in religious work in the army or navy, I am persuaded that he cannot find anywhere larger opportunities than in the army and navy Y. M. C. A. And I give this as my conviction after some months of service in an army camp as a Religious Work Secretary in a Y. M. C. A. building.

There is an idea abroad that the "Y" worker finds little time for distinctively religious work, since the "Y" program has in it so much of detail work and so much attention is given to athletics, sports, and amusements of various kinds. It is true that these have a large place in the program, and it ought so to be. These men of the army and navy have come into a new world, and with hosts of them they come for the first time under a discipline that regulates their modes of living, that keeps them from the things that bring physical and moral wreck. Any organization that helps them to become adjusted to the new order of things is rendering a useful service, even tho it had no other mission than this.

The Religious Work secretary comes to see, if he did not understand it before he entered the work, that all of the detail work, which is offering needed service to the men, and even the amusements and sports, bring opportunities of approach to men that otherwise would not offer. But these are by no means his only opportunities. He will have, for instance, the following program of religious services in his building: On Sunday the Bible classes, or Sunday school; two preaching services morning and evening: the Men's League, during the hour preceding the evening preaching service. During the week there is one evening preaching service, and Bible classes one to three evenings. Comparing this program of services with that of the average church at home, it will be seen that the "Y" Religious Work secretary has abundant opportunities for "the work of the ministry." The average man in the army camp is attending more religious services weekly than was his habit at home. And the results of this work bear out the statement that the "Y" workers find the men responsive to the Gospel appeal. Take the figures of the Southeastern Department alone, this department including the army and navy camps and stations in seven Southern states. During the twelve months ending July 1 last there were reported 72,693 signers of the War Roll and 43,093 Christian decisions. In the Southeastern Department are approximately two hundred Religious Work secretaries—an average of more than two hundred Christian decisions per worker. But it is not fair to give these ministers all the credit for this work, for

practically every "Y" Secretary, minister and layman has part in this service to the spiritual needs of the men. If we give those figures as the result of the work of one thousand men, approximately the force of workers in the Department, it is a splendid showing as compared with results secured at home.

The "Y" workers know that the minister at home is doing as faithful and efficient work as the man in the camp. The latter has the advantage in that he has a larger field and the men are usually more responsive to the Gospel appeal. One Religious Work secretary says: "I have been able to report more definite Christian decisions during the past thirty days than during any year of my ministry as a pastor." Another says: "I have led more men to Christ during the three months I have been in an army camp than during any previous five years of my ministry." And while every worker may not be able to say as much, these are by no means exceptional cases.

While the men in the service are more responsive to the Gospel appeals than was true at home, this is not the only explanation of larger results for the minister in camp. The Religious Work secretary does his share of the detail work of a "Y" building—he is "on the desk" a certain number of hours each day. That means that he not only sells stamps, hands out writing materials, handles letter mail, parcel post, and express, but is a "bureau of information and service," with emphasis on the "service." The men feel free to call on the "Y" secretary for any needed service, and, when within the territory of a building there are two thousand to five thousand men, it needs not to be said that their wants are many and varied. The minister thru his service at the desk has won the confidence of many a man who otherwise would not have been reached. Every man in his heart believes in a religion of service. The minister at home is preaching in word and deed such a gospel, but there are so many men who never let him know that they need help. The man in the army, with that feeling of loneliness he never before knew needs a friend and helper, and somehow he gets the idea that the Red Triangle carries a message of offered help. It may be a small service, even as the "Y" man views it—such a service as those of his parish back home would not think of asking of him—but to the soldier who needed help it loomed large. And when later he heard the same "Y" man speak as the messenger of the Christ of "service," the appeal gripped his soul. Or, when in conversation with the man who had served him he was brought, ere he realized it, to talk of the things that oftentimes had his thoughts and yet had not been spoken of to other men, he gave response to the personal appeal with pledge of a better life.

In practically all of the experiences of daily life in an army camp, the Religious Work secretary is in close touch with the men, a closer and more intimate association than he could have at home. They come to his building, the building where he works, where he sleeps, and where he holds the religious service—this is the one place in the camp where the soldier can read, write, rest, and enjoy fellowship with his comrades. The secretary is free to visit them in their barracks, he eats with them in their mess halls, and he is the welcome visitor at hospi-

tals at any hour. If he is a man with even a reasonable amount of the spirit of true brotherhood, and endowed with just a fair share of common sense and the ability to "get along" with the men, they take him into their circle. And what a chance he has! There are hosts of splendid young fellows in that circle, men worthy of the best the ministry of America can give them. And there are hosts of others who either have not had a chance or have thrown away the best things that life offered them. They, also, are worth the saving, even if it calls for the giving by the church at home of the best of American manhood now in our pulpits.—*American Lutheran Survey.*

Universal Military Training

In a letter to the "Nation" on this subject Rear-Admiral Goodrich says in part as follows:

"Sir: I wonder why you so often speak of universal military training as synonymous with militarism. May I ask the grounds upon which you base this identification? Has such training fostered militarism in Switzerland or Australia, for example? Has it not been the salvation of France? Would it not, in our case, have been of priceless value? In the instance of Germany, is it not the effect, rather than the cause, of militarism?"

"No one loaths militarism or is a more ardent advocate of peace (a real peace, not one made in Germany) than I, yet I am an equally ardent advocate of universal military training—not because it will make good soldiers, but because it will make good American citizens. Among the great problems confronting us today are these: First, to banish the class hatred, so ingéniously stimulated, for their own selfish purposes, by politicians, labor agitators, Bolsheviki; and, second, to eliminate the racial cleavages in our population which menace our social peace and clog our progress towards national unity. If the United States is to become a real melting-pot of the nations, a term so frequently, airily, and mistakenly employed, we must close up these gaps in our body politic and produce a homogeneous people, speaking the same language, governed by the same traditions, cherishing the same ideals, and reverencing the same flag. Many of us believe that these results can be achieved only thru universal military training, bringing together under one discipline aliens and Americans, rich and poor alike; and we smile at the suggestion that this school of patriotism and genuine democracy could possibly be prostituted into a shrine of Mars. There is nothing in the genius or the antecedents of the American people to warrant such an inference or to justify such a fear. Do you approve of this fusing of our heterogeneous elements which we advocates of universal military training have in view? If so, what other instrumentality do you recommend as competent to achieve these results?

"Speaking not only for myself, but for many parents, I favor universal military training for the good it will do to our boys, regarding its military advantages as a by-product, welcome but wholly secondary."

The "Nation" has this to say in reply:

"So profoundly do we distrust the spirit which universal military service engenders in every country in which it is tried that we should oppose it even if we believed it accomplished everything that Admiral Goodrich claims for it. But we deny that as a peace-time institution—and we are discussing it here solely on that basis—it will necessarily make good American citizens or that it will banish class hatred and racial cleavages. That has not been the experience abroad, either in Russia or in Austria-Hungary. Were it such a wonderful melting-pot, it must long since have wiped out the racial rivalries which are today a chief hope for the collapse of the Dual Monarchy. In Germany it has not only not democratized the nation; it has been the most antidemocratic force at work there. The rich and educated serve one year, while the poor serve two. The various regiments represent every kind of social snobbishness, differentation of rank, and aristocratic privilege—and there have been somewhat similar conditions in France, tho there conscription in peace time bears its friendliest aspect. But even in France we have had the horrifying revelations of the Dreyfus case, the narrow escape from a military *coup d'etat* engineered by Boulanger, and the changing by Presidential decree of railroad workers about to strike into reserve soldiers."

"Now we are quite aware that in debating this subject any one who suggests that America might be militarized by universal service is met with incredulous smiles, if not by charges of pro-Germanism. Our correspondent shares the prevailing easy American optimism. But no less person than Mr. Walter L. Fisher, a member of Mr. Taft's Cabinet and a believer in strong military preparedness, has pointed out that the past of America offers no analogy or security on this point. Because we were without militarism when we had a regular army of only 25,000 men and 2,200 officers, there is no logical reason to assume, he points out, that we shall not be militarized when we have 50,000 of 75,000 regular officers devoting all their time to teaching the art of war and preparing for its exercise. As for the discipline such involuntary and compulsory military service is alleged to bring about, we do not care for discipline acquired by the subordination of men's minds to military drill-masters. The best mental and moral discipline is acquired in other ways, else has our entire philosophy of life and education been wrong."

"We must also confess ourselves heretics in the matter of the physical benefits to be acquired, and this despite the gains in health and vigor of our soldiers at the cantonments. But have France and Italy profited enormously by their universal training; are the Germans rated as physically supermen because of their drill masters? This war has shown very clearly that the countries without universal service are not physically behind those that have it. As to Admiral Goodrich's challenge to name anything else as a substitute, we would remind him first that the leading American teachers of physical culture are opposed to military drill, and next that the British army turned to Swedish exercises as soon as this war began as the best and quickest means of preparing Kitchener's Mob for the trenches, abandoning their own old drills. We are more than willing to see the Swedish system made compulsory for boys and girls in all our schools, and we believe that all the

non-military benefits which Admiral Goodrich desires and we desire can be obtained in this way without objectionable military features."

"Patriotism and Profanity"

"If the overthrow of Germany and the Kaiser could be brought about by the volume of vociferousness, of verbal damning, the war would have been at an end long before this, and the boys at home again. Such a flood of profanity, such exuberance of imagination in the devising of new forms of cursing, such abandon even on the part of good people to the delicious thrill of being able to say naughty words without censure or rebuke the world has never before seen. And the Kaiser is at the center of the maelstrom, the target of the universal execration. Newspapers carry cartoons showing various disagreeable conditions resulting from the war, ending with a picture in which the victim of these conditions is represented as shouting vehemently, 'Damn the Kaiser!' Automobiles go about the streets with red labels on their windshields bearing the startling words, 'To hell with the Kaiser!' The movies feature shows with the same lurid title. In ordinary conversation mild-tempered men and gracious women startle you with expressions concerning the war that barely if at all escape the profane. It would almost seem that as a people we are coming to regard profanity and patriotism as practically synonymous, and to gauge the depth and sincerity of a man's love of country by the fluency and force with which he swears at Germany and the Kaiser."

"Perhaps the most singular—certainly from a religious and Christian point of view the most deplorable—feature of the situation is the way in which and the degree to which this delirium of thought and speech is entering into and taking control of the church. The war seems for some of us to have jostled old ideas and demolished established standards, and to justify some things that we formerly considered wrong, and that in our innermost souls we still know to be wrong, terribly wrong. Hatred seems to be glorified when its object is the Hun. The profane maledictions that otherwise would fill us with horror are all right when hurled from Christian lips at the Kaiser. Sermons are lurid with expletives, until beside them the imprecatory Psalms are as mild and loving as the thirteenth chapter of First Corinthians. The hell which some of us have been thrusting into the background has suddenly leaped into foremost place, and we are chuckling with satisfaction as we think of its roaring flames awaiting the coming of the Hunnish monsters of iniquity. Under the very cross which stands for forgiveness and love we implore the outpouring of the fearful wrath of the Almighty upon this disturber of the world's peace and this breaker of the world's heart, and we do it with hot, burning words which in other times we have declared to belong to the speech only of sinful men. Is this right? Can it be right? Has patriotism taken the place or changed the character of religion? Is the prayer most needed in these times the gloating petition that God will damn the Kaiser? Is the message of the pulpit that of joy that there is a hell waiting for him and of exultation that he cannot escape it? If we realize for a moment the content of the fearful words we are using in the heat of our righteous

indignation perhaps we would bite our tongues off before we would allow ourselves to utter them! They can hardlly be excused by the plea of hatred of the sins of this man and his compeers. He to whose infinite purity sin of any degree is an infinite hurt, and to whom iniquity is infinitely more heinous than it can possibly be to us, has yet declared that he has no delight in the death of a sinner. Can we who call ourselves by His name justify our claim if we are possessed of a spirit so different from His?"

"And this profane imprecation is so useless. There is no need of it. It is entirely safe to leave the matter of the punishment of the Kaiser in the hands of God. Justice will surely be meted out in its full measure, and the pronouncement of judgment will doubtless far exceed our utmost imaginings of horror. We gain nothing when we allow ourselves to 'loose wild tongues that have not God in awe.' On the contrary we misinterpret the character and lower the standard of the religion we profess when we do it. The church and the ministry have today an unparalleled opportunity to demonstrate that fact that there is a difference between the spirit of Christ and the spirit of the world, but they can do it only by exhibiting the one in contrast to the other, not by bringing it down in conformity thereto. Let the speech of Christians in these terrible times be Christian. Let the message of the pulpit be pitched in higher key than the shoutings of the street. Nowhere should the note of patriotism, the love of the flag, the passion of sacrificial service of country and right and honor, be more strongly struck and persistently emphasized than in church and pulpit. But we need to remember that the supreme urge is the setting forth in clear vision of vital principle, and not the clamor of hot and angry words. Swearing at the Kaiser is not the ultimate exemplification of loyalty, and profanity is not a synonym for patriotism. The wide prevalence of this vicious habit may reveal commendable intensity of conviction, but it also reveals a reprehensible forgetfulness of fundamental religious principles. Let us do more, and swear less."—*Watchman-Examiner.*

What Shall We Do With the Germans?

After the war the status of the German people will be fixed at a council in which there will be no Germans. Whether Germany will be permitted to continue as a separate nationality handicapped by commercial and other restrictions—a sort of helot nation—or be punished in some other way for a few centuries we need not now consider. But what will be done with the Germans in this country is even now a pertinent inquiry, and unless rational discrimination shall be exercised, geat injustice may be done; for the prejudice already strong will grow stronger as the casualty list grows larger.

Social ostracism and the business and political boycott wil be employed, and therein lies a danger of injustice. Proscription lists are now being made up. Of course those who have been tried in the courts and found guilty are "in for it," and when their prison terms expire they might as well slink out of sight and fade away. America will not be a comfortable place for them.

But it is no discredit to be a German—it is merely a misfortune; and the great mass of Germans in America who have shown their loyalty to our government by deeds are entitled to full respect and confidence. As to the third class: those between the two extremes noted above, should they be kept on the proscription lists? That depends. They embrace groups like the following:

Those who formerly belonged to German propaganda societies; those who scoffed at the reports of Boche outrages in Belgium and France, or who justified the sinking of the Lusitania; who advocated an embargo on arms and ammunition; who opposed our active participation in the war; who favored the teaching of German in the schools; who refused to contribute work or money to the Red Cross. All such persons may properly be listed as suspects, but not necessarily damned beyond hope of escape; for "while the lamp of life holds out to burn, the vilest sinners may return." Give them a chance to repent. And if they show forth works meet for repentance—engage actively and heartily in war work, contribute liberally to the Red Cross, and renounce Germanism, we should take their present professions of loyalty at face value and not assume that they are doing these things "to save their faces."

These people are now and will remain a part of the American nation. Let us make it as easy as may be for them and their children to forget that they are Germans. They are a good stock, physically, and when diluted by admixture to the second or third generation are just as good Americans as the F. F. V.'s or those of Mayflower ancestry; they cannot be distinguished from them, in fact, except by their names. And here also we should make it easy for them to become thoroly fused in the melting pot. Business and social organization thruout the country are dropping their German names, and many individuals thus handicapped are doing the same thing. Our laws should make it easy for them to do this. In the interest of future generations, the movement ought to be encouraged. Think of the cruel wrong of him or her who would pass on to the innocent children of unborn generations such a name as Pfloegelscheimmer or Schoefftelhoefer. And if Miss Adams, or Miss Blake or Miss Edwards should be joined in wedlock with Mr. Heukerschmitzmann, which parent should bequeath the family name of posterity? A change in our laws. permitting the inheritance of the family name from the mother in such cases would be salutary. We may trust to the good sense and practical business sagacity of our German fellow citizens to refrain in future from inflicting upon their defenseless offspring any distinctly German given-names, as Fritz, Conrad, Otto, Emil, Anton, Herman, Karl, Max, Ernest, Adolph, Gustav, Gretchen, Hedwig, Hulda, etc. Those already thus christened will sign by initials.

Let us give full faith and credit to the good Germans—and that includes most of those now in America and out of jail—and let us make it easy for those who may have been on the border line but who now see the light to come across and be Americans. By eliminating the German language, discouraging the marriage of Germans with Germans and permitting the transmission of family names thru non-German mothers, we may in one generation wipe out Germanism in America, kultur will disappear, and the Germans will be exterminated by thoroly humane meth-

ods. They will simply lose their identity. The best way to snuff out the Germans is to give them a chance to be good Americans. Will they embrace the opportunity? Most of them will, and gladly; for the welfare of their children to remote generations is involved. Many of the Hessians sent over by George III remained and left descendants. The tories of the Revolution were numerous, and most of them staid with us. Many of us could trace our ancestry to indentured servants, or even to criminals who were banished from Great Britain, or to tories, or to Hessian—if we cared to; but in making family trees and tracing pedigrees, such matters are not featured prominently. Among the Bible genealogies, we do not find any that are traced from Cain; and yet we are told that he married, and presumably he and his Hun wife from the land of Nod reared a family of Boches.—*The Western Teacher.* (The Editor, S. Y. Gillan).

And this is neither in Prussia, nor in Russia, but in the most enlightened country of the world; not an ukas of Propodenoszew, but an editorial of a "humane" educator of Wisconsin!

Will the Trust Control All the Big Metropolitan Dailies?

"The sale of the New York *Evening Post* to Thomas W. Lamont ends an ownership of thirty-seven years by Mr. and Mrs. Henry Villard, and completes the separation of the *Nation* from that newspaper. Mr. Lamont, because of his Wall Street connections, has imitated Mr. Henry Villard in appointing three trustees to hold his stock and in pledging independent editorial control to Mr. Rollo Odgen and his present editorial associates, with the exception, of course, of Mr. Oswald Villard. This insures the permanency of the *Evening Post* as an institution, for, besides being rich, Mr. Lamont is a man of journalistic ideals who worked his way thru Harvard College by corresponding for newspapers, and subsequently served for more than two years on the staff of the New York *Tribune.* Of his three trustees, Theodore N. Vail is president of the American Telephone and Telegraph Company, Henry S. Pritchett is president of the Carnegie Foundation for the Advancement of Teaching, and Ellery Sedgwick is the remarkably able and successful editor of the *Atlantic Monthly.* We trust the public will accept this arrangement as insuring complete control to the editors, for it may rely upon Mr. Ogden's retiring promptly in the entirely unlikely event of his prerogratives being infringed upon. We believe that time will show that Mr. Lamont has rendered a public service in preserving the high journalistic and news standards of this historic daily, whatever may prove to be the future policy of its editorial page. Never was there a greater opportunity or greater need for an American *Manchester Guardian.*

"That the ownership of American newspapers is coming to be more and more the privilege of very rich men is one of the disturbing signs of the times. When such men show Mr. Lamont's generosity and wisdom, the situation is at its best; when they control as basely as Mr. Hearst, we are face to face with a grave public menace. The existing war conditions are intensifying the trend in this direction. The American newspaper is now engaged in a mad race to make its revenue keep

up with its enormous expenditures, hourly increasing because of the rising cost of paper and labor. Various kinds of advertising, such as railroad and steamship announcements, have ceased, and in a number of fields, like automobiles, finance, and summer resorts, the war has cut advertising heavily. More than that, the newspapers are facing an actual decrease in the amount of paper they can obtain. As a result of all this, only five newspapers in Greater New York are today believed to be making money. If the war lasts, there will be many wrecks and many consolidations. The disappearance of some newspapers is not so serious as is the question how free from class influences those that survive will be and how liberal and progressive their editors will remain. Even if editors have complete control, it by no means follows that they will take the broad and forward-looking views the public longs for and, alas! in large degree, feels that it is not getting in most editorial pages. The opportunity for real leadership in the editorial field is today very great."—*"Nation."*

BOOK REVIEW.

(When ordering books, please mention this Magazine.)
NOTE—Reviews, when not signed, are by the Editor.

The Dynamite of God, by *William A. Quayle.* The Methodist Book Concern. 1918. 330 pages. $1.50.

Another book by Bishop Quayle; another, we say, for he wrote about twenty besides. We say of him, as he said of another, "end is there none of the fecundity of him." He asks somewhere, " Do you know why God made so many stars?" "Well," he answers, "I will tell you; he made them for fun. Making stars is fun to God. Did he sweat building them? Never once." "Then he goes on to tell about De Foe who wrote Robinson Crusoe, and besides wrote "only" 249 other books. "What made him write so many? Simply because he had them in his head and had to get them out." That is the bishop's own case, he is the De Foe of the pulpit in this respect.

We knew him many years ago. He was not a bishop then, but a jovial fellow he was. He gave a lecture somewhere in Central Missouri on, "What fools those mortals be!" We laughed with him about the follies of man, and then we wept over his sorrows. At one time he would carry us up into the heights on the wings of his oratory, and then he would let us down again with a homely phrase or a touch of humor. He could extract honey out of the lowliest flower and his wit tickled the risibilities of the dullest listener. In these sermons we have the same Quayle, 20 years older and mellower, but as sparkling and genial as then. The first is entitled "The Dynamite of God." The text is 1. Corinthians 1: 24. Christ the power (*δύναμις*) of God. He substitutes "dynamite" for *δύναμις*, not a happy translation or title, for the ser-

mon expounds rather the creative and re-creative power of Christ than the destructive, the fact that he came to fulfill, not to destroy or abolish. The Sermon itself however, is a masterly effort, perhaps the best in the book. Christ, he says, in coming found nothing to His hand. Not even a speech was ready to convey His meaning. Greek was the language of philosophy, poetry, and had even become the language of Jewish theism (Septuagint). But it could not express the thought of Christ. He (or his religion) had to create new terms, substitute new words for old, give the others new meaning. He is the power of God in the entirety of man's life: He masters and quickens the intellect, makes poets of us all; he subdues the will. Christ has power to master sin. He gives some stories illustrating the sin-conquering power of the Saviour which will make your eyes grow moist. It is hard to keep from quoting, but space will not permit.

There are other great topics, "Science and Christianity not Enemies, but Friends"; "A Sermon of the Sky" (The Heavens declare the Glory of God); "The City of God," where he speaks interestingly of the city of man and its fascinations, and then leisurely passes over to the higher conception of the City of God. We say, leisurely, for the bishop takes his time when something or other strikes his fancy. He is never handicapped by the thought that his sermon must not last more than 30 minutes, nor does he ever consider homiletic rules. When standing before his "brethren" and "sisters," he lets himself go with complete abandon. He loves the colloquial style, his language is oftentimes just as abrupt, informal and careless as the colloquial style of ordinary conversation. And yet, on the other hand, you can't read very far before you realize you are listening to a man of unusual literary taste and culture. In a word, the bishop is always natural, spontaneous, a law to himself, he handles language as the master musician his instrument, with marvelous skill and apparently without any effort. At times, of course, we strike an address which carries only a slender intellectual freight, a mere extempore product, but on the whole it can be said of all his writings, wherever you start to read them you soon come under the charm of the easy flow of language, the rich imagination, the broad culture of this warm hearted poet-preacher.

Wesley as Sociologist, Theologian, Churchman, by *John Alfred Faulkner*, Professor of Church History in Drew Theological Seminary. The Methodist Book Concern. 1918. 173 pages. 75 cents.

J. Wesley was, of course, not a social reformer in the same sense as he was a religious and social reformer. His work was not to change laws or institutions, but to change men. He was not a socialist, who wishes to act on the individual by improving the environment, his way is rather the old one, to create sanctified personalities, who triumph over an adverse environment. Politically, he is an upholder of the present order, the king and the constituted authorities. The power of government comes from God, not from the people. He allowed to all creeds and classes the utmost liberty consisting with order, but anything approaching socialism or radical dealing with land, taxation or general

enfranchisement was never in his thought. In the matter of riches, he took the religious point of view. Religion produces frugality and industry. These last produce riches. With riches comes corruption. The only way out is to give away all above the necessary needs. The idea of stewardship which allows the rich to accumalate wealth, if they will only use it rightly, did not suggest itself to him. Of liquor he was an uncompromising enemy, his societies were total abstinence organizations from the first. As to practical social helpfulness he did all he could, especially in the case of the poor. He took interest in everything that touched humanity, with ethical passion, not only saving men but also enlarging their lives. His work went wide and deep into the English race. Lecky says, "if England on the whole escaped the revolutionary assaults on religion, property, civic authority, and domestic life, it is largely due to the Methodist revival sweeping thru the middle and lower classes, which made them recoil with horror from the anti-Christian tenets associated with the revolutions in France."

As a theologian Wesley was opposed to Calvin's predestination view, otherwise, however, he was not a liberal, but stood on the Reformation doctrines. He believed in full inspiration of the Bible. Let me be "homo unius libri," he says. Yet he put high store by reason, scoring Luther for depreciating it. As to the atonement he believed in a real objective propitiation paid to God. Christ's righteousness is imputed to us. He is, nevertheless, tolerant of opinions and includes even the Catholics in his idea of the church, "if only they have one spirit, hope, Lord and Father of all." Wesley's relations to the Church of England is treated in the last chapter. Originally sacramentarian in his views like the mother church, his spiritual experience changed the emphasis from baptism to conversion. Wesley did not look upon himself as the author of a sect. He loved the established Church to the last, tho sometimes rebuking it severely. He did not preach in church hours and exhorted his people to take communion in the established Church. On the other hand, he licensed lay preachers, formed his adherents into separate societies. They had their hymns, services, organizations. Thus he involved himself in many contradictions. Yet he never took the final step; this was left for his successors, who naturally drew the final conclusions, thus freeing themselves from an impossible situation.

The book is a sympathetic, but unbiased presentation of the subject. There is no heroship in it, yet the man gains in the eyes of the outside reader. We knew him as the reformer, but of the conservative, English element of his character we now have a better appreciation.

In the Rift of the Rock, *Edgar L. Vincent.* The Abingdon Press. 1918. 224 pages. $1.00.

The rock in the wilderness which Moses struck with his rod and was made to give forth water, in connection with other places where a rock figures prominently, suggested to the author the idea to compose a series of meditations bringing out the spiritual meaning of these rock passages. There are 17 of them, such as "The nest in the Side of the Rock" (Numbers 24: 21), "Graven in the Rock Forever," "The Shadow of

a Great Rock," "Broken by the Hammer for Service" (Jer. 23: 29) "Honey out of the Rock," "That Rock was Christ."

We have called them meditations, for sermons they could not very well be called. There is a title for each but no real well defined topic, nor a proper balancing of the different parts. Illustrations abound, in fact there are some chapters which contain only a story, the thought to be illustrated being reduced to a mere moral. In length also they vary from 6 to 20 pages. And yet we cannot but think that they were originally meant to be sermons. In that case the writer has allowed his evident preference and talent for story telling to get away with him. We can well understand this, for the craving for illustrations is unduly strong in these days. One can easily come to think that nothing but stories will hold an audience. As a story teller, as a man who sees pictures and incident in Bible phraseology and can bring it out in noble and touching language, with a wealth of detail, the author is hard to equal. In the way of illustrations the preacher finds here a rich supply.

The Mystery Religions and the New Testament, by *Henry C. Sheldon.* The Abingdon Press. 1918. 155 pages. 50 cents.

The author, a professor in Boston University, who has already quite a list of substantial books to his credit, has here selected a subject rather remote from the ordinary. To the general mind even of the theologians it would seem a rather far fetched theory that there should be any connections between the Christian faith and the mystery cults practised at Eleusis, or those of Egypt (Isis and Osiris), Asia Minor (Cybele), and Persia (Mithri). Nevertheless the question has been a more or less prominent theme in New Testament criticism, and therefore we can but welcome this attempt to shed light on the problem by subjecting it to a special and thoro examination.

In expounding the nature of the mystery religions we are told that they were built on the principle of voluntary brotherhoods. No considerable amount of moral or methaphysical instruction was given, the liturgical, scenic and spectacular elements predominated, especially in the initiation rites, just as we find it in the secret societies of our own day. A naturalistic basis was prominent in their belief, i. e., theirs are gods of nature, the procession of the revival and decay of the natural world receiving strong emphasis. With this was coupled the use of magic, magical power being especially attributed to their sacraments. A pantheistic tendency can also be detected in the mystery religions. The absence of genuine faith fostered all kinds of superstitions as well as the tendency to assimilate the most diverse religious features of many lands. In comparing such religions with the Christian faith it can at once be seen that they are different toto coelo. There may be common characteristics, such as the voluntary character of membership, the belief in the future life, the use of sacraments, but this does not show that Christianity borrowed such from the other side. On the other hand, the contrasts between the two are overwhelming: Christianity is an open system, not a fenced-off mystery. Its divine power is distinctly above the world, its nature and influence spiritual and ethical; magic has no place

in the Christian faith, and it does not strike hands with any other contemporary cult.

The author then takes up Paul's and John's teaching in particular and shows that none of his terminology was borrowed from the Mystery source (such as mysterion, teleios, psychikos, pneumatikos, kyrios) In a special chapter on Paul's view of the sacraments the writer points out that neither baptism nor the Lord's Supper have any effect ex opere operato with him, while the sacraments of the mystery religions have a magical power and effect, regardless of the moral conditions of the individual. In the same way the independence of the Johannine writings is established.

The result then of the author's research is that, altho Paul and John's religious vocabulary may have been affected by their Hellenic environments, any noticeable influence of the Mystery Religions on the form and content of primitive Christianity cannot be substantiated. This thesis, we believe, the author has established. We are glad to see that, with all his readiness to give every reasonable argument from the other side fair consideration, Mr. Sheldon has proved successfully that the "mystery of godliness" is without controversy greater, deeper and higher than the mystery of Eleusis, Egypt and Persia, and the reason it that God was "manifest in the flesh" in the former, and in the latter the flesh was manifest indeed, but the justification of the spirit was wanting.

India, Beloved of Heaven, by *Brenton Thoburn Bradley* in collaboration with Oscar MacMillian Buck and James Jay Kingham. 1918. The Abingdon Press. 217 pages. $1.00.

This handsome and profusely illustrated volume carries with it an Oriential atmosphere. It takes us into a world as different and far from ours as pole is from pole. We are in old India with its scorching suns and its teeming millions. "Languorous odors fill the air, and the bulbul and the nightingales sing." There is much that hurts her children, and yet a note of optimism prevails. The healing Christ is somewhere around. His transforming touch is on India. The stories are told by people who love India, two were born and raised there, another is a missionary who found his life work among the people. "All three have drunk of Ganga's water and have cried 'Bande Mataram'—'Hail, blessed mother!' "

Everyone of the stories has that peculiar Indian flavor. Language and thought world, such as could be used and imagined only by one native to the soil, make the actors in the scenes very real to us. No doubt, Mr. Bradley and Mr. Buck, being "Indians" by birth and training, are accurate painters of the multiform life of that continent, but the missionary's stories have the added charm of being all true and no fiction. There is one, "Lawyer Preacher," which is capital and pretty nearly worth the price of the book. It tells of a lawyer who wished to be a preacher. He wasn't afraid to be put on the "board yourself and get no money" basis. Soon they burnt his house down and the missionary goes to console him. He prays God to give the man another house for Jesus'

sake. Then the lawyer-preacher prays himself. He says: "O God, I have not asked this missionary for any salary, and I do not want pay in money, but give me for my pay the heart of these people," and so on, not a word about the house. Then his wife prays: "O Father, please forgive the people who burned our house down. Save them and bring them into Thy Kingdom." And so the story runs on, delightful and pathetic. In fact his people are decidedly of a more heroic stuff than we generally hear of among the Hindus.

There is a wealth of material in the book for missionary societies and sermons, for both purposes it would be a good acquisition.

The Religious Teaching of the Old Testament, by *Albert C. Knudson.* The Abingdon Press. 1918. 416 pages. $2.50.

The book contains what is generally called a "Biblical Theology" of the Old Testament. As such it aims to give an account of the origin and development of the chief religious ideas of the Old Testament. To do this today, after the critical labors of half a century have wrought a revolution in our conception of Israel's history, is no easy task. Nor is it possible to do it without taking a definite position in regard to the achievements or claims of the Critical School. The author does take such a stand. He accepts the main conclusions of the critics as pretty well established results. He treats the documentary theory of the Pentateuch as a matter no longer in need of argument. The Levitical legislation of the Mosaic books belongs after the exile. The ideas about God, his unity and character, about man and his relation to God, have developed from the crude conceptions of the tribal religion to the high moralism and monotheism of the 8th century prophets. If we were to compare the present book with other Old Testament Theologies, say, with Oehler's and Schultz's, we would have to class him with the latter. Oehler he never mentions, whereas Schultz is frequently quoted.

While Oehler divides his "Theology" into three parts, the Mosiac, Phrophetic and Wisdom periods, K. substitutes for "Mosiac" the "Prophetic" Period. This is natural if one holds that very little of the Old Testament literature can be ascribed to Moses with any kind of certainty. The third period he calls the "Legalistic." There is another difference between the two. Oehler discusses the meaning and development of every biblical term separately in each of the 3 divisions; Knudson, on the other hand, takes up a term and then sets out to give the whole development of it, without arranging his comment according to periods. The literature of the *Preprophetic* Period (B. C. 1200—750, i. e. from Moses to Isaiah) is quite meager: the Decalogue (Exod. 20: 1—17) 1200; the code of the Covenant (Exod. 20: 22—23, 19) 1200—800; the J Decalogue (Exod. 34: 14—26) 1200—800; the J Document; the E Document; the Prophetic Stories in 1. Kings 17 to 2 Kings 13 (Elijah and Elisha) 775; and a few Old Songs.

In the *Prophetic* Period 750—450 we have Amos, Hosea, Isaiah, Micah; Deuteronomy discovered, 621; Jeremiah, Hezekiel, Code of Holiness (Lev. 17—26); Union of J. E. and D, 550; Isaiah 40—55 (536—440); and other prophets.

In the Legalistic Period (450—150) he puts Ruth, Ezra, Nehemiah, Job (400—350) Proverbs, Daniel (164), Psalms (450—150), and others.

We are sorry to see the psalter assigned to so late a date. K. does not deny, however, that there may have been psalms before that time. Here we recall Mac Fadyen's conclusions as to the psalms: "It is probable that David wrote some psalms; not all these would have been lost; some of the psalms attributed to David in their titles are appropriate on his lips."

We can imagine that a conservative reader, having come to this point, might turn away from the book with indignation, saying, "No more of this for me, I can't take a man with such radical views for my guide." He would have the privilege to say so, but it would be foolish just the same. As we have said, Knudson accepts the critical views on Old Testament literature as a working basis, they do not originate with him. And besides, even so he is by no means a destructive critic of eternal truth. Only he holds that the process of revelation was a gradual one, that God was indeed back of their whole history, but shaped it thru human means and in a way similar to the laws of growth in other peoples. That, however, after considering all human and natural factors, there still remains a balance of divine causality which defies analysis, K. would not for a moment dispute. While he believes that with the 8th century prophets the climax of Israel's religious history has been reached, he nevertheless acknowledges that the prophets did not create the faith in God's unity and righteousness. They were reformers not innovators. They built on the foundation laid by Moses, but they cleared, enlarged ennobled the ideas that had come to them. Take for instance the monotheism of the Old Testament. The first stage was no doubt the tribal idea of God which was not free from narrowness and imperfection. The existence of other gods was not denied, but for Israel there was only Javeh. His ethical character was felt from the first, if with all their limitations, and, under the guidance of chosen men there emerged in time the sublime and victorious faith in Javeh's ethical monotheism, this must be called the greatest contribution to the religious growth of the race from any source.

The whole subject matter of religious ideas is arranged under two headings, 1. God and angels, 2. Man and Redemption. Under the first head he speaks of the personality, unity, spirituality, power, holiness, righteousness, and love of God. Under the second of the nature of man, sin, the problem of suffering, forgiveness and atonement. He makes less of the ceremonial and sacrificial element of Israel's service than is generally done. The idea of penal substitution as an explanation of the sacrifice he does not favor, only in the suffering servant Isaiah 53 have we vicarious and redemptive suffering voluntarily borne.

In a chapter "Nationalism and Individualism," which is especially worth reading, he qualifies the contention that individualism came into life with Jeremiah and Hezekiel. He shows that there must have been a more or less conscious relation of the individual to the duty before that time, and that furthermore the viewpoint of the post exilic prophets was also nationalistic,—not individualistic, just as that of the former ones. Individualism, after the start it had received thru Jere-

miah and Hezekiel, was fostered further by the psalms and sages (wisdom literature) and thru the contact with other nations, especially the Greek world.

A chapter on the Messianic Hope and one on the Future Life closes the book. A special chapter on Miracles, we think, would have been desirable. The author is so ready to listen to arguments from any responsible source, so ready to accept apparently plausible views, no matter how radical the position of their advocates, that at times he seems to try to hold contradictory opinions, or at least is not definite enough in his conclusions. But on the whole the book is the ripe fruit of independent research. It is written in a clear and natural style; it is abreast of the time in point of scholarship; it will richly reward serious study; as a source of reference it will be most welcome. There are a number of things usually treated in "Biblical Theologies," such as the covenant idea, theocracy, the priests, the cult and its various sacrifices, holy days, the prophetic consciousness and its relation to soothsaying and manticism, inspiration etc., which finds no place, or at least only incidental mention, in this book.

The Clean Sword, by *Lynn Harold Hough.* The Abingdon Press. 1918. 211 pages. $1.00.

This a defense of righteous war and America's entrance into the present conflict. The author is a professor of church history in the Garrett Biblical Institute; we reviewed his "Significance of the Protestant Reformation" some time ago.

The sword idea runs thru the whole book, shaping the title of each chapter (such as the "S. of protection," of "Law," of "Civilization," "Justice," "Brotherhood," "Christ," "International" S. of "Peace," the "Clean S. and the Future"). The book, like many others written at this time endeavors to solve for the Christian the question, as to how war, the application of force, is to be reconciled with the Christian law of love and forgiveness. Before 1914 there was in contemporary thought a strong current toward Pacifism. War seemed to be a relic of barbarous times, general arbitration a better and entirely feasible way of settling international difficulties. Brute force was frowned upon even in combating evils at home, for instance in the treatment of criminals and in strikes. The time appeared to be at hand when all difficulties and differences would yield to the appeal of reason and the advance of general enlightenment. The attitude of non-resistance to evil which received its classic representations in the Sermon on the Mount, seemed on the point of vindication as a workable policy.

Then the war broke out and the bubble burst. We came to see that the millennium had not come yet and force and war could not be thrown on the scrap heap. The writer shows that the sword, in the sense of authority invested with power for protection and restraint, has a necessary place in every organized community. With unanswerable logic he proves that justice could not prevail, civilization not develop, orderly life not be lived without the presence of potential force. He is somewhat less sucessful when he goes on to prove from the words and example of Jesus Christ, that war is justifiable. He labors hard at this task but not

just in the right way, we think. Christ came to found the kingdom of God. His methods were diametrically opposed to those of the world. "If my kingdom were of this world, my servants would fight, but now it is not from hence." Even that one statement, "I am not come to send peace but the sword," is not meant to be a justification of war. Christ has reference there to the fact that His gospel will create opposition. The enemy will use force for the subduing of the new faith, but the Christian will then not buy peace by a sacrifice of convictions but by that of life. So the sword mentioned here is the "unclean sword," which might wield for the the defeat of right.

We say it is hard, if not impossible, to construct a justification of war from specific words of Jesus. So it was hard, at one time, to justify the abolition of slavery from the words and actions of Paul. But it is not hard to derive such justification from the whole tenor of the New Testament, nor to buttress it with the most substantial arguments of sound reason. Paul says, the government beareth not the sword in vain (Rom. 13: 4). There he refers to capital punishment, by which the state protects life and law in extreme cases against the criminal. Just as it has this right against its own citizens, if they endanger the safety of its institutions by their conduct, so it has the right to protect its whole organized life against the foreign enemy. In both cases the application of force is sanctioned by divine and human law.

The author speaks beautifully on the different phases of the present struggle, the highly moral issue, the character of our own matchless army, the efforts of the Y. M. C. A., and other influences which keep the sword from becoming soiled, the reconciliation after victory, the league of nations to enforce peace, and the task of Christianity of creating the type of men who can be trusted with the clean sword of the future. His style is that of the trained writer, the tone is warm and serious, the spirit such as does not glorify the sword for its own sake, but for the sake of the protection of the kingdom of righteousness and brotherhood and peace.

The Christian Crusade for World Democracy, by *S. Earl Taylor* and *Halford E. Luccock*. The Methodist Book Concern. 1918 203 pages. 75 cents.

The approaching (1919) Centenary of Methodist Missions will not be a retrospect so much, as a looking forward, it will not look back upon achievements but set up ideals and goals. The Missionary program decided upon is an ambitious one, 40 million dollars for Foreign, 40 million for Home Missions in five years! The foreign missionary enterprise is intimately connected with our aims and efforts in the world war. We are in the war to make the world safe for democracy, but it is also necessary to make the people fit for democracy and so democracy safe for the world. The Christian Church, by setting up standards of Christian living and laying the foundations in Christian ethics and character, is the greatest agency and really the only sufficient force to lift the nations of the world to the plane of government of, by and for the people. And, besides, to carry the gospel of Christ to the world means to actively engage in a campaign for international good will.

The book surveys the fields where Christ's gospel is most needed if a religious and political democracy is to be the result, and points out the demands the missionary program will make on the Methodist Church in all those parts of the world. Latin America "which had no Mayflower and no Plymouth Rock," with its ritualistic but dead church, its neglected races, its immorality, its agnostics, its revolutions, its great educational and religious needs is described. China comes next. It is an awakening giant, who is in need of light from the progressive Christian nations of the world. The upper classes are more open minded than ever before. Then the book speaks of India, restless in various ways: it must be "leavened with Christianity, before it will be fit for freedom." The situation there is fully explained, we have not space for this here. There is an instructive chapter on Africa, "the next tinder-box of the world," and the menace of Moslemism advancing from the North and threatening to absorb 80 million pagans with a faith that makes fanatics but dooms progress. After touching on lands on the Pacific it at last reaches Europe and discusses especially the great problem of helping Russia.

Study questions for classes are appended in the back of the book; maps and pictures explain and illustrate the text. Much is given for little money.

How to Know the Bible, by *George Hodges*, Dean of Episcopal Theological School, Cambridge, Mass. The Bobbs-Merrill Co. 1918. 360 pages. $1.50.

In the technical language of the theologian this book would be called an Introduction to the Old and New Testaments. But it is characteristic of the book that it avoids all technical phraseology. In writing the author has in mind the educated layman. This layman wishes to be given information on a lot of questions concerning the Bible. These questions come out here in a most natural manner; step by step and in logical order, they find their treatment. In this way the cut-and-dried system of the ordinary text book is avoided and a more interesting form of presentation secured.

There is another feature which deserves mention. Whenever it is necesary to give a quotation either as a specimen of the style of an author, or to illustrate his viewpoint, or to bring out the beauty of the language, as for instance in the many poetical pieces scattered thru the historical books, such questions are given in full, often running thru several pages. Thus the reader is enabled to test the author's statements, to judge for himself and to become acquainted with important characteristics and portions of the Bible that he would not stop to look up if only the topology of the passage was given.

The standpoint of the writer is that of the modern liberal scholar. Not all parts of the Bible show equal moral and religious insight. There is to be noted a gradual program towards a higher conception of the duty. Furthermore the Bible is not a text book on science. To summon Moses as an authority against geology or anthropology is to mistake his position. Again many things are ascribed to God and done at his command that shock the moral sense of the Christian. Here the words of

Jesus spoken to John and James when they wanted Him to bring fire from heaven, is to be remembered, "Do you not know what spirit you are of?" The question of the inspiration of the Bible is a much controverted one. Hodges holds that for a writer to be inspired means, he is "conscious of an impartation and impulse from without that lifts him above his ordinary self." Such vital inspiration is not peculiar to religion. The spirit of God is in the artist, the poet, the statesman etc. We would hardly be satisfied with such a loose and vague view of inspiration. Inspiration is to us that actvity of the divine spirit, by which, in the economy of his selfrevelation, he enables chosen men to make His will known authoritatively.

He now takes up the Pentateuch and explains the meaning of the Pentateuchal alphabet: E, J, P, H and R. He starts with the finding of Deuteronomy in the time of Josiah, then passes on to the forming of the priestly code (P) at the time of Ezrah; calls attention to the fact that holiness (ceremonial) is so much emphasized in this section: (Code of Holiness, H.) and winds up with the origin of the Elohist and Johvist codes and the R(edactor). All these documents are adequately characterized and their history given in a way that will appeal to the mind of the average reader. In this way he treats every group of books, Joshua and Judges, Kings, Samuel and Chronicles, the prophets of the 8th century (Assyria period), the prophets of the Babylonion period, and those after the Exile; the poets and the Wise-men, and closes the first part with the "Time between the Testaments," speaking here of the Septuagint and the apocryphal Books. Many of course, still persist in objecting to the Documentary Theory and the whole scheme of so dissecting the organism of the Old Testament; but he who has come to the conclusion that the truth can never hurt and that this is the truth about the origin of our Old Testament will gladly admit that Dr. Hodge's introduction to the Old Testament is distinguished by a popular style, a clear and poetical presentation of an intricate subject, and a thoro grasp of all questions involved.

Taking up the New Testament, Dr. Hodges starts from two sayings of Papias in his "Commentaries on the Oracles of the Lord." The first is, "Mark, who was Peter's interpreter, wrote down accurately all that he remembered of the words and acts of Christ. He did not hear the Lord, nor was he one of his followers. He was a follower of Peter, who arranged his addresses as occasions dictated, without any intention of putting together a complete statement of the Lord's sayings." The other is: "Matthew composed the sayings (Logia) in the Hebrew dialect, and everyone translated them as he was able." According to this we have in Mark what is called the "Recollections of Peter." Mark is a plain, practical man "who listens to sermons with a somewhat absent mind, but he looks about him with clear and quick perception. He makes us see what he saw." So we have in his gospel only the works of Jesus, not his words. He supplies, however, in this line many little touches and incidents which show he had listened to an eye witness and received a vivid picture of the various scenes in his own mind.

His gospel narrative forms the ground work of Matthew and Luke, they reproduce nine-tenths of Mark's record. Matthew wrote himself

the logia," the sayings of Jesus in Hebrew. They were later translated into Greek, we don't know by whom, combined with Mark and added to by stories of the nativity and resurrection. Matthew arranges topically rather than chronologically, see the sermon on the mount. (The whole sermon is transcribed in Hodges' book, certainly an opus supererogationis. Luke also uses Mark for his historical framework. He selects naratives from Matthew's source, adds narratives of the nativity and the resurrection different from Matthew's adds besides the nine chapters 9—17 (of the Peraean ministry). The two pospels are fully and aptly characterized by our author.

Then he takes up the balance of the New Testament books in the order of time; first the books of Acts, then the Pauline epistles. The occasions which caused their composition are related, and every epistle, especially the chief ones, briefly but adequately described. In the same way the "Five Sermons" i. e. Hebrews, James, First and Second Peter and Jude, are treated. The Johannine Books "last, but by no means least" bring the book to a close, with the exception of a very fine chapter on the Bible as "the Library of the Grace of God," "The Bible belongs to the history of protest and revolution, of defeat and comfort; it is the golden book of good conduct, where life is lived in the presence of God." One may, as we said above, disagree with the author as to some of his critical views, even if in these he represents a whole school, not himself only. One may also disagree with his theological views. We do, at times; for instance as to what he says concerning Paul's doctrine of salvation by faith. He thinks this doctrine fails to meet with a general response and is to be balanced with the words of Jesus, "If thou wilt enter into life keep the commandments." We hold with the Reformers that faith brings salvation, a faith which produces works, but that even Christian works can ever be the basis of our salvation. Yet, in spite of these reservations, it is impossible to deny that the book has great merit of perspicuity, serviceableness and "up-to-dateness." It will find a ready appeal among people interested in these things, and every theologian will be glad to own it as a book of ready reference.

A Manual for Ministers, by *R. C. Cave.* The Standard Publishing Co. 1918. 128 pages. $1.25.

This little manual, in morocco binding with flexible cover, will be a useful vademecum for the pastor. It contains forms for Church Dedication, for the ordination of ministers, elders and deacons, for the public worship and communion, for weddings, prayers in the sick room, a funeral service, and short funeral talks. The services and prayers are for the most part compilations from good sources. The one for the ordination of deacons we found especially attractive. The forms for public services are particularly designed for churches in the country. The meditations for the sick room and the funeral talks are in fine spirit and helpful. Blank record pages for funerals, weddings and other engagements are provided. A good book to have for the occasions for which it has been gotten up.

❧ Magazin ❧
— für —
Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.
Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 21. Band. St. Louis, Mo. März 1919.

Die Konferenz zum Zwecke der Kirchenvereinigung in Philadelphia.

Wir stehen in den Geburtswehen einer neuen Zeit. Gewaltige Dinge gehen überall vor sich, und wenn je, so ist jetzt des Dichters Wort wahr: „Das Alte stürzt, und neues Leben blüht aus den Ruinen." Völker, die jahrhundertelang nur Heloten waren, werden frei und erbauen sich auf Grundlage der Nationalität zu freien Staaten. Der größte Gedanke von allen aber, der nur überragt wird von der Weissagung des Evangeliums, daß alle Reiche müssen seines Herrn und Christ werden, ist der eines universalen Völkerbundes, bisher in das Reich der Träume gewiesen, jetzt ein praktisches Ziel geworden leitender Staatsmänner und der frohe Glaube mächtiger Schichten ganzer Völker.

Auch die Kirche fühlt sich vom Geist der Stunde erfaßt. Sie sieht, daß es Zeit ist, haarspaltenden Orthodoxismus und Zwiespalt stiftende Verketzerung aufzugeben und sich auf den großen Fundamentalsätzen des Glaubens zu einigen. Am 14.—15 November 1918 vereinigten sich das Generalkonzil, die General Synode und die Vereinigte Synode des Südens zur **Vereinigten Lutherischen Kirche von Amerika.** Und 4.—6. Dezember 1918 fand im Witherspoon Gebäude in Philadelphia die von der **Presbyterianer Kirche** angeregte Konferenz statt zum Zweck einer organischen **Vereinigung der protestantischen Kirchen des Landes.** Es waren dort außer den Presbyterianern auch Vertreter der Reformierten Kirche, der Kongregationalisten, Baptisten, Episkopalen, Lutheraner, Quäker, unserer Kirche und andere versammelt. Das Programm war ein überaus weitgreifendes und tiefgehendes, denn nicht bloß an eine mehr lose, äußere Verbindung wurde gedacht, die den einzelnen Körperschaften ihre Selbständigkeit läßt, sondern an eine **organische Vereinigung.** Dieselbe würde also alle diese Kirchen zu einem großen, einheitlich geführten Organismus verbinden. Es gehört all der Optimismus eines mutigen Glaubens, wie er insonderheit dem amerikanischen Volke eigen ist, dazu, um solch ein

Ideal nicht nur für erreichbar zu halten, sondern auch seine Verwirklichung tatkräftig und energisch in die Wege zu leiten. Ohne die mächtigen Ereignisse des Weltkrieges und den unendlich erweiterten Horizont, den er uns gegeben, wäre auch wohl die Philadelphia-Konferenz nicht zu denken.

Unsere Kirche kann nicht anders, als diesem hohen Gedanken besonders sympathisch gegenüber zu stehen. Wir nennen uns die Kirche der Union, und wenn auch historisch dabei zunächst an eine Verbindung Lutherischer und Reformierter deutschen Stammes gedacht wurde, so steht doch nichts im Wege, dem Wort eine viel weitere Bedeutung zu geben. „Ein Leib, Ein Geist," heißt es in unserm Wahlspruch, „Ein Herr, Ein Glaube, Ein Gott und Vater aller." Da ist nichts von nationalen Schranken gesagt. Und stets haben wir gern nach dem hohepriesterlichen Gebet des Herrn uns zu dem hohen Ziel des scheidenden Erlösers bekannt: „Auf daß sie alle eins sein, wie du in mir und ich in dir." Größeres und Tieferes und Innigeres kann man von der Gemeinschaft der Gläubigen nicht sagen.

Dennoch geziemt es uns, auf dem Boden der Wirklichkeit stehen zu bleiben. Dennoch liegt es uns ob, der Aufgabe zu gedenken, die uns als Evangelischer Kirche in diesem Lande gestellt ist. Wir haben bisher stets an unsere Existenzberechtigung geglaubt. Wir haben es immer für eine Pflicht gehalten, daß unsere Glieder „synodales Bewußtsein" haben und pflegen sollten. Es mag eine Zeit kommen, wo dieser Begriff und diese Aufgabe zu eng scheinen. Aber wir halten dafür, daß sie noch nicht gekommen ist. Es hat uns in diesem Zusammenhang gefreut, daß Dr. Richards, der Vertreter der Reformierten Kirche in Philadelphia, es betonte, daß die geplante Vereinigung nicht **durch gesetzgeberische Maßregeln,** sondern durch **organisches Wachstum** zustande kommen müßten. Das war ein Wort weiser Mäßigung und gesunden Menschenverstandes. Hier und da ging in Philadelphia einem Redner ohne Zweifel die Begeisterung mit dem ruhigen Urteil durch. So z. B. wenn Dr. Chapman die Bemerkung machte, daß diese Bewegung das Größte sei, was in der Kirche seit der Reformation vorgefallen. Der methodistische „Apologete" nimmt Anstoß an diesem Wort und sagt, die Entstehung des Methodismus und der Anbruch der Missionsära seien größere Dinge gewesen als diese Vereinigungsbewegung. Gewiß, und andere Ereignisse wären zu nennen, die viel tiefer gingen und ein gewaltigeres Wehen des göttlichen Geistes darstellten als jene Versammlung. „Es handelt sich," sagt der „Apologete" weiter, „bei dieser neuesten Lebensäußerung in der Kirche mehr um Fragen der Politik, der Methode, um die Stärkung des Protestantismus gegen Rom, die Ersparnis von Kraft und Geld, die Ausschaltung unersprießlicher Konkurrenz, als um direkt geistliche Dinge." Wir waren nicht in Philadelphia zugegen und sind nicht imstande, aus persönlicher Anschauung diese Worte zu bestätigen oder zu modifizieren. Aber wir sind überzeugt, daß ein gut Stück Wahrheit darinnen liegt.

Jedenfalls dienen solche Erwägungen dazu, um uns an die Pflicht der Prüfung und des vorsichtigen Erwägens zu mahnen.

Die Presbyterianer waren der leitende Faktor in Philadelphia. Gewiß würden sie in der zu schaffenden vereinigten Kirche die führende Rolle spielen. Sollte der Methodismus sich dem Plan freundlich zeigen und zu einem Zusammenschluß bereit sein, wie denn in Canada und Australien Methodisten, Presbyterianer und Kongregationalisten sich tatsächlich vereinigt haben, so würde ihm kraft seiner Gliederzahl, seines Unternehmungsgeistes und seines Selbstbewußtseins die erste Stelle zufallen. Wir glauben aber, daß unter uns augenblicklich gar wenige bereit sind, Presbyterianer oder Methodisten statt Evangelische zu werden. Luther und sein Erbe haben uns das geistige Gepräge aufgedrückt, nicht Calvin oder John Knox oder John Wesley. Sodann sind Fragen der Abstammung vorhanden, die sich mächtig geltend machen, und die man nicht mit rauher Hand oder ohne sympathisches Verständnis behandeln darf. Es ist die Sprachenfrage da, die durch den Krieg schon vielfach tiefe Wunden geschlagen, und die bei einem vorschnellen Eingehen auf die Vereinigungspläne englisch-amerikanischer Kirchen noch viel mehr ins Fleisch unserer Gliederschaft schneiden würde. Es ist ja nicht zu leugnen, daß es mit dem Anglisierungsprozeß in Zukunft schneller gehen wird. Aber es wäre unrecht, rücksichtslos, unweise, ja geradezu ein großes synodales Unheil, wenn wir daran denken wollten, dem noch am Deutschen hangenden Teil unserer Kirche durch folgenschwere Entschließungen die Lebensfrist noch verkürzen zu wollen.

Deshalb freut es uns, in dem schon angeführten Blatte („Apologete," siehe Artikel in der „Rundschau") die Ansicht ausgesprochen zu sehen, daß die Vereinigung mehr geistlicher, als materieller Natur sein werde und keine äußere mechanische Veränderung der Verwaltung und Regierung der einzelnen Kirche beabsichtige. Wir gehen wohl nicht fehl in der Annahme, daß das nicht nur die Ansicht des Blattes, sondern der methodistischen Kirche ist.

Also, um nun das Fazit zu ziehen, wir begrüßen mit Freuden jede Bewegung, die uns der Verwirklichung des großen Ziels, das auf unserer Fahne steht, näher bringt. Wir sind jeder Zeit bereit, mitzuhelfen, wo das Solidaritätsgesuch des Protestantismus nach Ausdruck und Stärkung verlangt. Wo Mittel und Wege gesucht werden, auf dem Gebiet der Inneren und Aeußeren Mission durch Zusammenarbeit die Stoßkraft der Kirche zu vermehren und Zersplitterung und Vergeudung zu vermeiden, da reichen wir die Hand der Mitarbeit. Wo irgend gemeinsame Arbeit den Einfluß der Kirche auf die Erziehung, oder in der Reform von Mißständen oder in Stärkung der protestantischen Front hebt und vertieft, da greifen wir mit zu. Wenn mehr noch unternommen, große Einigungspläne vorgelegt werden wie in Philadelphia, da sagen wir: Vor allen Dingen müssen solche Dinge **innerlich erwachsen und der verständnisvollen Zustimmung der**

Kirche sicher sein. Gut Ding will Weile haben. So viel wir hören, glaubt keine der in Philadelphia vertretenen Kirchen, daß hier Eile not tut. Im Gegenteil sie wollen alle Zeit haben, daß die Gemeinden mit dem Plan bekannt werden und Stellung nehmen können. Nehmen wir uns also Zeit, prüfen wir sorgfältig und behalten und führen wir ins Leben, was die Probe bestanden. Inzwischen sei treu deiner Kirche, beherzige das Wort des alten Attinghausen in „Wilhelm Tell:"

„Ans Vaterland (geistig), ans teure, schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen,
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft;
Dort in der fremden Welt stehst du allein."

In diesen Worten meinen wir die Stimme weisheitsvoller Erfahrung zu hören. Wir haben gesprochen gemäß dem Lichtlein, das uns leuchtet; mögen andere, die vielleicht mehr Licht empfangen, auch das Wort nehmen.

Zur Frage der Supernumerare.

Von Pastor J. Nuesch, Los Angeles, Cal.

Auf Seite 303, § 15 des Protokolls der zwanzigsten Generalkonferenz lesen wir: „Die Generalsynode beschließt, daß solche Pastoren, die zeitweilig an keiner Gemeinde stehen, aber noch nicht das Alter erreicht haben, um in den Ruhestand zu treten, auf der Liste als Supernumerare weiter geführt werden sollen." Durch die Bemühungen des Schreibers dieser Zeilen wurde damals dieser Beschluß von der Generalsynode in Louisville gefaßt. Wir hielten es nämlich für ungerecht, daß Brüder, die der Synode viele Jahre gedient hatten, die aber augenblicklich keine passende Gemeinde finden konnten, oder aber zeitweilig die Lust an der Gemeindearbeit verloren hatten, oder auch vielleicht eine innere Krisis durchmachen mußten und daher eine Zeitlang einen anderen Beruf zu ihrem Lebensunterhalt ergriffen, dadurch die Gliedschaft in der Synode verlieren sollten. Dadurch, daß die Generalsynode obigen Beschluß faßte, fiel natürlich ein früherer Beschluß (§ 15 der Nebengesetze nach dem alten Handbuch), der folgendermaßen lautet: „Ein Pastor, der einen anderen Lebensberuf ergreift, verliert damit die Gliedschaft an der Synode." Ein später gefaßter Beschluß hebt ja immer einen früher gefaßten, der dem zuletzt gefaßten widerspricht, auf.

Nun scheint man in unserer Synode nicht zu wissen, was Supernumerare eigentlich für Leute sind. Das mag daher kommen, daß in unserer ganzen Kirche nur drei mit dem Zeichen der Supernumerare verzeichnet stehen. Das ehrwürdige Synodalgericht hat zwar jetzt eine Definition der Supernumerare gegeben, doch dieselbe hinkt und zwar ziemlich stark. Nach der Auslegung des ehrwürdigen Synodalgerichts sind Supernumerare solche Pastoren, welche zeitweilig nicht imstande sind, das Amt zu versehen. Unserer geringen Meinung

nach sind aber Pastoren, die **zeitweilig** nicht imstande sind, das Amt zu versehen, **zeitweilig invalide** Pastoren. **Supernumerare aber sind solche Pastoren, die eine Zeitlang aus gewissen besonderen Gründen einen anderen Lebensberuf ergriffen haben, oder auch solche, die sich für den Augenblick aus gewissen Gründen von der Gemeindearbeit zurückgezogen haben.** Andere Kirchenkörper, die viele Supernumerare haben, die sich also mehr als wir mit dieser Sache beschäftigt haben, geben obige Auslegung für die Supernumerare.

In den Regeln des ehrwürdigen Synodalgerichts für Supernumerare sind besonders No. 8 und 9 anstößig. Dieselben lauten: „In der Regel soll kein Supernumerar länger als zwei Jahre ohne Amt sein. Nach Ablauf dieser Zeit soll der zuständige Distriktspräses dem Supernumerar eine Stelle anbieten, oder es soll sich der Supernumerar bei irgend einem Distriktspräses um eine Stelle melden. — Wenn ein Supernumerar sich weigert, ohne triftige Gründe eine angebotene Stelle anzunehmen, so soll auf Grund solcher Weigerung sein Name von der Liste der Synodalglieder gestrichen werden."

Theoretisch genommen, lesen sich diese Regeln ganz schön, aber wir wissen, daß alle Theorie grau ist, und diese sieht sich im Lichte betrachtet schwarzgrau an. Wir wollen daher einige konkrete Fälle anführen, die die Sache ins rechte Licht stellen werden.

Ein Pastor, der äußerlich gut gestellt ist, bediente etliche Jahre keine Gemeinde. So lange er in den Augen der Beamten den Faulenzer spielte, ließ man ihn in Ruhe; als er aber in Geschäften tätig war, wurde er von dem Präses vor die Alternative gestellt, entweder eine Gemeinde zu übernehmen, oder aber aus der Synode auszutreten, wenn anders er nicht ausgeschlossen werden wolle. Der Bruder war willig, hier im Westen eine Gemeinde zu übernehmen, doch der Präses hatte keine Gemeinde und verlangte, daß der Bruder sich im Osten um eine Gemeinde bewerben solle. Der Pastor tat das nicht, verließ aber mit blutendem Herzen seine Kirche, die er liebte, und für die er gewirkt und gearbeitet hatte. Daß solche Handlungsweise die Herzen gegen die Synode verbittert, liegt auf der Hand.

Ein weiterer Fall. Ein Bruder, der der Synode auf verschiedenen Feldern über dreißig Jahre treu gedient hatte, kam nach dem Westen, weil ein Klimawechsel einem seiner Angehörigen notwendig war. Der Bruder bemühte sich, eine Gemeinde zu bekommen, doch war zur Zeit keine passende Stelle offen. Um seinen Lebensunterhalt zu verdienen und um der Synode nicht zur Last zu fallen, was er mit gutem Gewissen hätte tun können, ergriff er einen anderen Beruf, in dem er heute noch steht. Soll nun solch ein Bruder, der sozusagen die Muttermilch der Synode getrunken hat und allen Verpflichtungen der Synode immer nachgekommen ist und noch nachkommt, gezwungen werden, eine Gemeinde im Osten zu übernehmen, oder aber, wenn er sich dessen weigert, soll auf Grund solcher Weigerung sein Name von der Liste der Synodalglieder gestrichen werden? Solche Handlungs-

weise findet man nicht einmal bei den Weltleuten und sollte daher noch viel weniger in einer christlichen Kirche zu finden sein.

Noch ein Fall. Ein Bruder, der auch schon über dreißig Jahre im Amte ist und die ganze Zeit hier im fernen Westen gearbeitet hat und darum auch alle seine Verwandte und Freunde hier hat, hat aus Gesundheitsrücksichten das Amt an einer Gemeinde zeitweilig aufgegeben. Sollte nun der betreffende Bruder seine Kräfte wieder genügend bekommen, um ein Gemeinde übernehmen zu können, so wäre er gezwungen, da wir hier keine vakanten Gemeinden haben, nach dem Osten zu gehen, oder aber sein Name würde von der Synodalliste gestrichen. Wo bliebe da die Gerechtigkeit?

Ein Fall, der eintreten könnte. Es gibt hier im Westen eine Gemeinde, die ihrem Pastor jeden Sonntag, wenn er predigt, die schöne Summe von fünf Dollars Gehalt bezahlt. Es möchte nun vorkommen, daß diese Gemeinde vakant ist. Der Distriktspräses bietet dem Supernumerar diese verlockende Stelle an. Wenn nun der Supernumerar sich weigert, solch eine Stelle anzunehmen, so soll auf Grund solcher Weigerung sein Name von der Liste der Synodalglieder gestrichen werden.

Aus dem Gesagten kann man leicht sehen, daß die Stellung eines Supernumerars in unserer Synode keine beneidenswerte ist. Supernumerare sind in den meisten Fällen ältere Pastoren, die der Synode schon lange gedient haben, die aber, eben weil sie noch in irgend einer Arbeit stehen, auf Invalidenunterstützung keinen Anspruch machen. Solche Männer sollte eine Kirche nicht wie kleine Kinder behandeln. **Sie sollte ihnen keine Vorschriften machen, die man den Invaliden, die doch von der Synode unterstützt werden, nie gemacht hat.** Diese Regeln, wie dieselben von dem ehrwürdigen Synodalgericht aufgestellt wurden, werden zur Folge haben, daß die wenigen Supernumerare, die wir jetzt haben, sich für Invaliden erklären und dann nicht nur nichts mehr in die Unterstützungskasse hinein bezahlen, sondern ein schönes Stück Geld jährlich ziehen werden.

Es gibt wohl kaum einen anderen Kirchenkörper, der so wenig mit Vermächtnissen bedacht wird, wie die Evangelische Synode von Nord-Amerika. Nach dem Evangelischen Kalender für 1919 beliefen sich die Vermächtnisse in unserer Synode im Laufe eines Jahres auf nur etwas über $8,000.00. Solche Regeln, wie sie den Supernumeraren gegenüber aufgestellt wurden, können nur dazu dienen, daß die Liebe zur Synode in solchen Brüdern und in den Gemeinden erkalten muß. Wir kennen persönlich einen Fall, wo ein Testament, in dem eine bedeutende Summe der Synode vermacht wurde, wieder geändert wurde, weil die Synode durch ihre Vertreter unweise und unchristlich handelte. Persönlich haben wir kein Interesse an dieser Sache. Wir schreiben diese Zeilen als einen Protest gegen jene Regeln zum Schutz der Brüder, die es betrifft und in der Zukunft betreffen mag. Die Brüder, die es in solchen Fällen berührt, schweigen in den meisten

Fällen, aber der Stachel bleibt im Herzen sitzen. Die Brüder des Synodalgerichts, die wir ja persönlich kennen, wollten mit diesen Regeln gewiß das Richtige treffen, aber sie waren in diesem Falle mit der Sache zu wenig vertraut.

Die Nachfolger Petri und ihr Weg zur Weltbeherrschung.

Von Pastor J. Biegeleisen, Houston, Tex.

Die letzten Tage von Roms Pontifex waren gekommen. Der heilige Vater hatte sich auf das Siechbett gelegt. Der zehnte Pius, der „Knecht der Knechte," schickte sich an, den Weg alles Fleisches zu gehen. Noch lebte er im Vatikan, in den Palästen der Kardinäle und Würdenträger, aber er war bereits ein Toter. Durch die weiten Galerieen der Papstresidenz huschte häufiger denn sonst das Rot des Kardinalmantels, ein Zischeln ging durch die Reihen der Tonsierten, und von Ohr zu Ohr raunte man die Unglücksbotschaft sich zu: „Es geht schlecht." Da klärte sich wohl für eine knappe Spanne Zeit manch glattes Diplomatengesicht, ein Flüstern läuft von Mund zu Mund: „Wer wird der nächste sein?" Unermüdlich arbeitet die Intrigue, tritt Berechnung gegen Macht, es gilt die letzten Trümpfe auszuspielen, ehe das Konklave zusammentritt, ehe von neuem der Ruf „Papam habemus" die katholische Christenheit durchdringt.

Pius der X. galt den Politikern von Anfang an als ein bedenklicher Papst. Sein Motto: „Alles erneuern in Christo," war wahrhaftig wenig politisch genug. Und dennoch hat das Papsttum gerade unter seiner Regierung die größten politischen Schlappen erlitten. Die Krisis, die mit dem Tode Leo des XIII. über den Stuhl Petri hereinbrach, stand jetzt vor ihrer Entscheidung. In schwerer Krisis geht das Papsttum in das neue Konklave. Man hat tröstend gesagt, und ein feiner diplomatischer Kopf muß es gewesen sein, der diesen Gedanken prägte: „Eine Macht, die durch zwei Jahrtausende besteht, kann nicht immer siegreich sein." Gewiß, das Papsttum hat viele Krisen siegreich überwunden. Es waren aber immer nur solche, in denen es sich um Glaubensangelegenheiten oder sittliche Fragen handelte, das Papsttum selbst als Macht, als weltliche Macht in der Regierung aller mehr oder minder katholischen Länder der Welt, hat im 19. Jahrhundert die Todeswunde empfangen.

Jahrhunderte sind dahingegangen, Jahrhunderte, unter deren Geschichte Tiara und Krummstab ihr Zeichen setzten, Jahrhunderte, die das Haupt der Christenheit in Größe und Macht, aber auch in Lasterhaftigkeit, Wollust und Verbrechen sahen.

Wollen wir das heutige Papsttum verstehen, wollen wir den Spiegel seiner Zukunft vor Augen haben, dann laßt uns in seiner Geschichte lesen; wir wollen aber nicht pedantisch die Geschichte eines jeden Papstes durchblättern, denn es hat auch genug Ignoranten auf dem Stuhle Petri gegeben. Wenn wir über die Macht des Papst-

tums, die heute dekadent am Hinsterben scheint, urteilen wollen, dann müssen wir uns die großen Epochen desselben ansehen und darnach urteilen.

Karl der Große, des Reiches Einiger, war dahingegangen. Der unselige Zwist, der unter seinen Nachfolgern entbrannte, die verderblichen Konflikte Ludwigs des Frommen mit seinen Söhnen, hatten die politische Macht des Fürsten und des Kaisers, vor allem aber ihre kirchliche Obergewalt, aufs schwerste geschädigt.

Die Zeit des Papsttums war gekommen und seine Vertreter waren bereit zu ernten. Es bedurfte nur eines Pippin und eines Bundes des Kaisertums mit dem Papsttum, und die Oberherrschaft des Priestertums über die Könige der Erde war Rom sicher. Und dieser Herrscher sollte Rom werden.

Unter dem Namen Nikolaus I. bestieg er den päpstlichen Stuhl. „Die Oberhoheit des Papstes über die Welt, das Disziplinarrecht über alle Menschen," also auch über Kaiser und Fürsten, waren die Forderungen, die er im maßlosen Machthunger ex cathedra Petri in die Welt hinaussandte. Kein Arm straff genug, des Papstes Gier zu dämmen, fand sich unter den weltlichen Großen. Rom war Sieger — zum erstenmal Sieger und unbestritten. Der Aufschwung war zu plötzlich gekommen. In demselben rasenden Tempo, das ihn gezeitigt, ging es zum Abgrund hinab. Wie ein Fluch liegt auf den Nachfolgern des großen Nikolaus, der seine Machtbefugnisse überspannt, seine geistliche und weltliche Macht bis zur Maßlosigkeit gesteigert hatte. Kaleidoskopartig wechselten die Jünger Petri auf dem heiligen Stuhle. Charakterlosigkeit, Wollust und zynischer Despotismus sieht an dem Stellvertreter Christi die erschreckte Christenheit. Roms Geistlichkeit ist in sich selbst zerfallen.

Zwei Päpste machen sich die Tiara streitig. Stephan VII., eines Priesters Sohn, besteigt den päpstlichen Thron. Ueber seinen Vorgänger Formosus spricht er den Bannfluch. Noch wehklagt das Volk und trauert um seinen einstigen Oberhirten, da schleifen Roms Geistliche den halbnackten Leichnam des Formosus durch die Gassen, um ihn wie ein widerliches Aas im Tiber zu versenken. Im Gewittersturm gibt der Fluß sein Opfer wieder, und wenige Wochen später bestattet ein neuer Papst (Theodor) mit großem Gepränge den Verfluchten.

Das Papsttum ist entsittlicht, aber die weltliche Macht ist ihm geblieben, und so lange es diese besitzt, kann es ruhig in die dämmernde Zukunft blicken. Unter Stephan VII. war es noch nicht zu dem Schlimmsten gekommen; Stephan war nur der Vorläufer einer Epoche gänzlicher Verwahrlosung. „Grausamkeit und rohe Gewalttat, zügellose Sinnlichkeit und feiler Dirnen Launen herrschten nun in der Kirche Gottes, beherrschten und beseelten die unfehlbaren Träger der göttlichen Lehre und heiligen Sitte. Schändliche Abenteuerer

drängen sich durch ihre Buhlerinnen zur Papstwahl, und viele enden im Gefängnis, durch Mord oder Elend."

Der Geschichtsschreiber Baronius, sonst ein eifriger Lobredner des Papsttums, malt diese Periode mit noch grelleren Farben. „In diesem Jahrhundert," so schreibt er, „war der Greuel der Verwüstung im Tempel und Heiligtum des Herrn zu sehen, auf Petri Stuhl saßen die gottlosesten Menschen, nicht Päpste, sondern Ungeheuer. Wie häßlich sah die Gestalt der römischen Kirche aus, als geile und unverschämte Huren zu Rom alles regierten, mit den bischöflichen Stühlen nach Willkür schalteten und ihre Galane und Hurenhengste auf Petri Stuhl setzten. Die Klerisei wurde damals weder zur Wahl gezogen, noch um Einwilligung gefragt. Die Kanones wurden mit Füßen getreten, die Dekrete der Päpste vernichtet; die alten Traditionen wurden zur Türe hinausgestoßen, und die alten Gewohnheiten, heiligen Gebräuche und Ordnungen bei der Papstwahl ganz beiseite gelassen. Die Kirche war damals ohne Papst, doch nicht ohne Haupt, indem ihr geistliches Haupt, d. h. Christus, sie nie verließ."

Um die Wende des 10. Jahrhunderts besteigt Sergius III. den Stuhl des heiligen Petrus. Zu dieser Zeit stand Rom unter dem Banne eines herrschsüchtigen Weibes, das mit männlichem Geist und herrischer Kraft die Zügel der Regierung in Händen hielt. Theodora die Aeltere, auch Theodora I. genannt, war Roms wahre Herrin. Mit ihren beiden Töchtern, Theodora und Marozia, der Buhlerin des Papstes Sergius, trat sie das Erbe Petri an. War Sergius dem Namen nach Papst, so war Theodora die wirkliche Päpstin. Mit seiner geliebten Marozia zeugte der Papst einen Sohn, Johann, den seine Mutter später auf den heiligen Stuhl setzte. Dem Fürsten Alberich verdankte sie einen zweiten Sohn, Alberich, der dann seinem Halbbruder, Johann, die päpstliche Krone vom Haupte riß. Endlich fiel der Papst selbst als Opfer seiner Buhlerin. Nach Luitprand ging das Gerücht, er sei mit einem Kopfkissen erstickt worden. Marozia war jetzt die Herrin Roms. Sie gab der Kirche Gottes ihre Kreaturen als Päpste.

Leo VI. durfte sieben Monate, Stephan VIII. zwei Jahre den Thron Petri zieren, in Wirklichkeit aber herrschte jenes Weib. Nach Stephans Tode schmückte sie ihren eigenen Sohn, den sie einst in buhlerischer Lust dem Papste Sergius geboren hatte, mit der Tiara. Als Johann XI. wurde er das Haupt der katholischen Christenheit — ein willenloses Werkzeug in den Händen seiner Mutter.

Die Sittenverderbtheit in Rom hatte ihren Höhepunkt erreicht, und trotzdem hatte die Kurie nicht die alte Macht eingebüßt. Nikolaus' I. großes Erbe — Roms Weltmacht — lag noch zu tief in den Gemütern eingeprägt — an ihm mußte die Kirche von neuem erstarken. — „Und so lächerlich, so frivol es erscheinen mag," sagt der Kirchenhistoriker Engert, „wenn die lasterhaften Kreaturen der Theodora her ihre Befehle in die christlichen Kirchen des Nordens hinaussandten, so

bedeutsam waren die Regungen der alten Machtgelüste für die Wiedererhebung des Papsttums und der immer tiefer wurzelnden Begründung seiner Allmacht."

Auf Johann XI. folget Johann XII., ein achtzehnjähriger Jüngling. Ein Bild vom Leben dieses Papstes, den Kardinal Baronius „den verderbtesten unter allen" nennt, gibt uns Baxmann also: „Ein Jüngling, obschon ursprünglich zum Kleriker erzogen, doch den Lüsten der Jugend ergeben, ja seiner hohen Würde schimpflich vergessend, in Eitelkeit und unreines Wesen versunken, lebte er, wie er es in des Vaters Burg, via lata, gewöhnt war, auch im päpstlichen Palast ein wahrhaft heidnisches Leben. Die einfachsten Gebote der Heiligen Schrift und der Kirche mißachtete er schmählich, schwor bei Jupiter und Venus, zog wie ein wilder Weidmann zur Jagd, haßte den Kirchendienst, fröhnte seinem Fleische in tobenden Bachanalien, spielte und würfelte, trank mit seines Vaters Konkubine und zwei liederlichen Schwestern gar des Teufels Minne, übte Simonie, machte einen zehnjährigen Knaben zum Bischof, weihte in der Trunkenheit gar einen Diakonus im Pferdestall, entmannte einen anderen, war meineidig, mordete, blendete seinen Oheim, entweihte das Heiligtum der Ehe, nicht einmal, sondern mehrfach; der Lateran wurde den fernherkommenden Pilgrimmen zum Freudenhaus." Roms Doppelzüngigkeit, Treulosigkeit und Laster war damals nicht weniger gefürchtet, als seine fast schrankenlose weltliche Macht."

Als daher im Jahre 962 König Otto zur Kaiserkrönung nach Rom kam, soll er seinen Schwertträger gebeten haben: „Wenn ich heute an den heiligen Schwellen der Apostel bete, so halte dein Schwert beständig über meinem Haupt, denn römische Treue, so weiß ich, war unseren Vorfahren schon öfter verdächtig. Sind wir zum Monte Mario zurückgekehrt, magst du, so viel du willst, beten." Aber noch war der größte Tiefstand nicht erreicht. Noch tiefer konnte das Papsttum sinken. Der Stuhl Petri wurde jetzt verschachert, wie eine feile Ware. Kaum ein Jahrhundert später kaufte Graf Alberich von Tuskulum seinem zehnjährigen Sohne Theophilakt die Tiara. Ein Kind bestieg als Benedikt IX. (1033—44) den heiligen Stuhl. Ein Kind, „ein verworfener Junge," wie ihn Engert nennt, der mit einer Würde spielt, die ihm die Statthalterschaft Christi verlieh, ein sittlich bis in das Tiefste verwahrlostes Subjekt, herrschte über die Christenheit. Die Zustände waren unhaltbar. Das Dirnen-Regiment hatte sein Ende gefunden, und seinen Ausgang hatte der Bube Benedikt mit seinem Namen gekrönt.

Kaiser Heinrich III. griff mit rauher Hand ein. Er entzog dem römischen Volke und dem Klerus das Recht, einen Papst zu wählen. Damit beging er einen Verstoß gegen das kirchliche Recht, den seine Nachfolger schwer büßen sollten. Für den Augenblick wenigstens hat er den Unrat weggeräumt, der sich in der Kurie angesammelt hatte — ein Deutscher trug nach seinem Machtwort die päpstliche Krone — doch

Rom war keineswegs geschwächt. Es hatte sich untergeordnet und knebeln lassen im Drange der Zeit. Latent nur lag seine Macht und die, die seine Niederlage wähnten, wurden überrascht von seinen Siegen. Die Erinnerung an jenes Dirnenregiment erhielt sich noch durch das ganze Mittelalter in der katholischen Welt. Legenden bildeten sich, Wahrheit und Dichtung wurden verquickt, und bis in die Neuzeit geht die Sage von der Päpstin Johanna.

Sie sollte aus England gekommen sein, in Athen sich große Kenntnisse erworben haben und darauf in Rom durch ihre staunenswerte Gelehrsamkeit unter dem Namen Johannes Angelikus zu so hohem Ansehen gelangt sein, daß sie nach dem Tode Leo IV. (855) zum Papst gewählt worden sei. Zwei und einhalb Jahre habe sie den Stuhl Petri innegehabt. Während einer Prozession auf der Straße habe sie ein Kind geboren, hiedurch ihr wahres Geschlecht entdeckt und sei von der rasenden Volksmenge erschlagen worden. Der mittelalterliche Katholizismus hat diese Sage geglaubt. Im Dome von Siena hatte Johannas Bild seinen Platz unter den ältern Papstbildern gefunden. Erst um 1600 wurde es von hier fort genommen und durch das Bild eines Papstes ersetzt. Bei den feierlichen Zügen der neuen Päpste zum Lateranpalast aber soll sich hinfort die Sitte eingebürgert haben, daß der heilige Vater auf zwei steinernen Sesseln sich niederließ, um damit einmal die Besitzergreifung zu dokumentieren, zum anderen aber, wie eine Ueberlieferung des 15. Jahrhunderts berichtet, um sein Geschlecht zu bezeugen.

Kaiser Heinrich III. wähnte, den römischen Augiasstall gereinigt zu haben, aber kaum hatte er dem welschen Lande den Rücken gekehrt, da begann die Mißwirtschaft von neuem. Die Kurie war sich ihrer politischen Macht allzugut bewußt, um sich von einem weltlichen Herrscher demütigen zu lassen.

Päpste folgten auf Päpste; nur wenig Jahre und Monde saßen sie auf dem heiligen Stuhl, dann aber kam der große, der allesbeherrschende Gregor VII. „Es war ein kleiner, bleicher Mann," so schildert ihn Hauck, „über dessen Häßlichkeit die Feinde höhnten, aber er besaß eine staunenswerte geistige Kraft. Er vermag nicht zu bitten, zu ersuchen; er befiehlt und kennt keinen Widerspruch. Geduld scheint ihm eher Gefahr als Tugend zu sein. Die ganze Energie seines Denkens und Wollens konzentriert sich auf einen einzigen Punkt und dieser Punkt heißt: 'Herrschaft der Kirche.' "

Tatsächlich war Gregor der Mann, den Rom brauchte. Nikolaus I. hatte die weltliche Macht des heiligen Stuhles begründet. Ueber ein Jahrhundert hatten die Tiaraträger, trotz schwersten sittlichen Verfalls sie zu erhalten vermocht. Nun brachte der siebente Gregor sie zu neuer Blüte. Und wiederum mochten Jahrhunderte dahinziehen, wieder mochte das Papsttum in weltlicher Lust die Stellvertretung Christi besudeln, die Wurzeln, die es als Weltmacht geschlagen

hatte, durchdrangen den seichten Boden geistlicher Moral und fanden in einem festen Grunde die Nahrung ihrer Kraft.

Gregor brach wieder einmal den alten Streit der Bischofsinvestitur gegen König Heinrich IV. vom Zaune. Er wagt die Kraftprobe, um sein Ziel zu erreichen, Herr zu sein über Könige und Fürsten. Kaiser Heinrich beugt sich nicht. Da schleudert Gregor das Anathema gegen ihn. „. . . . ich versage dem Kaiser Heinrich, dem Sohn des Kaisers Heinrich, die Regierung des ganzen Reiches von Deutschland und Italien, ich entbinde alle Christen vom Treueid, den sie ihm geschworen haben und noch schwören werden, und gebiete, daß niemand ihm als Kaiser diene." Der Kaiser antwortete: „Ich, Heinrich, Kaiser von Gottes Gnaden mit allen meinen Bischöfen sage dir: steige herab, du ewig Verdammter."

Aber der Kaiser hatte sich getäuscht; die zweischneidige Waffe des päpstlichen Bannstrahls stahl ihm seine Getreuen, und im Hofe zu Canossa büßte er sein Vermessen. Doch auch Gregor VII. sollte als Besiegter sterben. Es gelang dem Kaiser einen Gegenpapst aufzustellen, den er unter dem Namen Clemens III. feierlich zu Rom inthronieren ließ. So war wohl im Grunde der Papst unterlegen, doch das Papsttum keineswegs. Die Idee der Weltherrschaft war so fest gewurzelt, daß für die Folgezeit ein Papst ohne dies Bestreben einfach undenkbar gewesen wäre. Mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln suchten die Jünger Petri hinfort das erstrebte Ziel zu erreichen. Blutige Rache galt denen, die behaupteten, Jesu Reich sei nicht von dieser Welt.

So kam das 15. Jahrhundert heran; wieder eine Zeit, die das Papsttum in höchster weltlicher Macht, aber auch im tiefsten sittlichen Verfall fand. Dem alten und gebrechlichen Spanier Calixt III., dem nur seine Greisenhaftigkeit im Konklave den Sieg gebracht hatte, war der verschwendungssüchtige, geile und sittenrohe Pius II. gefolgt, den das Wort: „Wer hat dreißig Jahre alt um der Liebe willen kein Verbrechen begangen? Ich schließe das von mir, den die Liebe in tausend Gefahren bedroht hat" genugsam charakterisiert. Es war das Zeitalter der Borgias. Sixtus IV. richtet in den siebenziger Jahren des 15. Jahrhunderts die Inquisition ein. Er setzt Torquemado zum Oberinquisitor ein über sieben Inquisitoren. Dieser versteht sein Werk. Vom Jahre 1471 bis 1498 büßten um der Sache Gottes willen 10,220 ihr Leben auf dem Scheiterhaufen ein, 97,371 wurden an die Galeeren geschmiedet.

Die Kirche bestreitet die Zahlen. — Mag sie — ein paar hundert mehr oder weniger ändert nichts. Innocenz VIII. folgte. Er trieb es nicht besser als die Borgias. Um die Wende des 15. Jahrhunderts ging er dahin, nachdem vergebens versucht war, durch das Blut dreier für Geld sich aufopfernden Knaben sein kostbares Leben zu verlängern. Wieder bestieg ein Borgia den päpstlichen Stuhl, Alexander VI. Die Macht und der Glanz der Borgias war aus-

schlaggebend für sein Tun und Handeln. Sein Lieblingskind war Lucrezia, die blendend schöne, faszinierende Heldin des Dolches und des Giftes. Ein heißes Temperament führte sie auf den Weg der Schande. Beide Brüder waren zu ihr in mächtiger Liebe entbrannt. Den Herzog Candia zog man eines Tages mit durchschnittener Kehle aus der Tiber. Die Eifersucht hatte Cesare zum Brudermord getrieben. Am 12. Juni 1493 wurde Lucrezias Hochzeit mit Giovanni von Pesaro gefeiert. Der Vatikan erstrahlte in unerhörtem Pomp. Alexander saß mit seinen Kardinälen neben den Frauen, und seine Geliebte, Julia Farnese, kredenzte den Wein. Ein Bacchanal aus der Zeit der Borgias.

Roms Hierarchie war von neuem an der Grenze sittlicher Verworfenheit angekommen. Burkard, der päpstliche Zeremonienmeister, erzählt folgendes Fest, das 1501 an einem hohen kirchlichen Festtag in Gegenwart des Papstes und seiner Töchter gefeiert wurde. „Erst wurde im apostolischen Palast bei Cesare Borgia ein Gastmahl gegessen, bei dem 50 vornehme Dirnen mit den Dienern tanzen mußten, zuerst in ihren Kleidern, dann nackt. Alsdann wurden brennende Lichter auf den Boden gestellt, mit Kastanien in den Zwischenräumen, welche die entkleideten Damen, auf allen Vieren kriechend, zwischen den Leuchtern auflasen, während der Papst, Cesare und Lucrezia, zusahen. Endlich fand eine Preisverteilung statt unter denen, die schamlos genug waren, in aller Oeffentlichkeit mit den eingeladenen Dirnen zu buhlen." Der Schmutz der römischen Kurie stank zum Himmel. Der Haß des Volkes gegen den Papst und seine Familie flammte wild empor. Gift, Mord und Todschlag waren die gebräuchlichsten Mittel, mit denen man sich seiner Gegner entledigte.

Da fiel am 18. August 1503 Alexander der Malaria zum Opfer. Fünfzig Jahre später — und dasselbe Papsttum, das sich eben noch in seiner ganzen Sittenlosigkeit gezeigt hat, zeigt sich als Glaubensrichter der Welt. So wandelbar ist Rom. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts sitzt Pius V., der Ketzerrichter, den die Geschichte kennt, auf dem Stuhle Petri. Im ultramontanen Sinne galt er als fromm und heilig. Mit an das Unbeschreibliche grenzender Grausamkeit reinigte er die Welt von Ketzern. Die grausigen Gemetzel der Bartholomäusnacht in Frankreich kommen auf sein Konto; den Herzog Alba, den Henker von 18,000 Ketzern, sandte er nach Spanien; in Italien unterdrückte er das Luthertum im Blute der Märtyrer. Den Gedanken der politischen Weltherrschaft hatte er abgelegt, dafür propagierte er die geistliche. Die kirchliche Macht war hinfort in Rom stärker denn je zentralisiert, der moderne Ultramontanismus war geboren.

Es ist eine eigenartige Erscheinung im Papsttum, daß die Zeiten seiner höchsten Macht zugleich mit den Zeiten seiner größten sittlichen Dekadenz zusammenfallen. Und vielleicht ist es gut so, vielleicht ist es eine weise Fügung, daß der nun folgende allmähliche Abstieg in

weltlicher Macht die tiefere Versittlichung der Kirche herbeiführte, daß die Kirche lernt, sich auf sich selbst zu besinnen, und endlich in dem Grundgedanken: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt," sich anschickte, in religiös sittlicher Herrschaft das Weltregiment anzutreten.

Eine Reihe von sitten- und moralstrengen Päpsten folgten auf dieser Zeit der weitgehensten Entsittlichung. Die Societas Jesu, der von Ignaz von Loyola gegründete Jesuitenorden, dessen doppelzüngige Moral den Päpsten bisher ein willkommener Helfer gewesen war, fand jetzt unter ihnen seine erbittertsten Ankläger. Schon Alexander VIII. verdammte die jesuitischen Moralgrundsätze und sein Vertrauter, Lodovice Sergardi, hinterließ über den Orden selbst folgendes Geständnis:

„Die Moraltheologie ist derartig, daß sittenreine Jünglinge sich hüten sollen mit ihr in Berührung zu kommen, sonst fallen sie in schändliche Fallstricke und wenden sich der Schlechtigkeit zu. Welchen Schmutz enthalten nicht die moraltheologischen Lehrbücher, welche Schändlichkeiten breiten sie nicht vor die Oeffentlichkeit aus! Wo gibt es so viele Schmutzlappen als dort Seiten! Jedes Bordell in der Subburra (Bordelstraße des päpstlichen Roms) muß in Vergleich mit diesen Büchern schamhaft genannt werden. Ich selbst, der ich der Anführer ausschweifender Jünglinge war und meine Jugend durch Unzucht entehrt habe, gestehe, daß ich beim Lesen des Jesuiten Sanchez nicht selten rot geworden bin, und daß ich durch ihn mehr Schändlichkeiten gelernt habe, als ich von der ausverschämtesten Hure hätte lernen können. . . . Unselige Moraltheologie, die du zur Kupplerin zwischen der Jugend und den Bordellen geworden bist!"

Klemens XIV. setzte den Kampf gegen das Jesuitentum fort und erließ am 21. Juli 1773 das berühmtgewordene Brevo "Dominus ac Redemptor noster," das dem allgewaltigen Orden das Todesurteil brachte. „Als Friedensstörer, als unzeitliche Einrichtung, die einst ihren Wert gehabt, jetzt aber nur Schaden bringe," hebt der Papst den Orden auf.

Erst Pius VI. setzte den Orden wieder in seine alten Rechte. — Er wird der zweite Gründer des Jesuitismus. Die Geistlichkeit hat im liberalen Banne die Morgenluft der Freiheit gewittert, durch Loyolas Schüler hoffte der sechste Pius die starre Orthodoxie wieder herzustellen. Damit hat die neueste, die letzte Phase des Papsttums begonnen.

Spectator nennt sie die Krisis im Papsttum — und mit Recht — eine Krisis ist es, die heute durch das Papsttum läuft. Die weltliche Macht ist dahin, die geistliche droht, in den Stammländern des Katholizismus selbst maßlose Fehlschläge zu erleiden und hat in einigen schon Fiasko gemacht. Nach neuen Welten sucht der Katholizismus; nach Asien, Afrika, Amerika und Australien schickt er seine Missionare, vielleicht daß ihm in diesen Welten ein neues Weltreich entsteht. Einstweilen ist alles in der Schwebe, Europas Erblande ge-

hen ihm eins nach dem andern verloren. Was wird das Ende sein? Führt die Krisis zur Heilung, führt sie zur Vernichtung?

Auf Leo XII. della Gonga, den schwachen Papst, unter dem die Liederlichkeit in Rom ihre Orgien gefeiert hatte, der still, an Gift, wohl ungeliebt aus dem Leben geschieden war, folgte am 31. März 1829 Pius VIII. Er war Frankreichs und Oesterreichs Kandidat, ein gebrechliches Männchen, aber deshalb gerade um so geeigneter — eine Puppe auf Petri Thron.

Engert schildert uns nach Massimo d'Azeglio die Papstproklamation auf der Loge der Petri-Kirche. „Ich stand nahe dabei, als sie ihn die Treppe hinauf trugen mit all dem byzantinischen Pomp, der auf seine Titel 'Knecht der Knechte' paßte wie die Faust aufs Auge. Mit tränenden Augen grüßte der neue Papst das applaudierende Volk. Es waren wohl Freudentränen, aber die boshaften Zuschauer sagten, er weint wie ein bestraftes Kind. Ich dachte mir, du bist auch nicht der Mann dazu, um diesem Staat die Beine grad zu richten." Schon nach 20 Monaten lag der schwächliche Papst auf dem Sterbebette. Gregor XVI. bestieg den Stuhl Petri. Ein Papst — aber kein Beherrscher der Christenheit. Er liebte ein schwelgerisches Leben. Den Wein schätzte er wie alle Südländer, nur soll er ihn unverfälscht, d. h. ohne Wasser getrunken haben. Seinen Barbier, Gaetani Moroni, in dessen Familie er sich sonderbarer Weise recht heimisch gefühlt haben soll, erhob er zum Sekretär und verlieh ihm später sogar den Adel. Dessen kleinen Jungen, bei dem 3 Kardinäle, der Patriarch von Konstantinopel, 27 Bischöfe und Erzbischöfe Gevatter gestanden haben sollen, nannten die Römer, wie Engert berichtet, nur „Gregoriole."

Der sechzehnte Gregor ging dahin. Es hieß, man habe ihn ohne Sterbesakramente verhungern lassen, um einem Größeren Platz zu machen. Auf den Grafen von Mastai Forroti wies im Konklave der Heilige Geist. Als Pius IX. trug er die Tiara. Ein schöner galanter Mann, gut und wohltätig, sittenrein und edel, so schildern ihn seine Zeitgenossen. Daneben war er ein hochbegabter Diplomat. Das hat er von den Jesuiten, seinen Freunden, gelernt. Die Lehre von der unbefleckten Empfängnis Mariä erhob er zum Dogma, das jeder um seines eigenen Heils willen glauben mußte. Mit dieser Proklamation eines Dogmas aus eigener Machtvollkommenheit hatte er sich gleichsam die Unfehlbarkeit beigelegt. Es war ein kluger Schritt. Der Stuhl Petri gewann dadurch ungeheuer an Ansehen in den Augen der gesamten katholischen Christenheit. Zudem war des Papstes weltliche Politik von hohem Glück begünstigt. In Spanien wurde die römisch-katholische Religion zur Staatsreligion erhoben. Die zentralamerikanischen Republiken schlossen ein Konkordat mit Rom. Auch das österreichische Konkordat brachte der neunte Pius zustande. Es war ein gewaltiger Erfolg. Artikel 1 dieses Uebereinkommens bestimmte: „Die katholische Religion soll mit allen den Rechten und Ge-

rechtigkeiten, die ihr nach Gottes Anordnung und den Kirchengesetzen gebühren, im ganzen Kaiserstaat Oesterreich und in allen Ländern, aus denen er besteht, allezeit aufrecht gehalten werden."

Freilich ging auch unter Pius IX. Regierung der Kirchenstaat der Kurie verloren. Papsttum und moderner Staat ließen sich eben nicht wie einst vereinen. Von jetzt an war der Papst der Gefangene, der Gefangene im Vatikan. Die ganze Klerisei hetzte ihn in diese freiwillige Verbannung. Durch alle Lande tönte das Zetergeschrei der Priester und Geistlichen, die von der erbarmungswürdigen Not des Gefangenen im Vatikan erzählten. Halme vom Strohsack des Gefangenen wurden verkauft, das Stück zu einem Taler, um wenigstens seiner äußersten Not zu steuern. So hetzte man. So wußte Rom die Welt zu täuschen, und der Arme von Rom hatte, wie Spectator sagt, 70,000,000 Franken auf der Bank von England und 10,000,000 kostete jährlich sein Hofstaat.

Am 8. Oktober 1869 berief der Papst das vatikanische Konzil. Der Zweck war im Berufungsschreiben verheimlicht. Man wollte sich nicht schon im voraus eine Opposition schaffen. Mit allen Mitteln einer feilen und bestechlichen Diplomatie gelang es Pius IX. das Unfehlbarkeitsdogma durchzudrücken, trotzdem vorsichtige Diplomaten auf die staatsrechtliche Gefährlichkeit dieses Glaubenssatzes hinwiesen. Pius IX. hatte staatsmännisch sein Leben gekrönt. Von jetzt ab war der Papst unfehlbar in Glaubenssachen. Für die im Laufe der Jahrhunderte entgangene Macht hatte Pius IX. der Kurie ein Aequivalent zu schaffen gewußt. Das Ende seines Lebens wurde dem Papst durch den Bruch des österreichischen Konkordats verbittert. Die Einführung der Zivilehe, der staatlichen Schulaufsicht, der Preß- und Gewissensfreiheit in der Habsburg-Monarchie bedeutete noch in letzter Stunde ein Fiasko seiner sonst so glücklichen Politik. Pius verfluchte die österreichischen Staatsgesetze, im übrigen verließ er sich auf seine Unfehlbarkeit, um in geharnischten Enzykliken Roms Getreue unabhängig vom Staat und seinen Gesetzen an Rom zu fesseln.

Die letzten sieben Jahre seiner Regierung verlebte der Papst im Dämmerzustand, er litt an Wassersucht und heiligen Gesichten. Tiefe Depressionen körperlicher und seelischer Art erschütterten den Ausgang seines Lebens. Am 7. Februar 1878 schied er von dieser Welt.

Am 19. Februar begann die Wahl. Kardinal Hohenlohe, so erzählt Engert, ließ allein sein Essen von außen ins Konklave bringen. „Weil ich meinen Tod durch Gift vermeiden will," erklärte er. Am 20. Februar ging der kluge, politisch und weltmännisch aufs feinste gebildete Pecci aus dem Wahlgang als Sieger hervor. Als Papst nannte er sich Leo XIII. Er war der letzte der großen politischen Päpste. Anfänglich Jesuitengegner, ernannte er Franghi zum Staatssekretär. Der Trank einer Eislimonade, den Franghi in der Sakristei zu sich nahm, brachte diesem den Tod. Seine Leiche ward sofort schwarz. Rom sprach von Gift. Den zweiten Staatssekretär

Nina verdrängte die Sociates Jesus aus seinem Amte. Drei folgende, Carin, Schiafini, Galimbarti, sollen durch Gift gefallen sein. Der Jesuitenliebling Rampolla wurde und blieb Staatssekretär.

Leo XIII. war außerordentlich glücklich in seiner Politik. Unter seiner Regierung gewann der heilige Stuhl seine dominierende Stellung im 19. Jahrhundert. Im Kulturkampf gegen Preußen trug er den unbestrittenen Sieg davon. Bismarck ging nach Kanossa. Dagegen erlitten Rampollas Machinationen zur Vernichtung des Dreibunds und Wiederaufrichtung des Kirchenstaats ein klägliches Fiasko. Leo XIII., der letzte der großen Politiker auf Petris Stuhl, ging einem jämmerlichen Ende entgegen. Spectator schildert uns sein schreckliches Sterben: Am 5. Juli 1903 hatte Leo seinen dritten Ohnmachtsfall. Der alte energische Oreglia, Leos Todfeind, zieht als Camerlengo in den Vatikan. Dienstag, den 7. Juli, naht Leos Tod. Hände und Füße kalt, Finger blau, Puls unhörbar, Auge erloschen, Erstickung nahe. Nur fieberhafte Arbeit der Aerzte hält das Leben hin.

Kardinal Macchi sagt, der Kranke sei ein körperloses Gespenst, des Augenlichtes, der Sprache, des Bewußtseins beraubt. So geht es einige Tage hin. Oreglia hat Volpini zum Sekretär des Konklave ernannt, Rampollas Gegner. Volpini stirbt. Oreglia läßt sich nun bewachen, schläft und ißt nicht im Vatikan aus Furcht vor Mord. Endlich stellen die Aerzte Krebs fest. Die Jesuitenpresse beschimpft die Aerzte, die den heiligen Vater mit den Torturen der „neuesten Wissenschaft“ quälen. Am Sonntagabend, dem 19. Juli, beginnt der 18stündige, grauenvolle Todeskampf. Außer einigen Jammerlauten spricht der Sterbende nichts. Am 20. Juli geht er hinüber. So lange hat er seine Tage hingeschleppt — viel zu lange für die Ungeduldigen.

Am 1. August beginnt die neue Papstwahl. Rampolla vereinigte die meisten Stimmen auf seinen Namen. Da erhebt sich am 2. August Kardinal Puzyna und legt im Namen Kaiser Franz Josephs von Oesterreich Veto gegen Rampollas Wahl ein. Totenblaß erhebt sich Rampolla und erklärt, ihm habe nichts Ehrenderes und Angenehmeres widerfahren können. Das spotthafte Lächeln verschwindet von den Gesichtern seiner Feinde. Dann handelt er. Gotti, den Dreibundskandidaten, setzt er durch die Losung: „Gott will einen religiösen Papst,“ matt. Endlich einigt man sich auf Sarte, den Seelsorger. Schluchzend nimmt er die Wahl an und nennt sich Pius X. „Alles erneuern in Christo,“ ist sein Motto. Die Welt hatte einen religiösen Papst, zum ersten Mal. Endgültig hat der Staat über den politischen Stuhl Petri den Sieg davon getragen. Pius X. bleibt noch als Papst der einfache, schlichte Dorfpfarrer. Dogmen, Lehren und Ueberlieferungen sind seine Steckenpferde. Die moderne Theologie, „die wahrheitsuchende,“ verabscheut und verfolgt er. Gegen den Modernismus schleudert er seine Enzykliken. Er ist ein unfähiger

Diplomat. Seinem Starrsinn fallen die katholischen Kirchen Frankreichs und Spaniens zum Opfer. Er ist ein schwankendes Rohr in der Hand der Jesuiten. Schließlich, nachdem er die berüchtigte Borromäusenzyklika, die ihn mehr Anhänger gekostet hatte als zehn Religionskriege, in die Welt gesetzt hat, forderte er den Modernisteneid. Noch einmal versucht er, die Unfehlbarkeit und Roms Macht den Klerus fühlen zu lassen. Es ist das letzte Mittel. Politisch hat der heil. Stuhl ausgespielt — jetzt sucht er seine geistliche Superiorität zu wahren. Gelingt es, so bleibt das Papsttum eine religiöse Macht at exochen, denn keine Organisation, das muß man zugeben, ob man will oder nicht, ist so zum Herrschen geschaffen wie die römische. Dazu aber bedarf Rom eines Papstes, der mit tief religiösem Glauben Verständnis und politischen Scharfsinn für die Wandlung der Zeiten verbindet. Und ein solcher Papst war der zehnte Pius nicht. Ob es der jetzige Benedikt ist? Das wird uns die Zukunft zeigen.

Das Papsttum steht in einer Krise, aus der es nicht „biegen oder brechen," sondern feiner diplomatischer Takt und eine Politik, die unsere Zeit versteht, befreien kann. In diesem Weltkrieg versuchte das Papsttum wieder bei der Welt politisches Ansehen sich zu verschaffen, aber es scheint, daß die Weltmächte nunmehr wenig um Roms Taten geben, höchstens um seine Worte, wenn sie dieselben sich nützlich machen können.

Rom ist stark und hat viele Krisen überwunden, es ist eine Macht, die im Laufe der Jahrhunderte ihre Lebenskraft gewonnen hat, sollte es nicht im 20. Jahrhundert noch einmal seine Allmacht beweisen?

Die Seligpreisungen der Bergpredigt.

Predigtentwürfe für die Fastenzeit.

Von Pastor G. Fr. Schuetze.

INVOCAVIT.

Matth. 5, 3. Wie stimmt Fastenzeit und Seligkeit zusammen? Das kommt darauf an, was wir unter Seligkeit verstehen. Bedeutet selig nur so viel wie ein schlichtes glücklich sein, dann ist allerdings die Fastenzeit wohl kaum eine selige. Aber selig ist mehr als glücklich. Es heißt glücklich sein, weil man das Heil in Jesu erfahren hat, glücklich sein, weil man auf der Reise nach dem Himmelreich ist. So ist Fastenzeit wohl eine selige; denn vor allen Zeiten ist Fastenzeit ein Wegweiser zum Himmelreich. Unser heutiges Evangelium zeigt uns Jesum als den Armen und doch Seligen, denn Engel müssen ihm dienen. Als seine Jünger wollen wir auch heute lernen, arm und doch selig zu sein.

Die Seligkeit der Armen.

I. **Sie können das Himmelreich empfangen.**

1. Die Armen sind nicht die Besitzlosen. Lazarus wurde nicht in Abrahams Schoß getragen, weil er arm war, sondern weil er, bei

aller seiner Armut, sich den einen köstlichen Schatz nicht rauben ließ. Und der reiche Mann kam nicht in die Hölle, weil er reich war, sondern weil er bei allem seinen Reichtum, das eine, was not tut, nicht hatte. Daran ändert auch nicht, wenn man noch so großes Gewicht auf Jesu Wort vom Kamel und dem Nadelöhr legt, und Jesu Weherufe über die Reichen noch so sehr in den Vordergrund stellt.*) Auch darf man dies Wort nicht umdrehen und es auslegen als die geistig Armen unter Berufung auf Paulus etwa (1. Kor. 2, 2). Auch von ihnen ist hier nicht die Rede.

2. Vielmehr sind die Armen, von denen hier die Rede ist, wirklich Arme, die nicht wissen, was werden wir essen, was werden wir trinken? Aber nicht deswegen können sie das Reich Gottes empfangen, sondern nur dann, wenn diese Armut auf ihre Seele den richtigen Eindruck macht und die Empfänglichkeit für Gott und sein Wort in dem Armen weckt. Lazarus ist ein vortreffliches Beispiel dafür. Der reiche Mann hat alles, wonach sein Herz begehrte, gehabt, darum hatte er eben kein Verlangen nach anderen, höheren Gütern; Lazarus dagegen hatte nichts, rein gar nichts, keinen Platz, da er sein Haupt hinlegen konnte. Aber deshalb gerade war in seinem Herzen das Verlangen nach der Heimat, der Ruhe. Er hatte nichts zu essen, so daß er begehrte die Brosamen von des Reichen Tische; doch — schrecklicheres noch: Niemand gibt sie ihm; denn aus der Gegenüberstellung von den Hunden soll man sehen, daß die Tiere barmherziger sein können als die Menschen. Was ist natürlicher, als daß er seine Gedanken und Hoffnungen nun auf die nächste Welt richtet, wo Brot des Lebens und Wasser des Lebens auch für ihn ist.

3. So kam Lazarus in Abrahams Schoß, nicht weil er arm war, sondern weil seine Armut in seinem Geiste sich wiederspiegelte, ihn empfänglich machte für die Verkündigung des Worts Gottes. Den Armen wird das Evangelium gepredigt, sagt Jesus, weil die Reichen so selten ihr Herz öffnen. Der Arme kann leichter glauben; nichts hält ihn ab, sein Vertrauen auf Jesum zu setzen, weil er nichts hat, worauf er es sonst setzen könnte. Diese Empfänglichkeit für das Reich Gottes ist aber die Voraussetzung für alle Predigt. Jesus konnte in Nazareth nicht viele Wunder tun um ihres Unglaubens willen, also gewiß auch nicht das größte aller Wunder, die Bekehrung des menschlichen Herzens.

4. Darum, selig seid ihr, die ihr arm seid im Geiste. Ihr seid auf dem Wege zum Himmelreich, trauert nicht um eure Armut; denn ihr habt darin eine große Hilfe zum Seligwerden. Trachtet nicht nach Reichtum, denn die Reichen haben ihren Teil dahin. Aber vergeßt nicht, daß es heißt: geistlich arm sein. Wie aber werden wir geist-

---

*) Ueberhaupt erweist meiner Ansicht nach die moderne soziale Auffassung des Christentums dem Reiche Gottes einen schlechten Dienst. Die Seligkeit, die Ewigkeit und das Himmelreich kommen in erster Linie; erst ganz sekundär, wenn überhaupt, kommen die Fragen des irdischen Lebens.

lich arm? Der alte Weg war ein falscher, daß man alle seine Habe verschenkte und dann in ein Kloster eintrat, um nun als Mönch oder Nonne seine übrigen Lebenstage in selbstgemachter Heiligkeit, in frömmelnder Faulheit zuzubringen. Gegen solche richtete sich das in der Reformation oft gehörte Wort von der Schädlichkeit guter Werke. Das ist geistlich satt und nur leiblich arm werden.

5. Damit vielmehr werden wir geistlich arm, wenn wir unsern Geist lösen von den Gütern dieser Welt, daß wir im Geiste fühlen: Nichts ich bin, und nichts ich hab. Niemand kann zween Herren dienen; wer die Welt lieb hat, in dem ist nicht die Liebe des Vaters. In wem also die Weltliebe ist, der ist noch nicht geschickt zum Reiche Gottes. Darum, hat dir Gott irdische Güter gegeben, habe sie, als hättest du sie nicht. Bedenke, daß irdisches Hab und Gut nur dir anvertraut ist, und daß du einmal mußt Rechenschaft geben über die Verwendung deines Gutes. Die Fastenzeit predigt gewaltig, wie keine andere von der Vergänglichkeit des Irdischen, und setzt wie keine andere eine Empfänglichkeit für Gottes Heilsverkündigung voraus. Darum werde geistlich arm; dann kannst du selig werden und das Himmelreich empfangen.

II. Sie sollen das Himmelreich empfangen.

1. Dann sollst du auch das Himmelreich empfangen. Was der Mensch säet, das wird er ernten. Wer auf das Fleisch säet, der wird von dem Fleisch das Verderben ernten; wer aber auf den Geist säet, der wird von dem Geist das ewige Leben ernten. Wieder schaue das Evangelium an. Jesus hatte wohl Macht, aus den Steinen Brot zu machen; aber weil er geistlich arm war, wollte er nicht dieser Welt Brot haben, sondern sprach: Der Mensch lebt nicht von Brot allein, sondern von einem jeglichen Worte Gottes. Er hatte wohl Macht von des Tempels Zinne herab zu springen, und der Engel Schutz würde ihm auch sicher nicht gefehlt haben. Doch was war ihm aller Glanz und alle Macht der Welt, die er sich mit einer Sünde hätte erwerben müssen! Sein Reich war nicht von dieser Welt. Die begehrte er nicht; darum konnte er der Herr und König des Himmelreichs werden. Und zuletzt auf dem hohen Berg, von dem aus er alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit sah, da bewies er es noch einmal, daß er geistlich arm war. Sein Glauben und Lieben und Wollen war nicht irdisch. Ob er wohl hätte mögen Freude haben, erduldete er das Kreuz (Hebr. 12, 2), aber sitzet nun auf dem Stuhl zur Rechten Gottes.

2. Das ist auch unser Ziel, die Krone des ewigen Lebens. Wo Jesus ist, da sollen auch seine Diener sein. Das Himmelreich ist unser herrlicher Lohn, den uns Jesus für unsern Dienst verheißt. Man wirft den Pastoren oft vor, daß sie immer nur von dem Himmelreich reden, das erst nach dem Tode kommen soll. Das ist falsch. Wir beten doch täglich: Dein Reich komme. Wie töricht wäre es doch um

etwas zu beten, dessen Erfüllung wir nie sehen könnten. Das ist auch gegen Jesu Wort, daß das Reich Gottes mitten unter uns ist. Johannes der Täufer bestätigt es uns ja auch: Er ist mitten unter euch getreten. Himmelreich und ewiges Leben, wer diese beiden erst nach seinem Tode haben will, der wird sie nie erlangen, sondern hier auf Erden ist uns die Seligkeit bereit (Joh. 17, 3).

3. Wie gelange ich nun zu dieser Seligkeit? Das ist denn nun die große Hauptfrage. Die Antwort ist: Werde geistlich arm, denn der geistlich Arme hat diese Seligkeit. Suche Jesum und sein Licht, alles andere hilft dir nicht. Denke auch an Pauli Wort, daß dieser Zeit Leiden nicht wert sind der Herrlichkeit, die an uns geoffenbart werden soll. Reich sein in Gott hat die gewisse Verheißung des ewigen Lebens. Reich in Gott ist aber nur, wer arm am Geiste. Dagegen reich sein an Weltgütern und arm an Gott, das heißt einmal die Stimme hören müssen: Du Narr!

C. Den Armen wird das Evangelium gepredigt, d. h. die frohe Botschaft, daß er arm wird, damit wir reich werden. Seine Armut entspricht unserm Reichtum. Je ärmer er, je reicher wir. Fastenzeit mit der Enthüllung seiner unendlichen Erniedrigung verspricht dir einen so wunderbaren Reichtum. Willst du nicht reich werden? Dann werde arm.

REMINISCERE.

Matth. 5, 4. Fastenzeit ist Leidenszeit. Auch dir kommt wohl einmal eine besondere Fastenzeit, wo du mit Hiskia seufzen möchtest: Um Trost ist mir sehr bange. Womit willst du dich trösten, wenn diese Tage kommen, von denen du sprichst: Sie gefallen mir nicht? Die Welt ist eine leidige Trösterin, sie spricht: Glücklich ist, wer vergißt u. s. w., oder gibt den Judastrost: Was geht das uns an? Da siehe du zu! Solchen Trost begehren wir nicht, sondern den Trost, den das Weib unsers heutigen Evangeliums gesucht und gefunden hat, den suchen auch wir. Um ihn zu finden, laßt uns aber vier Fragen bedenken.

B. Trost in Tränen.

I. Wer soll getröstet werden?

1. Koegel bemerkt bei der Auslegung dieses Verses, daß er uns unmittelbar an den Tod erinnert; denn bei einem Begräbnis sind sie alle, die da kommen Leidtragende, lachende Erben, ungeratene Kinder, die die Eltern nur möglichst schnell vergessen möchten, Neugierige, die nur hören wollen, was der Pastor in diesem Falle zu sagen haben möchte, sogar höhnische Schadenfreude — sie alle gehen unter dem Namen: Teure Leidtragende. Gilt denen allen das Wort, daß sie sollen getröstet werden? Ich meine nicht! Ein ander Bild: Ein Dieb, der erfährt, daß er das Beste zu stehlen übersehen hat, es tut ihm leid. Ein Wucherer, der es zu spät merkt, daß er seinem Opfer

noch einige Tropfen Blut mehr hätte aussaugen können, ihm tut es auch leid; ein Wüstling, dem eine ungeleerte Weinflasche, eine unverdorbene Unschuld leid tut, wollen wir die alle unter unsere Seligpreisung hier einschließen? Nein, gewiß nicht. Das ist die Traurigkeit der Welt, die den Tod wirket (2. Kor. 7, 10). Wo kein echtes Leid, keine göttliche Traurigkeit, da ist auch kein Trost.

2. Wo aber ein Mensch wirklich im Herzen Leid trägt, und nach Trost begehrt, da läßt der Heiland sich nicht unbezeugt, sondern erweist sich als den Gott des Trostes (2. Kor. 1, 3). Nicht umsonst heißt der Heilige Geist der Tröster. Das allein weist schon darauf hin, daß nur bei Gott rechter Trost zu finden. Darum wer da Leid muß tragen, der komme zu Gott im Glauben, und er wird getröstet werden. Das Kananäische Weib zeigt uns das. Lange sieht es aus, als ob all ihr Bitten umsonst sei. Als aber der Herr erst sprechen muß: „O, Weib, dein Glaube ist groß," da folgt auch gleich der himmlische Trost: „Dir geschehe, wie du geglaubt hast."

II. **Wie wird der Leidtragende getröstet?**

1. Unser Evangelium gibt uns in diesen letzten Worten einen Wink. Wie du geglaubt hast! Unglaube erhält keinen Trost, schwacher Glaube auch nur schwachen Trost; der starke Glaube aber soll auch den Felsen des Leides, der auf seiner Seele liegt, abwälzen und ins Meer versenken. Glaube nur, daß Jesus für dich gelitten, damit du nicht Leid zu tragen brauchst; komme nur und versenke den Berg des Leidens in das Meer der göttlichen Liebe. Tröstet, tröstet mein Volk, ruft er schon dem Propheten Jesaja zu. Komme du nur, wie ein kleines Kind zu seiner Mutter, mit deinem Leiden, und wie einen seine Mutter tröstet (Jes. 66, 13), so wird Gott dich trösten.

2. Und doch, alle diese Worte erschöpfen noch nicht ganz den Reichtum des göttlichen Trostes. Nicht nur, wie du geglaubt hast, sondern mehr noch, unaussprechlich mehr noch, Trost hat Gott für dich bereit. Ueber unser Bitten und Verstehen (Eph. 3, 20) hat Gott Macht zu trösten. Selbst die beste und liebreichste Mutter kann nur mit Menschentrost trösten, der sich oft als ungenügend erweist. Aber das Lamm Gottes wird abwischen **alle** Tränen. Kein Leid ist so groß, daß Gottes Trost nicht noch größer wäre. Größer als der Helfer ist die Not ja nicht. Selbst bei dem größten Leid, dem Tode, hat Gott noch Trost (vgl. 1. Thess. 4, 18). Darum freuet euch, wenn ihr mit Christo leidet (1. Petr. 4, 13). Selig seid ihr; denn zur Zeit der Offenbarung seiner Herrlichkeit werdet ihr Freude und Wonne haben. So tröstet Gott!

III. **Wann wird der Leidtragende getröstet?**

1. Nicht gleich und so wie du es erbittest. Im Gegenteil, Gott läßt dich wohl oft eine Weile leiden, als frage er nicht nach dir (vgl. Hiob). Doch das denkst du nur. Wir wissen, daß denen, die Gott lie-

ben, alle Dinge zum Besten dienen, auch das Leiden, Weinen und Trauern (Pred. 7, 3). Die Zeit, in der wir leiden, ist eine Zeit, in der wir allein sind und sein können mit unserem Gott. Im Lärm des täglichen Lebens überhört man so oft die Stimme Gottes, im Leiden redet Gott mit dir. Darum weigere dich der Züchtigung nicht (Hiob 5, 17), denn sie dünket uns wohl nicht Freude, sondern Traurigkeit zu sein; aber danach kommt aus ihr eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit (Hebr. 12, 11). Darum kann dich Gott und will dich Gott nicht immer gleich trösten.

2. Seine Gedanken sind auch nicht unsere Gedanken und seine Wege nicht unsere Wege; so ist auch seine Zeit nicht unsere Zeit. Wir rufen wohl mit dem Wächter aus Seir: Hüter, ist die Nacht schier hin? (Jes. 21, 11) und erhalten dieselbe Antwort wie Maria: Meine Stunde ist noch nicht gekommen. Von den Zeiten aber und Stunden, sagt der Heiland, gebührt euch nicht zu wissen, (Apg. 1, 7); nur das sollen wir wissen: Wenn die Stunden sich gefunden, etc. . . unversehens sein. Ja, unversehens, und gar nicht lange; denn über ein kleines werden wir Jesum nicht sehen — das sind die Stunden des Leidtragens — und aber über ein kleines, da werden wir ihn wieder sehen mit seinem Troste. Nur daß wir nicht denken, daß in der kleinen Zeit, da wir ihn nicht sehen, er auch uns wirklich verlassen hat, daß wir nicht einmal sagen: Herr, wärest du hier gewesen, meine Seele wäre nicht gestorben. Er ist immer da gewesen, nur du hast ihn nicht gesehen. Darum werfet euer Vertrauen nicht weg, sondern Hoff, o du arme Seele.

IV. Warum endlich wird der Leidtragende getröstet?

Warum tröstet Gott die Menschen wieder nach ihrem Leide? Ja, da fragst du zu viel. Das kann dir kein Mensch erklären, dieses große Warum? Verdient haben wir es ja nicht; denn wir sind allzumal Sünder. Dann wäre es ja auch keine Seligkeit mehr, wenn wir darauf gerechten Anspruch hätten. Sondern gerade das unverdiente ist es, das unseren Mund voll Rühmens und unsere Zunge voll Lachens macht, wenn der Herr nun die Gefangenen Zions erlösen wird. Erlösen! Das allein ist schon ein seliges Wort, daß wir darum die Leiden dieser Zeit, die da leicht und kurz sind, gerne ertragen sollten. Es ist auch nicht ein Anspruch, den wir aus unserer Gotteskindschaft her ableiten könnten, oder weil wir an ihn glauben, oder weil wir das heilige Abendmahl genießen. Das alles dreht die Sache um. Nicht weil wir Christen sind, oder glauben, oder Kommunikanten sind, tröstet uns Gott, sondern vielmehr gerade umgekehrt: weil uns Gott tröstet, können wir Christen sein, und glauben, und seinen Leib genießen.

2. Ja, warum denn tröstet Gott? Freund, ich kann dir keine andere Antwort geben, als die: Es ist das ewige Erbarmen, das alles Denken übersteigt. Wir wissen ja, daß was kein Mensch je gesehen

oder gehört und in keines Menschen Herz gekommen ist, das ist Gottes Gabe für seine Kinder. Er hat nicht Gedanken des Leides, sondern des Friedens. Preiset Gottes Güte und Gnade. Wie Daniel immer ein offenes Fenster nach Jerusalem hatte, so soll auch uns Leiden nicht den Blick verschließen auf die Liebe Gottes, die, wie die Abendsonne durch die schwarzen Regenwolken, auch durch die größten Leiden hindurch scheint. Ihm, der die Liebe ist, sei darum Lob und Preis in Ewigkeit.

C. Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten. Die Fastenzeit setzt dir Jesum als lebendes Exempel vor die Augen. Er trug Leid, mehr als irgend ein Mensch; darum hat er auch eine Seligkeit, die alle menschliche weit übersteigt. So leide auch nur du getrost und geduldig. Auch dein ist der Trost der Seligkeit.

OCULI.

Matth. 5, 5.

A. Die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze und hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens. Wenn das wahr ist, so in seiner Allgemeinheit, so muß dieses Wort sich auch anwenden lassen auf die einzelnen Erscheinungen der Frömmigkeit. Unter diesen ist auch die Sanftmut (Gal. 5, 22). Ihr ist ganz besonders die Verheißung gegeben, daß sie soll das Erdreich besitzen. Hätte das ein Mensch uns gesagt, so würde man es einfach mit einem Achselzucken als unsinnig abweisen, besonders nach den Erfahrungen der letzten Jahre, in denen man auf alle mögliche Weise, nur nicht mit Sanftmut, um den Besitz des Erdreiches streitet. Nun aber hat der Heiland es uns gesagt; so muß das Wort doch eine tiefer verborgene Wahrheit enthalten. Laßt mich euch heute verkünden:

B. **Den Lobpreis der Sanftmut.**

I. **Das Wesen der Sanftmut.**

1. Es hat einmal einer gesagt, daß vom Erhabenen bis zum Lächerlichen nur ein Schritt sei. Das will sagen, daß Tugend und Sünde oft dicht neben einander liegen. Wie die Geduld aufhören kann ein Vorzug zu sein, so ist auch nicht alles Sanftmut, was unter diesem Namen geht. Seht zum Beispiel den Hohenpriester Eli an, wie er seine Söhne über ihren Frevel tadelt (1. Sam. 2, 23—25). Da wird jeder leicht geneigt sein zu sagen: Seht, welch ein lieber alter Mann! Wie sanftmütig ist er doch gegen seine ungeratenen Söhne! Aber das war keine echte Sanftmut, sondern nur die Laodicenerlauheit, die der Herr ausspeien muß aus seinem Munde. Oder denkt an die Kinder Israel, die nach der Rückkehr der Kundschafter aus dem gelobten Lande so sanftmütig waren, daß sie lieber nach Aegypten in die Knechtschaft zurückgehen wollten, als das viele Blut auf sich nehmen, das bei der Eroberung des Landes fließen mußte. Die Sanftmut war nichts als eitel menschliche Feigheit und Faulheit. Es ist

nicht alles Gold, was glänzt und nicht alles Sanftmut, was man bei dem ersten Blick dafür halten möchte. Diese beiden Beispiele zeigen es uns auch in ihren Folgen, daß sie nicht die echte Sanftmut waren, denn die Verheißung, daß die Sanftmütigen sollen das Erdreich besitzen, wurde an ihnen nicht erfüllt. Ueber Eli und sein Haus entbrannte der Zorn Gottes, so daß sie alle auf einen Tag umkamen, und von den Kindern Israel kam keiner in das Land, das ihnen zum Besitz verheißen war.

2. Sanftmut ist vielmehr eines echten Mannes Kennzeichen. In der Sprache unseres Landes heißt ein vollendeter Mann ein "gentleman," d. h. ein sanfter Mann. Das läßt sich aber wohl vereinigen mit Rechtlichkeit und Tapferkeit. Das deutsche Wort „Sanftmut" sagt, daß bei der Sanftheit auch Mut sein muß. Also Mut, der, wenn es sein muß und sich nicht um die eigene Person und Ehre handelt, auch allein gegen eine ganze Welt stehen kann, und doch diesen Mannesmut, den Zorn, der so oft tut, was vor Gott nicht recht ist, im Zaune halten, liebreich, freundlich geduldig sein, das ist echte Sanftmut. Seht Mose, den Mann und Freund Gottes. So mancher andere Mensch hätte unter diesem halsstarrigen und verkehrten Volke wohl so oft die Geduld verloren. Er nicht! Trotzdem ihm die Sorge für das ganze Israel auf den Schultern lag, sehen wir ihn oft tagelang unter dem Volke sitzen, geduldig alle ihre Klagen und Wünsche anhörend, so daß Jethro ihn ermahnen*) muß: **Du machest dich zu müde** (2. Mos. 18, 18). **Er war der geplagteste unter allen Menschen** auf Erden, und wie sanftmütig ertrug er es. Und dieser sanftmütige Mann kann doch in Gottes Namen mit seinem ausgestreckten Arme das ganze Heer der Aegypter im Roten Meere ertrinken und umkommen lassen. So hat Sanftmut ein doppeltes Gesicht. Sie ist wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird, wenn sie in sich und um sich schaut. Aber sie wird zum Löwen, wenn sie aufwärts blickt.

II. Die Quelle der Sanftmut.

1. Dieses doppelte Gesicht der echten Sanftmut finden wir auch bei dem, der der Lehrer aller Sanftmut ist, bei unserem Heilande Jesus Christus. Wo man ihn angreift und schmäht und verfolgt, da sehen wir, daß er das Wort: Ich bin sanftmütig und von Herzen demütig, nicht nur im Munde führt, sondern auch tatsächlich beweist. Sieh ihn an in der Leidenszeit! Sieh ihn stehen vor Hannas und Kaiphas, vor Pilatus, vor Herodes, und denke an das Wort, das er zu Petrus in Gethsemane gesprochen (Matth. 26, 53 f.). Das ist wahre, echte Sanftmut. Und dieser selbe Jesus nimmt die Geißel und reinigt den Tempel zweimal, weil der Eifer um sein Haus ihn gefressen. Oder lest die Weherufe Jesu über die Pharisäer und Schriftgelehrten in Luk. 11, da erkennen wir kaum den sanftmütigen Herren wieder. Doch

*) Das Wort, das Num. 12, 3 steht, ist die genaue Uebersetzung des neutestamentlichen sanftmütig, cf. Cremer Handwörterbuch.

ist dieses beides wohl zu vereinigen, wenn wir sehen auf den Grund, aus dem Jesu Sanftmut kommt.

2. Schaut noch einmal das Wort an, Matth. 26, 54: Die Schrift erfüllet. Die Schrift enthält den Willen Gottes. Das ist der Hauptpunkt. Gottes Wille soll geschehen. Will der Vater, daß sein Sohn leiden soll, dann spricht er sanftmütig: Ja, Vater, ja, von Herzen gern. Leg auf; ich will es tragen. Wo er aber sieht, daß die Menschen den Vater verunehren und gegen seinen Willen tun, da ist nichts an ihm zu finden, das wie Feigheit oder Kleinmut aussieht, da ist er der mit den Flammenaugen, der die Welt richtet.

3. Lernet von ihm! Sanftmut kann gelernt werden, zwar nicht wie eine Schulaufgabe, mit dem Verstande, wohl aber mit dem Herzen. Siehe, wie dein Heiland es gemacht hat, und folge seinem Beispiel nach. Lerne von ihm. Wie alle Kunst nicht an einem Tage bemeistert wird, so geht es auch mit der Sanftmut. Man wird immer wieder Fehler machen, immer wieder in den alten Zornesgeist zurückfallen, der nicht tut, was vor Gott recht ist. Aber ein Beispiel ist ja besser als 1000 Lehren. Das Beispiel und Vorbild hat dir Jesus gegeben. Folge ihm nach! Du kannst es; andere Jünger Jesu haben es auch lernen müssen. Sieh, wie in langen, bitteren Kämpfen aus dem Donnersohn Johannes der sanftmütige Apostel der Liebe wird; wie ein Petrus, der in Gethsemane mit dem Schwerte dreinschlägt, später in Rom der alten Sage nach freiwillig und sanftmütig zurück zum Kreuze kommt, trotzdem er entfliehen konnte. (Quo Vadis?) Sie alle haben es von Jesu gelernt, nicht an einem Tage, sondern durch lange stete Uebung. Da liegt das große Geheimnis des Lernens: Ständige Uebung macht vollkommen. Wie Paulus es schreibt, daß er sich übt ein gutes Gewissen zu haben, so übe dich in der Sanftmut in dem beständigen Aufblick auf den leidenden und sanftmütigen Heiland der Passionszeit.

III. Die Verheißung der Sanftmut.

1. Was soll uns die Verheißung des Erdreiches? werden wohl manche sagen. Wir trachten doch nach dem Himmelreich. Schon recht; aber das Erdreich ist die Vorstufe des Himmelreiches. Das Erdreich verschmähen und nur nach dem Himmel streben ist so viel als ob ein Künstler sagen würde: Ich mag keine Fingerübungen spielen; ich will nur Beethoven oder Lißt spielen. Das ist unmöglich. Das Himmelreich gibt uns die Seligkeit; aber die muß schon auf Erden erworben werden. Joh. 17, 3. Die Erkenntnis Gottes kann nicht erst im Himmel erworben werden, sondern hier auf Erden. Auch unter den Geboten ist ja doch eins, das schon eine Verheißung der Erde hat. Wenn Gott uns eine Gabe verheißt, so sollen wir nicht klüger sein wollen als Gott und sagen: Diese Verheißung brauche ich nicht. Du gebrauchst sie doch; warte nur die Zeit ab, in der du es einsehen wirst,

daß du nicht ewig selig sein kannst, ohne hier auf Erden schon in der Hoffnung selig zu sein.

2. Wir sollen also das Erdreich besitzen. Aber wie? Scheint das nicht unsinnig zu sein gegenüber aller Erfahrung? Doch nicht, wenn wir bedenken, wie wir die Erde besitzen sollen. Wir sollen ja nicht die Erde besitzen als die Herren, sondern als die Diener (Matth. 23, 11). Wir suchen ja nicht den Besitz der Erde, sondern die Besitzer (2. Kor. 12, 14). Wir wollen und sollen nicht die Erde haben, um Unrecht, Gewalt und Böses tun zu können, sondern um das Böse zu überwinden. Aber auch wörtlich dürfen wir die Verheißung Gottes aufnehmen. Das Erdreich besitzen. Seht den leidenden Heiland (Jes. 53). Hätte er nicht gelitten, so würde er nie die Starken zum Raube und die Menge zur Beute genommen haben. Und so wie er, haben es noch viele seiner Jünger erfahren dürfen, daß sie, ob arm an irdischem Gute, doch das Erdreich zu ihrer Verfügung gehabt haben. A. H. Francke konnte das Hallische Waisenhaus mit $7.00 erbauen, weil ihm Gott die Güter der Erde auf sein Gebet stets zur Verfügung stellte. So auch Georg Müller in Bristol und noch so mancher andere Gottes Knecht. Der Besitz des Erdreiches wird eben nicht mit Gewalt, sondern mit Gebet errungen. Fichte: „Es ist nicht die Gewalt der Waffen, sondern die Macht des Gemütes (wir sagen des Gebetes), welche die Siege erringt." (Reden an die Deutsche Nation.)

C. Die Waffe der Sanftmut ist das Gebet. Lerne von deinem Heiland diese Waffe recht gebrauchen, so wirst du auch Teil haben an seiner Herrlichkeit und seiner Verheißung und wirst das Erdreich besitzen.

LAETARE.

Matth. 5, 6.

A. Das Evangelium heute handelt von der Speisung der 5,000. Jesus der Helfer, der mit viel oder wenig helfen kann, der sättigt mit irdischem Brote. Das ist aber nicht alles, sondern der Heiland ist mehr; er **ist** das Brot des **Lebens**. Wir betrachten also heute

B. Jesus, das Brot des Lebens.

I. Die Hungrigen füllt er mit Gütern.

1. Starke und Gesunde bedürfen des Arztes nicht, sondern Kranke und Schwache. So ist das Brot auch dem Hungrigen nur köstlich. Wer alle Tage herrlich und in Freuden lebt, verachtet bald die liebe Gottesgabe. So geht es auch mit geistigen Gütern. Der Pharisäer im Tempel braucht keinen Heiland, er ist ja so voll aller Heiligkeit (in seinem Sinne), daß er Gott nur zu danken hat und gar nichts zu erbitten hat. Auch die Gemeinde in Laodicea ist reich und hat gar satt und bedarf nichts (Offb. 3, 17). So meint sie und ist doch elend, jämmerlich, arm, blind und bloß. Die Kinder Israel in der Wüste

nannten das Manna (4. Mos. 21, 5) lose, d. h. magere Speise. Sie waren eben satt, und verachteten deshalb die Gabe Gottes.

2. Wie dagegen ganz anders ein Hungriger und Durstiger. Gideons Männer fallen so gierig über das Wasser her, wie ein Hund Wasser lecket (Richt. 7, 5) und der Ritter Bidekar wurde im Tore von Samaria zertreten (2. Kön. 7, 17) von der hungrigen Menge, die nicht eilend genug zum Brote kommen konnte. So handelt der Mensch, der Verlangen hat nach dem irdischen Brote, von dem man ißt und stirbt (Joh. 6, 58) und nach dem Wasser, das man trinkt und wird doch wieder durstig (Joh. 4, 13). Wie viel mehr sollten die Menschen zu dem eilen, der da spricht: Ich bin das Brot des Lebens?

3. Was ist Leben? Nicht nur das bloße Dasein auf Erden; nicht nur Essen, Trinken, Arbeiten, Schlafen; das alles hat das liebe Vieh auch. Nein, nur was Jesus mir gibt, das ist Leben. Leben, das des Lebens wert ist, ist Gerechtigkeit und Friede und Freude im Heiligen Geist. Darnach sollen wir hungern und dursten. Hoffen wir nur in diesem Leben auf den Herren Jesum, so sind wir die elendesten unter allen Menschen, sondern Jesus gibt mehr, besseres, höheres. Er hat uns verheißen, daß der Vater weiß, was wir bedürfen, ohne daß wir ihn bitten, und daß, wenn wir bitten, wir empfangen sollen (vgl. Jes. 65, 24; Matth. 6, 8; 7, 7). Gott ist ja unser Vater, von Alters her ist das sein Name (Jes. 63, 16). Und wo ist ein irdischer Vater, der seinem Kinde nicht gibt, um was es bittet? Wie vielmehr wird unser Vater im Himmel gute Gaben geben denen, die ihn anrufen? Welches aber ist eine bessere Gabe, als die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt? Alles Irdische vergeht; denn alles hat seine Zeit (Pred. 3); nur eins hat keine Grenzen, noch Schranken: die Liebe Gottes, mit der er die Welt geliebt hat, so daß er seinen einzigen Sohn dahin gab für unsere Sünden, auf daß wir würden in ihm Gerechtigkeit. Alles hat seine Zeit und vergeht, sagte ich; so laßt uns etwas suchen, das besteht, wenn alles Irdische untergeht. Das ist Jesus, das ist seine Gerechtigkeit, die er auch denen mitteilt, die danach Verlangen haben. Es ist ja in der Natur des Menschen, daß er nach etwas Sicherem Verlangen hat. Die Seele des Menschen ist von Natur aus christlich und gut; darum schreit sie nach Gott, wie der Hirsch nach frischem Wasser. O möchte auch unsere Seele so schreien nach dem lebendigen Gott und nach seiner Gerechtigkeit.

4. Hunger ist qualvoll und Durst erschrecklich, wenn er nicht gelöscht werden kann. Anders aber ist es mit dem geistlichen Hunger und Durst; selig ist dieser Hunger und Durst; denn er trägt die Verheißung, daß er soll befriedigt werden. Ein anderes ist der Hunger und Durst eines Schiffbrüchigen, der in einem kleinen Boote auf dem wilden Weltmeer treibt, ein anderes der eines müden Wanderers, der vor sich am Waldesrand eine Quelle rauschen und murmeln hört. Er weiß, er kann trinken und trinken, bis daß er satt ist. Nach der alten Sage der Heiden wurde ein König, Namens Tantalus, gestraft,

indem daß er bis zum Halse im Wasser stehen mußte und über seinem Haupte die schönsten Früchte hängen sah. Dennoch konnte er weder Wasser noch Früchte genießen; denn bückte er sich, so wich das Wasser zurück, und streckte er die Arme, so schnellte der Zweig mit den Früchten in die Höhe. So ist der Hunger nach Gottes Gerechtigkeit aber nicht, sondern wir hören die Einladung: Kommet her und kaufet, beides umsonst und ohne Geld (Jes. 55, 1), daß wir essen und satt werden (Ps. 22, 27; Spr. 13, 25). In Gottes Wort fließt der Brunnen des ewigen Lebens, in Gottes Sakrament haben wir das Brot des Lebens. Kommt nur, schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist, die Hungrigen füllt er mit Gütern, und

II. **Läßt die Reichen leer.**

1. Das ist eine traurige Tatsache, daß der Heiland das Lebensbrot so vielen anbietet, die es nicht annehmen. Viele sind berufen zu dem Abendmahl des Lammes, aber wenige nur gehen ein. Es ist ein langer, trauriger Zug, wenn wir alle die ansehen, die zu Jesu gekommen sind und wieder von ihm fortgegangen sind, ohne das Brot des Lebens gefunden zu haben. Ganze Städte und Länder waren es, die Jesus predigend und wohltuend durchzog, und die doch nicht glaubten. Da ist Nazareth, die Kindheitsstadt des Heilandes, wo Jesus nicht viel ausrichten konnte, um ihres Unglaubens willen. Da ist Kapernaum, des Herren Stadt, und doch ruft der Heiland: Wehe über diese Stadt. Aber diese sind vielleicht nicht so nahe mit dem Herrn Jesu in Berührung gekommen; was wollen wir aber sagen, wenn es heißt, daß viele seiner Jünger hinter sich gingen und fortan nicht mehr mit Jesu wandelten? Oder seht hinein in die jetzige Fastenzeit; seht Hannas und Kaiphas an, die doch Gottes Wort wußten und dennoch nicht in Jesu das Brot des Lebens erkannten; seht den Römer Pilatus, der zu satt war von weltlichen Gütern, so daß er nicht fragte nach Wahrheit; seht den Lüstling Herodes, der so reich und übersättigt war an sinnlichen Lüsten, daß er in Jesu nicht das Brot des Lebens, sondern nur einen angenehmen Zeitvertreib sah. Und immer dichter um Jesu Person schlingt sich der Zug der Satten und Reichen, die bei Jesu leer bleiben. Da ist Judas Ischarioth. Sein Herz ist zu voll von Geiz und Ehrsucht, so daß er das Brot des Lebens nicht fand. Da ist ein reicher Jüngling, von dem es ausdrücklich heißt, daß Jesus ihn liebte, und doch muß er leer von Jesu gehen, weil die Güter dieser Welt seine Seele nicht hungrig werden ließen nach dem Brot des Lebens.

2. Was ist aus allen diesen Männern geworden? Es ist traurig; aber — soweit wie ich wenigstens sehen kann und Gott mir das Verständnis der Schrift gegeben hat — so muß ich sagen: Welcher Ende ist die Verdammnis, denen ihr Bauch ihr Gott ist. Nach etwas muß die Seele hungern; wunschlos ist des Menschen Herz erst, wenn es alles hat — droben in der Seligkeit —, oder wenn es nichts mehr hat — in der Verdammnis, wo alles Wünschen nichts mehr nützt.

Wonach hungert dein Herz? Bedenke, hier ist, was dich retten kann! Aber bedenke auch, daß die Reichen leer bleiben. Du kannst nicht zweien Herren dienen, nicht nach Gott hungern und nach dem Mammon. Eins muß aus deinem Herzen hinaus, entweder die Welt mit ihrer Lust oder die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt. Ganz dein Herz, nichts Halbes will der Herr. Drum wirf die Welt hinaus und nimm den Heiland hinein in dein Herz. Er füllt die Hungrigen mit Gütern und läßt die Reichen leer. Du weißt, es kostet ihm nur ein Wort und diese Steine müssen Brot werden. Hänge dein Herz nicht an irdisches Brot, hier ist Brot des Lebens. Es kostet Jesu nur ein Wort, so wird dein Knecht gesund. Darum hänge dein Herz nicht an irdisches Leben, hier ist das ewige Leben. Aber vergiß es nicht: nur für die Armen wird das Evangelium gepredigt, die Reichen müssen darben.

3. Schiebe es auch nicht auf, zu Jesu zu kommen. Ich weiß einen reichen Mann, der empfand auch Durst nach einem Tropfen Wassers; aber — zu spät. Im alten Rom sind gefährliche Aufstände ausgebrochen, wenn das Brot, das dem Volke gegeben wurde, nicht rechtzeitig eintraf. So laß deine Seele auch nur das eine Verlangen haben, nach dem Brot des Lebens. Heute kannst du es noch empfangen; morgen aber ? ? ? Wer weiß? Der Prophet Amos (8, 11—12) redet von einer Zeit, wo dieser Hunger nicht mehr befriedigt werden kann. Darum **heute,** so du seine Stimme hörst, verstocke dein Herz nicht. Es möchte dir gehen wie Saul (1. Sam. 28, 6) und der Herr nicht mehr antworten. Jesus von Nazareth gehet vorbei (vgl. Mark. 10, 46). O laß ihn nicht an dir vorbei gehen.

C. Sondern wie ein hungriger und durstiger Hirsch schreie zu ihm. Wie es Jesus nur ein Wort kostet, deinen Hunger zu stillen, so kostet es dich nur ein Wort, ihn zur Hilfe zu rufen. O finde das Wort des Kananäischen Weibes: Ach Herr, hilf, Herr des Bartimäus: Rabbuni, daß ich sehend werde, der hungrigen Seele: Ich möchte satt werden. Dann wirst du nicht umsonst rufen; denn hier ist das Brot des Lebens.

JUDICA.

Matth. 5, 7.

A. Judica, richte mich! Wer darf es sagen? Müssen wir nicht vielmehr beten: Sei barmherzig? Unser Textwort berührt sich mit der fünften Bitte. Nur scheinbar ist es, daß in der Bitte Gottes Barmherzigkeit vorangestellt ist, auf welche unsere Barmherzigkeit als ein Versprechen folgt. In Wahrheit ist auch in der Bitte die von uns geübte Barmherzigkeit die Voraussetzung, unter der wir die Barmherzigkeit Gottes allein anrufen dürfen. Anders klingt es, wenn wir ansehen Luk. 6, 36. Da wird uns das Anfangsglied der Kette gezeigt, Gottes Barmherzigkeit. Und so geht nun die ewige Kette weiter: Je mehr Gott an uns Barmherzigkeit tut, desto mehr sollen auch

wir Barmherzigkeit üben, und je mehr wir sie üben, desto größer wird dann Gott auch seine Barmherzigkeit an uns werden lassen. Laßt uns also heute diese

B. **Kette der Barmherzigkeit**

betrachten.

I. **In ihrem Anfang.**

1. Gott ist der Anfang aller Barmherzigkeit. Aber wann und wo hat Gottes Barmherzigkeit angefangen? Ps. 90 lehrt uns: Ehe denn die Berge worden, etc., bist du, Gott, von Ewigkeit. Gott aber ist Liebe oder Barmherzigkeit. So ruft ihn auch David an im 25. Psalm als den, dessen Barmherzigkeit von der Welt her gewesen ist. Da haben wir den Urgrund und Anfang aller Dinge. Der heidnische Thales von Milet sagte, der Streit sei der Anfang aller Dinge. Das ist nicht wahr; die Liebe ist es. Aus Liebe schuf Gott die Welt und aus Erbarmen hat er von Ewigkeit her beschlossen, das gefallene Menschengeschlecht zu erlösen (vgl. Katechismus Fr. 69).

2. Wir sehen Gottes Barmherzigkeit noch heute, jeden Tag aufs neue. Er läßt seine Sonne scheinen über Böse und Gute, und nur seiner Langmut verdanken wir es, daß wir nicht längst gar aus sind, wie wir es verdient haben. Ps. 103, 8. 10. Wir müssen unsere Sünde bekennen, daß da nicht ist, der Gutes tue und nach Gott frage, auch nicht einer unter uns, ob auf der Kanzel oder unter der Kanzel; wir sind allesamt abgewichen und untüchtig geworden und haben nichts als Zorn und Strafe verdient. Statt dessen aber gibt uns Gott Gnade und Vergebung in seinem lieben Sohne, der um unserer Sünde willen in den Tod dahin gegeben ist. Passionszeit, die Zeit, wo Christi Blut beständig schreit: Barmherzigkeit, Barmherzigkeit! Darum laßt uns einstimmen in den Lobpreis des göttlichen Erbarmens, das alles Denken übersteigt. Aber mit Worten allein wird nichts ausgerichtet; von Worten allein wird die Kette nicht geschmiedet. Taten sind es, die zählen. Gottes Barmherzigkeit sind auch nicht nur Worte, sondern Tat und Wahrheit. So sollen auch unsere Taten sein das zweite Glied, die Mitte der Barmherzigkeitskette.

II. **Die Mitte.**

1. Gott ist der Anfänger und Vollender unseres Glaubens. Zwischenein aber liegt ein weiter, großer Spielraum, in dem sich unser Leben als ein Leben der Liebe beweisen soll. Und zwar ist die Barmherzigkeit zweifach, sie zeigt sich als **gebende** und als **vergebende** Liebe, als ein mitleidendes und als ein mithandelndes Herz. Dazu muß unser Herz warm sein, erwärmt von der Liebe Gottes, nicht das alte, kalte, steinerne Herz, von dem Hesekiel redet (11, 19; 36, 26). Es gibt Menschen, die man vergleichen könnte mit dem Sphinx vor den Pyramiden. Der liegt Jahrtausende schon; die bedeutendsten Ereignisse der Weltgeschichte haben sich unter seinem Schatten abgespielt, und er hat das selbe steinerne Gesicht wie vor tausend Jahren (vgl.

Goethe Faust II). So gibt es auch Menschen, die bei den größten Ereignissen, der schlimmsten Not, der höchsten Freude, keine Erregung, kein Gefühl irgendwelcher Art haben. Sie haben wie in Hauffs Märchen ein steinernes Herz.

2. Warm und weich muß unser Herz sein, um geben zu können und vergeben zu können. Der Heiland gibt dir das Vorbild. Ihn jammerte des Volkes. So hat er uns in verschiedenen Gleichnissen die Pflicht des warmen Herzens gepredigt. Im barmherzigen Samariter zeigt er uns das gebende Herz, im Schalksknecht das vergebende. Beides, das Geben und das Vergeben zusammen zeigt uns der Hausherr im Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg (Matth. 20). Er gibt, unbekümmert darum, ob andere scheel sehen, daß er so gütig ist, und vergibt auch denen, die mißgünstig murren. So laßt uns denn auch in dieser Hinsicht von unserem lieben Heilande lernen und uns, wie Salomo, erbitten ein verständiges Herz, das nicht richtet, sondern barmherzig ist.

3. Das muß sich aber praktisch zeigen. Keine, s. v. v., Krokodilstränen! Vgl. Jak. 2, 16. Es ist ja sehr leicht, mitleidig zu reden, die barmherzigen Worte zu haben. Aber an ihren Früchten wird man sie erkennen, die frommen Reden tun es nicht, sondern das **Tun** nach Gottes Wort (Matth. 7, 24—27). Das mitfühlende und mitleidende Herz ist nicht genug, es muß ein mithandelndes, ein tätiges Herz sein. Gebt denen, die euch bitten, und vergeßt nicht den armen Lazarus, der vor eurer Tür liegt. Bedenket auch den armen Bruder, der sich schämet zu betteln und lieber schweigend leidet, als vor harten Herzen seine Not zu klagen. Da sind unsere Kirchenkollekten. Was bedeuten sie anders als eine Mahnung an unsere Pflicht: Wohlzutun und mitzuteilen vergesset nicht!

4. Daneben aber auch: ein **vergebendes** Herz! Wenn wir streng richten wollen und müssen, wozu in die Ferne schweifen und die Sünde deines Bruders suchen. Greif nur hinein in dein eigenes Leben; was gilt's, da findest du genug zu richten? Es ist Zeit, daß das Gericht anfange am Hause Israel. Da, bei dir selbst, sei so unerbittlich streng, so hart und kalt, wie du nur magst und kannst. Das wird dir nicht schaden und wird andern zum Segen sein. Denn wenn du erst wie Petrus sprechen kannst: Ich bin ein sündiger Mensch, dann wirst du nicht dich aufs hohe Roß setzen und über andere aburteilen. Madame de Stael sagt: Alles verstehen, heißt alles verzeihen. So wird unser eigenes Sündenbewußtsein uns treiben, gegen unsere Brüder gütig, freundlich und gelinde zu sein. Das ist die Mitte der Liebeskette, praktische, tätige Barmherzigkeit gegen unsere Mitmenschen.

III. **Das Ende der Kette.**

1. Mit welchem Maß ihr messet, damit wird euch gemessen werden. So kommt der Lohn der Barmherzigkeit darin, daß Gott an uns barmherzig sein darf. Wenn wir noch einmal das Gleichnis

vom Schalksknecht ansehen, da finden wir die Kette gesprengt, das erste Glied, die göttliche Barmherzigkeit ist da, heil und ganz, Vergebung für 10,000 Pfund. Aber das Mittelglied, das menschliche Mitleid, mochte den starken Zug, den Satan und Fleischeslust ausübte, nicht zu ertragen; es riß, kein Erbarmen, nicht einmal für elende 100 Groschen! Dann und damit fällt aber auch das letzte Glied der Kette hin, der göttliche Erbarmungslohn, und es heißt: Hinaus mit ihm, bis daß er alles bezahlt hat! Das wird aber nie sein; also auf immer den Peinigern überantwortet.

2. Darum seid barmherzig, gleichwie euer Vater im Himmel barmherzig ist. Der Jünger ist ja nicht über den Meister (Luk. 6, 40). Ist unser Vater gnädig und barmherzig, geduldig und von großer Güte, wie sollen wir dann sein? Er verbietet, daß wir richten sollen, damit das Unkraut nicht mit dem Weizen ausgerauft werde. Noch ist nicht Zeit des Richtens, und selbst, wenn es Zeit wäre, so wären wir nicht zum Richten bestellt. Auch der Vater richtet niemand. Höre es doch und freue dich: **Niemand!**

3. **Ein** Gericht nur ergeht über den Menschen. Es ist ja ein menschlicher Rechtsgrundsatz, daß niemand um einer Tat willen zweimal bestraft werden darf. Darum, wenn wir uns selber richteten hier auf Erden (1. Kor. 11, 31), so würden wir im Himmel, im Jenseits, nicht gerichtet. Und selbst da, wenn das große Gericht anfängt, ist Gott es auch nicht, der da richtet; unsere eigene Sünde verdammt uns. Einmal müssen wir uns selbst richten. Laßt es lieber hier geschehen, damit wir dort können den Lohn empfangen, daß der Heiland zu uns sagen kann: Was ihr getan habt einem der geringsten unter meinen Brüdern, das habt ihr mir getan. Dann wird sich die göttliche Barmherzigkeit rühmen wider das eigene Gericht.

C. Die fünfte Bitte enthält wohl, von menschlicher Seite aus gesehen, ein Versprechen; von Gott aus aber eine Verheißung, nämlich: Selig sind die Barmherzigen, weil Christi Blut beständig schreit: Barmherzigkeit, Barmherzigkeit.

PALMARUM.

(Konfirmationsrede.)

Matth. 5, 8. 9.

A. Ziehe deine Schuhe aus; denn der Ort ist ein heiliges Land! Dies Wort gilt auch heute noch. Der Konfirmationsaltar ist ein heiliger Ort für Eltern und Kinder. Da werden heute dem Herrn Gebete und Gelübde dargebracht; da werden heute Segnungen und Gaben verliehen. (N. B. Letzteres, wo sich das hl. Abendmahl gleich an die Einsegnung anschließt.) Aber nicht nur heiliger Ort, heilige Zeit, heiliges Tun, sondern auch, und zwar noch vielmehr: Seliger Ort, selige Stunde, seliges Tun! Laßt mich heute zu euch reden von

B. Der Seligkeit der wahrhaft Konfirmierten.*)

I. Die selige Konfirmationsforderung: Ein reines und friedevolles Herz.

1. Kinder, ihr wollt heute dem Herrn etwas geben, nämlich euer Herz. Das ist recht; denn das ist es gerade, was Gott von euch haben will. Gib mir, mein Sohn, dein Herz (Spr. 23, 26). Aber meint ihr, daß es Gott nur um ein Herz zu tun ist, ganz einerlei, wie es beschaffen ist? Und wenn es Gott auch nicht darauf ankäme, wolltest du Gott etwas Schlechtes geben? Als Geschenk gibt man doch nicht etwa, was beschädigt und schlecht ist. Du würdest im Laden keine beschmutzten Waren annehmen, aber Gott sollte dein beflecktes und sündiges Herz annehmen? Niemals.

2. Gott will ein reines Herz haben. So frage dich heute: Ist mein Herz rein? Wie lautet die Antwort? Heute an dem Tage, da ihr von eurer Kinderzeit Abschied nehmt, laßt euch an das alte Kinderlied erinnern: Ich bin klein, **mein Herz mach rein!** Höre, Gott tut es, du nicht! In den Psalmen heißt es: Der Herr legt eine Last auf, aber er hilft sie auch tragen. Mit andern Worten: Gott verlangt von dir ein reines Herz, aber er gibt es dir auch zuerst, wenn du ihn nur darum bittest. Darum sei heute vor allem dein Gebet: Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz!

3. Bete und arbeite. Nicht nur beten um ein reines Herz, sondern ein jeglicher, der solche Hoffnung hat, der reinigt sich (1. Joh. 3, 3). Nicht umsonst fällt die Konfirmation auf den Anfang der großen Leidenswoche; das Blut Jesu Christi macht uns rein (1. Joh. 1, 7). Darum habt ihr ja jetzt einen freien Zugang zu dem großen Abendmahl des Herrn, daß ihr eure Seele reinigen könnt und die Kleider euers Herzens helle machen in dem Blut des Lammes (Offb. 7 ,14). Hört es und glaubt es: Bei ihm ist viel Vergebung auch für das unreinste und sündigste Herz. Bei Jesu wird es rein. Ihr alle wißt, was die Buchstaben I. N. R. I. über Jesu Kreuz bedeuten. Man könnte über das Kreuz des reuigen Schächers dieselben Buchstaben setzen; dann meinen sie: Jesu Nähe reinigte ihn! Heute kommst du zu Jesu, da bekommst du ein reines Herz; bleibe bei ihm.

4. Bei Jesu wird dein Herz friedfertig, d. h. genau übersetzt, Friede bringend. Aber Frieden kann nur der bringen, der ihn selber gefunden hat. Nur bei Jesu findest du Frieden in einem guten Gewissen. Einst haben deine Eltern und Paten für dich in der hl. Taufe den Bund des guten Gewissens mit Gott geschlossen. Heute erneuerst und bestätigst du diesen Friedensbund selbst aus deinem eigenen freien Willen. Sorge nun dafür, daß dieser Bund nicht wieder zerrissen

---

*) In kleineren Gemeinden ist es möglich und schön, wenn die Konfirmationssprüche so ausgesucht werden, daß sie in der Predigt zitiert werden können. Natürlich müssen die Kinder dann ihren Konfirmationsspruch schon vorher wissen. Dann hilft es dem Kinde zu einem besseren Verständnis seines Spruchs, wenn er ihm in der Predigt entgegenschallt.

wird! Gott zerreißt ihn nicht, der Bund seines Friedens soll nicht hinfallen (Jes. 54, 10), aber halte auch du an diesem Bunde fest!

5. Zu diesem Ende halte an deiner Kirche, deiner **Evangelischen** Kirche. Es ist nicht so, als ob du später einmal dich entscheiden könntest, ob und zu welcher Kirche du dich anschließen willst. Nein! Heute wirst du ein Mitglied deiner Evangelischen Kirche. Du magst weit in der Welt herumkommen, magst schönere und größere Kirchen treffen, glänzendere Gottesdienste, prächtigeren Chorgesang, als du sie hier hast. Aber eins kann dir keine Kirche bieten, wie unsere: eine Heimat, wo man dich lieb hat, wo die Gebete deiner Eltern und Brüder täglich für dich zu Gott emporsteigen. Hier ist deine Heimat auf Erden für deinen Geist.

6. Bleibe bei deinem Gotteswort. Ihr seid gelehrt, daß in allen Fragen des Glaubens und Lebens nur das Wort Gottes uns ein Licht auf unsern Wegen und unserer Füße Leuchte ist. Wir verpflichten euch auf keines Menschen Lehre und Meinung, sei es Luther oder Calvin, oder wer es sei; aber wir verpflichten euch auf Gott und sein Wort; darum laßt euch nicht unter allerlei menschliche Lehre und Satzung fangen. Bleibt nur treu in dem, was ihr gelernt habt und euch vertraut ist, sintemal ihr wißt, von wem ihr es gelernt habt, nämlich nicht von Menschen, sondern allein von dem lebendigen Gott.

7. Bleibt treu auch endlich dem Sakrament. So manches Kind sieht man einmal am Tisch des Herrn, am Einsegnungstag, und dann nie wieder, bis endlich einmal auf dem Sterbebett die Angehörigen nach dem Pastor senden, der dann noch schnell dem Sterbenden das Abendmahl geben und ihn so in den Himmel bringen soll. Kinder, dann nützt es auch nichts mehr, dann ist es zu spät, bleibt bei dem fleißigen Sakramentsgenuß, der Heiland sagt: So oft ihr esset und nicht so selten oder wenig. Im Sakrament findet ihr, was euch die Kraft gibt, die Konfirmationsgelübde zu halten, was euch ein reines und friedevolles Herz verleiht, das Blut Jesu Christi. Und durch dieses Blut werdet ihr auch teilhaftig werden:

II. **Der seligen Konfirmationsverheißungen: Gott als seine Kinder zu schauen.**

1. Gott schauen! Es heißt aber doch: Niemand hat Gott je gesehen. Es handelt sich ja auch nicht um leibliches Schauen, von Angesicht zu Angesicht; das kommt einmal später, wenn wir vom Glauben zum Schauen werden übergegangen sein. Ist auch hier auf Erden nicht nötig, nur Moses konnte Gottes Herrlichkeit sehen, und dann auch nur von hinten nach. Wir begnügen uns mit dem Wort: Der eingeborne Sohn hat ihn uns verkündigt. Darum, wer mich siehet, der siehet den Vater (Joh. 14, 9). Kein Blinder kann das Licht sehen, so kann nur ein reines Herz den Herrn sehen. Selig seid ihr, Konfirmierte, wenn heute euer Herz rein geworden ist um des Wortes willen, das er zu euch geredet hat: Ihr sollt den Heiland schauen.

2. Heute steht ihr, wie Jesus mit seinen Jüngern, auf dem Berge der Verklärung. Wir hoffen, daß es heute in euerm Herzen zugeht, wie damals den Jüngern vor ihren Leibesaugen: Er wurde verklärt vor ihnen. Heute seht ihr ihn als euern besten Freund, als euern einigen Erlöser. Kinder, laßt uns immer aufsehen auf Jesum, den Anfänger und Vollender unsers Glaubens. Ihr geht jetzt in das Leben hinaus. Das Leben der Schule hat für euch ein Ende, aber die Schule des Lebens, die fängt erst an. Ach zu oft nur ist das Leben eine Schule des Bösen und der Sünde. Der alte böse Feind wird auch euch nachstellen mit seinen Versuchungen, aber fürchtet euch nur nicht! Selig seid ihr, wenn ihr nur immer Jesum sehet. Möge es denn von euch nur immer so heißen, wie von den Jüngern, die von dem Berge der Verklärung hinab gingen: Sie sahen niemand, denn **Jesum allein!**

3. Bewahre euch Gott den Frieden des reinen Herzens, daß ihr immer wie die lieben Kinder zu ihrem rechten Vater, zu Jesus, aufsehen könnt. Auch die unreinen und sündigen Herzen werden Jesum einmal schauen, aber wie? Sie werden schauen, in welchen sie gestochen haben (Offb. 1, 7). Ja, alle Menschen müssen einmal den Sohn auf dem Richtstuhl sitzen sehen. Selig der Mensch dann, der diesem Richtstuhl sich aber als ein Kind nahen kann, den alle Donner des Gesetzes nicht erschrecken können, weil er weiß, der Richter da ist mein Vater, der mit mir Gedanken des Friedens und nicht des Leides hat. Jesus ist unser Friede, welch ein seliges Wort.

4. Hier zu Jesu Füßen habt ihr Frieden gefunden für eure Seele. Kinder, bleibt die Friedfertigen, die Friedenskinder, euer Leben lang. Friede ist das köstliche Gut, das die Welt nicht geben kann, das nur Jesus seinen Kindern gibt. Bleibt seine Kinder, seht zu ihm als zu euerm Vater, damit ihr euer Leben hindurch in allen frohen und allen bösen Stunden des heutigen Tages mit seinen heiligen Verpflichtungen und seinen seligen Verheißungen gedenken könnt. Vergeßt den Tag heute nicht. Es ist der seligste Tag euers Lebens, wenn ihr es einst sagen könnt: An diesem 13. April 1919 habe ich mit meinem Gott einen Bund geschlossen, er als mein Vater, ich als sein Kind, den Bund, durch welchen meine Seele Ruhe und Friede gefunden hat für alle Ewigkeit.

C. Wenn ihr so heute euern Konfirmationstag begeht, dann seid ihr selig; dann könnt ihr es allezeit beten und auch jetzt mit mir einstimmen in das Gebet: Herr Jesu, dir leb ich, Herr Jesu, dir leid ich, u. s. w.

CHARFREITAG.

Matth. 5, 10.

A. O Tag, so schwarz und trübe, da unser Heiland starb am Kreuz für unsere Sünde. Wenn man das ganze furchtbar gewaltige

Drama, das sich heute abspielt, betrachtet, möchte man doch fragen: Ja, warum mußte Christus dieses alles erdulden? Den Grund zu erforschen ist nicht unsere Sache. Der Heiland sagt am Ostersonntag selbst den Emmausjüngern, daß er mußte solches alles erleiden, um zu seiner Herrlichkeit einzugehen. Das sollte uns genügen. So wollen wir heute am Karfreitag, schon im Licht des Ostertages betrachten:

B. **Die Leidensherrlichkeit des Heilandes.**

I. **Die Schuld bezahlt der Herr für seine Knechte, er, der Gerechte.**

1. Was der Heiland uns als Verheißung gesagt hatte, bezieht sich ganz gewiß auch auf ihn selber. Wenn wir selig sind, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden, so ist es Christus auch, oder er müßte nicht der Gerechte sein. Und wer ist es, der das sagen könnte? Der Herr fragte seine Feinde: Welcher unter euch kann mich einer Sünde zeihen? Glaubt nur sicher, hätten sie auch nur den allergeringsten Anhalt gehabt, sie hätten sicher dem Herrn Jesus seine Sünde vorgehalten, so aber mußten sie allesamt verstummen und stillschweigen. Nur seither durch alle Zeiten der Weltgeschichte, trotzdem die Welt es liebt, das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen, hat niemand es vermocht, gegen Jesu Leben auch nur ein Wort des Tadels oder Vorwurfs zu finden. Es muß bei dem Zeugnis der Frau des Pilatus bleiben: Dieser Jesus ist der Gerechte.

2. Und das ist der Grund, weshalb ihn die Welt so haßte und verfolgte. Er litt um der Gerechtigkeit willen. Und wie er hat leiden müssen! Seht an das Jammerbild zwischen Erd und Himmel schweben, bedenket die ganze Karfreitagsgeschichte von den Gethsemanestunden an bis zu der neunten Stunde auf Golgatha, und ihr müßt ausrufen mit dem Hauptmann: Wahrlich, dieser ist Gottes Sohn gewesen. So stirbt nur ein Gerechter. Ja, aber wenn er ein Gerechter war, warum mußte er denn sterben? Konnte seine Gerechtigkeit ihn denn nicht erretten? Ist denn das Wort aufgehoben, daß nur der Sünder sterben soll? Warum mußte Christus denn so furchtbar leiden?

3. Antwort: Um der Gerechtigkeit willen! Nicht nur um seiner eigenen, sondern vielmehr noch um der zukünftigen Gerechtigkeit willen. Daß **wir** würden in ihm die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt. Um unserer Sünde willen ist Christus dahin gegeben in den Tod, wie ein Schaf, das zur Schlachtbank geführt wird (Jes. 53). O wehe, verliert die Sonne nicht abermals vor deinen Augen ihren Schein? Legt es sich nicht wie eine schwarze Wolke über deine Augen und über dein Herz: **Meine** Sünde hat den Heiland gekreuzigt! Schaudernd blicken wir hinein in den Abgrund der Gehennah, der sich unsern Blicken in unsern eigenen Herzen enthüllt. Ich bin's, ich sollte büßen! Aber auf der andern Seite erheben wir unsere Augen auf zu den Bergen, von denen uns Hilfe kommt, zu dem Berge Golgatha und zu seinem Kreuz, von dem uns die Lösung dieses größten aller Welt-

rätsel offenbar wird. Warum mußte Jesus sterben? Aus Liebe, um der Gerechtigkeit willen. Weil du und ich sonst nichts haben in der weiten Welt, auf das wir unsere Hoffnung setzen können auf die wunderbare Karfreitagstatsache: Die Schuld bezahlt für seine Knechte, Christ, der Gerechte.

4. Und darum ist er **selig**; denn indem er sein Leben dahingegeben hat zum Schuldopfer, wird er Samen haben, die große Menge zur Beute und die Starken zum Raube. So spricht der Herr: Er, mein Knecht wird viele gerecht machen; denn er trägt ihre Sünden. Viele haben in Jesu Kreuz ihre Gerechtigkeit gefunden. Wo willst du stehen? Und wo soll deine Sünde ruhen? Bedenke, es gibt nur zwei Plätze in der Welt, wo deine Sünde bleiben kann, entweder auf deinem Herzen — und da erdrückt sie dich zum Tode in der Hölle — oder an Jesu Kreuz — und da wandelt sie sich in die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt. Jesus ist um der Gerechtigkeit willen gestorben.

II. Damit hat er uns aber ein Vorbild gelassen, daß wir nachfolgen sollen seinen Fußtapfen.

1. Karfreitagsseligkeit bietet uns heute unsere Bibelstelle an; kein Szepter, keine Krone; was wir in Jesu Nachfolge gewinnen können und sollen, sind Striemen, Schläge, Wunden, Angst und Not, ja selbst der Tod, und dennoch Seligkeit. Seid fröhlich und getrost, es wird euch im Himmel wohl belohnet werden; denn also haben sie getötet euren Meister, und der Jünger ist nicht über seinen Meister. Also haben sie auch verfolget die Propheten, die vor euch gewesen sind. Es ist eine lange, lange Reihe von Blutzeugen, die von jenem Karfreitag an für die Gerechtigkeit gestorben sind. Der erste war Jakobus, von dem uns berichtet wird, daß, als man ihn zum Tode führte, ein alter Priester ausrief: Was macht ihr, ihr tötet den Gerechten Gottes! Denkt an jene große unzählbare Schar von Christen, die seither um ihres Christenglaubens willen freudig in den Tod gegangen; denkt auch an jenen Karfreitag 1865, den schwarzen Karfreitag in der Geschichte unseres Landes, wo unser Märtyrerpräsident Lincoln um der Gerechtigkeit, der Freiheit der Menschen willen die Kugel von jenem Mordbuben erhielt. Sie alle erlitten den Tod, und sind doch selig. Ihnen allen gilt das Wort (Offb. 14, 13): Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben.

2. Niemand aber unter euch leide als ein Mörder oder Dieb oder ein Uebeltäter. Da kommt die Karfreitagsbitte an unser Herz. Leiden kommen, das kann nicht ausbleiben; aber welch ein Unterschied zwischen dem Heilande und den beiden, die mit ihm gekreuzigt sind. Von diesen heißt es: Wir erleiden billig, was unsere Taten wert sind; aber dieser hat nichts Ungeschicktes getan. Darum haltet euch dafür, daß ihr der Sünde gestorben seid und lebet in Christo. Aber haltet euch auch danach. Eine jede vorsätzliche, wissentliche und geflissentliche

Sünde hilft den Heiland immer wieder aufs neue kreuzigen und hilft zu dem Urteil, das euer Heiland einmal über euch sprechen muß: Ihr seid meinen Fußtapfen nicht gefolgt und habt nicht um der Gerechtigkeit willen gelitten; so müßt ihr um eurer Sünden willen leiden, was eure Taten wert sind. Wenn je ein Tag, so soll Karfreitag uns ein Antrieb sein zu einem heiligen Leben.

3. Dann aber ergeht auch für uns die Verheißung des Karfreitags, daß uns Seligkeit soll zuteil werden, auch wenn wir leiden müssen. Christus hat dem Tode die Macht genommen. Laßt uns ihm nur folgen; denn auch darin besteht die Kraft des Blutes Christi, daß wir hinfort dem Teufel und allen bösen Lüsten siegreich widerstehen. Darum hat Christus gelitten und ist in den Tod und die Hölle eingegangen, um den letzten und schwersten Kampf zu bestehen mit den Mächten des Abgrundes und der Finsternis. Er ist nicht dem Tode zum Raube geblieben, sondern über ein Kleines da heißt es: Lebendig Christus kommt herfür. Nun hat auch die Hölle ihre Macht über uns verloren. Fällt es uns zu schwer, so daß wir der Sünde zu unterliegen drohen, Karfreitag ruft es uns zu: Wer will die Auserwählten Gottes beschuldigen und verdammen? Christus ist hier, der gestorben ist und uns gerecht macht! (Röm. 8, 33 f.). Wer will uns scheiden von der Liebe Gottes, wo nichts Verdammliches mehr ist an denen, die in Christo Jesu sind, und seinen Fußtapfen nachfolgen. Laß nun kommen Trübsal oder Angst etc., und wie die Leiden alle heißen, die über einen Christen kommen können, wir sind wohl bange, aber wir verzagen nicht. Der uns die Last auflegt, der wird sie uns auch tragen helfen. Und nimmt der Tod uns auch zuletzt dahin, siehe, Ostern ist nicht weit. Wir stehen auf in Seligkeit, wenn wir Christo nachgefolgt sind in Leiden, Not und Tod.

C. Die schwärzeste Wolke hat einen silbernen Rand. Aber die Karfreitagswolke hat nicht nur einen Rand, sondern ist ganz und gar durchflossen von dem Licht, so daß es heißt wie bei der Verklärung, eine lichte Wolke. Und dies Licht heißt deine Seligkeit. Amen!

The Unity of the Spirit

By Julius H. Horstmann, Editor of the Evangelical Herald, St. Louis, Mo.

Perhaps the most striking fact about the universe, aside from its vastness, is the unity that prevails thruout its boundless expanse in spite of the infinite variety of detail manifest in every one of its spheres. If the oneness of God was the unique and special message of the Old Testament, a message which the New Testament fully confirms and establishes, this unity is naturally and wonderfully reflected in the work of creation and the government of the world. The successive steps of the creation could not have been better

adapted to their final end, the glory of God and the welfare and happiness of His creatures. And thruout the manifold diversity of the works of God in the heavens and upon the earth there is plainly evident to all who have eyes to see a perfect harmony of action and a marvelous unity of plan and providence.

The manner in which God revealed Himself to man shows the same beautiful unity of design and detail. The Word of God, tho given to mankind thru an infinite variety of mind and method, in widely divers times and under greatly differing conditions, is nevertheless remarkable for its singleness of aim and unity of plan. And the human race itself, tho it includes the greatest differences and contrasts of color, features, language, temperament and mental capacity, to say nothing of the great ways of living, manner of working, also shows the same fundamental physical, mental and moral characteristics, so that really no other explanation is thinkable than the one given by Paul in Acts 17: 26. And finally the one great need of mankind, salvation from sin and a new spiritual life, makes necessary for all the world the one way of salvation (Acts 4: 12).

With such a mass of testimony toward a wonderful unity of design and execution everywhere in the universe, it would be strange indeed if those who are to enjoy the richest blessings of God, the climax toward which all this preparatory work has been directed, should form an exception to the general law. The more one realizes that there is one God, one creation, one revelation, one race of men and one way of salvation, the more inevitable becomes the conclusion that the believers in Christ Jesus must constitute ONE BODY, a multitude of members and organs which, while differing greatly in form and function, are nevertheless essentially one organism and are directed and maintained by a supreme unity of mind, heart and will. It is this unity among His believers for which Jesus prayed so fervently during the last hours of His earthly life, and which He makes the primary condition of the fulfilment of His great world-task. And it is this same unity of the Spirit in the bonds of peace for which Paul contends so eloquently. This unity of the Spirit was so important to Jesus and to Paul because they understood and foresaw, as none of those about them could, the manner in which the divisions and dissensions of believers would hinder and weaken the accomplishment of the great world-task to which their lives were devoted.

There is no need of pointing out to the readers of this magazine the evils which have come about thru the deplorable dissensions of the followers of Jesus Christ. None are more familiar than they with the trail of strife and misery and bloodshed which these dissensions have left behind them in the history of the Church, and none can desire more earnestly than they a permanent relief from the

waste and inefficiency and narrowness which characterizes the work of the Church today. There is no reason, no need, not even an excuse, for the well-nigh endless divisions and subdivisions of Protestantism. They have come about because Christian people have been cocksure about things which the Bible, the sole and infallible rule of faith and conduct, was content to leave open, or because they insisted upon things which it does not think important enough to deserve a definite statement. Protestants have always been in practical agreement upon the fundamentals, but they have divided on the things concerning which full and definite information was denied us, or concerning that which was unessential and unimportant. If it had made any difference to Jesus whether or not baptism was by sprinkling or immersion, or what believers thought about the manner in which they received His body and His blood in the sacrament of the Lord's Supper, we may be very sure that He would have definitely indicated the proper method and the right idea. On the other hand, to think that it could make any difference to Him whether His followers wear buttons, single or double, or use hooks and eyes; or whether they sing psalms or hymns, or psalms and hymns; or whether they believe in the Historic Episcopate or in the congregational or presbyterial system as a form of organization, is irreverence for and profanation of the sublime and eternal truth He teaches.

It is no wonder that many of the noblest men and women that ever lived have turned away in disgust from such a state of affairs, and that many other brave and earnest persons have lost faith in the Church of Christ and what it stands for. It is no wonder that in view of such conditions it has taken nearly two thousand years to preach the Gospel to one-third of the human race, and that we have prayed almost in vain, "Thy kingdom come, Thy will be done on earth as it is in heaven." It was expecting altogether too much of the world that it should be willing to believe that the Father had sent Jesus Christ and commanded His disciples to preach His Gospel to all the nations, when the whole attitude and most of the actions of the disciples themselves tended to disprove their claims.

What is the remedy? It has long been recognized that Christians and especially Protestants, had many beliefs in common and many common tasks which should really permit of a large measure of cooperation. From the foreign mission field, where the Church found itself face to face with the very hosts of Satan undisguised, and where it could least of all afford to show a divided front, we have learned the advantages of federation. In our own country, where the evils of Protestant division are most manifest, the Federal Council of the Churches of Christ is teaching the leaders in the churches, laymen as well as pastors, to overlook their denominational divisons and dissensions and to work together in the service of the

common Lord for the common good. The federation idea, and the organization of the Federal Council, has grown out of the demand for economy of effort and efficiency of administration, and the progress it has brought into American Church life and work cannot be easily exaggerated.

But not even the most ardent advocates of federation will claim that this was all Jesus had in mind when He prayed "that they may all be one." The unity among His disciples and all those who would come to believe in Him thru their word was much richer, deeper and larger than was implied in working together in a common cause for the sake of expediency or efficiency. And when Paul speaks of the believers in Christ as members of one body he too has something far higher and greater in mind than a mere aggregation of similar organizations. Federation is only the first step toward the higher and better attitude and condition which the Master saw as the ideal; it is a matter of policy rather than of conviction; it is a means, not an end; not a goal but only a step toward it. The very terms of the constitution under which the Federal Council was organized prevent it from limiting in any way the full autonomy of any of the Christian bodies adhering to it; that is, it has no power to do away with any of the existing divisions among its members.

We do not think it desirable that any organization should have such power, because true unity of the Spirit is not brought about by drawing up a common creed or form of worship or government. Unity of the Spirit is a matter of the spirit and not of the letter; a problem of life rather than an intellectual conception. Christian unity is far higher than uniformity as to creed, government or worship. God did not want all men to think alike and act alike, or He would have fashioned them so that they could do it without stunting themselves or stultifying Him. Diversity is a divine decree and is an essential expression of life. All the beauty, richness and value of life depend upon it. And God has given to each human being his own mind and point of view and no one has any right to attempt to force a change. The unity of the Spirit in the bond of peace requires the recognition of each man's right to his own judgment, subject only to personal loyalty to Christ. And the greater the loyalty toward Christ the greater the tolerance toward the opinions and beliefs of others who are also sincerely loyal toward Him.

The Evangelical idea. For the sake of brevity we have called this spirit of loyalty toward Christ and liberty toward all believers the "Evangelical idea," not because the Evangelical Church assumes any rights of discovery or aserts any proprietary privileges, but because it is the true Gospel idea and the great Gospel ideal. The Evangelical idea is as old as Christianity. It was born in the heart of its Founder and found beautiful expression in the Apostolic Church, and the Evangelical Church has merely chosen this

particular expression of Christian life as her special task and seeks to bear witness in its behalf and in behalf of everything that may help to enforce it. The Evangelical idea is higher than federation, deeper than cooperation, richer than organic union. It involves no confession save that of Christ, no sacrifice except that of the self-conceit which claims superior knowledge or authority. It puts Christ above His interpreters, Christian living above Christian dogma, and truth above mere opinions. Those whom the Son has made free are free indeed, and neither council, church nor creed may impose any yoke of bondage upon them.

That such loyalty and liberty is not only thinkable but also practicable, is shown conclusively in the Apostolic Church. Jesus Christ did not become the Founder of His Church by laying down a complete and inviolable set of laws for His followers, but by obtaining an eternal redemption and giving the Holy Spirit to His disciples. Neither did the apostles establish any absolute form for the order of worship, or the organization of congregations, and many divers usages prevailed among Jewish and Gentile Christians. The apostles merely laid down certain principles that were to govern the adjustment of too marked differences. Acts 15; 1 Cor. 11.

There was a great difference of opinion, for instance, as to the partaking of meat that had been offered to idols (Rom. 14:1, 2, 14—21 and 1 Cor. 8:4—7), and as to the observance of certain days (Rom. 14:6), yet there is no record of even the desire to excommunicate any one on that account. In the face of these differences Paul only seeks to strengthen the consciousness of their unity in Christ and deprecates the self-conceit which would condemn others (1 Cor. 12). Even where the Jewish brethren in Rome preached Christ not sincerely, but thinking to raise up affliction for him in his bonds (Phil. 1:15—18) he did not desire to excommunicate. THAT ONLY CHRIST IS PROCLAIMED is his great concern, and he willingly recognizes what he has in common with these teachers, tho it is a very small basis.

Greater even than these differences are those in the teachings of the apostles themselves. The writer of Hebrews, for instance, regards the atonement thru Christ from the Old Testament point of view in the light of a priestly function; in Romans it is portrayed as a deeply personal experience. According to Hebrews, eleventh chapter, faith has the more general character of confidence and trust, rather than the justifying character which it has for Paul. The difference between Paul's and James' idea of faith is even more marked, and the two views can be reconciled only by reducing them to the common dominator of loyalty to Christ and consecrated individual experience. Then there is the difference between Paul and Peter alluded to in Gal. 2:11, and the deep-seated differences between Jewish and Gentile Christians on many important

matters. These differences were not regarded as fundamental, but rather as necessary accompaniments of the development of Christian experience and teaching among peoples of differing temperament. No one was required or even expected to abandon or modify any views he might hold on any subject, nor was any one persecuted, condemned or ridiculed for believing as he did; neither is there any interruption of Christian fellowship or communion, as Gal. 2 : 9 shows. See also Acts 15 : 7; 8 : 14, 23, 25, where there is not only mutual recognition, but every indication of intimate fellowship between the persons and parties holding different views.

Nor did all this freedom of thought and action in any way hinder the development of the Church. But in spite of it—OR WAS IT BECAUSE OF IT?—the Word of God grew and multiplied, and the number of disciples multiplied exceedingly wherever Christ was proclaimed. Never again has the Gospel spread with such power and rapidity, tho it never afterward encountered the fierce and tremendous opposition which sought to destroy it during the first three centuries. What made the early Church so powerful was the fact that it put loyalty to Christ absolutely above every other consideration. The Church of today will not regain that power until she restores that condition.

What can be done about it? The Evangelical idea involves no scheme or platform for Christian unity, nor does it imply the winning of any one to anything, except to the confession of Jesus Christ as the Son of God and the Saviour, Redeemer and Lord of men. It involves no sacrifice of cherished opinions or silence as to conscientious convictions. It merely emphasizes loyalty to Jesus Christ as the one essential of Christian discipleship and the fundamental principle of Christian liberty, that all whose supreme desire is to serve Jesus Christ loyally can be fully trusted to have their own ideas about what to believe or what to do, and stand or fall to their own Lord alone. No one, no matter what achievements or experience he may have to his credit, has any right to dictate the form which an expression of loyalty to Jesus Christ shall assume, or to judge whether that loyalty exists. Loyal disciples of Christ may make mistakes or go astray, but they will not remain in error or astray as long as they remain loyal to their Lord and Leader. And when they cease to be loyal they lose their discipleship, as Judas did, without being deprived of it.

The Evangelical idea neither demands nor discourages organic union of Christians. If organic union is ever realized it can only come about as the result of the working of the spirit of loyalty and liberty for which the Evangelical idea stands. Let us seek to get away from the spirit of combat and controversy in our denominational attitude and intercourse. Let us try to be absolutely fair to every one who professes to be loyal to Jesus Christ. Let us not be

afraid to tell our people what other denominations have and are and what they are doing, even if their creeds or their organizations do not tally with our own. Let us not seek to glorify Calvin or Luther, or any other human being or institution, but Jesus Christ alone. Those who are Christ's own cannot condemn or ridicule or even smile at what others who are also Christ's own think or do. Their opinions and convictions are just as sacred in the eyes of Christ as our own—and they may be much more valuable. Sincere devotion to Christ can safely be trusted with any theory as to the method or meaning of baptism or the Lord's Supper, and with any form of organization. Nor is it of any great consequence whether or not or in how far they agree as to the merits of emotional or educational evangelism, or as to the value and righteousness of prohibition. Only as Christians learn to respect each other's feelings and opinions can they really serve their common Saviour and complete their common task in the unity of the Spirit in the bond of peace.

Where Shall We Go?

By R. Niebuhr

In the closing months of 1918 two conferences were held which may mean much in the religious history of America and which beyond their historical interest have special significance for our own Evangelical church. The one was the merger conference of the United Lutheran Church in America in which three of the more liberal Lutheran synods were united into one formidable Lutheran church, which promises to absorb other Lutheran bodies and, with the possible exception of the Missouri stronghold, to present a united Lutheranism in America.

The other conference was the one in Philadelphia called upon invitation of the Presbyterian General Assembly to consider the prospects and means of uniting American protestantism into an "organic union." The very fact that this conference was held marks what may become an epoch making step in religious history of America. But the conference resulted in specific developments which are of even greater importance. Among these may be mentioned the new attempt to unite all Calvinistic churches in America even before a general union is undertaken. Every one who attended the conference must have been impressed with the great obstacles which still lie in the way of a complete union of American protestantism even tho the fact that these obstacles appear less insurmountable than they once did is equally impressive. The conference may or may not be the beginning of a movement which will result in the organic union of protestantism in America in the not too distant future; but one can not escape the conviction that, whatever may be its significance for a general union of protestantism, it

did undoubtedly encourage and hasten "family reunions" among American denominations. Among such possible family reunions a Calvinistic one is most immediately probable.

In other words the situation is that we may soon have a united Lutherdom and a united Calvinism with the possibility of further unions which will eliminate practically all so-called minor denominations and leave only several large and distinctive churches. This situation is one of tremendous significance for us, both because we are a small church and because we are a denomination that is historically related to both Lutheran and Calvinistic bodies. What attitude shall we assume toward these new developments and what policy must we formulate?

One possible policy is to have no policy at all or to abide in our present attitude without recognizing that "New occasions teach new duties." We can claim that our development of protestant religious culture is so very distinctive that we can not possibly sacrifice any part of its uniqueness by merging it with others. That is a position quite generally held. There are many of us who regard it as untenable. It verges on an egotism that is as ridiculous as it is sublime. It may be sublime in the sense that it can be supported only by a great faith but it is ridiculous in that it lacks a sense of proportion. It does not take into account that we are not only a very small denomination but also that we have failed to make any very distinctive contribution to American religious life. We have served our Lord faithfully and have labored in the part of the Kingdom entrusted to us but we certainly can not claim to have left the impress of our personality upon the religious thought of our country. In a large city it is a common sight to find whole blocks of flats so alike that they can not be distinguished from each other. Any one of these flats does not contribute anything to the architectural beauty of the city but if you were permitted into the privacy of one of them you would find a most distinctive atmosphere there that is created by the family that lives in it, by its habits and traditions and customs. The distinction of our religious culture is like the inside of that flat and our lack of uniqueness is like the outside of it. You find it very difficult to get some families to abandon their flat for one very much like it because their association with it has invested it with a charm that they appreciate even tho the world can not sense it. So we would find it very difficult to abandon our particular house in the kingdom of God if we were asked to move into larger quarters. We appreciate the atmosphere of our home and the sanctity which tradition gives it even if these subtle things escape the larger world. Such an attitude may be excusably natural and human but it may be as unchristian as it is human.

Another possible policy toward the union developments is to assert our sympathy for them but to claim that inasmuch as we are

a union church, the ultimate union must be built upon our foundation. The presumption of this position is even greater than that of the first. There are other churches much larger than our own that have similar traditions of church union in their denominational thought world, (the Disciples and Episcopalians for instance), and they have not only been more ambitious to assert their positions, but were in a better position to do so. Their ambition has availed them little, and ours will avail us even less, because the churches are not very tolerant of cut and dried methods of church union which generally turn out to be nothing more than attempts to absorb other churches with a maximum sacrifice of denominational position on their part and a minimum sacrifice on yours.

There are several other facts that make our unionistic position untenable: 1) It takes into consideration only the Lutheran and Reformed churches and has no appreciation for the distinctive personalities of other church bodies grown strong on American soil. One of our theologians has in fact taught that the division between the Lutheran and Reformed church is the only legitimate division of protestantism, other denominations being no more than sects. 2) Inasfar as it takes the Lutheran church into consideration it is futile for the Lutheran church has never shown the slightest inclination toward union with any other denomination. The present ambition of the Lutheran church is a united Lutheranism and not a united Protestantism. 3) We have not accomplished a real union between Calvinism and Lutheranism in our own church. Our church is far more Lutheran than Reformed in polity and tradition.

The first step, than, toward the adoption of an adequate policy for the modern situation is the acquisition of a finer Christian modesty and a greater readiness to accommodate ourselves to the positions of other denominations than those with which our tradition is connected.

But since we are still far from a general reunion of all American protestantism this does not solve our problem. What shall we do if in the near future we are confronted by a united Calvinism and a united Lutheranism? We can not unite the two any more than Canada will be able to be the instrument of a rapprochement between, let us say, British and American world politics. If we can not be the instrument of union here (and even our strongest apostles of union have lacked the ambition to make any practical attempt in this direction) we can not be the instrument of union anywhere. Our only alternatives of policy are then, to remain a small denomination in a day in which small denominations are disappearing or to join forces with one of these two protestant denominations with which we are most closely allied by tradition, theology and custom.

Shall we join the new Lutheran coalition? Many voices have been heard in our church favoring such a step. But we can hardly go where we are not wanted and there is nothing clearer than that we are not wanted in the new coalition except upon a strictly Lutheran basis. For it must be emphasized, tho this fact does not yet seem to be generally known among us, that the new Lutheran union is laid upon the most orthodox foundation. Whatever liberalism the General Synod had was sacrificed in favor of the union. In fact to an outsider the union seems in many respects not so much a union as an absorption by the General Council of two other Lutheran bodies, both more liberal than itself. The creedal foundation of the union is the U. A. C. and the accent seems to be upon the U. The ambition of the new church seems to be to absorb in time some of the even more orthodox Lutheran bodies and to present a united Lutheranism in America. In such a scheme we would have no place except by sacrificing everything that has distinguished our Evangelical position. There may be some marks of alleged distinction which we ought to be willing to sacrifice in favor of a united protestantism but it would certainly be illogical on our part to sacrifice our principles of union for the sake of a union, which in the ultimate sense, does not unite but divide. Tho in a general way we have always been more Lutheran than Reformed, it is obvious then, that a further rapprochement with Lutheranism is impossible.

The final alternative may now be adduced from our rejection of the first. Shall we fly into the arms of Calvinism? Many will say, that is just as impossible as the first alternative proposed. We are not Calvinistic. But to this we might reply, neither is Calvinism. So-called Calvinism is certainly less Calvinistic than Lutheranism is Lutheran. One of the speakers at the Philadelphia conference pointedly observed that Calvinism had always been irenic ever since Zwingli offered Luther his hand in pledge of brotherly love, tho he did not say that Lutheranism had been separatistic ever since Luther refused to take Calvin's hand. In fact the proposed union of Calvinistic churches is a union of presbyterianism more than a union of Calvinism.

Theological obstacles to such a union would be practically nil. The ancient (and may we not say antedated?) difference between the Reformed and the Lutheran church on the Lord's Supper need not bother us. Our position is that this difference is non-essential and in a less explicit way that is the position of Calvinism. It is the Lutheran church which declares the difference essential. And even beyond our official position in this matter it can not be denied that the view which our laymen and also our younger clergy hold in regard to the Lord's Supper approaches the position of Zwingli more nearly than that of Luther, even tho we were sometimes taught in our seminaries that Luther's doctrine of the Supper was "more

profound." Some of us will not be afraid to say that Luther's theology of the Lord's Supper was not so much a distinctive theological position as it was an attempt to compromise with catholicism, and its *opus operatum* view of the sacraments.

There are some who think that Calvinism has an entirely different religious philosophy underlying it than that of the Lutheran world-view to which we have adhered. They say that the Lutheran position emphasises the grace of God in the plan of salvation while Calvinism is moralistic and makes salvation too much a matter of our own enterprise. It is true, that Calvinism is traditionally moralistic while Lutheranism is traditionally quietistic. Calvin was ambitious to influence political life in Geneva and John Knox was a prophet in Scotland while Luther religiously refrained, as far as he could, from exerting influence upon social-political problems in Germany. Calvinism has been moralistic in the best sense of the word. If there has been an overemphasis in American church life upon the need of personal effort in finding salvation that has been Methodistic and not Calvinistic. If Luther emphasized the grace of God, Calvin dwelt upon His omnipotence just as insistently. Surely a theology that has the tradition of predestination in it can not be accused of being too moralistic.

Our difficulties in uniting with Calvinism will be difficulties of polity rather than difficulties of theology. Our polity, our church forms and customs are prevailingly Lutheran, but they are not so prevailingly Lutheran as they once were. Our younger and more English churches and our younger ministers have often departed from our ancient customs much to the discomfort of their older brothers. Yet in the majority of our churches difficulty would be found in this respect. But matters of polity have been the curse of the Christian church. What does the Lord care, whether we wear pulpit gowns (tho no one would ask us to discard them) or whether we receive communion at the altar or in our pews, or what the liturgical order of our service may be. If these differences seem important to us, tho we must admit that laymen as well as ministers have held them important, we are only revealing one of the worst weaknesses of the religious-minded against which Jesus and the prophets contended.

In a possible union with Calvinistic churches some would fear to lose our cherished rite of confirmation, tho many Calvinistic churches have preserved the rite. But even where the rite in our distinctive form has not been preserved, there is a more and more general recognition of the fact that children of church members should be received into the church after a normal religious development that must be guided by education and that is the fundamental thought in our confirmation with which we will not part. As far as some of the distinctive features of our confirmation go we ought to

be ready and willing to part with them. Our confirmation does not sufficiently encourage a spontaneous decision for Christ on the part of the child. Many ministers are able to make confirmation something that is a little more spontaneous but the tradition is against it and the unchurched hangers-on of our churches still persist in forcing their children or at least in ordering them to be confirmed simply because that was the way of their fathers. And any one versed in modern developments of pedagogy must admit that our catechism is a pedagogical monstrosity. Children are asked to learn meaningless definitions and, except if constant influence is exerted to the contrary, to look upon confirmation instruction as gymnastics in the art of learning by wrote.

Perhaps actual difficulties can not be overcome as easily in fact as upon paper, but there are sufficient reasons why we should at least seriously consider the denominational policy here indicated.

Editorielle Aeußerungen.

Das Hinscheiden Roosevelts.

Am 6. Januar dieses Jahres wurde Theodor Roosevelt, Expräsident der Vereinigten Staaten, plötzlich einem Leben rastloser Tätigkeit entrissen. Damit schied ein Mann von der Weltbühne, der Jahrzehnte hindurch wie kaum ein anderer das Interesse des Volkes und die begeisterte Liebe von Millionen in Anspruch genommen. In ihm pulsierte eine unerschöpfliche Kraft des Lebens, eine rastlose Schaffensfreudigkeit. Er verstand sein Volk wie wenige und wußte seine Seele in Schwingung zu versetzen, wie die Meisterhand des Musikers seinem Instrument mühelos die Töne entlockt, die der Augenblick eingibt.

Sein Leben ist voll des Interessanten, und in seinen besten Tagen ging von ihm immer eine Kraft aus. Er, der von Natur Schwächliche, stählte seinen Körper früh durch Leibesübungen und Leben in und mit der Natur. Er, der Sohn des wohlhabenden Mannes, wandte trägem Wohlleben den Rücken zu und widmete sich der Aufgabe, das Höchste zu leisten, dessen er fähig war. So mancher durch Reichtum und Bildung Ausgezeichnete hält sich von der Politik fern aus Furchtsamkeit oder aus vornehmer Abneigung. Er dagegen stürzte sich hinein, weil er Fühlung mit dem tatsächlichen Leben suchte, und weil er wußte, daß nur durch ehrliche und mutige Arbeit der Tüchtigsten der Augiasstall der Politik gereinigt werden konnte.

Als Police Commissioner in dem Kabinet des Reformmayors Seth Low von New York erwarb er sich zuerst nationales Ansehen.

Es folgte seine Tätigkeit im Dienst der Zivildienstreform, der Krieg mit Spanien, wo er als Oberst der „Rough Riders" eine malerische Tätigkeit entfaltete. Dann schritt er rasch zu den höchsten Ehrenstellen: Gouverneur von New York, Vizepräsident, Präsident. Als Präsident entfaltete er eine glänzende Tätigkeit. Einige Seiten derselben werden auf immer wichtige Kapitel in der Weltgeschichte bleiben.

Und dennoch im Lichte nachfolgender Jahre gesehen hat seine glanzvolle Tätigkeit etwas Enttäuschendes. An wirklich konstruktiver Gesetzgebung haben seine zwei Termine wenig aufzuweisen. Präsident Wilson, obwohl der packenden Persönlichkeit und impulsiven Methoden Roosevelts entbehrend, hat doch viel mehr an wirklichen gesetzgebenden Leistungen aufzuweisen als Roosevelt. Das kam daher, daß sich Wilson von großen Prinzipien und Idealen leiten ließ, deren Verwirklichung er stetig verfolgte. Roosevelt dagegen war stets Realpolitiker. Er suchte allezeit nur das, was im Augenblick erreichbar war. "Half a loaf is better than nothing," war sein Grundsatz. Er konnte fulminante Reden halten gegen die Trusts, aber in Wirklichkeit ging er ihnen doch wenig zu Leibe. Er war überzeugt, daß große Kapitalkombinationen in unserm heutigen Verkehrsleben unvermeidlich seien, und unterschied nur zwischen "good and bad trusts." Wo blieb aber da das Shermangesetz, und woher sollte denn nun Erlösung des Volkes kommen von der erdrosselnden Macht der Monopole?

Auch die Tarifrevision, die doch so nötig war, machte unter ihm keine Fortschritte. Dazu hing er zu eng mit denen, die von dem hohen Tarif profitierten, zusammen. Es ist wahr, daß er einen mächtigen Nachdruck auf Ehrlichkeit im öffentlichen und geschäftlichen Leben gelegt hat, und daß sich Gesetzesübertreter vor ihm fürchteten. Aber es ist ebenso wahr, daß er das Volk vor der Ausbeutung der Trusts nicht geschützt hat. Dieselben schossen unter seiner Administration wie Pilze aus der Erde. Als er Präsident wurde, gas es 149 solcher Kombinationen. Als er aus dem Weißen Haus schied, war ihre Zahl auf 10,020 angewachsen!

Am wenigsten Ehre machte ihm seine Kandidatur um einen dritten Termin als Präsident. Er hatte La Follette, dem Leiter der progressiven Republikaner, gesagt, er würde kein Kandidat sein. Und doch wartete er nur, bis seine Zeit gekommen war und kündete dann in seiner theatralischen Weise an: "My hat is in the ring." Wir erinnern uns noch gar wohl dieser seiner Kampagne in 1912. Er entfaltete eine riesenhafte Tätigkeit. Er hatte uns alle hypnotisiert. Wir sahen in ihm den großen Vorkämpfer für soziale Gerechtigkeit, den Feind der „Maschine" und „Bosses." Wir jubelten ihm zu und arbeiteten für ihn nach besten Kräften.

Unsere Augen sind jedoch geöffnet worden. Wir können nicht anders als sagen: Die ganze Kampagne war auf Wortbruch gegründet und im Interesse seiner selbst unternommen und durchgeführt.

Es scheint natürlich hart, solches gewissermaßen an der Bahre

dieses gewaltigen Mannes zu sagen. Aber es ist eine Tatsache, daß sein von jeher stark entwickeltes Selbstgefühl und Vertrauen in sich und seinen Stern durch die Gunst der Umstände, durch beispiellosen Erfolg und fast unverlierbare Popularität ins Maßlose gesteigert waren, so daß er schließlich glaubte, daß sein persönliches Interesse und sein persönlicher Erfolg mit dem des Volkes identisch seien.

Wir stehen davon ab, dies noch weiter zu verfolgen. Die Zeit des Krieges gäbe freilich Stoff genug dazu. Es ist eine machtvolle Persönlichkeit von uns genommen, die an Reiz, an bezauberndem Einfluß, an elektrischer Kraft in hundert Jahren nicht ihresgleichen finden mag. Staunend stehen wir vor der schier unermeßlichen Fülle seines Wirkens. Er, der Mann der Tat, hat Bücher geschrieben, die noch lange den Sinn der Jugend fesseln werden und aller derer, die für tätiges, mutiges Mannesleben ein Herz haben. Er hat der Ehren viel gehabt. Hätte er auch der Demütigungen, Mißerfolge, Heimsuchungen ein entsprechendes Maß empfangen, es wäre wohl manches an seinem Charakter ausgeschieden worden, das uns als Schlacke erscheint.

Theodor Roosevelt ist nicht mehr, es halte ein jeder den Blick geheftet auf das, was gut, edel, aufopfernd in seinem Leben war. Wo wir aber Schatten sehen, da denken wir der eigenen Unvollkommenheit. Er war auch nur ein Mensch, doch mit seinem Pfunde hat er wacker gewuchert.

Heimsuchungen.

Es ist ein schönes Wort, das uns die Schrift gebrauchen lehrt für die Prüfungen, die über uns kommen: Heimsuchungen. Zwar wird es auch gebraucht für die Gnadenerweisungen seitens des Herrn: Es ist ein großer Prophet unter uns aufgestanden, so sagt das Volk bei Jesu Heilswundern, und der Herr hat sein Volk heimgesucht! Doch in Jesaia 10, 3 heißt es: Was wollt ihr tun am Tage der Heimsuchung und des Unglücks, das von ferne kommt? und so an vielen andern Stellen. Der Herr sucht uns heim mit Hilfserweisungen und mit schweren „Schicksalsschlägen,“ mit dem Stab Sanft und dem Stab Wehe.

In der Januarnummer nahmen wir Bezug auf die großen Trübsalsschickungen, die durch den Weltkrieg und die Influenza über die Völker gekommen sind. Wir fragten in diesem Zusammenhang: Lehrt denn auch solche Anfechtung aufs Wort merken? Heute haben wir besondern und persönlichen Grund, auf dieses Thema zurückzukommen, und wir hoffen deshalb unsere Leser nicht zu ermüden, wenn wir nochmals diesen Ton anschlagen. Der Redakteur hat die Heimsuchung des Herrn an seinem eigenen Leibe erfahren. Am 28. Januar verfiel er in eine lebensgefährliche Krankheit und wurde dem Rande des Grabes gar nahe gebracht. Am Eingange dieser Zeit stand

eine furchtbare Katastrophe: Eine Frau von 69, ihr Lebenlang ein Mitglied unserer Kirche und von uns als eine entschieden christliche Frau angesehen und wegen eines schweren Herz- und Nervenleidens von uns mit herzlicher Teilnahme umgeben, entleibte sich selbst. Noch kürzlich hatte sie das Abendmahl empfangen und hatte öfters auf Bibelstellen wie Römer 5: „So wir denn sind gerecht geworden durch den Glauben, haben wir Frieden mit Gott" und andere als auf ihre Trostquellen hingewiesen. Am zweiten Weihnachtstag in der Frühe fand man sie an dem Bettpfosten erhängt!

Ich hatte in Verbindung mit dieser furchtbar erschütternden Tragödie einige Gänge gemacht. Am Abend traten starke Schüttelfröste ein, zwei Tage darauf meldeten sich verdächtige Anzeichen und bald hatte mich die Erysipelas gezeichnet. Mein Angesicht und Kopf schwollen zu abnormen Dimensionen an, die Augen schlossen sich, und mein Aussehen war das eines Alkoholisten im letzten Stadium. Ein rasendes Fieber jagte durch meine Adern, und wunderbare Dinge ereigneten sich in meinem Delirium.

In lichteren Augenblicken stellte sich die unausbleibliche Frage ein: Warum geschieht mir das? Und die Antwort kam schnell, unmißverständlich, beugend: Es ist eine Heimsuchung des Herrn. Die Hand Gottes hat sich züchtigend auf dich gelegt. „Deine Sünden haben dich geschlagen." Es wäre nicht tunlich, die Leser noch weiter in die innersten Kammern zu führen. Ich rief mit David: „Herr, an dir allein habe ich gesündigt und Unrecht vor dir getan." Und bald kam eine Stimme des Trostes aus heiligen Liedern: Israel, hoffe auf den Herrn, denn bei dem Herrn ist die Gnade und viel Erlösung bei ihm. Das, liebe Leser, ist die Zeit der Heimsuchung, die mir widerfahren, und von der ich nicht schweigen konnte. Darum blieben so viele Briefe, die damals kamen und für die wir hier noch herzlich danken, unbeantwortet. Schließlich behielt das Leben die Ueberhand und ich ward gewahr, daß die Hand des Herrn gnädig über mir gewesen. „Er zog mich aus der grausamen Grube und setzte meine Füße auf einen Fels."

Die Zeit kam, wo der Sturm vorüber war, und ich mich niedersetzen konnte zu den Füßen des Herrn und Belehrung suchen aus seinem Wort. „Belehrung" sage ich, nämlich über die Bedeutung göttlicher Heimsuchungen. Ich fand sie in Psalm 94, 12: „Wohl dem, den du, Herr, züchtigest und lehrest ihn aus deinem Wort." Heimsuchungen sind Zeiten der Züchtigung, wo uns die Sünden aufgedeckt werden, und wir die Wahrheit des Wortes Petri erfahren: „Wer am Fleische leidet, höret auf von Sünden." Aber es sind auch Zeiten, wo uns der Herr lehrt wie niemals sonst aus seinem Wort. Denn nie sind wir so empfänglich, nie so aufmerksam, so gelehrig, so demütig, so willig ihm zu folgen als dann.

Drei Dinge schienen mir besonders klar sich vor mir abzuheben: 1) Daß wir das Wort Gottes meist wie ein Buch behandeln, das gele-

sen, gelehrt und verehrt werden muß, gewiß, aber das dann beiseite gelegt wird. Und es ist doch ein Buch des Lebens, für das Leben, und das täglich in Leben muß umgesetzt werden in seinen Verheißungen und seinen Forderungen. Die Verheißungen sollen als selige, unumstößliche Tatsachen geglaubt werden und die Forderungen müssen erfüllt werden. 2) Dann wurde mir klar, daß wir mit der Gegenwart Christi im Leben des Jüngers Ernst machen müssen. Im Evangelium heißt es doch: Kommt zu mir! Und dann: Bleibet in mir! Also alles läuft hinaus auf die persönliche und dauernde Gegenwart des Herrn. Die Apostel bestätigen dies später aus ihrer eigenen Erfahrung. Paulus sagt, daß Christus durch den Glauben kommt, um Wohnung zu machen im Herzen. Das sind doch keine bloßen sinnbildlichen Redensarten. Es sind Tatsachen. Und wenn sie bei uns zu Tatsachen werden, dann sprudelt die Quelle der Kraft, Freude, Liebe, Heiligung, ohne Aufhören. 3) Endlich wir müssen den Geist Christi haben. Die erste Kirche hatte ihn. Daher konnten sie beten (Apost. 4, 31), „daß sich die Stätte bewegte, und alle voll wurden des Heiligen Geistes und redeten das Wort Gottes mit Freudigkeit Und die Menge der Gläubigen waren Ein Herz und Eine Seele. Und mit großer Kraft gaben die Apostel Zeugnis von der Auferstehung Jesu, und war große Gnade bei ihnen allen."

Dies, liebe Leser, ist die Heimsuchung, von der mein Herz zu voll war, als daß ich hätte davon schweigen können. Möge er seinem Volk eine große Heimsuchung der Gnade geben und es nicht an denen fehlen, die es verkündigen, so daß „viele sehen und hören und den Herrn fürchten und auf ihn hoffen." (Ps. 40, 4.)



Kirchliche Rundschau.

CONFERENCE ON ORGANIC UNION

Witherspoon Building, Philadelphia, Pa., Dec. 4-6, 1918

Report of the Committee on Business and Resolutions

THE CONFERENCE, COMPOSED OF THE REPRESENTATIVES OF SEVENTEEN CHURCHES, ADOPTED UNANIMOUSLY ON THURSDAY, DECEMBER 5, 1918, THE REPORT OF ITS COMMITTEE ON BUSINESS AND ON RESOLUTIONS. THE REPORT WAS ADOPTED UNANIMOUSLY BY A RISING VOTE AND IS AS FOLLOWS:

As representatives of a number of the Protestant Evangelical Churches in America, convened in conference to consider questions looking toward Organic Church Union, we are grateful to God for the motion on the part of the General Assembly of the Presbyterian Church, in calling us to counsel concerning what may be done in the furthering of this great aim. In the same spirit of appreciation, we recognize that from many other sources there are calls challenging us to consider this question as a paramount duty of our day.

It is agreed among us, that the great world crisis thru which we have partially passed, and are still passing, has thrust upon us new obligations and duties, which we may not disregard. The common ideals and dangers, which have come to the front in the great war, have developed many latent forces which the Church must be quick to conserve. Moreover, the unanimity with which our people in the face of their many differing traditions, were able to fuse themselves into one body, for the common weal of the nation and the world, may be regarded as a hopeful prophecy and presage of our churches coming into a like unity, in the interests of that great kingdom dear to the heart of God and ourselves.

We believe in the oneness of the Church of Christ. We worship one God and own the Lordship of our Saviour, Jesus Christ. Our Lord admonished us that "One is our Master and all we are brethren." In His last prayer for His disciples, He prays that we may all be one, as He and the Father are one. We believe that the Church is one body, whose head is the Lord Jesus Christ, and whose life is the presence and power of the eternal and immanent Spirit of God. We are called in one hope of our calling; we have one Lord, one faith, one baptism, one God and Father who is above all, and thru all, and in all. It is His Divine Spirit which has been travailing thru our experiences, to bring us to a unity of the faith, a knowledge of the Son of God, and a cooperation in His will to bring in the kingdom of righteousness, peace and joy in the Holy Spirit. We recognize that under the enlightenment of the Divine Spirit, who brings us out of darkness into His marvelous light, that the several denominations of the Protestant Church have stood and do stand for the recovery and maintenance of some special treasures of truth and life, which treasures, however, are a heritage

that belongs to the universal Church of God. We recognize with deep gratitude that these common heritages have to a large degree become the possession of all the different denominations.

We are thankful for the growth and increase of the spirit of sympathetic and fraternal relations between us, which have enabled us to gather and inquire what may be the next step in the development of our common service. We believe that it is in accordance with the Divine purpose and in harmony with the will of Christ, that His Church should be one visible body to bear witness to Him among men. Being of one mind in those vital and spiritual verities which make us one body in Christ, we believe, that our Master now challenges us to conquer the divisive elements, which segregate us into various and sometimes conflicting bodies, and under the guidance of His Spirit to bring the manifold treasures which have been garnered in our several histories and experiences, to a common altar, and there devote them to our Lord and His cause. At this altar, we may unitedly pray for that grace which will enable us to discover the will of God, and the movement of His Spirit for this new day and generation; and also that we may aim as one body to move together and become effective means in God's hands for the establishment of His kingdom in the world. So far as we can see, there is light along the whole horizon which bids us to be hopeful of effecting some form of Organic Church Union.

In view of the wide opportunity and solemn obligation of the hour, the following action is taken:

1. That the members of this Conference from each communion, whether present in official or personal capacity, be asked as soon as possible to appoint representatives on an Ad Interim Committee to carry forward the movement toward Organic Union here initiated.

2. The Committee shall be composed of one member from each communion, and one additional member for each 500,000 communicants, or major fraction thereof. In addition, the Foreign Missions Conference and the Home Mission Council shall each be asked to name one member.

3. The same privilege of membership on the Committee shall be extended to evangelical denominations not represented here.

4. The members of the Committee appointed by the Presbyterian Church in the U. S. A. are asked to act as the nucleus and convener of the *ad interim* Committee.

5. This ad interim Committee shall be charged with the following duties:

(a) To develop and use at its discretion, agencies and methods for discovering and creating interest in the subject of Organic Union thruout the Churches of the country.

(b) To make provision for presenting by personal delegations, or otherwise, to the national bodies of all the evangelical communions of the United States, urgent invitations to participate in an Interdenominational Council on Organic Union.

(c) To lay before the bodies thus approached the steps necessary for the holding of such Council, including the plan and basis of representation, and the date of the Council which shall be as early as possible, and in any event, not later than 1920.

(d) To prepare for presentation to such Council when it shall assemble a suggested plan or plans of Organic Union.

(e) To consider and report upon any legal matters related to the plan or plans of union which it may propose.

6. In addition to the above, the Ad Interim Committee is directed to report to the Interdenominational Council on any and all matters within the field of its inquiries. The Committee will be subject to the jurisdiction of the Council.

In requesting the Ad Interim Committee to undertake the arduous task outlined, the Conference desires the Committee to proceed with freedom at every point. As of possible assistance, however, in the deliberations, the Conference expresses its present judgment as to certain aspects of the problem to be faced.

1. The Conference is profoundly solicitous that the effort for organic union shall have first regard to those forces of vital spiritual life which alone give meaning to our effort. No mechanical uniformity must be sought, nor any form of organization which ignores or thwarts the free movement of the Spirit of God, in the hearts of His servants.

2. In line with this desire the Conference hopes the Committee will be able to devise plans so broad and flexible as to make place for all the evangelical churches of the land, whatever their outlook of tradition, temperament or taste, whatever their relationships racially or historically.

3. The Conference regards with deep interest and warm approbation all the movements of our time towards closer cooperative relations between communions, especially the notable service rendered by the Federal Council of the Churches of Christ in America. While the Ad Interim Committee's aim and function will lie in a field entirely different from those movements, it will be expected to maintain sympathetic relations with them, and to regard with satisfaction any reinforcement which its activities may bring to them.

4. The notice of the Committee is directed to the efforts for Organic Union represented in other lands, especially the Churches of Canada. The remarkable and significant statement recently issued by a joint committee of Anglican and Free Churches of Great Britain will also call for the study of the Committee.

5. The Conference calls attention to the fact that in its search for a plan of Organic Union, the Committee will not be precluded from considering plans of Federal Union such as are in varying forms present to the minds of members of this Conference. Our nation is a federal union but is not the less an organic union. Care should be used not to confuse the term "federal" as thus employed, with this meaning when used to signify "associated" or "cooperative."

6. Last of all, the Conference declares its hope and longing, that the evangelical churches may give themselves with a new faith and order to the proclamation of the gospel of Christ, which is the only hope of our stricken world, and to all those ministries of Christian love and leading for the community, the nation and the nations, by which they shall reveal to men the mind of Christ and hasten the coming of His kingdom. Attest:—

WM. H. ROBERTS, *Chairman Business Commmittee.*
HUBERT C. HERRING, *Secretary Business Committee.*

Kirchlicher Zusammenschluß.

In den Nummern vom 20. und 27. November wies der „Christl. Apol.“ auf eine neue Bewegung zum Zusammenschluß der protestantischen Kirchengemeinschaften unsers Landes hin. Dieselbe nahm an einer am 5. Dezember in Philadelphia stattgehabten Sitzung des Kongresses für Kirchenvereinigung festere Gestalt an. Die offiziellen Vertreter der Bischöflichen Methodisten-Kirche an diesem Kongreß waren die Bischöfe Hamilton, Cooke und Bashford, und die Doktoren Downey und Eckman. Der von 19 Kirchenkörpern beschickte Kongreß beschloß einstimmig die Schaffung einer interdenominationellen Kommission, in welcher jede protestantische Kirche und auch jede Gesellschaft für Ausländische und Innere Mission durch einen Repräsentanten auf je 500,000 Kommunikanten vertreten sein soll, und welche Kommission die Pflicht hat, vorbereitende Schritte zur Herbeiführung der großen in Aussicht genommenen Vereinigung einzuleiten und für dieselbe durch Wort und Schrift zu arbeiten. Eine Tagung dieser Kommission soll zum Zweck definitiver Handlung in der Angelegenheit im Jahre 1920 stattfinden. Die Kommission soll inzwischen die Sache vor alle großen Predigerkonferenzen und Laienversammlungen im Lande bringen.

Was die angestrebte Vereinigung anbetrifft, so soll dieselbe zwar konkrete Form bekommen, aber doch den ihr einverleibten Einzelkirchen gegenüber nur beratende Autorität haben. Die Vereinigung soll mehr geistlicher als materieller Natur sein. Keine äußere mechanische Veränderung der Regierung und Verwaltung der einzelnen Kirchen ist beabsichtigt. Dr. Wilbur Chapman bezeichnet das Geschehene als das „wichtigste Ereignis in der Geschichte der christlichen Kirche seit der Reformation.“ Er meint, die Handlung des Kongresses sei ein großer Schritt auf den Weltdemokratismus zu. Die Kirchen seien praktisch jetzt schon vereinigt. Die Vereinigung sei in dem Augenblick geboren gewesen, da der Beschluß passiert wurde.

Wir müssen uns schier wundern über den Optimismus Dr. Chapmans. So sehr wünschenswert uns eine Vereinigung solcher amerikanischen Kirchen erscheint, die unerschüttert auf dem heiligen Glaubensgrund der Apostel und Propheten stehen, so meinen wir, sind doch wichtigere Dinge seit der Reformation passiert als jener Beschluß, der doch vorderhand nur erst einmal auf dem Papier steht. So halten wir z. B. die großen und herrlichen Erweckungsbewegungen des vorigen Jahrhunders, die Entstehung des Methodismus, den Anbruch der Missionsaera — alles tiefgründende und tiefgreifende, vom göttlichen Lebensgeist gezeugte und getragene Bewegungen von innen nach außen — für weit wichtiger als diese von außen nach innen gerichtete Vereinigungsbewegung, so sehr wir sie begrüßen. Denn es handelt sich bei ihr doch zunächst um eine Reparatur und Korrektur, die freilich nötig und wichtig ist; es sind Fragen der Politik, der Methode, der Gewinnung von Macht und Ansehen für die protestantischen Kirchen der Welt Rom gegenüber, der Ersparnis von Kraft und Geld, der Ausschaltung unersprießlicher Konkurrenz, um die es sich hier handelt, u. dergl. m.

Wir sind unsrerseits gern bereit, mitzuarbeiten und alles uns mögliche zu tun, die Zäune abzubrechen, welche die evangelischen Kirchen trennen, und Brücken schlagen zu helfen über die Klüfte, die zwischen ihnen liegen. Wir wollen aber bei den Erfolgen darinnen nüchtern bleiben und die Hauptsache nicht aus den Augen verlieren. Wir wollen nicht vergessen, daß der beste und sicherste Weg der Vereinigung der Gläubigen das Streben derselben

nach den höheren geistlichen Lebensstufen ist. Wie können sich Freundesgruppen, die sich am Fuße eines Berges im Nebel verloren haben, sicher wieder finden? Wenn sie alle dem Gipfel zustreben. Da oben kommen sie gewiß und nahe zusammen. Uns fehlt von seiten des Kongresses ein heilig ernster Ruf auf die Höhen.

Noch ein gangbarer und sicherer Weg zur Vereinigung ist zu erwähnen. Gemeinsame Retterarbeit, gemeinsame Siegesfreude, die verbindet mehr, d. h. fester und schneller, als Konferenzbeschlüsse. Die benachbarten Kirchen desselben Heilsgrundes sollen einmal überall wirklich zusammengehen und zusammenziehen in ernster Evangelisationsarbeit; sie sollen einander abwechselnd die Kirchen füllen und das Feuer von einem Altar zum andern tragen. Sie sollen einander gegenseitig mit ihren Predigern dienen, bis sie erkennen, daß wir alle wirklich zu einer Familie gehören, und bis wir die Wunder Gottes sehen. Das schafft den rechten Allianzboden! Wir hoffen, die zu erwählende Kommission wird das erkennen und eifrig befürworten. Denn am grünen Tisch werden des Reiches Gottes Schlachten nicht gewonnen, sondern im heißen Kampf mit den Streitmächten des Feindes. Hinaus ins Volk! Gemeinsam angegriffen im Vertrauen allein auf Gottes Geistesmächte und nicht auf menschliche Heere und Waffen. Der vielgerühmte Weltdemokratismus kommt dann schon, wenn die Völker und Massen vom Evangelium ergriffen werden, das alle als vor Gott gleich hinstellt und das nichts weiß und will als die Rettung aller von innen heraus.

Wir wünschen der neuen Vereinigungsbewegung großen Erfolg. Es ist schon viel, daß uns durch sie das große, schöne Ziel vor Augen gerückt wird. Möge der göttliche Geist des Lichtes und der Liebe sie die rechten Wege führen! („Apol.")

The Proposed Union of Evangelical Churches

Representatives of eighteen religious bodies met in the Witherspoon Hall, Philadelphia, December 4-5, to consider the possibility of uniting all the Evangelical denominations of the United States into one Church. The Conference was held at the invitation of the General Assembly of the Northern Presbyterian Church, which last May recorded its "profound conviction that the time has come for organized union of the Evangelical Churches of America."

We do not know upon what grounds the "profound conviction" is based, but if it rests upon the hypothesis that the various "Evangelical denominations" are ready to scrap their doctrines of faith in order to attain the unification of Protestantism, the ground is not well taken. This is not the first time the effort has been made to unify the Protestant Churches of America. The propaganda has a long history and is but a continuation of efforts that have been made for centuries both in England and in Germany. Wherever it has succeeded thru forceful intervention of the State, it has proven to be a failure and destructive of Evangelical faith.

It must be so in the logic of fact. Any attempt by force or indirection to ignore the religious convictions of Christians with any beneficial design whatever, is simply an application of the principle that the end justifies the means. As a matter of fact, the Anglican Church is immovable in its doctrine of Apostolical Succession and Holy Or-

ders. Similarly other bodies of the Church may be very enthusiastic in their advocacy of the organic union of Protestantism, but when the discussion is narrowed down to religious tenets and doctrines, the gallantly sailing ship of union propaganda has inevitably foundered upon the rocks of Confessionalism. The Episcopalians hold on to their Episcopacy. The Presbyterians will not yield their Predestinarianism, nor the Baptists their Immersionism, while Lutherans are one in confessing Justification by Faith and the Bible as the veritable Word of God,—not that the "Good Book" merely *contains* the Word of God.

Organic union is a bauble. Men will hold fast their convictions. These are beyond the possibility of metamorphosis or elimination. A federation for ethical purposes in the conservation of the nation's life and for its moral betterment may be within the range of possibilities, altho there are branches of the Protestant Church, notably the Mother Church of Protestantism, which for conscience' sake can do no religious missionary work in union with those who do not share her faith and conviction.

The following resolutions were adopted at the Conference:

"That the members of this conference from each communion be asked as soon as possible to appoint representatives on an ad interim committee to carry forward the movement toward organic union.

"The committee shall be composed of one member from each communion, one additional member for each 500,000 communicants or fraction thereof. The Foreign Mission Conference and the Home Missions Council shall each be asked to name one member.

"The same privilege of membership on the committee shall be extended to evangelical denominations not represented here.

"The members of the committee appointed by the Presbyterian Church in the U. S. A. are asked to act as the nucleus and convener of the committee.

"This committee shall be charged with these duties: Develop and use at its discretion agencies and methods for discovering and creating interest in the subject of organic union thruout the Churches of the country.

"Make provision for presenting by personal delegations, or otherwise, to the national bodies of all the evangelical communions of the United States urgent invitations to participate in an Interdenominational Council on organic union.

"Lay before the bodies thus approached the steps necessary for the holding of such council including the plan and basis of representation and the date of the council, which shall be as early as possible, and in any event not later than 1920.

"To prepare for presentation to such council when it shall assemble a suggested plan or plans of organic union.

"To consider and report upon any legal matters related to the plan or plans of union which it may propose.

"Report to the Interdenominational Council on any and all matters within the field of its inquiries. The committee will be subject to the jurisdiction of the council.

"Notice of the committee is directed to the efforts for organic

union represented in other lands, especially the Churches of Canada. The remarkable and significant statement recently issued by a joint committee of Anglican and Free Churches of Great Britain will also call for commendation.

"The conference calls attention to the fact that in its search for a plan of organic union the committee will not be precluded from considering plans of Federal union such as are in varying forms present to the minds of members of this conference. Our nation is a Federal union, but is not the less an organic union. Care should be used not to confuse the term Federal as thus employed with this meaning when used to signify simply 'associated' or 'cooperative.'"—*American Lutheran Survey.*

Von der Gottesdienstsprache.

Bezugnehmend auf den Beschluß unserer kirchlichen Behörde für Innere Mission, der den Gebrauch der englischen Sprache in deutschen, von der Behörde unterstützten Gemeinden, verlangt, denen mit Englisch **ebenso gut und besser gedient ist** als mit der deutschen Sprache, schreibt das „Minneapolis Journal" u. a.: „Die neue Sprache ist ein Stück des neuen Landes, in welches er (der Immigrant) aus freiem Willensentschluß kam; und diese Sprache muß er sich zu eigen gemacht haben, ehe er wirklich Amerikaner wird. Irgend ein Einwanderer, abgesehen von etlichen alten und sehr stumpfsinnigen, kann die neue Sprache in zwei Jahren hinreichend bemeistern, daß sie ihm genügt für alle Zwecke der Politik, des Geschäfts und des Gottesdienstes." Wozu sich der „Apologete" erlaubt, ergebenst zu bemerken, daß das „Minneapolis Journal" behauptet, was es nicht beweisen kann. Für die sehr bescheidenen Bedürfnisse des geschäftlichen Verkehrs, der nur ein sehr kleines Vokabularium erfordert, kann ein Erwachsener wohl in zwei Jahren genug Englisch lernen. Um Nahrung und Kleidung einzukaufen, seinen Weg zu finden in der täglichen Arbeit in einer Fabrik oder sonstwo, ja selbst um eine Kuh zu erhandeln, braucht man nicht viele Worte und ganz wenig Grammatik. Aber in zwei Jahren genug Englisch zu lernen, um politische Artikel und eine Predigt wirklich verstehen zu können, das wäre dem Durchschnittseinwanderer nur möglich, wenn er in der Zeit nichts zu tun hätte als die Sprache zu lernen, und wenn er gezwungen wäre, ausschließlich mit Leuten zu verkehren, die weiter nichts als Englisch können. — Vorbedingungen, die bei unsern Immigranten bekanntermaßen ganz selten zutreffen. Wir möchten den Schreiber jener verkehrten Behauptung in eigener Person einmal die Probe auf sein Exempel machen sehen!

Der Editor hat in Europa viele Amerikaner kennen gelernt, die jahrelang in der Schweiz, in Deutschland, Frankreich, Italien geweilt hatten, und hat wunderselten einen darunter gefunden, der genug Italienisch, Französisch, Deutsch gelernt hatte, um eine anständige Unterhaltung in einer dieser Sprachen führen zu können. Und diese Leute mußten nicht in saurer Tagesarbeit, in Fabriken, wo nicht gesprochen werden darf, auf isolierten Farmen, wo man tagelang kaum einen andern Menschen sieht, ihr Brot verdienen, wie unsere Immigranten es tun müssen. Sie hatten ihre Zeit in Schulen, Konservatorien, auf Reisen zugebracht, wo sie alle Gelegenheit hatten, sich die Landessprache spielend anzueignen. Aber eine Sprache lernt eben auch der „smarteste" Yankee nicht im Spiel.

In einer der deutschen Großstädte pastorierte der Schreiber längere Zeit

die dortige amerikanische Kolonie. Dieselbe bestand aus wohlhabenden Leuten, die zum Teil schon lange Jahre in Deutschland wohnten und dort zu bleiben vorhatten, die aber doch fanden, daß sie der Gottesdienste in der amerikanischen Sprache nicht entraten konnten, und sich darum englisch predigen ließen. Mit der Religionssprache ist es eben eine eigene Sache. Sie ist am allerletzten durch eine fremde zu ersetzen, weil in der Religion das Herz mitspricht, wie weder in der Politik noch im Geschäft. Das Herz aber wird am besten erreicht und spricht sich am leichtesten und deshalb am liebsten in der Sprache aus, die ihm am natürlichsten ist, und das ist immer diejenige, in welcher man am Knie der Mutter und am kirchlichen Altar beten, in welcher man die Bibel, den Katechismus und die Kirchenlieder gelernt hat.

Die Religion geht den Menschen meistens schon gerade genug wider die Natur, ohne daß man sie ihnen verleidet durch Aufzwingung einer Sprache, in der sie sie fremd anmutet. Darum hat auch unsere Regierung in hoher Weisheit gehandelt, indem sie jeden Eingriff hier vermied. Wenn Gefahr im Gebrauch einer ausländischen Sprache im Gottesdienst läge, dann hätte Deutschland nicht jahrhundertelang den Nachkommen der Hugenotten in seinen Grenzen den Gebrauch der französischen, und England hätte nicht bis in den Krieg hinein in seinen Deutsch sprechenden Kirchengemeinden, z. B. der (deutschen) Peter Böhler Methodisten-Gemeinde in London, den Gebrauch der deutschen Sprache gestattet.

Es ist für unser Land unendlich wichtiger und nötiger, daß unsern deutschsprechenden Bürgern das Evangelium in der ihnen lieben und sie anheimelnden Muttersprache geboten, als daß gegen dieselbe geeifert und den sie Sprechenden die beleidigende Erklärung an den Kopf geworfen wird, sie seien nicht helle, wenn sie innerhalb zwei Jahren einen englischen Gottesdienst nicht ebenso genießen können wie einen deutschen. In diesem Stück sind die Protestanten mit den Katholiken einig, die in ihren Immigranten-Gemeinden sich den Gebrauch der Muttersprache ihrer Glieder im Gottesdienst so wenig nehmen lassen wollen wie den der lateinischen. Wie illusorisch die Gefahr einer andern als der englischen Sprache in den Gottesdiensten in unserm Lande ist, das hat die loyale Haltung der Bürger, die deutsch singen und beten, im gegenwärtigen Krieg gezeigt. Die geheimen Agenten Deutschlands, die Verschwörungen gegen unsere Regierung anzettelten, waren samt und sonders nicht Leute, die nicht Englisch konnten und die im Hause Gottes Deutsch anbeteten. Die konnten Englisch und gingen nicht in die Kirche. Drum lasse man den christlichen Bürgern, die ihre europäische Muttersprache im Gottesdiench brauchen, dieselbe ruhig, so lange sie sie nötig haben. Man verletze nicht mit Drohungen und Beleidigungen ihr christliches Freiheits- und Ehrgefühl. Das Englische bricht sich mit der Notwendigkeit eines Naturgesetzes in allen Gemeinden Bahn, wenn die jüngere Generation heranwächst, die das Englische braucht, weil sie es besser versteht als die Sprache der Voreltern. Das ist ein Prozeß, der nicht aufzuhalten ist, und den auch niemand, dem die religiösen Interessen der Jugend am Herzen liegen, aufhalten möchte.

Dem oben erwähnten Blatt aber möchten wir zum Schluß zu bedenken geben, daß die temporäre Beibehaltung einer ausländischen Andachtssprache die Amerikanisierung religiös gesinnter Menschen ebenso wenig aufhält als die Aufzwingung der englischen dieselbe fördert. Die Religion Christi macht ganz naturgemäß bessere Bürger, gleichviel ob dieselben chinesisch, französisch, deutsch oder englisch beten. („Apol.“)

Der Krieg und Lebensernst.

Der „Reichsbote" schreibt, und gewiß im Sinne aller wahrhaft Vaterländischgesinnten, die Sozialdemokraten mit eingeschlossen: „Krieg und Tanz. In einer märkischen Stadt traf dieser Tage ein Verwundetentransport ein. Als die Leichtverletzten sich zu Fuß auf den Weg machten, fiel ihr erster Blick auf ein Plakat, auf dem zu lesen war: „Nächsten Sonntag Tanz." Da blieb einer von ihnen stehen und sagte zu seinem Kameraden: „Wie ist das möglich? Tanz während wir bei Ypern Tag für Tag bluten und sterben!" Und wir fragen mit ihm: Ja, wie ist das möglich? Sollen die ungeheuren Verluste, das schon in Strömen geflossene und immer weiter fließende kostbare deutsche Blut nicht genügen, um die Lust am Tanzen den Deutschen aller Kreise und allerorten bis ins innerste Mark zu vergällen? — Für einzelne Entartete, wie jenen Tango-Tanzzirkel, den jüngst die Berliner Polizei im berüchtigten Tauentzienviertel aufheben mußte, machen wir die Allgemeinheit nicht verantwortlich. Aber die Polizei sollte schärfer gegen solche entartete, undeutsche Menschen vorgehen. Bedenklicher muß schon stimmen, wenn mit Winterbeginn die Tanzstundenkurse wieder in die Erscheinung treten. Vollends will nicht gefallen, daß die Vertreter des Deutschen und des Berliner Gastwirtsverbandes letzter Tage bei dem Oberkommandierenden in den Marken wegen des Verbots der öffentlichen Tanzlustbarkeiten vorstellig wurden und „nach längerem Hin und Her" eine Milderung insofern erreichten, als ihnen zugesichert wurde, daß gegen „Vereinsfestlichkeiten mit Tanz" in Zukunft kein Einspruch mehr erhoben werden soll. Man wird natürlich sagen, die Gastwirte wollten auch leben. Aber welcher Beruf und welcher Stand hat jetzt keine Opfer zu bringen? Und wo muß man sie eher erwarten, als auf dem — Tanzboden? Ein solider Wirt wird auch bei „Vereinsfestlichkeiten ohne Tanzvergnügen" bestehen bleiben. Diejenigen Vereine aber, die ihren Mitgliedern überhaupt zumuten, in diesem Winter Tanzfeste zu feiern, verdienen nichts anderes, als da, wo ihr eigener sittlicher Takt versagt, durch die Polizei an die Notwendigkeit eines solchen erinnert zu werden. Die Behörden sollten hier mit fester Hand zufassen. Gegen jene minderwertigen Elemente des Volkes darf keine ganz unangebrachte Rücksicht geübt werden. Daran nimmt der besser gesinnte Teil Anstoß, daran nimmt vor allem unser braves Heer, das für uns blutet, schweren Anstoß. Es versteht eine so leichtfertige Lebensweise in so furchtbar ernster Zeit nicht."

(„Mennon. Rundschau".)

Grab-Inschriften.

Einen interessanten Einblick in das Denken und Empfinden eines Volkes gewähren des öfteren die Grabstein-Inschriften, die sogar mitunter einen gewissen Humor nicht entbehren.

Davon folgende Beispiele:

In dem kleinen Flecken Prien am Herrenchiemsee kann man auf einem Grabstein lesen:

Hier ruht Franz Josef Schinazek,
Im Kriege sanft, im Frieden keck,
Auf Erden war er ein Engel schon,
War Gefreiter im 4. Jäger-Bataillon.

In Landshut in Bayern lautet der Text auf einem Grabstein:

Hier ruht Franz Joseph Anton Vogel
Vater und Metzger von 18 Kindern.

Eine andere Inschrift lautet auf demselben Friedhof:

Im Leben war er wie Zinober,
Im Tod wie Wachs so bleich,
Er starb am 27. Oktober,
Da war er eine Leich.

In Binz auf Rügen haben die Verwandten eines ertrunkenen Fischers ihm folgende Schrift auf den Grabstein setzen lassen:

Die Ostsee war sein Sterbebette,
Punkt 4 war er dem Tode nah,
Vergebens rief er: „Rette, rette!"
Obwohl man ihn ertrinken sah.
So schlief er dann nicht ohne Pein
So nach und nach im Wasser ein.

Auf dem Friedhof zu Pottenstein in Franken hat man einem Braumeister im Jahre 1783 auf seinen Grabstein geschrieben:

Hier liegt der Vater und sein Sohn,
Ein Alter und ein Junger.
Der Tod schaut die Person nicht an,
Sorgt nur für seinen Hunger.
Bald schluckt er einen Jung in sich,
Bald frißt er einen Greisen,
O Sterblicher, so lasse dich
Doch einmal unterweisen.

Ein auf dem Friedhof zu Mahna aufgestelltes Grabdenkmal, dem einzigen Sohn eines daselbst verstorbenen Fleischermeisters, namens Ochs, gewidmet, trägt folgende Inschrift:

Hier ruht das kleine Oechselein,
Des alten Ochsen Söhnelein;
Die Vorsehung hat nicht gewollt,
Daß er ein Ochse werden sollt.

Eine andere Inschrift auf einem Friedhof im Salzburgischen lautet:

Hier liegt der Förster Rupert Huß,
Er starb an einem Büchsenschuß,
Der auf der Jagd von ungefähr
Ihn hat getroffen folgenschwer.
Zum Glück konnt man ihn noch versehn,
Gott laß ihn fröhlich auferstehn!
Ich nannt ihn oben Rupert Huß,
Um hinzuweisen auf den Schuß;
Doch hieß er in der Tat Franz Leim,
Das paßte aber nicht zum Reim.
Was hätt ich mit dem Leim gemacht?
Wie hätt den Schuß ich angebracht?
An dem er doch verschieden ist
Als Jägersmann und guter Christ.

Das Andenken eines Schornsteinfegermeisters hat man auf dem Kirchhof zu Großsteinheim in folgender Weise verewigt:

Hier ruht Michel Heil,
Gebürtig aus Peterweil,
Der ging einst gemach
Von da nach Butzbach,
Zu uns herüber nach Lich,
Der liebe Gott hat's nicht gewollt,
Da tat er einen Schlich,
Als er uns die Kamine gefegt,
Da haben wir ihn ins Grab gelegt,
Und seine Frau, die Sara,
Welche Gott bewahra,
Vor aller Gefahra
Trarara!

Am Berge Jesel in Tirol liest man:

Hier liegt Elias Gfahr,
Gestorben im sechzigsten Jahr,
Kaum hat er das Licht der Welt erblickt,
So hat ihn ein Wagenrad erdrückt.

Auf dem Friedhof des kleinen sächsischen Städtchens Döbeln hat man einer Frau folgende Inschrift gewidmet:

Hie ruht Marianne Schnabel,
Sie fiel vom Heustocke hinab,
Und fiel auf eine Gabel,
In der sie fand ihr Grab.

Im „Münchener Tageblatt" ließ einst eine Witwe folgenden rührenden Nachruf einsetzen:

Heute morgen schied ins Land der Geister
An der Schwindsucht unheilbarem Weh,
Mein geliebter Mann, der Schneidermeister
Peine im zwölften Jahre unserer Eh.
Alle, die den Seligen kannten
Wissen wohl, was ich verlor.
Still zu trauern bitt ich die Bekannten;
Mein Geschäft betreib ich — wie zuvor.

Auf dem Friedhof zu Brixen heißt es auf einem Grabkreuz:

Hier ruht Andreas Krug,
Der Kinder, Weib und Zither schlug.

Auf dem Kirchhof zu Pretzfeld in der Fränkischen Schweiz liest man auf einem Grabe:

Schau, schau, schau,
Hier ruht Adam Grau.
Ei, ei, ei,
Er starb am 1. Mai.

In Urfeld am Walchensee (Oberbayern), an der Stelle, wo einst der Blitz einen Reiter mit seinem Pferd erschlug, steht am Wege auf einem Stein geschrieben:

Der Herr verkündete sich durch Saulum,
Drum fiel der Reiter hier mit dem Gaul um.

Ebendaselbst findet man noch die beiden folgenden Inschriften:

Brückle gange, Blückle broche
Abe gfalle — dasoffe!

und:

Der Weg zur Ewigkeit
Er ist nicht weit,
Um neun Uhr fuhr er fort,
Um zehn Uhr war er dort.

In Martel am Wendelstein heißt es auf einem Grabe:

Andächtger Beter,
2 Gäul und 4 Räder
Gingen übern Leib
Dem Johann Seib;
Ihm wars gleich,
Er fuhr so ins Himmelreich.

Am Sonnenwendjoch bei Brixlegg liest man:

An grausamen Sprung
Hat hier gemacht Anton Jung.
Zu seinem Glück
Hat er nur brochn's Genick.

In Sangerhausen in Thüringen hat eine Grabsteininschrift folgenden Wortlaut:

Nu, nu, nu,
Geh ein zu deiner Ruh,
Geh ein zu deiner Fülle
Johann Gottlieb Wille
Geboren den 3. Mai
1613
Ei! ei! ei!

Der Rechenkünstler Friedrich Krancke hat sich selbst folgende Grabsteinschrift verfaßt:

Des Rechnens müd, lieg ich im Grabe
Und muß nun in die Brüche gehn;
Wenn ich mich nicht verrechnet habe,
So werd ich wieder auferstehn.

Folgende originelle Inschrift auf einem Grabmal, die einen ganz anderen Sinn ergibt, wenn man die Anfangsworte einer jeden Zeile von oben herunter liest, ließ ein zärtlicher Gatte seiner Frau auf dem Friedhof zu Bingen setzen:

Wohl auch die stille Häuslichkeit
Ist eines Denkmals wert;
Ihr sei es hier von mir geweiht,
Und wer die Tugend ehrt,
Auch in dem einfachsten Gewand,
Mir, meinem Schmerz ist er verwandt.

W.

BOOK REVIEW.

(When ordering books, please mention this Magazine.)
NOTE—Reviews, when not signed, are by the Editor.

Das Alte Testament, G. Mayer, 15. Band. Die Propheten **Zephanja, Haggai, Sacharja, Maleachi.**

Diesen Band hat der Herausgeber auch zu religiösen Betrachtungen für das moderne Bedürfnis ausgenützt. So den Propheten **Zephanja** in sieben Abschnitten. Gemäß der besonderen Aufgabe des Bibelwerkes wird keine wissenschaftliche Betrachtung über die Persönlichkeit des Propheten noch über die Entstehungszeit seines Buches, sowie über den Gedankengang seiner Ausführungen im einzelnen angestellt. Doch wird ein kurzes Wort über die Aufgabe der Propheten im Alten Bunde und über ihre nachgelassenen Schriften vorgemerkt und darauf aufmerksam gemacht, daß die Prophetenschriften ein Hauptteil der Bibel waren, aus welchen Jesus die Kraft seiner Gottesgemeinschaft geschöpft hat. In diesen Schriften mahnte er zu forschen, weil ewiges Leben darin verborgen sei.

Der erste Abschnitt der Betrachtungen über Zeph. Kap. 7 enthält eine Gerichtsverkündigung und gibt Auskunft, wer dem Strafgericht Gottes anheim fallen soll. Dreierlei Menschen werden da genannt: Diejenigen, die andere Götter anbeten, statt des einen wahrhaftigen und lebendigen Gottes; diejenigen, die diesen Gott und jenen Göttern zugleich dienen zu können meinen und wirklich dienen; und diejenigen, die zwar den Namen des rechten Gottes im Munde führen, aber ihr Herz von ihm abwenden und seine Gemeinschaft nicht ernstlich suchen. Das ist auch für uns und unser Volk wichtig. Denn es gibt leider auch innerhalb der Christenheit diese drei Kategorien, bewußten Unglauben, religiöse Unentschiedenheit und eine gewisse frömmelnde Gefühlsduselei.

Hat der Prophet das über die Völkerwelt und Juda hereinbrechende Gottesgericht in Aussicht gestellt, so knüpft er die Mahnung daran: „Stille vor dem Herrn, Jehova, denn nahe ist sein Tag!" Solcher Aufforderung zur Stille begegnen wir öfter in der Heiligen Schrift, so in Psalm 46. Die innere Stille, die Herzensstille, die gemeint ist, sie ist auch für die gläubige Gemeinde in unsern Tagen nötig, inmitten der Aufregung der Jetztzeit. Denn das ist der Segen der Stille, daß wir Gottes Wege verstehen lernen in unserm eigenen Leben und im Leben der Völker. Das stille Herz wird fest, frei und getrost und schöpft immer neue Kraft.

Das alles durchdringende Licht des Gottesauges, wie es Kap. 1, 8—13 sich bekundet, wird, will Jerusalem mit Leuchten durchsuchen. Da gilt es Ernst zu machen mit der Heiligkeit Gottes und mit unserer persönlichen Sündhaftigkeit und Schuld, so lange es heute heißt und uns eine Besserung nötig ist. Herr, wo soll ich hingehen vor deinem Geist, und wo soll ich hinfliehen vor deinem Angesicht?

Der große Tag des Herrn (Kap. 1, 14—2, 3) kommt. Nur zu wahr ist es, daß für viele sogenannte Christen in unsern Tagen diese ernsten Dinge ein überwundener Standpunkt sind, und es tut doppelt not an das Gericht

zu erinnern wie einst Johannes es tat. An neuen Gerichtsdrohungen läßt es der Prophet nicht fehlen. Wir wünschen sie nicht, aber sie kommen, um der Verblendung entgegen zu treten (Kap. 2, 4—15).

Der Prophet wußte das, darum Kap. 3, 1—8. Gottes Drohung hat sich an Jerusalem erfüllt und erfüllt sich überall, wo man die Zeit seiner Heimsuchung nicht erkennt. Das hat sicher starke Gegenwartsbedeutung, und es gilt, die nötigen Konsequenzen daraus zu ziehen. Um so erhebender sollte wirken (Kap. 3, 9—20) die neue Zeit des Heils.

Von einem dreifachen Gesichtspunkt aus will der Schriftabschnitt des Prophetenbuches und die besondere Aufgabe dieses Bibelwerkes betrachtet sein. Es ist ein wertvoller Beitrag zur Geschichte Israels. Indirekt darf sich auch die Gemeinde gläubiger Christen die Botschaft zu eigen machen. Endlich findet auch der einzelne gläubige Christ in den Worten des Propheten eine Darstellung persönlicher Erfahrungen in seinem Christenstand.

In sechs Betrachtungen wird der Prophet **Haggai** einer Prüfung für das moderne Bedürfnis unterzogen. Zunächst nach Kap. 1, 1—11 zur Mahnung für mehr Eifer für Gottes Reich! Wahrlich, das ist ein Wort für unsere Zeit. Denn die Aufforderung des Propheten zum Tempelbau legt zunächst den Gedanken nahe, so wie Israel aus Interesse für das Irdische die Wiederaufrichtung seines Gotteshauses versäumte, so ist es auch bei dem Geschlecht unserer Tage der Fall, daß es bei seinem materiellen Bestreben die Interessen des Reiches Gottes vielfach übersieht und darum ermahnt werden muß. Ist doch alle Reichsgottesarbeit in unserer Zeit im letzten Grunde nichts anderes als eine Aufrichtung des Gottestempels in der Welt. Zeitgemäß und zweckdienlich schließt nach Kap. 2, 1—9 ein Wort der Ermutigung zur Reichsgottesarbeit in unserer Zeit sich an. Köstlich ist der Inhalt dieses kurzen Abschnitts der Prophetenschrift. „Arbeiten und nicht verzweifeln" wird uns darinnen zugerufen mit dem hochtröstlichen und erhebenden Zusatz: Was ihr nicht vermöget, das vermag der Herr, denn er will die Herrlichkeit dieses Hauses größer machen, als diejenige des ersten gewesen ist. Unsere Aufgabe ist: Weiter arbeiten und an die Zusage Gottes von Herzen glauben. Aus allen Kämpfen und Stürmen der Gegenwart wird die Kirche des Herrn in neuer Kraft und Herrlichkeit hervorgehen. Jetzt ist Missionszeit! Kap. 2, 6—9, welches uns die gegenwärtigen weltgeschichtlichen Völkerbewegungen ins Licht des Prophetenwortes rücken, läßt uns Gott als die eigentliche Ursache derselben erkennen, deren Zweck letzlich die Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden ist. Gott ist der große Beweger, der Rufer der Heidenwelt zu seiner Kirche. Dabei ist die doppelte Frage der Selbstprüfung nicht zu vergessen: Bin ich selbst ein lebendiger Baustein im Gottestempel, und habe ich schon durch Teilnahme an dem Werke der Mission auch nur einen Baustein zu diesem Tempel beigetragen? Gottes Mitarbeiter sollen wir sein! Dazu ist notwendig, nach Kap. 2, 10—19, „die Grundstellung meines Herzens zu Gott." Denn wie sich beim Volk Israel im Tempelbau die wirkliche Stellung des Volkes zu seinem Gott offenbarte, so kommt bei uns Christen auch alles auf die Grundstellung des Herzens zu Gott an. Gott muß uns das höchste Gut sein, sein Wille unser Lebensgesetz, der Umgang mit ihm unser Lebensbedürfnis. Wie du dich zu Gott stellst, sagt Luther, so stellt sich Gott zu dir. Denn soll seine Segenshand uns leiten, so muß erst unsere Glaubenshand ihn ergriffen haben. Jesus Christus herrscht als König. Das ist die Botschaft, die für die Zukunft des Volkes

Glück und Segen prophezeit! Durch ihn, den wahren König Israels, will Gott seine Weltherrschaft ausüben. Jesus Christus, der Herr zur Ehre Gottes des Vaters; das soll der Schlußakkord der Weltgeschichte sein!

Der Prophet **Sacharja,** der folgt, wird zu den schwierigsten Stücken des Alten Testaments gerechnet, und hat darum unter den Gelehrten die verschiedenartigsten Auffassungen hervorgerufen. Für Lösungsversuche will der Verfasser sich nicht entscheiden zu einer bestimmten Deutung. Nur religiöse, sittliche Grundgedanken will er herausstellen für die Bedürfnisse der Gegenwart.

So stellt er denn der ersten Betrachtung die Aufforderung voran, nach Kap. 1, 1—6: Höret auf die Gottespropheten in unserer Zeit. Eine beherzigenswerte Mahnung, denn jede Zeit hat ihre Gottespropheten, und auf ihr Zeugnis sollen wir achten, da ihre Verachtung zum Verderben gereicht.

Nach Kap. 1, 7—17, womit die acht Nachtgesichte des Propheten beginnen, die bis jetzt noch keinem Schriftausleger vollkommen gelungen sind in der Deutung derselben, wird das Thema aufgestellt: Neue Begnadigung. Es ist eine schlichte Wahrheit, daß es bei denen, die im Glauben mit Gott verbunden sind, immer wieder durch Nacht zum Licht geht.

Die Bestrafung der Gottesfeinde (Kap. 2, 1—4) gibt den Grundgedanken der ganzen Darstellung, daß über den Starken noch ein Stärkerer kommt, der ihn zur Strafe für seine Feindschaft gegen Gott niederwirft und dem Verderben weiht.

„Gottes Stadt, du wirst auf Erden die Mutter vieler Völker werden" (Kap. 2, 5—17), das wird in den großen Entscheidungszeiten der letzten Weltperiode im vollkommensten Sinne des Wortes in Erfüllung gehen. Ein Wort an Geistliche zur Selbstprüfung und Ermutigung legt uns nach dem bildlichen Gewand des Textes eine Reihe ernster und tiefer Gedanken nahe, besonders jedem Träger des geistlichen Amtes, das in manchen Beziehungen eine Fortsetzung des alttestamentlichen Priestertums darstellt. Auch der Aufbau des Geistestempels in der Welt (Kap. 4) ergibt lehrreiche und erbauliche Gedanken für die Kirche in der Gegenwart. So der erste, daß die Gemeinde des Herrn nicht durch äußere Mittel auferbaut und ausgebreitet wird, sondern durch die Kraft des göttlichen Geistes. Ein anderer Gedanke ist der, daß wer am Gottesreiche mitarbeitet, sich nicht durch eingebildete oder wirkliche Hindernisse und Schwierigkeiten entmutigen lassen darf, sondern getrost auf Gottes Wort vertrauen soll. Was der Verfasser (Kap. 5, 5—11) über die Ausrottung und Lokalisierung der Unsittlichkeit zu sagen hat, ist sicher beachtenswert und steht in gewissem Zusammenhang mit „Gottes gerichtlichem Eingreifen in seinem Volke," wie solches als Wegschaffung der Aergernisse (V. 1—4) gekennzeichnet ist. Kap. 6, 1—8 werden wir auf den Gerichtseifer Gottes verwiesen nach dem letzten Nachtgesicht des Propheten, das nächst den Gerichtskatastrophen doch eine Erlösung zu hoffen gibt.

Kap. 7 ergibt die Betrachtung: Christus, unser Herr, im Lichte alttestamentlicher Weissagung, V. 1—14. „Zu späte Reue!" So wird nach Kap. 8, 18—23 das wirksamste Mittel der Ausbreitung des Reiches praktisch dargelegt, dem nach Kap. 11 Seelsorger und Gemeinde ergänzend zuzurechnen ist. Die 21. Betrachtung stellt das dichterische Wort voran: „Und neues Leben blüht aus den Ruinen. Und endlich lautet der vielsagende Schlußsatz, Kap. 14, 12—21: „**Gott alles in allem!**"

Die erste Betrachtung über die Schrift des letzten der Propheten nimmt

zum Ausgang: „Gottes freies Liebeserbarmen.“ **Maleachi** hat das klare, feste Bewußtsein, daß er in Gottes Vollmacht und Auftrag redet, und daß darum das Volk Israel seine Stimme zu hören und zu beachten hat. Mit dem Gedanken der freien Gnadenwahl Gottes bringt der Prophet ein Thema zur Sprache, welches später den Apostel Paulus beschäftigte aufgrund dieses Prophetenwortes. Göttliche Vorherbestimmung und menschliche Willensfreiheit sind auch Probleme für uns.

Was nun der Verfasser über die geistige Suprematie im Rate der Völker bemerkt, erscheint uns als ein höchst praktischer Gedanke, der im Zusammenhang mit der freien Gnadenwahl Gottes im Hinweis auf Israel sicherlich zum Nachdenken anregt in der Gegenwart und klärend wirkt.

„Das Bild eines Priesters nach Gottes Herzen,“ wie es auf Kap. 2, 5. 6 gestellt ist, dürfte nach dem Warnungsspiegel, welcher nach Kap. 1, 6—2, 9 vorgehalten wird, seines Eindrucks für nachdenkende Leser nicht verfehlen. Ebenso was Kap. 2, 10—16 über Ehe und Konfession erwähnt wird, ist höchst zeitgemäß und dem modernen Bedürfnis entsprechend. Daß Buße der Weg zum Leben ist, muß als ein sehr guter Einschlag bezeichnet werden, denn solcher wird durch wichtige Zeitereignisse vonseiten Gottes höchst nachdrucksvoll empfunden. Kap. 2, 17—3, 6. Gott läßt eben nichts unversucht, was zur Buße führen kann, Kap. 3, 7—12. Der Fluch der Gottlosigkeit wird vorgehalten, wie er die Teurung im Lande zur Folge hat als ein Strafgericht Gottes. Der Vorhalt des Segens infolge des Gehorsams fehlt dabei nicht.

Die Schlußbetrachtung an der Hand von Kap. 3, 13—18 dieser letzten Prophetenschrift hebt hervor, „das verschiedene Verhalten der Gottlosen und Frommen bei den verschiedenen Lebensrätseln.“ Das Volk Israel verstand Gottes Führung nicht und wurde irre an seiner Liebe. Es murrte und nahm Anstoß daran, daß es den Heiden und Ketzern gut ging, während es selbst ein trauriges Dasein fristete. Aber ein kleiner Bruchteil im Volke nahm eine andere Stellung ein, trotzdem sie auch zu leiden hatten unter dem allgemeinen nationalen Unglück. Eine sehr bezeichnende Darlegung, die verständlich ist und Gegenwartsbedeutung hat. Gott kennt die Seinen und schreibt ihre Namen in sein Gedenkbuch. Wichtig darum, daß unser Name in diesem Buche steht, dies hat mehr Wert, als alle tiefsinnige Spekulation über Tugend und Glückseligkeit, göttliche Liebe und menschliche Willensfreiheit und alle Welt- und Lebensrätsel.

Eine Fundgrube göttlicher Wahrheiten bieten uns allüberall diese alttestamentlichen Betrachtungen zu unserer Erbauung dar!

M. Weber.

"Psychology and the Day's Work," by *Prof. E. J. Swift. Charles Scribner's Sons.* $2.00. Order thru our Eden Publishing House, St. Louis and Chicago.

This latest and most helpful book on applied psychology has appeared from the press of Charles Scribner's Sons, New York, bearing the above title. It is the work of Prof. Edgar James Swift, professor of psychology at the Washington University, St. Louis, Mo., who is a national authority on this subject, and a well known author on matters pertaining to psychology, well known beyond the borders of our own

country, esteemed and appreciated by the scholars of American schools and universities.

As the title of the book indicates, the author attempts to relate the theories and findings of psychological research and experiments to the problems of every day life. Psychology has been considered a most abstract science, based on hypothetical principles which were not directly related to every day life, and which even lacked the fundamental requirements of acceptance and recognition,—the demonstration of their utility when related to the problems of every day life.

Prof. Swift has done what but few psychologists before him have attempted. He has proven in this book the direct bearing of psychological principles on every day conduct and life. Psychology is not only a very interesting science, but an extremely useful one. He who obeys the laws of psychology will not only find his work more efficient, but his life healthier and happier because of his adaptation to these principles.

The book "Psychology and the Day's Work" is for this reason so very valuable, because it points out the direct relation of mind activities to physical well-being and efficiency.

We quote here the titles of the different chapters of the book, because they illustrate the practical and utilitarian purposes of their extremely interesting and stimulating content.

I. Organization for Mental Efficiency.
II. Thinking and Acting.
III. Habit in Preparation for Efficiency.
IV. The Psychology of Learning.
V. Fatigue and its Psychology.
VI. Curiosities of Memory.
VII. Memory and its Improvement.
VIII. The Psychology of Testimony and Rumor.
IX. Our Varying Selves.
X. The Psychology of Digestion.

We would like to enter into a more detailed presentation and discussion of the contents of the different chapters, but if this were attempted, we would not know where to end.

We call, however, particular attention to Chapters II. IV. VII, and X, as being especially helpful and suggestive, offering hints which we might all do well to heed, if we would preserve our physical and mental well-being.

The book offers a large amount of material that will be of practical help to the pastor in his ministry, the teacher before his class, the parents in the home, in dealing with their particular problems. It is written in a simple style, marked by a noticeable absence of technical phrases which so often confuse and bewilder the reader who is not versed in the literature of psychology. This book ought to be in the library of every Sunday school, every pastor and teacher, and in every home. *H. Katterjohn.*

The Luggage of Life, by *F. W. Borchans. The Abingdon Press.* 246 pages. $1.25.

The Golden Milestone, by *F. W. Borchans. The Abingdon* Press. 276 pages. $1.25.

The Silver Shadow, by *F. W. Borchans. The Abingdon Press.* 1918. 272 pages. $1.25.

Three books by F. W. Borchans. The last one is a recent publication, the other two are a few years older. We reviewed another production of this fertile writer, "The Other Side of the Hill," only a short while ago. He has come very much into the limelight lately. The author has been living in Australia for 20 or more years, but he is a native of England. He writes from far-off Tasmania, but the roots of his mental life are in Old England. His ideals and standards are English, and he is thoroly at home in its classic and contemporary literature.

He has been called the preaching essayist. That title is correct. He is a thoughtful observer, who knows how to read the moral or spiritual meaning of an incident, remark or act that strikes his fancy, and expounds it in smooth, pleasing and appropriate language. He can draw on the resources of a wide acquaintance with the best writers, abounds in apt quotation, and often finds his illustrations in unexpected places. His method is this way: A striking saying, an unusual and often quaint figure of speech, a little experience from ordinary life, or a quotation from the poets, gives him his text. This then he sets before himself, turns it 'round and 'round, shows it in all of its relations and bearings, never digresses from it long enough to make one forget it, and finally so impresses it on the reader's mind that he is not likely to forget it soon. This he does, however, in a pleasant and entertaining way. His style is for the most part fresh and lively. Occasionally, of course, he is not so lucky in his choice of subject or way of treatment, but as a rule he succeeds in his task, which might be called diffusing the light of an optimistic philosophy well over the multifarious experiences of life. Frequently his ways are very suggestive and stimulating, when he starts trains of thought and presents aspects of things that had not occurred to us before. As a specimen of this characteristic of B.'s ways we refer to an article called "Sleepy Hollow" (in "The Golden Milestone.") There he takes that drowsy little village in W. Irving's Rip Van Winkle story and makes it serve for a most surprising purpose. He says he believes in Sleepy Hollow, it is an article of faith with him. It teaches the blessing of quietness and repose in this restless age, yes, the importance of *sound, honest* sleep. Every applicant for church membership, he goes on to say in his droll way, ought to be asked, "Do you sleep well?" If not, something is wrong. Either his faith is defective, or his principles in need of repair. Why do we send missionaries to the heathen? Why, indeed, to teach them how to sleep. He quotes Chalmers, apostle of New Guinea: "A savage seldom sleeps well." That was a surprising statement to the present reviewer. But he backs it up by saying that a heathen woman once asked Livingstone to send a white man to live among the savages, for it would be a joy beyond expression "to sleep without dreaming of any one pursuing one with a spear." The Church, in this sense, ought to be a true Sleepy Hollow. He quotes David laying himself down in

peace and sleeping in the midst of persecutions; the martyr, Ridley, saying the night before his burning, "I mean to lie down and sleep as gently as I ever did," and others, giving us an article that makes us see the poetry and wholesomeness of a genuine "Sleepy Hollow" as never before. Such essays there are many in these books, and for Sunday afternoon or quiet winter evening in the minister's house there is little so appropriate, soothing and thought-prompting as these volumes of Borchan's.

The Superintendent's Helper, 1919, by *Jesse Lyman Hurlbut.* Edited by *H. E. Meyer. The Methodist Book Concern.* 184 pages. 25 cents.

This handy pocket-size manual for the Superintendent contains the Ten Commandments, blank pages for weekly reports, roll of teachers, the Lord's Prayer, the Apostle's Creed, Sunday school standard, the *Improved Uniform Lessons for 1919.* Each lesson chapter gives the Scripture passage, Departmental Topics and References, black board sketch, lesson thoughts and readings for next week; in all, this section occupies 110 pages. Then follow suggestions for special Sundays; comment on Teacher Training; How to grade a Sunday school; Department and class organization; Tabulated list of the International Graded Lessons for 1919; Sunday school programs; Sunday school publications and Workers' Library. The type is naturally small, yet very clear and readable. The booklet will be a very handy and serviceable vademecum for the Superintendent.

The Lesson Handbook, 1919. Concise Commentary on the International Uniform Lessons, by *Henry B. Meyer. The Methodist Book Concern.* 160 pages. 25 cents.

This little handbook is a companion volume to the preceding one. What is said about type and readableness there applies to this one. But this is more particularly a very concise *Lesson Commentary.* Each Sunday's lesson is briefly explained, then some comment is given on the main thought of the lesson and applied to present time thought and need. By carrying these two little volumes in his pocket the Superintendent will be able to devote any chance spare time to the preparation for the coming Sunday's lesson and work.

Comfort and Strength from the Shepherd Psalm. A Devotional Study of the twenty-third psalm, *by Christian F. Reisner. The Methodist Book Concern.* 233 pages. $1.00.

The author, as his friend, Prof. Knudson, tells us in the foreword, "In spite of his multitudinous activities, his tireless energy, his resourcefulness of method, is a mystic. He has a singularly clear vision of God, a directness of approach to the throne of grace, a simplicity of faith, a vivid consciousness of the Divine Presence and redeeming power such as we are not accustomed to associate with so active a life. His book is a message to the heart. Thruout it there runs a note of reality. It is this characteristic of the author that in large measure accounts for the effectiveness with which his devotional writings appeal to the common heart and conscience." Mr. Reisner in his preach-

ing and writing acts on the principle that our gospel is for earthly needs; we do not wait for a future heaven in which to enjoy its benefits. "In an old building in Florence there was said to be a picture of Dante by Giotto. But it was covered by whitewash and dirt. Finally three artists, after laborious searching and picking, uncovered the beautiful picture. So there is in the Book, often neglected and covered over with artificial theories, a wonderful picture of God. It is our business to find it there." He who is conscious of needs that can only be filled by Him who created them and eager to seek will find in the Bible practical and heart-easing visions of God. The twenty-third psalm brings God down to us in understandable terms and pictures. Just like Moody turned Bible stories into up-to-date language and settings, until one could see the characters in our town and street, so does this pastoral relate God to our daily lives until He is as close and real to us as the shepherd to the sheep. "The shepherd psalm ranks second only to John 14 as the most used selection in the Book. All cults sing it. The Christian Scientists employ it almost as much as they do the Lord's Prayer. The hard toiler tangled in problems or terrified by possible tomorrows frees his spirit thru its contemplation. The young watch for the sure Leader and the aged look for the supporting arm of a Friend as they repeat it. Its air is victorious. It fits easily to music. It is so pure a diamond that it never wears out nor loses its heart-stored light."

The imagery of the psalm is so rich and suggestive that the author finds in it his whole theology. He expounds it with a wealth of comment, illustration and incident which shows that to him there is here the quintessence of redeeming and sustaining love. So one should not look in the book for a rigid exposition of the text only, such as are found in regular commentaries, nor apply the severe logical test that all material furnished must be strictly germane to the subject. But if one will sit at the feet of the sacred singer and as a note is struck by his hand, allow all chords tuned to the same pitch to vibrate with it, the author is the man who can help him understand and enjoy the rich symphony of divine consolation composed by the royal shepherd boy, 3,000 years ago, who sang this Shepherd Psalm.

The Laughter of God and Other Sermons, by *David J. Burrell. Fleming H. Revell Co.*, 1918. 217 pages. $1.25.

Of Dr. Burrell we read in a recent review of this book, "For about 30 years, in the white marble Collegiate church at Fifth avenue and Twenty-eighth street, he has been preaching with fervor and force, with passion and eloquence, the warm, old-fashioned gospel of salvation from sin, the everlasting good news and glad tidings. And his preaching has compelled a large hearing. In the best sense he is a popular preacher. His church is a warm and welcoming and home-like place."—(Methodist Review, November-December). Without doubt his is a remarkable record. It reminds us of Spurgeon and his long pastorate in London. Spurgeon, in his lectures to his seminary students, has given expression to his realization of the tremendous strain on the minister who, Sunday after Sunday thruout the long years, is compelled to preach to and keep an audience in a world center like London with its innumerable allurements and distractions. The position of a

preacher in New York is hardly less exacting. If, nevertheless, he succeeds in keeping the congregational life and church attendance at flood tide, he must have elements of force and attractiveness in him that are unusual. What are these in the present case?

Dr. Burrell is not an intellectual speaker in the strict sense of the word. He does not solve any problems. He is as far from, say, Horace Bushnell, in this respect as he can possibly be. Take any sermon in this book, on controverted subjects, for instance that on "the Forbidden Tree." He hardly scratches the surface of the difficulties of this theme. "It is objected," he says, "that the serpent is represented as speaking: and who ever heard a serpent speak? Ah, who has not? Have you ever read of Uriah Heep, or of Dr. Jekyll, or of Kipling's Vampire, "a rag and a bone and a hank of hair? Is there a man or woman in this presence who has not heard the articulate hiss of the serpent gliding by?" Now what does that explain? Only that we come in contact with persons sometimes who seem to have the very serpent spirit in them. But how about the original serpent? And so it is in every case. A man struck with the modern disease of skepticism could find little healing, we imagine, under Dr. Burrell's preaching.

Nor is he one of those oratorical geniuses who command all the keys of the speaker's art, who can thunder with the full tone of the organ, or crash thru the high-topped trees of human pride with destructive force, or plead and soothe with the gentle murmur of the zephyr. No, he is no Whitefield.

And yet he has been a pulpit attraction and influence all these years. Again, what are the reasons? In the first place, he speaks a simple but well chosen language that every one can understand. The sermons all seem to be written out. They are well balanced and show indications of careful preparation. There is never a straining after effect, no gush of words without meaning, no artificiality. There is never even a breath of sensationalism. He does not get his subjects out of the newspaper, from the street or the prize ring, altho he keeps close to the daily life, its experiences and trials and joys. He gets them out of the old Book, out of the life of the Christians of the twentieth century.

His style of preaching is frequently expository, oftentimes even in the form of a homily. The structure of his sermons is natural and he indicates his first, second, third in the old way. Take e. g. a sermon on the "Model Church" (Chap. 2, 42-47): 1. It was a Christian church, Christ was the vital center of it. 2. It was an orthodox church. 3. It was a praying church. 4. It was a practicing church. 5. It was a fraternal church. 6. It kept open house. 7. Wonders and lives were wrought in it. 8. But it had not yet the missionary spirit. (? Reviewer)

Such sermons can easily be remembered. They make no great demands on the powers of concentration. They appeal to that large number of people who do not go to church to put on their thinking caps but to feed on the old gospel truths. Burrell has not the unsettled spirit of the Higher Critic. He believes in the old-time religion and preaches it from conviction, intelligibly, attractively. Without a doubt his personality is a great factor in explaining his success, and

his church must be of the sort that extends the glad hand and creates the atmosphere of brotherly kindness. Happy the man with his record. Around him the tides of cosmopolitan life keep swelling, but his anchorage is safe. His church has now been separated from the residence sections by miles of business blocks, and yet when Sunday comes every member of his flock and others seem to say with the psalmist: "I was glad when they said unto me, Let us go into the house of the Lord."

Sermons for the People, by *William Henry Book* (author of "Columbus Tabernacle Sermons"). *The Standard Publishing Company.* 1918. 203 pages. $1.25.

The author of this book of sermons is a preacher in Columbus, Ind. He has a large congregation, we are told, to which he has preached for many years. We say without hesitation that his recent production now before us has given us an hour of real pleasure. The man's power of illustration is wonderful, his store seems inexhaustible, and, for the most part, the stories are all his own. And then he tells the stories in a fascinating, tho very simple way. Listen to this. It is from a sermon on "That Tongue of Mine" (Text, "If any man thinketh himself to be religious, while he bridleth not his tongue, but deceiveth his heart, this man's religion is vain." Jas. 1: 26): "While holding a meeting in one of our cities, the minister pointed to a woman who was passing, and said: "There goes the woman that whipped her husband." We were invited out to supper. When at the table, the name of this woman was mentioned, and, without thinking, I asked: "Is she the one who whipped her husband?" Mark you, I did not say she did —I only asked a question. The woman who was entertaining us slipped out at the back door and told the woman that the evangelist said she whipped her husband. When I got to my house in Virginia I received a letter from this place, and, being anxious to see what good thing some one had written me, I opened the letter and began to read: "I understand that you said I whipped my husband. You may have to prove this." I could see myself going back to that city under the direction of an officer, and I fancied I would see great crowds at the station ready to see me get off the train. I tried to explain and I apologized, but I could never fix it. I had not said she had whipped her husband, but I had let my mouth go off half-cocked, and it got me into a lot of trouble. One ounce of keep your mouth shut is worth a whole bushel of apology after you have made the mistake." This story is a little long, tho good, but others are short and all to the point. And he can do more than tell stories. In that same sermon he quotes a poem by Harvey M. Barr on *Gossip Town* which reminds one of the "Great Tinker" in its telling allegory. "Thoughtless road" is there the popular route. You cross the "Add-to Bridge"; the principal street is called "They say" and "I've heard" is the public well. In the midst of the town is "Tell-Tale Park," and its owner is "Madame Suspicious Remark," who lives on the street "Don't Care." Now isn't this splendid? We believe the illustrations alone are worth the price of the book. They abound especially in the sermons on ethical subjects, which is natural, but his doctrinal sermons are also illumined with them. When it comes to preaching on the Bible, inspiration, the deity of Christ, etc., one

must not expect him to turn professor and specialist and talk with the depth and acumen of the scholar. He preaches "sermons for the people" and so he adapts himself to his audience and argues in a way they can understand, but with considerable force. His arguments are always "ad hominem" and therefore meet one of the chief psychological requirements.

Mr. Book is quick at repartee. One day when he was preaching in Hagerstown there was in the query-box a question from an unbeliever: "If your God has all power and the devil is the cause of sin, and sin is the cause of misery, why does not your God kill the devil and put a stop to this?" B. told him, "God could not afford to do this; it would leave too many orphans in Hagerstown." No wonder the man got angry, but it is better to get angry than to have the pride of heart remaining in you. It says on the outside cover: "There is not a dull page in the book. It sparkles with original narratives. A delightful vein of humor pervades the entire series of discourses." We endorse every word of this, it furnishes nerve-ozone for the jaded brain of the minister, and the layman will find nothing soporific about it and only wish he could hear the man in person.

The Religion of Experience. A Book for Laymen and the Unchurched, by *Horace J. Bridges. The MacMillan Company*, 1916. 275 pages. $1.50.

The title of this book is attractive. If the author means by the "religion of experience" the same as what we call experimental religion, a religion not consisting in inherited creeds or more or less meaningless ceremonies, but a religion that has shown its power by its influence on the life and has given evidence of its reality by the convictions wrought in our spirit, we should only be too glad to get all the light he can shed on the subject. But he does not mean that. The religion of experience is to him that religion which can show the reason for its existence in the needs of the individual and society. It is the religion that can be verified by the methods of sound psychological inquiry; the religion that commends itself to the untrammeled reasoning of the thinking man of today. He thinks this kind of religion is the one that will ultimately prevail, and the sooner the churches make room for it in their midst, the sooner the day will come when they can all unite on a common basis.

He does not write in a spirit of unfriendliness to the churches. He utterly disagrees with those who claim that the day of the churches has gone by and that in the future mankind will only need the teacher and scientist. A great mistake, such a view, according to the author. The people will always need the preacher, the sanctuary and the popular religion, i. e., that kind of religion which speaks to the untutored mind in legend, picture, symbol and anthropomorphic conceptions. The more advanced thinker, of course, will shed these lower forms of religious thought and dwell in the more abstract and perhaps wider regions of the critical intellect. We see very clearly that his ideas in this respect are Hegelian pure and simple.

So then his friendly approach will probably meet with but feeble

response from the churches. Yes, and how could it be otherwise when his very first statement is "that the religion of the creeds is in its very nature unverifiable." There goes then the Apostolic creed, there goes the Trinity, the deity of Christ, the sacrament and many other things. The idea of the Godhead itself has to be reconstructed. The anthropomorphic God of the Old Testament and the New can not live in the age of law and scientific research. The personality of the deity, dear as it is to millions, can not be maintained, for personality implies limitation, and God must be absolute. In place of this he puts the "universal moral law, or, as he also expresses it, the general will of society as a whole." We suppose when our readers have come this far there will be little faith left in them in Bridge's plan of uniting the churches on a common platform. Are we supposed to give up the very essence of New Testament teaching of the fatherhood of God, and be satisfied in stead with the moral order of the old time rationalist or the world soul of the pantheist or the universe of old Dr. Strauss as an object of adoration?

After this we do not expect that in his "re-discovery of Jesus Christ" he will bring out much that will please the ordinary Christian. He admires Jesus especially—as the speaker of parables! and has much to say on their beauty, depth and freshness of appeal to every new age. But he eliminates everything that is miraculous. He makes some very strange statements here: "Jesus was not conscious of any difference of nature between Himself and others." "Jesus was avowedly a disbeliever in special providences, and a believer in the doctrine of struggle for existence and survival by adaptation to environmental exigency!" "He was far from believing in the total depravity of man and the necessity for miraculous regeneration." "The Christian message alone is not sufficient for our salvation. At vital points it needs to be supplemented by the wisdom and insight of other teachers, whom future piety will unquestionably place on the same plane with the prophet of Nazareth." He then goes on at once to show that *Socrates* is one of those teachers and examples that will in the future claim equal attention with Jesus Christ. He loves the great Greek and his pupil Plato, their sublime philosophy, deep insight into the nature of God, and remarkable reasonings about the immortality of the soul. These chapters are well worth reading. In fact, the whole book is stimulating because it throws the reader continually into opposition and rouses his powers to meet the arguments of a keen antagonist, well versed in philosophy and science.

The author is the president of one of the Chicago Ethical Culture Societies. With them religion resolves itself ultimately into a system of morals. He, however, who has come to know by personal experience that Jesus Christ is his Saviour, and is convinced that there is none like Him and nothing comparable to His work, will be little shaken by the arguments of this book and will have little use for this "Religion of Experience."

The New Archeological Discoveries and their Bearing Upon the New Testament, by *Camden M. Cobern. Funk & Wagnalls Company.* 1917. 684 pages. $3.00.

Dr. Cobern gives us in this book a vivid account of all those mines of scholarly research which have recently been opened and are still far from being exhausted. His aim has been to make his book a storehouse for all those beautiful and worthy sayings, bearing on the New Testament, that have come down to us thru the centuries. But he is especially full on the subject of the old parchments that have been unearthed in the old city of Oxyrhyncus in Egypt. There the ancient systems of irrigation had fallen into disuse and the desert claimed the site for its own again, covering it with 20 feet of sand. So it came that, centuries after, thousands of Greek papyrus from the first centuries of the Christian era were found here in a state of perfect preservation. From these papyri an abundance of material has been uncovered, all written in the language of the people of the first Christian century, the *κοινή*. This speech of the people was first shown by Prof. Deissmann to be the language of the New Testament. It was the vernacular of the home and shop, used by the middle class and the working man, the language of every day life and not of the school. It was therefore admirably adapted to become the vehicle of communication by which the gospel which was for all people would be preached. The discovery of the fact that this people's language was the language of the New Testament, of Paul and the other apostles, made by Deissmann, revolutionized the grammatical study and treatment of the New Testament Greek and made all grammars and dictionaries (Cremer's, for instance) of it, heretofore used, obsolete. Cobern furnishes especially rich material on this feature.

But this fills only a small part of the book. He further gives interesting information on ancient New Testaments recently discovered (Greek, Syriac, Coptic, Latin). Then, since he aims at completeness in this field, he adds a chapter on the "Logia, or Newly Discovered Sayings of our Lord." Gospel of Peter, Didache or "Teaching of the 12 apostles," and so forth.

In the second part of the book he makes new light shine on the New Testament from graves and buried cities (Pompeii), Christian cemeteries, from recent excavations in famous cities mentioned in the New Testament, such as Corinth, Ephesus, the Galatian cities, and other cities visited by St. Paul; sidelights from cities mentioned in Revelations.

So we can easily see what a veritable mine of good things in the line of ancient light on the New Testament, made available by excavations, we have in this book. The reader finds in it nearly everything he wants to know, nicely put together, well arranged and classified, and he who invests his three dollars on the purchase of the book or borrows it from some library, will find that he has something which deserves to be classed among the treasures of his book shelves.

The Old Home, by *Charles Coke Woods. The Methodist Book Concern.* 1918. 190 pages; many illustrations. $2.00.

If all people who live in the country felt about it like the author, the "commission on country life" would not have been necessary. He

is deeply impressed with the poetry of country life and knows how to talk about it like few others. In this book he goes back to the scenes of his childhood and pictures to us the "old home." The home was not located in an environment of great natural beauty, with a variety of scenery. It stood in the prairie, and yet he dwells fondly on all its simple joys, the old farm house itself, and mother and father in it, and the orchard, the school days, and the daily walks thru the prairie with the flowers and trees and birds and "bunnies." He is a miniature painter of great fidelity. Like those great Dutch artists he is accurate in every detail and works his pictures out with the greatest care and infinite enjoyment. If a person needs to have his eyes opened to see things worth seeing everywhere, in the front yard, in the meadow, by the roadside; if he needs to learn to enjoy the ordinary, the commonplace things, the things easy to overlook or disregard, the author is the man to follow and learn from.

The Methodist Year Book, 1919. *The Methodist Book Concern.* 254 pages. 25 cents.

Like other year books it surveys the whole field of Methodist Church activities, its publications, boards, Sunday schools, etc., women's work in temperance and missions, and its benevolent agencies. Of more general interest is the chapter on the Centenary of Methodist Missions. We learn there of the gigantic plan of the Church for the celebration of that jubilee, the raising of 80 million dollars for Home and Foreign Missions in the next five years, while the Methodist Church South is engaged in raising 35 millions, and the elaborate preparations that are under way to make the year of the memorial, 1919, one long to remember.

The Christian Conquest of America, by *R. W. Keeler and Ellen C. Keeler. The Methodist Book Concern.* 1918. 55 pages. 15 cents net. $1.50 per dozen.

This little pamphlet is a text-book in 12 lessons for Adult Bible Classes on the subject given in the title. It is along the line of several other such text-books discussed here lately. The headings of the lessons are such as these: "What Home Missions Mean to America"; "The Call of the Old Frontiers"; "The New Day of the Country Church"; "The Church and the Immigrant"; "Making the City Christian," and so forth. Instructive, helpful and popular.

The Record, November, 1918. *The Rochester Theological Seminary Bulletin. Published by the New York Baptist Union.*

This is the *Walter Rauschenbusch* number of the Record. It contains the funeral services for Rauschenbusch and many tributes from friends and appreciation of his life and work. Very interesting for admirers of the man. No doubt copies can be had by applying to the Rochester Theological Seminary.

Magazin
— für —
Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.
Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 21. Band. St. Louis, Mo. Mai 1919.

Wenn ein Reich mit sich selbst uneins wird.

Matth. 12, 25.

Von H. Kamphausen.

Nicht einmal Satans Reich kann nach jenem bekannten Wort Jesu ohne Einigkeit bestehen. Man hatte ihm vorgeworfen, daß er die Teufel austrieb durch Beelzebub, den obersten der Teufel. Wenn das so wäre, antwortet er, dann wäre Satan mit sich selbst uneins: wie könnte dann sein Reich Bestand haben? Also selbst das Reich, welches durch Abfall von der ursprünglichen Ordnung zustande gekommen ist, kann doch der Ordnung nicht entbehren. Es muß in demselben eine Unterordnung unter ein gemeinsames Haupt geben. Es muß durch gemeinsame Ziele zusammengehalten werden. Wie sehr seine Glieder auch nach außen ihre Feindschaft bezeugen mögen, zwischen ihnen selbst muß Eintracht herrschen. Welch eine wunderbare Bestätigung dies zu der Tatsache, daß Gott ein Gott der Ordnung ist, und daß diese Welt demnach auch eine Welt der Ordnung, oder mit andern Worten eine Welt der Gesetzmäßigkeit ist! Sie mag sich gegen ihn kehren und ein widergöttliches und unsittliches Weltreich aufrichten, aber sie muß in demselben alsbald das göttliche Prinzip der Ordnung, der Einigkeit, der Gesetzmäßigkeit anerkennen.

Wenn das so ist in Satans Reich, wie vielmehr muß es in allen menschlichen Organisationen der Fall sein. Einem jeden fällt alsbald die Anwendung des obigen Wortes ein, die Abraham Lincoln vor dem Bürgerkriege machte. Sein ganzes Streben war darauf gerichtet, den drohenden Konflikt zu vermeiden. Nord und Süd waren gespalten durch die Sklavereifrage. Der Zusammenbruch der Union schien unabwendbar. Dennoch versuchte er das Schlimmste zu verhüten. Er war zu den größten Konzessionen bereit. Sogar das Institut der Sklaverei wollte er nicht antasten, wenn der Süden mit dem, was er schon hatte, zufrieden wäre. Im Interesse der Union sollten beide Teile die Streitaxt begraben, denn „wenn ein Haus mit sich selbst uneins werde, so könnte es nicht bestehen.“ Er erreichte seinen Zweck nicht, der Bruch kam, aber doch ist die Frage berechtigt: Wenn man

ihm gefolgt wäre, wäre nicht eine friedliche Lösung möglich und solche einer Entscheidung durch das Schwert vorzuziehen gewesen?

Diese Frage mag man verneinen, aber keinem Zweifel kann es unterliegen, daß wir in unsrer Synode auf eine friedliche Beilegung der Streitfragen, die uns in der gegenwärtigen Zeit scheiden, mit aller Entschiedenheit hinarbeiten müssen. Satans und Christi Reich stehen sich gegenüber wie Licht und Finsternis. Zwischen denselben kann es keinen Frieden geben. „Ich bin gekommen," sagt der Herr, „daß ich die Werke des Teufels zerstöre." Auch zu Lincolns Zeiten standen sich im Grunde zwei feindliche Prinzipien gegenüber. Der Süden hatte sich mit dem unsittlichen Prinzip der Sklaverei solidarisch erklärt. Der Norden, wollte er sich nicht selbst verleugnen, mußte auf dem unveräußerlichen Menschenrecht der Freiheit bestehen. Die beiden konnten sich nicht einigen, ebenso wenig wie Feuer und Wasser sich mischet.

Ganz anders aber steht es, Gott sei Dank, bei uns. Von scheidenden und feindlichen Prinzipien kann bei uns gar nicht die Rede sein. Es trennen uns keine Glaubensfragen, es handelt sich nicht um Recht und Unrecht. Es handelt sich nur um die Stellung, die wir zu gewissen Fragen, die uns der Weltkrieg aufgezwungen hat, einnehmen wollen und sollen. Wir lesen in dem Leben des Herrn, wie es die Evangelisten uns überliefern, daß er es schwer empfindet, daß das Volk Israel die Zeichen der Zeit nicht sehen und verstehen kann. Sie sind eng verkettet mit der alten Ueberlieferung, sie wollen um keinen Preis auch nur ein Jota des angestammten Religionssystems aufgeben und sehen nicht, daß es total verknöchert und versteinert ist, und kein Hauch des Lebens von ihm ausgehen kann. Sie rühmen sich der alten Propheten und begreifen nicht, daß Gott ihnen einen neuen Propheten gegeben. Sie schmachten nach Zeichen und Wundern und fassen nicht, daß das größte Gotteswunder, Gottes Sohn, in Person in ihrer Mitte ist. Darum sehen sie auch nicht, daß ihrem Volk in seiner Blindheit und Verhärtung nicht zu helfen ist, und daß es unaufhaltsam seinem Untergang entgegeneilt. „O, daß du erkenntest zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dient, aber nun ist es vor deinen Augen verborgen!"

Eine herzerschütternde Tragödie, die sich da vor unsern Augen abspielt, aber bedenken wir, was Paulus sagt: Dies ist uns zur Warnung geschrieben! Das Wort Gottes und die Geschichte des erwählten Volkes ist ein „Textbuch" (Leitfaden) für das christliche Leben aller kommenden Generationen. Sich über Israels Blindheit zu wundern, nützt gar nichts; daraus aber beten zu lernen: Herr, öffne **uns** die Augen, daß wir unsere Zeit und dein Walten in ihr verstehen! nützt viel. Unsere Zeit ist eine **eiserne** Zeit. Das Schwert von Eisen und die andern aus Erz gegossenen Mordwerkzeuge haben Geschichte gemacht. Diese Geschichte mag uns nicht gefallen, sie legt uns zent-

nerschweres Weh aufs Herz, aber wir müssen uns mit ihr abfinden. Dies Weh wird tief innerlich und täglich empfunden von dem, der dies schreibt. Aber erinnern wir uns, daß der Apostel sagt: „Demütigt euch unter die gewaltige Hand Gottes!" und er schreibt das von der schweren Verfolgung, die heidnische Ungerechtigkeit und Grausamkeit über die Christengemeinde gebracht. Wie vielmehr müssen wir lernen, uns nicht zu verbittern und dem Mann im Alten Testament gleich zu werden, der im Leid seines enttäuschten Herzens unter dem Wachholderbusch niedersank mit dem Schrei: „Es ist genug, Herr, nimm meine Seele dahin!" Wir kennen Brüder, die unter den zermalmenden Schlägen der Zeit fast den letzten Rest ihrer Arbeitsfreudigkeit verloren haben und mit Gott und Menschen hadern. Sie haben unser tiefstes Mitgefühl, aber das Beste, was wir für sie tun können, ist ihnen zu sagen: Geht ins Wort Gottes und lernt von den Aposteln und Propheten. Sie haben beide Schwereres erfahren und doch sind sie nicht müde geworden, des Herrn Werk zu treiben und haben nicht an ihrem Glauben Schiffbruch erlitten.

Unsere Zeit ist nicht nur eine eiserne Zeit, die zerstört. Sie ist eine Zeit, wo sich **tausend ungeahnte Kräfte regen.** Nie hat die Kirche sich zu größeren Dingen erhoben, nie die schwer auf ihr liegende Verpflichtung zum Wiederaufbau und zur Ausdehnung ihres Werkes lebhafter empfunden als jetzt. Ihr Horizont ist so weit wie die Welt, und ihre Pläne reichen bis an das Ende der Welt. Die Wellen dieser mächtigen Bewegung schlagen auch in unsre Kirche hinein. Auch hier ist ein allgemeines Regen, Gähren, Planen, Vorwärtsdrängen. Die Gemeinschaft der Ziele hat eine Annäherung geschaffen. Man fühlt, daß bei so großen Aufgaben, Zwecken, Idealen die Kirchen ihre Unterschiede vergessend sich die Hände reichen sollen zum großen Werk des Herrn.

Aus den im Vorstehenden geschilderten Ursachen, den direkten und indirekten Folgen des Krieges, sind alle die Dinge erwachsen, die jetzt als schwierige Probleme vor uns liegen und der Lösung harren. Daß im allgemeinen unsere Synode mehr tun und leisten muß als bisher, liegt auf der Hand. Das gilt ja von jeder Kirche, und fast jede Kirche tut oder unternimmt ungeheuer viel mehr als je zuvor. Also über die Notwendigkeit eines **größeren Arbeitsprogramms** für die Kirche wird kein Streit zu fürchten sein. Auch darüber nicht, daß man ganz bestimmte Ziele ins Auge fassen muß und dann den Apparat, die Organisation schaffen, die zur Ausführung dieser Ziele erforderlich sind, und daß man jede einzelne Behörde, jeden Distrikt, jede Gemeinde und jeden Pastor für sein Teil an dem Programm verbindlich macht.

Selbst wenn wir zu dem so schicksalsschweren Punkt der **Amalgamation,** der Verbindung oder Vereinigung mit andern Kirchen kommen, brauchen wir uns noch nicht so sehr zu erregen, wenn zweierlei

bedacht und beobachtet wird: 1) Daß diese Sache durchaus nicht überstürzt und übers Knie gebrochen werde. Es muß erst festgestellt werden, wie die Kirche als Ganzes darüber denkt. Es muß die vollste Gelegenheit gegeben werden zur Aussprache, Information, zur Klärung der Geister, zur Erfassung der Sachlage. Hier zur schnellen Entscheidung zu drängen wäre Torheit und Unrecht. 2) Sodann muß aufs bestimmteste betont werden, daß wir unsere Identität und Selbstregierung behalten wollen. Darauf verzichten, hieße sich selbst aufgeben. Wer so etwas jetzt vorschlagen würde, dürfte kaum ein Bäckersdutzend in seiner Gefolgschaft haben. Ob nun unter diesen Bedingungen es zu einer organischen Vereinigung noch kommen könnte, wird die Zukunft bald lehren. Eine genauere und bestimmtere Fassung des Begriffes wird im Laufe der Verhandlungen bald hervortreten. Dann kann man dazu Stellung nehmen.

Die eigentliche Crux der ganzen Sachlage, der Punkt, wo Weisheit und Rücksicht am nötigsten sein werden, ist die **Sprachenfrage.** Die Sache des Deutschen hat, wie jedermann weiß, durch den Krieg einen furchtbaren Schlag erlitten. Aus den öffentlichen Schulen ist es fast ganz verschwunden. Sodann drückt der Haß und die allgemeine Verachtung gegen unser altes Vaterland sehr auf unser junges Geschlecht. Sie schämen sich vielfach Deutsch zu sein, und man kann ihnen mit der deutschen Sprache weniger näher kommen als je. Natürlich es mag Ausnahmen geben, aber so liegt die Sache im großen und ganzen. Diese Verhältnisse ziehen aber unabweislich tiefgehende Folgen für unser synodales, kirchliches Leben und Wirken nach sich. Unsere Blätter, unsere Publikationen werden davon beeinflußt. Wir freuen uns zu hören, daß der „Friedensbote" immer noch über 25,000 Leser hat. Aber die Zeitschriftenbehörde sieht sich genötigt, ein deutsches Sonntagsschulblatt nach dem andern eingehen zu lassen. Vielleicht geht sie dabei mitunter etwas zu schnell vor, aber die Pastoren, die deutsche Sonntagschulliteratur noch brauchen, haben es ja in der Hand sich energisch geltend zu machen. Wo dann eine Bedürfnis für gewisse Blätter in genügendem Maße vorhanden ist, da glauben wir, wird die Behörde sich nicht weigern, demselben nachzukommen.

Was die Sprachenfrage im allgemeinen anbetrifft, so wolle man bedenken, daß es Sache der einzelnen Gemeinde und ihres Pastors ist, darüber zu beschließen, welche Sprache in Kirche, Sonntagschule und Unterricht zu gebrauchen ist. Hier redet die Synode überhaupt gar nicht mit. Der Punkt, der heikle, wo die Schwierigkeit und die Meinungsverschiedenheit anfangen, sind die Lehranstalten. Es wird von manchen gefürchtet, man wolle die Seminarien, resp. Seminar und Proseminar, mit Gewalt englisch machen. Ohne Zweifel gibt es solche, die eine solche Veränderung gerne sähen. Aber das sind nur einzelne. Wir haben in unserer Synode zwei Parteien. Die eine ist mehr konservativ und hängt am Deutschen, die andere schreibt den

Fortschritt auf ihre Fahne und bevorzugt das Englische. Aber diese letztere will nicht die Lehranstalten mit einem Schlag englisch machen. Sie will nur mehr englisch in Elmhurst haben und mehr englisch in dem Predigerseminar, so daß es auch einem, der Deutsch nicht versteht, möglich ist, seine volle theologische Ausbildung dort zu erlangen, und er nicht gezwungen ist, noch ein Jahr nach McCormick Seminary oder nach Hartford oder Oberlin zu gehen.

Jeder aber, der mit den Verhältnissen im mittleren Westen bekannt ist, weiß, daß wir noch vielleicht auf geraume Zeit deutsche Pastoren brauchen. So lange aber solche benötigt werden, werden unsere Anstalten diesem Bedürfnis Rechnung tragen. Es kann aber nicht ausbleiben, daß die beiden Parteien sich darüber nicht einig sind, wie schnell und wie viel geändert werden soll. Wer ums Deutsche nichts gibt, wird recht bald bereit sein damit aufzuräumen, wer aber das Deutsche selbst spricht und liebt, wird sich für dasselbe wehren, so lange er kann. Auf diese Weise ist dafür gesorgt, daß beide Seiten im Atem gehalten werden. Doch laßt uns nun alle diese Diskussionen im Geiste der Eintracht und Liebe zur Gesamtkirche führen! Im politischen Leben würden die Parteien nicht ohne Kompromisse fertig werden, und ohne das geht es auch im kirchlichen Leben nicht. Von beiden Seiten müssen Konzessionen gemacht werden.

Es sind hier und da bedenkliche Stimmen gehört worden, die sogar von einem Bruch geredet haben. Woher kommt das? So etwas haben wir bisher nicht gehört, obwohl doch die Sprachenfrage nichts Neues ist. Das hat der Krieg getan. Der deutsche Teil unserer Bevölkerung ist so miserabel behandelt worden, so schikaniert, so mit Füßen getreten, daß sich seiner eine hochgradige Erbitterung bemächtigt hat. Wenn nun auch noch die Synode — oder ein Teil derselben — in dieselbe Kerbe zu hauen scheint, so wird es ihnen zu viel. Sie sagen: „Wir haben die Sache satt," und drohen mit Austritt. Diese Sachlage wird die Synode ernstlich zu bedenken haben auf den bevorstehenden Konferenzen. Diese psychologischen Zustände werden unsere Beamten aufs zartfühlendste in Betracht zu ziehen haben. Man hat wahrlich den deutschen Namen schon genug mit Schimpf und Schande beworfen, von unserer Kirche erwarten wir deshalb doppelt und dreifaches Verständnis und Mitgefühl.

Auf der andern Seite wollen auch die deutschen Brüder sich notwendigem Fortschritt nicht entgegensetzen. Schreiber dieses war als Gast und im Interesse des „Magazins" auf der Versammlung in Columbus, O., von der so viel Böses gesagt worden ist. Ein Bruder nannte im Briefe die Teilnehmer der Zusammenkunft gar „Bolschewiki." Nichtsdestoweniger war der Geist ein ganz anderer. Es waren Vertreter beider Seiten vorhanden. Chicago besonders hatte eine ziemlich starke Delegation geschickt. Beide traten sich zu Zeiten scharf gegenüber. Aber sie kamen sich immer näher, und es war ein schöner

Anblick, als schließlich zwei der Hauptgegner auf einander zutraten und sich die Hände reichten zum Zeichen, daß sie in der Hauptsache eins seien. Uns wurde es warm ums Herz, und wir nahmen es als ein günstiges Omen. Wir sagten, wenn nur erst die beiden Seiten sich gegenseitig aussprechen, und sind beide beseelt von der Liebe zur Kirche, so wird alles gut. Und beide brauchen doch die ganze Synode. Zerfiele sie in zwei Teile, was bliebe uns denn?

Es heißt, wir sollen uns amerikanisieren. Wer wollte das nicht? In dem Sinne, daß wir von den andern amerikanischen Kirchen lernen, ihren Unternehmungsgeist, ihre Methoden, in dem Sinne, daß wir mit ihnen an dem großen Ziel arbeiten, das Reich Christi aufzurichten. Das wird uns wahrlich nichts schaden und braucht uns also nicht zu schrecken oder zu entzweien. Wer nicht die Einigkeit, das Wachstum, das Beste der Synode als sein höchstes Ziel im Herzen hat, der soll auf den Konferenzen lieber schweigen, die andern aber werden sich verstehen, sich Zugeständnisse machen, sich eins werden. Drüben in Deutschland ist es den amerikanischen Soldaten nicht erlaubt, mit den Deutschen zu „fraternisieren," hier aber in unserm Land, in unserer Kirche dürfen, ja sollen sich beide Seiten die Bruderhand reichen, nachdem sie gegenseitig sich alles vom Herzen geredet haben, was drauf lag. Tun sie das, so wird noch alles wieder gut werden.

Neutestamentliches Griechisch.

Von Pastor T. Kugler.

Wie man bei jedem gebildeten Christen ein Interesse für die Entstehung und Zusammensetzung der Heiligen Schriften voraussetzen kann, so wird man — zumal bei Pastoren— erwarten dürfen, daß sich jenes auch auf die Grundsprachen derselben erstrecken wird. Ist das Wort Träger des Gedankens, so ist es auch Vermittler des Geistes. Wirkt nun aber durch das Wort göttlicher Offenbarung der Heilige Geist, so wird uns selbst die wechselnde Form solcher Mitteilung nicht gleichgültig sein. Auch in der einheitlichen Schriftsprache, die Luther mit seiner Bibelübersetzung dem deutschen Volke verlieh, ist es ja besonders die edle, kernige und klare Ausdrucksweise, die dieses Geschenk doppelt wertvoll gestaltete und es so beliebt machte, daß trotz aller neueren, genaueren Verdeutschungen doch die Lutherbibel das geistige Einigungsband noch heute ist „soweit die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt." Die Fäden aber, die Luther als geistiger Weber zu diesef Kunstwerk verband, waren alten, seltenen Geweben entlehnt, denen er bei der Uebersetzung eine neue Form und Farbe verlieh. Da galt es gar altertümliche Muster zu entwirren, aus geheimnisvollen Hieroglyphen gewirkt. Viel mühsame Zeit und Sorgfalt und vor allem brennende Liebe zur Sache kostete es sicher, jene Gebilde nicht nur zu entziffern, sondern auch unbeschädigt und

vollwertig am neuen Webstuhl richtig anzubringen. An die Schwierigkeit des leichteren Teils dieser Arbeit des Reformators können uns auch die nachstehenden Ausführungen erinnern. In denselben soll ja nur die neutestamentliche Gräcität — ihrer Entstehung gemäß — zur Sprache kommen. Denn zum besseren Verständnis des neutestamentlichen Grundtextes ist eben vor allem nötig, daß man dem Ursprung dieser eigenartigen Sprachweise nachgeht. Des knapp bemessenen Raumes wegen müssen wir es uns versagen, zuvor noch das alte und heutige Hellas, sowie deren Bewohner kurz zu streifen. Doch wie Cicero sagt: cum tacent, clamant.

Aeltere Dialekte.

Betreffs des ältesten, uns bekannt gewordenen Griechisch scheint festzustehen, daß es sich ohne fremden Einfluß entwickelt hat und hierin vor mancher andern Sprache bevorzugt ist. Ferner, daß die auf uns gekommenen ältesten Quellen keiner gemeinsamen Umgangs- oder Schriftsprache entfließen, sondern bereits zahlreiche Dialekte aufweisen, in welche also eine etwaige, noch frühere einheitliche Sprache sich schon entwickelt haben muß. Neben dem Mutterboden der Halbinsel Griechenland selbst, gehören auch die Küstenländer Kleinasiens zum griechischen Sprachgebiet. Auf diesem verhältnismäßig doch nur kleinen Gebiete finden sich aber eine Menge Gegensätze auf engem Raume zusammengedrängt. Berg und Tal, Fruchtbarkeit und Oede, sowie klimatische Gegensätze lösen einander da oft jählings ab. Doch so mannigfaltig, wie das Land beschaffen, so reichbegabt war auch das altgriechische Volk. Daß nun eine Nation mit einem derartigen Heimatland und von so reich ausgestatteter Phantasie auch eine reich ausgestaltete Sprache besaß, wen sollte das wundern? Und diese, nach den uns erhaltenen Urkunden schon von Anfang herein vielgegliedert uns entgegentretende Sprache hat auch eine reiche Geschichte und Entwicklung gehabt. Hier soll nun aber hauptsächlich von der Schriftsprache die Rede sein, denn die alte Umgangssprache tritt uns ja, abgesehen von anderen Bruchstücken, nur noch in alten Inschriften entgegen. Doch wird wohl von der Sprachentwicklung im Ganzen gelten, daß sie mit der Entwicklung des Volkes zusammenfällt. Demnach würden also, wie für letztere, so auch für erstere als Hauptepoche zu gelten haben: Die Perserkriege und die Zeit Alexanders des Großen, während der peloponesische Krieg dazwischenfällt. Also diesen tief ins Leben des Volkes einschneidenden Perioden gemäß hat sich im allgemeinen auch die Sprache desselben gestaltet.

Vor den Perserkriegen gingen die gesonderten Dialekte neben einander her. Seit genannter Epoche jedoch, wo die einzelnen Stämme sich dem gemeinsamen Feinde gegenüber mehr näherten und zusammenschlossen, haben sich auch die verschiedenen Dialekte naturgemäß zunächst aneinander gefeilt und damit zugleich einander genähert. In dieser Periode ist für die Sprachentwicklung höchst bedeut-

sam, daß gegen 475 v. Chr. die Hegemonie auf Athen übertragen wird. Denn von diesem Zeitpunkt an hat sich die sogenannte Attis herausgebildet, die dann auch richtig zur gemeinsamen Sprache erhoben wird.

Im Zeitalter Alexanders des Großen endlich wird ja das Griechische allerdings Weltsprache und erhält in der sogenannten Koinä, dem Neugriechischen, eine neue Gestalt. Allein das ist die verfallene Gestalt einer Sprache, die von ihrer klassischen Höhe bereits tief herabgestiegen ist. Allerdings steht das heutige Neugriechisch dem klassischen vielleicht noch ferner, als das moderne Italienisch dem klassischen Latein.

Drei große Hauptdialekte bestanden schon früh gleichzeitig neben einander. Von diesen lassen sich Reste und Spuren bis in späte Zeit hinein noch nachweisen, nämlich:

1. Das Aeolische, in Thessalonien, Böotien und auf Lesbos, aber auch noch den Nordwesten Kleinasiens beherrschend. Und zwar bildet eben dieses kleinasiatische die wichtigste Form desselben, in welchem auch Alkäos und Sappho schrieben. Doch bei Theokrit und Pindar lassen sich gleichfalls zahlreiche äolische Formen nachweisen.

2. Dem Aeolischen steht das Dorische gegenüber, das den größten Teil des alten Hellas und den ganzen Peloponnes beherrschte; seinen Einfluß aber auch noch weiter nach Ost und West bis über Unteritalien und Sizilien ausdehnte. Von der Zähigkeit dieses Idioms zeugt gewiß der Umstand, daß noch im zweiten christlichen Jahrhundert im Peloponnes dorisch gesprochen wurde.

3. Neben die genannten tritt endlich noch das Jonische, dessen sprachlichen Mittelpunkt Attika bildete. Dieses hat sich — seiner Weichheit gemäß — besonders früh schon mit dem benachbarten Aeolischen gemischt. Doch hat sich desselben noch der größte griechische Dichter, Homer, bedient, der einen Hauptvertreter des älteren Jonisch bildet.

Vor den Perserkriegen standen die genannten drei Dialekte noch mehr oder weniger scharf gesondert einander gegenüber. Doch als die Hellenen zur Abwehr des gemeinsamen Feindes sich endlich vereinten, fiel schon bald Athen die Hegemonie zu. So kam es denn, als der politischen auch die sprachliche Einigung folgte, daß die sich bildende Volkssprache sich hauptsächlich an das Jonische anschloß. Daraus entwickelte sich das bekannte und vielgenannte Attische, das als vorherrschender Dialekt etwa in die zweite Periode griechischer Sprachentwicklung fällt. Dem Sprachklang nach dürfte man ihm etwa die Mitte zwischen dem Dorischen und Jonischen anweisen, da es in seiner Phraseologie mehr an das Jonische, in der Syntax wieder mehr an das Dorische anklingt. Auch für das Attische dürfte man drei Perioden annehmen, deren älteste durch die Klassiker Lysias und Thukydides vertreten ist. Die bekanntesten Repräsentanten der mittleren

Zeit sind Plato, Xenophon und Sokrates, während so hervorragende Redner wie Aeschines und Demosthenes der jüngeren Attis Eingang verschafften. In den Schriften des Aristoteles endlich erkennt man philosophische Absichtlichkeit der Ausdrucksweise und empfindet bereits ein Losgelöstsein von der sonst üblichen Sprache.

Ein Wendepunkt sprachlicher Entwicklung trat unter Philipp von Macedonien und seinem Sohne Alexander ein. Um jene Zeit wurde bekanntlich das Griechische — in der Form des Neuattischen — Hof- und Schriftsprache. Doch das hatte einen allgemeinen sprachlichen Verfall zur Folge. Zunächst mußten nämlich die noch im Volksmunde fortbestehenden verschiedenen Mundarten verkümmern, weil sie von der Literatur ausgeschlossen waren. Aber auch jenes bevorzugte jüngere Attisch selbst mußte, obwohl es allgemeine Schriftsprache war und immer mehr Weltsprache wurde, mit der Zeit doch dadurch stark in Mitleidenschaft gezogen werden, daß kein ganzes spracherneuerndes Volk hinter ihm stand. Wohl wurde es zum Allerweltsattisch, aber eben auch in des Wortes doppeltem Sinne. Zunächst nahmen es vielleicht gerade solche willig an, die zuvor überhaupt nicht griechisch sprachen. Oder auch solche, die sich eines dialektisch gefärbten Idioms bedient hatten. Naturgemäß blieb da das Attische nicht mehr in seiner Reinheit erhalten. Vielmehr ist gerade fast alles spezifisch Attische bald ausgeschieden und wir finden schon früh an seiner Stelle eine durch Aufnahme fremder Bestandteile nivellierte griechische Sprache. Und eben aus diesem stark modifizierten Attisch entstand nun das seit Alexander dem Großen allgemein übliche Griechisch, die griechische Gemeinsprache, Koinä oder auch Hellenikä genannt.

Die Koinä.

Dieser Sprache fehlt die schöpferische Triebkraft, also das Vermögen eigenartiger Entwicklung. Demgemäß war auch der Stand der Literatur in der nun beginnenden Periode ein stagnierender. Bisher war die Poesie eine nationale gewesen. Was das Volk begeisterte, war auch Thema der Dichter gewesen. Mit Untergang der Selbständigkeit aber wurde die Poesie vom eigentlichen Volksleben getrennt und auch das Drama sank zur Tragikomödie herab. Das noch vorhandene geistige Leben entwickelt sich abgesondert vom Volksleben. Und eben diese Trennung vollzieht sich auch bei Aristoteles, bei dem sie am klarsten hervortritt. Dieser forscht und sinnt für sich ganz isoliert, in der Studierstube auf seinem Landgute. Ihm merken wir's deutlich an, wie wenig Fühlung er mit dem Volke hat und wie wenig national seine ganze Art und Weise zu schreiben und zu denken ist.

Was die Sprache selbst anlangt, so wird diese nun Gegenstand gelehrter Untersuchungen. Redner und Grammatiker bemächtigen

sich ihrer, sowie Dichter. Diese gestalten dieselbe erst recht zur Buchsprache.

Doch das Schwergewicht der Sprachentwicklung liegt jetzt auf lexikalischem Gebiete. Die Koinä bemächtigt sich einer Menge neuer Wörter, was namentlich auch bei Aristoteles, im Unterschied zu Plato, hervortritt. Ersterer sagt z. B. gar: ὅτις ἄνθρωπος und meint damit: der Mensch als Individuum. Auch eine Menge komplizierter Zusammensetzungen entstehen, zum Zwecke größerer Deutlichkeit oder besserer Veranschaulichung, z. B. διανίστημι für ἀνίστημι oder ἐντάσσειν für das einfache τάσσειν. Dadurch findet nun gewiß keine eigentliche Bereicherung der Sprache statt, denn zu gleicher Zeit verarmt ja die lebendige Phraseologie immer mehr. Allein dafür wird auch jetzt die Buch- und Umgangssprache immer mehr identisch.

Der Mittelpunkt seines Reiches wird von Alexander nun aus Athen nach Alexandrien verlegt und dieses wird fortan auch zum eigentlichen Zentrum der alternden griechisch-orientalischen Welt. Doch es zieht zugleich in die Weltsprache ein Geist ein, der nicht länger erneuernd wirken kann. Noch der reinste Vertreter der Koinä — neben ihrem Hauptrepräsentanten Aristoteles — ist Polybius aus Megalopolis, Mitte des zweiten Jahrhunderts v. Chr. Dieser war sechzehn Jahre als Geisel in Rom gewesen, wo er den Scipio Aemilianus zum Freunde gewann. Er schrieb ein Geschichtswerk, das aus fünf Büchern bestand. Sein Styl kann jedoch weder als fließend noch als gefällig bezeichnet werden; vielmehr wird man ihn als soldatisch hart empfinden müssen. Neben ihm ist zu nennen Dionysius von Halikarnaß, gegen Ende des ersten Jahrhunderts v. Chr. Er hielt sich lange in Rom auf und seine Schriften sind rhetorisch-ästhetischer Art. Am bekanntesten ist wohl sein Geschichtswerk, das mit den punischen Kriegen anfängt, also da, wo dasjenige des Polybius aufhört. Er gilt als der feinste Vertreter der Koinä. Dann wäre auch zu erwähnen Diodoros, zubenannt Siculus, welcher hauptsächlich in Rom lebte, doch dreißig Jahre lang große Reisen unternahm. Dieser ist Verfasser der sogenannten Historischen Bibliothek, einer Universalgeschichte, die zwar bis auf seine Zeit herabreicht, in ihrem Style aber stark variiert. Der dritte große Vertreter der Koinä — neben Aristoteles — ist endlich Plutarch, der 120 v. Chr. starb. Aus Böotien stammend, war er Lehrer des Kaisers Hadrian. Seine Sprache steht dem reinen Atticismus verhältnismäßig nahe. Sein schwerfälliger Satzbau aber mag eben damit wohl zusammenhängen, daß er, mit Hintansetzung der Klarheit des Ausdrucks, jenem Ideal einer reinen Attis, nachstrebte. Ferner gehört hierher Dion Cassius Cocceianus. Aus Bitynien stammend, lebte auch er — zur Zeit Trajans, zu Rom. Achtzig Reden von ihm sind uns erhalten geblieben. Endlich ist in diesem Zusammenhang noch Strabo zu nennen, der vor und nach Chr. lebte. Obschon im Uebrigen nur unbedeutendere Schriftsteller dieser

Epoche uns bekannt wurden, seien doch zwei derselben hier noch mit Namen angegeben, weil ihre Sprache derjenigen des Neuen Testaments nahe kommt; nämlich Herodian, aus dem zweiten, und Heliodoros von Emasa, aus dem vierten nachchristlichen Jahrhundert. Von Letzterem ist auch der kritische Roman „Aithiopika" erhalten, welcher sittlichen Gehalt aufweist.

Doch auch über die Grenzen Griechenlands hinaus wurde die Koinä Volkssprache; selbst dort, wo vordem überhaupt nicht griechisch gesprochen wurde. Zugleich entstanden nun aber auch zwei neue Dialekte, die wir aus Poesien, Inschriften und Nachrichten der Nationalschriftsteller kennen:

1. **Der makedonische Dialekt.** In Macedonien wurde vordem eine Sprache geredet, die vielleicht dem Illyrischen verwandt war, das wir jedoch nicht näher kennen. Als nun unter Philipp und Alexander das Griechische fast in allen Kreisen mehr und mehr Eingang fand, da vermischte sich hier das Griechische mit dem Altmakedonischen. So entstand hier eine neue Sprache, die im Wesentlichen griechisch war und auch fast allgemein vom Volke gesprochen wurde, während man am Hofe attisch sprach. Der makedonische Dialekt weist eine ganze Menge Eigentümlichkeiten auf, z. B. adee für uranos = Himmel, betü für aär = Luft. Eine Menge von Konsonanten und Vokabeln werden ferner hier mit anderen verwechselt, wobei besonders gern β für φ eintritt, z. B. Βίλιππος für Φίλιππος. Aber auch μ tritt für π ein und ein ξ für β: aus βάραθρον wird ξήρηθρον. Ferner wird ρ für τ gebraucht und also statt τοῦτο=ρούτο gesagt und anderes mehr. Das Makedonische wurde nun durch Soldaten, Kaufleute und andere Reisende nach dem Mittelpunkte des griechischen Lebens, nach Alexandrien getragen. Dort aber wurde ja bald fast nur noch griechisch gesprochen, so daß selbst die dortigen Juden schon sehr früh schier ausschließlich griechisch verstanden. Das Makedonische selbst hinwiederum gewann hier auf egyptischem Boden eine eigentümliche Form. Eine Menge weiterer Um- und Neubildungen entstanden und schließlich tritt ein veränderter oder richtiger weiterer Dialekt ins Leben, der seinen Ursprung in Macedonien hat, nämlich der Alexandrinische.

2. **Das Alexandrinische.**

Dieses kennen wir aus Inschriften, von denen eine der berühmtesten, die von Rosetta, die 1677 entdeckt wurde, in diesem Dialekt — zum Teil wenigstens — geschrieben ist. Dort wurde nämlich eine Säule gefunden, die am 2. März 196 v. Chr. errichtet worden war, welche auf dreierlei Weise beschrieben ist, also dreierlei Inschriften enthält. Die Sprache der einen besteht aus Hieroglyphen, die der anderen ist semitischen Ursprungs und die der dritten ist das bekannte Alexandrinisch.

Doch vor allem ist hier wohl die Ausgabe des hebräischen Alten

Teſtaments in griechiſch zu nennen, gewöhnlich die Septuaginta — nach der Zahl der Ueberſetzer — genannt. Dieſe nun iſt auch in alexandriniſchem Dialekt geſchrieben und war dazu beſtimmt, die Unkenntnis des Hebräiſchen bei den nur noch griechiſch redenden gemeinen Juden zu erſetzen. In dieſer Uebertragung nun findet ſich eine ganze Menge von Worten, Wortbildungen und Redewendungen, wie ἀλαβαρχια der Zollwächter, ἐμποδος ταττέω für ἐμποδίξω im Wege ſtehen, ἐλαθονέω für ἐλαθόω; ἐκδυδίσκω für ἐκδύω ausziehen, plündern. Ganz beſonders gern finden ſich auch reichliche, ja überreiche und ſuperlative Zuſammenſetzungen, wie z. B. — e pluribus unum —: διανεξίσταμαι. Anderſeits wieder bekommen manche Worte eine neue Bedeutung; ſo wird ἐξαιλέω auch im Sinne von ἐκφεύγειν gebraucht. In der Lautlehre wieder findet eine Maſſe Vertauſchungen von Konſonanten und Vokalen ſtatt; aus πιαρος wird μιερος; für εὕρημα ſteht εὕρεμα — ſo auch in den beſten unſerer neuteſtamentlichen Codicis. Für ἐχθές findet ſich ἐκθές. Man ſchreibt auch nicht mehr μεθ'ἵππον ſondern μετ' ἵππον und ebenſo οὀκ ſtatt οὐχ vor dem Spiritus asper. Dagegen wieder leſen wir καθ' — — mit Theta ſtatt des Tau — vor dem Spiritus lenis.

Häufig begegnen wir auch einer Verdoppelung von Konſonanten, oder auch wieder, gerade dort, wo man von rechtswegen eine ſolche erwarten ſollte — einer Vereinfachung derſelben. Wir treffen Formen an, wie ἀποθένναι, ἀποστέλγουμεν, ἁμαρτάννειν — alſo mit Doppel-Nü oder Doppel-Lamda. Und dagegen wieder: ἀπαγγέλουσιν — mit einfachem λ; γενήματα. mit einem ν oder auch δυσεμής ſtatt δυσσεμής.

Oft findet auch ein ganz wunderlicher, gegen die Lautlehre total verſtoßender Zuſatz von Konſonanten ſtatt; z. B. ἀκγμή — wo auf das Kappa ein Gamma folgt. Oder gar: ἔκχθρα = Feindſchaft, wo hier auf das κ noch drei Konſonanten, χ, ϑ und ρ folgen; letzteres findet ſich allerdings nicht auch in den neuteſtamentlichen Kodices. Ganz gewöhnlich treffen wir aber ein ν vor Kehl- und Lipplauten, wie ἐνγούς für die aſſimilierte Form ἐγγύς. So findet ſich auch συξητεῖν in der Form von συνξητεῖν.

Noch wichtiger iſt aber doch die Abweichung in der Formlehre. Im Akkuſativ Sing. der Nomina der zweiten oder konſonantiſchen Hauptdeklination — gewöhnlich die dritte Deklination genannt — wird ein ν angehängt: alſo: ſtatt βασιλέα=βασιλέαν, ebenſo γυναῖκαν oder auch ἀσθενην (Akkuſativ v. ἀσθεήνς).

In der Konjugation jedoch ſind die Unterſchiede am grellſten und zahlreichſten, da hier Wendungen und Endungen aus allerlei Dialekten und zum Teil ſogar ganz neue Formen angewandt werden. So endigt die dritte Perſon Indik. des aktiven Perfekts nicht auf ασι, ſondern auf αν; z. B. ἐλήλυθαν für ἐληλύθασι oder ἑώρακαν ſtatt ἑωράκασι. Noch häufiger aber wird dafür wieder in der dritten Perſon Plur. der Präterita ein σα zwiſchen die Endung und den Stamm eingeſchoben. So klingt dieſe Form des Imperf. von ἔρχῶ=ἔιρχοςαν;

ἐποίουσαν statt ἐποίουν; oder ἐκρίνωσαν, ἠγγὅωσαν, εὕρωσαν oder auch ποιήσεισαν statt ποιήσειεν.

Ferner wird der Vokalismus des schwachen Aorist auf den starken Aorist übertragen, wofür sich allerdings auch schon im klassischen Griechisch die Anfänge finden. So finden wir εἶπα, εἶπασ, εἶπε für εἶπον u. s. w., und im Plural dann εἴπαμεν, εἴπατε und εἶπαν. Auch begegnen wir Formen, wie εἴδαν statt εἶδεν oder auch ἔλθατο für ἦλθε. Am allerhäufigsten kommen aber wohlunregelmäßige Accente und Reduplikationen vor, so ἀνήγκακα statt wenigstens ἤναγκακα oder καθάπης für καθηπής, oder auch παρεσυνέβληθε, wo η statt α steht

In der Wortbildung wieder treffen wir besonders eigentümlich gebildete Eigennamen und zusammengesetzte Namen an, wobei auffällig gern der Genitiv von Eigennamen auf ας endigt, welches aus einer weiteren Form zusammengezogen ist; z. B. Ἀλεξᾶς statt ἀγεξάνδρος; Διογᾶς oder auch Κλοπᾶς für Κκεόπατρος u. a. m.

Der neuen Weltsprache gegenüber ging es mit den Juden durchaus nicht anders, als mit anderen ungriechischen, resp. barbarischen Völkern, welche das Griechische in größerem oder kleinerem Maße als Lautsprache annahmen. Die Juden lernten es gezwungenerweise im praktischen Leben, weil nur so der Umgang, namentlich der Geld- und Handelsverkehr möglich war. Da kam es ja auch durchaus nicht auf möglichste Korrektheit an. Es genügte schon ein kleinerer Wortvorrat, während anderseits wieder wohl gerade auch durch sie — die Juden nämlich — manches Fremdartige in die neu sich bildende Weltsprache eindrang.

Zur Zeit der Ptolemäer und Seleuciden drang diese neue Sprache aber auch in die Kreise der gebildeten jüdischen Stände, wo sie richtiger angeeignet, ja gar schulmäßig erlernt wurde. Und endlich gab es auch noch Juden, die das Griechische geradezu als Muttersprache annahmen und die überlieferte — hebräische — ganz aufgaben, wie das ganz besonders in Alexandria und überhaupt wohl in Egypten der Fall war. Im Neuen Testament werden die griechisch redenden Juden Hellenisten oder die die Griechen nachahmenden Juden genannt; wie ja auch das Griechische im Munde der Juden, sofern es dadurch eigentümlich gefärbt wurde, als hellenistisches Griechisch zu bezeichnen ist.

Zu dieser eigenartigen Sprachfärbung gehört unter anderem auch dies, daß zahlreiche griechische Ausdrücke falsch angewendet wurden. Nach hebräischem Muster wurden neue ungriechische Wendungen eingeführt, wie πρόσωπον λαμβάνειν = parteiisch sein; ξητ ῖν τὴν ψυχήν = Jemandem nach dem Leben trachten, πᾶσα σάρξ aus dem Hebräischen kol basar; στόμα μαχαίρας Schärfe des Schwertes, oder περιπατεῖν = den Lebenswandel führen; ὁδός = Sekte, ῥῆμα=hebr. dabar, Ding. Oder ἀπὸ πσοςώπου für die Hebräische mippene = von — weg.

Was endlich noch die Satzbildung anbetrifft, so finden wir überall da, wo das Griechische nicht vollkommen gelernt und bemeistert ist, auch keine syntaktisch richtige Satzbildung vor. Mithin kann es uns auch nicht allzusehr wundernehmen, falls wir unter solchen Verhältnissen nach indirekter Rede oder gar feineren Partizipialkonstruktionen vergebens Umschau halten. Das ist nun z. B. auch ganz besonders der Fall im Text des Johannes-Evangeliums. Dieses ist eigentlich gar nicht in griechischem Geist geschrieben, da es fast nur — in syntakt. Beziehung — ein einfaches Aneinanderreihen der Sätze durch *καί* darstellt.

Ueberhaupt ist der Gebrauch der Konjunktion und der Modi ein im Ganzen durchaus unregelmäßiger und erlischt immer mehr, wofür dann neue Satzbildungen eintreten, die an das Hebräische sich anschließen. So ist auch das *εἰ* in Hebräer 3 Vers 11 die wörtliche Uebersetzung des hebräischen em = wahrlich; hier also gleichsam in ironischem Sinne, mit der Meinung: wahrlich nicht = *μή* gebraucht und etwa auch mit: ob-wohl, oder ob-gar zu übersetzen.

Die hier eigentlich doch nur angedeuteten Eigentümlichkeiten des hellenischen Griechisch traten natürlich am stärksten in der Volkssprache hervor und bei denjenigen Autoren, welche dieser Sprache am nächsten standen. Diese verschwinden aber immer mehr und mehr und machen bei den gebildetern Autoren einem reineren Griechisch Platz.

Dagegen finden wir alle jene Eigentümlichkeiten wieder aufs schärfste ausgeprägt in der Septuaginta, die ja, wie bereits bemerkt, eben zu dem praktischen Zweck verfaßt war, dem Volke Gottes seinen althebräischen, alttestamentlichen Text zu übersetzen, den es nicht mehr verstand. Daher wurde gerade diese Uebersetzung der Volkssprache möglichst ähnlich hergestellt.

Die gesamte hellenistische Literatur war aber größer, als man vielfach gemeint hat. So lebte um 150 v. Chr. ein jüdischer Dramatiker, namens Ezechiel, dessen „Auszug" — aus Egypten nämlich — bekannt wurde. Ferner gehören zu den diesbezüglichen Schriftstellern Philo, Theodatus: „Ueber die Juden" und besonders viel jüdisch-hellenistische Historiker. Eusebius hat uns Auszüge überliefert aus Alexander Polyhistors Werk: „Ueber die Juden." Vielleicht dürften in diesem Zusammenhang auch noch Eupolemos, Demetrius und Aristias genannt werden. Auch was uns sonst noch von jüdischen Schriftstellern überliefert ist, wurde griechisch geschrieben. Jedoch dürfen wir einen Josephus und den bereits genannten Philo nicht etwa ohne weiteres der letztgeschilderten hellenischen Literatur zuweisen. Sie schrieben vielmehr als gebildete und gelehrte Leute die Koinä.

Endlich gehört der hellenistisch griechischen Literatur noch das biblische Griechisch an; vor allem die schon mehrfach erwähnte

Septuaginta,

deren ältester Teil, der Pentateuch, schon unter Ptolemäos Philadelphos entstanden ist. Die Uebersetzer des Pentateuch müssen das Griechische vollkommen beherrscht haben, da sie es mit großer, ja zum Teil ganz übertriebener Kunst zu handhaben verstanden. Sie haben z. B. Teile der prophetischen Stücke mit homerischen und äschylenischen Ausdrücken und Wendungen verbrämt. Die Proverbienübersetzung aber zeigt doch die meiste Verwandtschaft mit antiken Begriffen. Sie muß von Männern herstammen, die sehr genuin dachten und sehr wörtlich übersetzten, zugleich aber auch sehr volkstümlich griechisch. Das beweisen besonders auch die Uebersetzungen des Hohelied, Jesajas und der übrigen Propheten. Diesen gegenüber fallen die historischen Bücher besonders in der Diktion stark ab, während die Psalmen und Kohelet sich wieder durch Wörtlichkeit auszeichnen. Von den Apokryphen bildet eine Reihe bloße Uebersetzungen, während die andern geradezu als griechisch-sprachliche Originale gelten können, wobei natürlich beide Reihen sprachlich gleich interessant sind. Der Herkunft nach stammen die meisten Uebersetzungen — resp. Uebersetzer — aus alexandrinischem Boden, und nur drei von ihnen, nämlich Sirach, Judith und 1. Makkabäer weisen deutlich auf palästinensische Herkunft.

In Sirach ist der hebraisirende Styl ganz unverkennbar, im Buch Judith lassen sich die Uebersetzungsfehler zum Teil noch nachweisen, wohingegen die Makkabäer noch verhältnismäßig rein griechisch verfaßt sind. Baruch ist wahrscheinlich auch vom Uebersetzer des Jeremias verfaßt worden. Alle übrigen weisen nach Alexandrien als ihrem Ursprung, wie Esra, die Zusätze zu Daniel, Manasse, Weisheit, 2. Makkabäer; was aber nicht hindert, daß ihre Diktion sehr verschieden unter einander ist. Das dritte Esrabuch ist z. B. in ziemlich gewandter Form geschrieben und das Buch der Weisheit hat gar rein griechische Wortspiele. Vollends aber ist das zweite Makkabäerbuch echt griechisch verfaßt; ja, es besitzt sogar einen rein griechisch rhetorisierenden Styl, allerdings neben einem unbiblischen Anschauungskreis. Andere der Bücher sind wieder stark hebraisierend, wie das Gebet Manassä und Zusätze zu Daniel. Unter den kanonischen Schriften schließlich sind besonders auch noch die Psalmen stark hebraisierend ins Griechische übertragen worden.

Sprachweise der neutestamentlichen Verfasser.

Um endlich wieder aufs Neue Testament selbst zu kommen, so ist dieses in seinen einzelnen Teilen sehr verschieden geschrieben. Schon Origenes erkannte die Palme der Gräcität — unter allen neutestamentlichen Schriften — dem Hebräerbrief zu und schloß eben daraus, daß nicht Paulus der Verfasser desselben sein könne. Denn hier finden wir wirklich echt griechischen Satzbau und auch der Styl ist mehr

oratisierend als der sonstige paulinische. Schon mehr hebraisierend schreibt Lukas. Während allerdings in den Akten die sogenannten „Wir-stücke" im feinsten Griechisch verfaßt sind, finden sich sonst bei ihm so manche ganz ungriechische, stark hebraisierende Stellen. Wie griechisch er aber trotz alledem denkt, beweist der Umstand, daß er z. B. nicht einmal den Ausdruck Rabbi gebraucht und statt Amen = ἀληθῶς sagt.

Paulus wiederum schreibt ein ihm ganz eigentümliches Griechisch, das sich zwar nicht mit dem klassischen völlig deckt, wohl aber einer Feder entspringt, welche die klassische Sprache beherrscht. Dabei verleiht er jedoch der Sprache nicht den korrekten Ausdruck, sondern verwendet einen sehr freien Periodenbau, der allerdings seinerseits wieder eine hohe Beherrschung der Sprache beweist, jedoch auch mit einer Menge von Anakoluten ausgestattet ist. Rhetorisch am gewaltigsten ist zweifellos der zweite Korintherbrief, der auch am besten beweist, wie sehr Paulus die Sprache bemeistert. Das Griechisch dieses Apostels ist um nichts schlechter als das Buchgriechisch der Koinä, wie es gewöhnlich geschrieben wurde. Jakobus schreibt ein immerhin noch feines Griechisch, wobei aber zahlreiche Berührungen mit Alexandrinismen vorkommen und er zugleich eine Kenntnis der apokryphischen Literatur kundgibt. Bei Petrus erinnert wieder manches an Paulus, anderes an Jakobus. Sehr merkwürdig und bezeichnend stimmt auch die Sprache des ersten und zweiten Petribriefes mit den Reden Petri in den Akten.

Ein Markus schreibt mit anmutender Frische. Das Präsens historikus tritt bei ihm stark hervor. Matthäus hingegen schreibt kein gutes Griechisch, sondern vielfach hebraisierend. Trotzdem hat der Verfasser unseres Evangeliums im einzelnen durchaus griechisch gedacht und sein Evangelium darf keineswegs als einfach wörtliche Uebersetzung des Hebräischen — resp. Aramäischen — angesehen werden.

Die johanneischen Schriften endlich sind lexikalisch arm, wenn auch äußerlich korrekt verfaßt. Doch ist die eigentümliche Monotonie des Ausdrucks ganz ungriechisch; die Satzform nicht minder, da ihr jeglicher Periodenbau abgeht. Anknüpfung, Verbindung und Uebergang werden fast ausschließlich durch καί, οὖν, ἵνα — in abgeschwächter Bedeutung — oder ὅτι u. s. w. hergestellt. Am tiefsten steht hierin die Apokalypse; was sich vielleicht teils schon aus dem besonderen Inhalt selbst erklären läßt, teils aus dem Streben, ans Alte Testament anzuknüpfen. Bekanntlich ist ja gerade dieses Buch voll Hebraismen und mit Solicismen reichlich bedacht. Daß bei alledem der erhabene Inhalt der johanneischen Schriften ganz dazu angetan ist, die äußeren Sprachformen samt deren Ausstellungen völlig vergessen zu machen, bedarf wohl schwerlich erst noch einer besonderen Erwähnung.

Ergebnis.

Auf Grund des im Vorstehenden geschilderten vielfach verschlungenen Werdeganges des Griechischen des Neuen Testaments, dürften wir wohl zum Schluß zusammenfassend sagen: Wiewohl ein naturgemäßer geschichtlicher Zusammenhang des neutestamentlichen Griechisch mit dem klassischen und nachklassischen Griechisch besteht, so unterscheidet ersteres sich doch zunächst von dem klassischen Griechisch hauptsächlich in fünffacher eigentümlicher Weise.

1. Teilt das neutestamentliche Griechisch natürlich alle Eigentümlichkeiten der Koinä, was sich sowohl lexikalisch wie grammatikalisch nachweisen läßt. Es zeigt nämlich eine lange Reihe von Neubildungen und Wörtern, die erst in der Koinä üblich geworden sind. Ferner die auch in Letzterer üblich gewordene Veränderung des Geschlechts von Substantiven. Endlich teilt es gleichfalls mit der Koinä, die schon vorstehend aufgewiesenen syntaktischen Abänderungen derselben.

2. Finden sich im neutestamentlichen Griechisch ganze Reihen von bislang nur dialektischen, namentlich auch alexandrinischen Formen.

3. Hat das Neue Testament eine nicht geringe Anzahl von Fremdwörtern, was teils mit den Verhältnissen und dem Inhalt, vor allem aber mit der eigentümlichen späteren Sprachfärbung zusammenhängt. Neben ägyptischen Worten, wie pyramis, palmis, werden auch persische — wie engarlion — angenommen. Natürlich finden sich auch genügend dem Lateinischen entlehnte Ausdrücke, wie legion, praeterion, titlos, million, membrana — die hier, wie schon andere griechische Worte, zur bequemeren Handhabung in lateinischer Schrift wiedergegeben sind. Doch nicht bloß Worte, sondern auch ganze Redensarten aus dem Lateinischen finden Eingang, die wahrscheinlich zuvor schon in die Vulgärsprache aufgenommen waren. Dabei werden freilich von manchen mehr Worte und Wendungen als Latinismen ausgegeben, wie man als solche nachweisen kann. Allein auch ohnedies finden sich ja solche tatsächlich zahlreich genug, wie z. B. τὸ ἱκανὸν ποιῆσαι für satisfacere, Mark. 15, V. 15 u. a. m. Des weiteren sind natürlich auch hebräische und aramäische Worte wirklich in die Sprache übergegangen.

4. Selbstverständlich teilt das neutestamentliche Griechisch auch alle Eigentümlichkeiten des hellenistischen, und zwar syntaktisch wie lexikalisch. Besonders finden sich darin eine Menge von solchen aramäischen und hebräischen Worten, die z. T. in präzisierter Form in die Sprache ganz übergegangen sind, wie Messias, Satanas, Gehenna, Pas-cha u. v. a. Dazu gesellen sich noch Schulausdrücke der jüdischen Theologen, wozu ja auch der bekannte Ausdruck βασιλεία τῶν οὐρανῶν gehört. Oft erhält dabei ein griechisches Wort eine Bedeutung, die nur das entsprechende hebräische oder aramäische Wort allein hat, z. B. ῥῆμα= Wort, welches nach dem hebräischen dabar auch im Sinn von Sache, Ding ge-

braucht wird; oder ὀφείλημα im Sinne von sittlicher Schuld. Es finden sich auch durchaus ungriechische wörtliche Uebersetzungen hebräischer oder aramäischer Phrasen — wie εἶναι εἰς — wo der Grieche doch einfach den Nominativ setzen würde, der Hebräer aber die Umschreibung mit le = haja le gebraucht. Oder: υἱὸς τοῦ θανάτου Sohn des Todes, für: dem Tode verfallen; mit welch ersterem Ausdruck ein Grieche einen Halbgott bezeichnen würde, dem Gotte Tod entsproßen. Der hebräische Ausdruck ben hakkoth = Sohn der Schläge, müßte griechisch übertragen: ἄξιος πληγῶν — der Schläge würdig — lauten; hellenistisch wird es aber wiedergegeben — in wörtlicher Uebertragung des Hebräischen — mit υἱὸς πληγῶν. Endlich begegnen wir noch griechischen Neubildungen, behufs Wiedergabe hebräischer Worte. Dazu werden häufig Verba, die mit ίξω endigen, verwandt; wie z. B. für das hebräische hanach = ἐνκαινίξαι oder für hecherim = ἀναθηματίξαι eingeführt wird.

5. Im Unterschied von der sonstigen hellenistischen Gräcität finden sich endlich noch Eigentümlichkeiten des neutestamentlichen Griechisch, die ihren Ursprung haben in der neuen Lebensmacht des biblisch-religiösen Inhalts, welcher sich die alten Formen mit neuem geistigem Gehalt erfüllte; sofern er es nicht vorzog, den neuen Wein auch gleich in neue Schläuche zu fassen, d. h. sich gänzlich neuer Worte zu bedienen. Dabei ist namentlich dreierlei zu beobachten:

a. Daß häufig eine Umänderung des Begriffsinhalts auf biblischem — neutestamentlichem — Boden stattfindet. So nur ein Beispiel: ἅγιος, das im Profangriechisch nur bedeutet: den Göttern geweiht, wird nun in „ehrwürdig" gewandelt; wobei dann auch der spezifisch biblische Sinn von einem sittlich vollkommenen „heiligen" Gott hier auf biblischem Boden sich darin Ausdruck verleiht.

b. Daß eine Anzahl Ausdrücke, die auf heidnischem Boden außerordentlich oft zu technischen Bezeichnungen ethischer Begriffe verwandt werden, auf biblischem Grunde fast gänzlich vermieden oder aber ihnen andere Begriffe beigelegt werden. So bedeutet z. B. das bekannte Doppelwort καλὸς κ'ἀγαθός eigentlich „sittlich gut" und gibt den Maßstab an, den die griechische Welt an die sittliche Forderung stellt, nämlich persönliche Tüchtigkeit aus eigener Kraft heraus. Diese Wendung wird nun im Neuen Testament so gut wie gar nicht persönlich angewandt, sondern dafür δίκαιος ἅγιος ἀνήρ gesagt. Wohl gibt es καλά und ἀγαθὰ ἔργα; doch nur in ganz ausnahmsweisen Fällen wird ἀγαθός gebraucht, um das vollkommen Gute auszudrücken.

Endlich werden manche Ausdrücke mit ganz neuen Begriffen erfüllt. Selbst die eigentliche Bedeutung von Worten, wie πίστις, χάρις, ἔργα, δικαιοῦν, μυστήσιον, πνευματικός kann man nur noch im ganzen Zusammenhang erfassen.

Aus genannten Gründen sind auch tüchtige Philologen — ohne theologische Bildung — an der neutestamentlichen Exegese schmählich gescheitert. Soviel ist aber ohne weiteres klar, daß man nämlich das

neutestamentliche Griechisch nur dann recht beurteilen konnte, wenn man des Griechischen — zunächst seiner Entwicklung nach — recht sicher war. Somit blieb auch, vor Beginn des vorigen Jahrhunderts, die Beurteilung der neutestamentlichen Gräcität eine schwankende. Wohl nahm man die Untersuchung schon seit der Reformationszeit auf, doch war die Exegese so unhistorisch und prinzipienlos, daß das Resultat ganz dem Zufall überlassen blieb. Daher wurde bald das eine, bald wieder das andere behauptet. Denn was sich jedem äußerlich von selbst zu ergeben schien, das sah man gewöhnlich auch für das Richtige an. Ja, manche wollten schon in den Hebraismen die ganze Eigentümlichkeit des neutestamentlichen Griechisch erkannt und erfaßt haben. Solche Hebraismen fand man aber auch da, wo sie gar nicht vorhanden waren. Das spürte man schließlich doch und drehte nun wieder den Spieß um, mit der Behauptung, das Neue Testament biete ein reines genuines Griechisch dar. Darüber entbrannte dann wieder, schon bald nach der Reformationszeit, ein langer, unfruchtbarer Streit. Denn ein Teil der Exegeten hielt doch noch hartnäckig an der vorgefaßten Meinung fest, das neutestamentliche Griechisch sei beinahe ein völliges Hebräisch, nur in griechisches Gewand gekleidet.

So wogte der Streit der Ansichten hin und her und begann auch nach Herausgabe von G. Pasors instruktiver Grammatica graeca sacra — Groningen, 1650 — erst nur langsam abzuflauen. Da endlich trat zu Anfang vor. Jahrh. ein rationelles, historisches Verfahren bei dieser Untersuchung ein. Durch J. G. Hermanns De emendanda ratione grammaticae graecae, Leipzig, 1801, erfuhr die gesamte philologische Wissenschaft einen solchen Aufschwung, daß derselbe naturgemäß auch der neutestamentlichen Exegese zugute kam. In genanntem Oktavbüchlein wird nämlich mit der alten empirischen Sprachbehandlung aufgeräumt, die einheitliche Resultate ausschloß. Obwohl nun seitdem bis in die neuere Zeit — namentlich die Spezialzweige unseres Gegenstandes — eine fachmännische Behandlung wiederholt erfuhren, so war es doch vor allem einem G. B. Winer — 1858 gestorben — vorbehalten, sich auf diesem Gebiete bleibend verdient zu machen. Durch sein gründliches Werk ist, wie mit einem Schlage, so viel Licht des Verständnisses neutestamentlicher Gräcität und Exegese aufgegangen, daß alle späteren einschlägigen Arbeiten getrost darauf fußen durften.

Zur Entstehung des Buches Daniel.

Von A. Kampmeier, Iowa City, Ia.

Wenn Zweifel an der Authentie des Buches Daniel geäußert werden, so schreibt man in gläubigen Kreisen dies wohl meistens rationalistischer Wunderscheu und Leugnung einer übernatürlichen prophetischen Inspiration zu.

Es ist aber zweifelhaft, ob die Annahme allein solcher Motive ge-

rechtfertigt ist, da sehr gewichtige objektive Gründe vorliegen, welche Zweifel an der Authentie Daniels veranlassen können.

Es ist zuerst auffallend, daß das Buch Daniel, welches mehr wie irgend eines der anderen prophetischen Bücher sich bis in das kleinste Detail hinein beschäftigt mit der fernen Zukunft (vgl. vor allem die minutiöse Schilderung der Geschichte der Ptolemäer und Seleukiden und der Regierung des Antiochus Epiphanes, Kap. 11), daß dieses Buch im hebräischen Kanon nicht unter den Propheten steht, sondern unter den sogenannten Hagiographa, der dritten Schicht des hebräischen Kanons. Bekanntlich wurde ja der hebräische Kanon eingeteilt in: 1. Thora, d. i. das Gesetz (die fünf Bücher Mosis); 2. Nebiim, d. i. Propheten, die historischen Bücher des Alten Testaments (außer Ruth, Chronika, Esra, Nehemia, Esther) und die Propheten (außer Daniel); 3. Ketubim, d. i. Schriften, die übrigen Bücher des Alten Testaments, die nicht in den beiden vorhergegangenen Klassen enthalten sind. Und in der letzten Schicht des hebräischen Kanons steht Daniel hinwiederum als das viertletzte Buch, unter Büchern, die wegen ihrer Sprache und aus sonstigen Gründen allgemein als zu den späteren Erzeugnissen der hebräischen Bibel gehörend angesehen werden.

Die Frage darf darum wohl aufgeworfen werden: was mag wohl der Grund gewesen sein, daß Daniel, angeblich aus der Zeit des Exils, nicht unter die Propheten gesetzt wurde?

Der Grund zu dieser Frage wird weiter verstärkt durch die Tatsache, daß Jesus Sirach (um 200 v. Chr.) c. 48, 20—25 Jesaja; c. 49, 6—7, Jeremia; c. 49, 8—9, Hesekiel, und c. 49, 10, die zwölf kleinen Propheten nennt, aber nicht Daniel. Die Nichterwähnung Daniels ist um so unerklärlicher, als dem Sirachiden bereits der Begriff der Prophetie wesentlich im Vorhersagen der Zukunft besteht, also Daniel ganz besonders von ihm hätte hochgeschätzt werden müssen. Auch wenn Daniel schon zurzeit Jesus Sirachs in der dritten Schicht des hebräischen Kanons gestanden hätte, ist diese Nichterwähnung auffallend. Jesus Sirach scheint vielmehr das Buch Daniel noch nicht zu kennen, obwohl er gut in der Geschichte und Literatur des Alten Testaments bekannt ist. Das Buch Daniel muß zu seiner Zeit in den Kreisen der jüdischen Schriftgelehrten nicht bekannt gewesen sein. Man sollte meinen, daß dieses Buch mit seinen klaren Enthüllungen der spätesten Zukunft und der künftigen schweren Schicksale des Volkes Gottes ganz besonders das Interesse und Studium der Schriftgelehrten herausgefordert hätte, wäre es vorhanden gewesen.

Das Buch Daniel gehört zur Klasse der jüdischen Apokalypsen, jenen Erzeugnissen, welche seit der furchtbaren Drangsal unter Antiochus Epiphanes in immer wieder erneuter Gestalt bis zum Ende des ersten christlichen Jahrhunderts hin das Bestreben hatten, das Ende der Zeit und das Kommen des Reiches vom Himmel chronologisch zu bestimmen, und das Volk Gottes während der Versuchungen zum Abfall in dem Glauben der Väter treu zu erhalten. So haben wir aus der

Zeit Ptolemäus VII. von Aegypten (146—117 v. Chr.) im dritten Buch der jüdischen Sibyllinen die Schrift eines unbekannten Juden, der prophezeit, daß unter diesem Könige (bekannt aus Josephus contra Apion II. 5 durch eine raffinierte Verfolgung der Juden) das letzte Gericht über die Welt kommt im Anschluß an das Kommen des Reiches Gottes, in dem die Juden die Führung haben. So die Henochapokalypse (zitiert im Briefe Judä), gegen Ende des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts, mit ihren symbolischen Schilderungen der Schicksale des Volkes Gottes von Adam bis Johannes Hyrkanus (135—105 v. Chr.), und mit den Andeutungen des nahen Endes und Schilderungen des „Menschensohnes" oder des „Auserwählten" bei dem „Alten der Tage." So die sogenannten Psalmen Salomos, die um die Zeit der Entweihung des Tempels durch Pompejus Magnus (63 v. Chr.), und dessen Tod (48 v. Chr.) herum (beides angedeutet in dem Schriftwerk) sehnlichst das baldige Ende und das Kommen des Messias herbeiwünschen. So wieder ein anderes Stück im dritten Buch der jüdischen Sibyllinen, welches das Ende voraussagt als kommend unter dem zweiten römischen Triumvirat, Oktavian, Lepidus und Antonius und der Kleopatra. So die „Himmelfahrt Mosis," in welcher Moses dem Josua Aufschluß gibt über die Schicksale des Volkes Gottes bis zum „Kriege des Varus" hin (ein blutiger Aufstand der Juden bewältigt von Varus 4 v. Chr.), und dem bald darauf kommenden Ende. Und so weiter, bis auf die Apokalypsen des Esra und Baruch gegen Ende des ersten und Anfang des zweiten christlichen Jahrhunderts hin, die sich mit dem Ende der Welt und dem Kommen des Reiches Gottes und Messias unter den Flaviern, Trajan und Hadrian beschäftigen.

Diese und andere jüdische Apokalypsen wurden geschrieben unter dem Namen bedeutender Männer der früheren israelitischen Geschichte, wie einige eben genannte. Von der Sibylle nahm man an, daß sie als eine der Weiber der Söhne Noahs schon in der Arche gewesen. Alle diese Apokalypsen sind Produkte tiefster Frömmigkeit, in denen ernste Strafreden und Warnungen vor Abfall mit begeisterter Hoffnung und Erwartung eines herrlichen Endes abwechseln. Der Zweck der Erbauung war die Hauptsache in diesen Apokalypsen; die äußere Einkleidung unter dem Namen bedeutender Männer der Vorzeit und der damit verbundenen Umstände Nebensache und mehr Form. Es ist zweifelhaft, ob die damaligen Leser dieser Apokalypsen, die so plötzlich ins Dasein traten und von denen man vorher nichts gehört hatte, im Ernste glaubten, daß z. B. einem Henoch alle diese Offenbarungen wirklich gegeben wurden, oder einem Josua durch Mose, einem Baruch oder Esra u. s. w. Das Altertum war in bezug solcher Pseudepigraphen wahrscheinlich freier wie wir denken, und erst eine spätere Zeit nahm oft prüfungslos Schriften als authentisch an, die gar nicht in dieser Hinsicht so ernst gemeint waren. Die Begriffe kanonisch, apokryphisch, pseudepigraphisch, waren in der Zeit des Neuen Testaments noch sehr fließend. Die ersten Christen zitierten kanonische wie apokryphische und pseudepigraphische

Schriften anstandslos mit gleicher Unbefangenheit als heilige Schriften. 2. Tim. 3, 8 zitiert Jannes und Jambres (nach Origenes eine jüdische Schrift) und 1. Kor. 2, 9: „Was kein Auge gesehn“ u. s. w., einen Ausspruch aus einer Eliasapokalypse.

Daß in solchen Pseudepigraphen und Apokalypsen historische Verstöße und Anachronismen vorkommen, ist begreiflich. Man verließ sich hauptsächlich auf sein Gedächtnis, das leicht irren konnte, und ließ dabei der Phantasie freien Lauf. Die Baruchapokalypse läßt Jerusalem im fünfundzwanzigsten Jahre des Jechonja erobert werden, und in der des Esra empfängt dieser seine Offenbarungen dreißig Jahre nach der Zerstörung Jerusalems.

Aehnliche historische Verstöße begegnen uns im Buche Daniel, das dem Verdachte unterliegt, auch zu der Klasse der eben genannten Apokalypsen zu gehören, die unter fremdem Namen geschrieben wurden, wie wir des ferneren sehen werden. Ich richte mich betreffs dieser Verstöße hauptsächlich nach Cornill (Alttest. Einleitung.)

Wenn in Kap. 5, 31 als Eroberer Babylons Darius der Meder genannt wird, der ein Vorgänger des Cyrus sein soll, so widerspricht das den übrigen Zeugnissen der Bibel selbst. Nach diesen ist überall Cyrus der Eroberer Babylons, außer den einstimmigen Zeugnissen der Profanschriftsteller. Daß die Meder Babylon erobert haben sollen, stammt wahrscheinlich aus Jes. 13, 17 und 21, 2, Jer. 51, 11 und 28. Vielleicht schwebte dem Verfasser auch der Gedanke vor, daß das persische Reich sich aus dem medischen entwickelte, und wirklich früher einmal ein Darius Babylon erobert hat.

Daß Daniel im dritten Jahre des Belsazar in Susa (Kap. 8, 2), der viel späteren persischen Residenzstadt, sich aufhielt, ist sicherlich auch ein historischer Verstoß. Susa wird kaum eine babylonische Residenzstadt gewesen sein.

Wenn Belsazar, unter dem Babylon erobert wird, ein Sohn Nebukadnezars sein soll, so ist das auch unrichtig. Auf Nebukadnezar folgte nach 2. Kön. 25, 27 und Jer. 52, 31 Evil Merodach. Dieser wurde nach der Profangeschichte ermordet von seinem Schwager Neriglissar nach vierjähriger Regierung. Auf Neriglissars zweijähriger Regierung folgte dessen Sohn Leborosarchod. Der letztere fiel einer Verschwörung zum Opfer, aus welcher Nabonid als König hervorging, der nicht mit dem gefallenen König verwandt war. Unter Nabonid wurde nach einstimmiger Darstellung der Profangeschichte Babylon von Cyrus erobert. Belsazar, Nabonids Sohn, konnte höchstens Mitregent sein. (Nach Rawlinson, Seven ancient Monarchies.)

Wenn der Eroberer Babylons Darius der Meder, nach Daniel ein Sohn des Ahasveros sein soll, so liegt hier auch ein Irrtum vor. Der Ahasveros, Esra 4, 6, Esther 1, 1, ist Xerxes. Der Verdacht, daß in Daniel eine Verwechslung mit diesem Ahasveros vorliegt, wird bestärkt durch das weitere, daß nach Daniel das persische Reich nur vier Könige haben soll (vgl. Kap. 11, 2 und 7, 6, wo dies symbolisch durch die vier

Flügel dargestellt wird). Daß das persische Reich nur vier Könige haben soll, kommt wahrscheinlich daher, daß im A. T. zufällig nur vier persische Königsnamen genannt werden.

Eine sehr auffallende Verwechslung und historischer Fehler kommt ferner vor, wenn Daniel 11, 2 den vierten und letzten persischen König besonders reich sein und „alles wider das Königreich Griechenland erregen" läßt, worauf dann ein mächtiger König aufstehn und mit großer Macht herrschen wird u. s. w. (vgl. V. 3), dessen Reich sich dann zerteilen wird unter Fremde (vgl. V. 4). Offenbar ist unter dem vierten persischen König entweder Darius Hystaspis oder Xerxes gemeint, die beide gegen Griechenland zogen, aber höchst wahrscheinlich ist nach der Beschreibung und auch nach der Profangeschichte, da unter Xerxes das persische Reich die höchste Spitze erreichte, der letztere gemeint.

Der nächste König, der nach diesem aufstehen, dessen Reich aber nachher zerteilt wird unter Fremde, ist natürlich Alexander der Große. Wenn nun nach Daniel das persische Reich nur vier Könige hat und Kap. 11, 2 u. s. w., Darius Hystaspis, resp. Xerxes, und der Vernichter des persischen Reiches, Alexander der Große kurz zusammengestellt werden, so muß, da das persische Reich lange nach Xerxes unter Darius Kodomannos fiel, die fernere Unklarheit herauskommen, daß drei persische Könige, Darius Hystaspis, Xerxes und Darius Kodomannos miteinander zusammenfließen in Daniel.

Die Tatsache ergibt sich, daß der Verfasser des Daniel jenseits der Zeit Alexander d. Gr. unklar, seit Alexander d. Gr. ziemlich gut, in der Zeit Antiochus Epiphanus, um den sich das ganze Buch als Zentralfigur dreht, vorzüglich Bescheid weiß.

Die Annahme ist also nicht gewagt, daß ein Unbekannter um die Zeit der schweren Verfolgung unter Antiochus Epiphanes, ähnlich wie die Verfasser oben erwähnter Apokalypsen unter Zeiten schweren Drucks schrieben, das Buch Daniel als ein Trost- und Ermahnungsbuch schrieb. Alles zielt auf Ermahnung zum Standhalten und zur Treue gegen das väterliche Gesetz. So die Treue Daniels und seiner Freunde als Vorbilder u. s. w.

Dem geschichtlichen Verständnis des Buches hat ungemein geschadet, bis auf unsere Zeit, die seit dem ersten christlichen Jahrhundert, sowohl unter Juden wie Christen herrschende Auslegung der vier Monarchien. Es liegt klar auf der Hand, daß nach Kap. 7 das Kommen des Reiches Gottes durch das Erscheinen des Menschensohnes in den Wolken erwartet wird nach der Vernichtung des Tiers, d. i. Antiochus Epiphanes, dem Produkt des vierten Reiches. Von dem römischen Weltreiche wußte man zur Zeit Antiochus E. noch nichts.

Daß unter den vier Monarchien Daniels nur das babylonische, medische, persische und makedonische Weltreich mit der Zerteilung des letzteren gemeint sein können, das nahmen auch solche an, die wie Zöckler in Langes Bibelwerk die Authentie Daniels festhalten. Diese Auslegung der vier Monarchien ist die ungezwungenste und der ganzen ge-

schichtlichen Zeit des Buches am meisten gemäße. Erst später, als man die zeitgeschichtlichen Ursachen, die dem Buche Daniel zugrunde lagen, nicht mehr klar erkannte und man noch mehr Geheimnisvolles in dem Buche annehmen zu müssen meinte, als dasselbe besagte, und als das mächtige römische Reich aufkam, zog man das medische und persische Reich in eins zusammen, um so das römische unterzubringen. Daß der Verfasser des Daniel sich täuschte betreffs des Zeitpunktes der Erscheinung des Gottesreiches, berechtigt uns nicht, die Monarchien anders zu deuten, als das Buch dieses meinte. Er hat sich nicht mehr getäuscht als die andern jüdischen Apokalypsen. Ihn allein auszunehmen in dieser Hinsicht, wäre doch wohl nicht ganz unbefangen.

Eine weitere gezwungene Auslegung, nämlich die von Kap. 9, 24—27, hat dem richtigen Verständnis des Buches erheblich geschadet. Die siebzig Jahrwochen (Wochen von je sieben Jahren) in dieser Stelle haben nichts mit Jesus Christus zu tun, und beziehen sich auf die Zeit von Anfang des babylonischen Exils bis auf Antiochus E. „Ein gesalbter Fürst" (so nach dem Urtext) V. 25, geht nicht auf Jesus, sondern Cyrus. „Ein Gesalbter" (so wieder nach dem Urtext) V. 26, geht auf eine zeitgeschichtliche Person, höchstwahrscheinlich den Hohenpriester Onias III., durch dessen Ermordung die Wirren der Makkabäerzeit anfingen. „Christos", „Maschiach", wird ja oft im A. T. von israelitischen Königen, von Cyrus, und von Hohenpriestern gebraucht. Der Hohepriester hieß der Kohen ha Maschiach, d. i. der gesalbte Priester. Diese Auslegung gibt auch Zöckler. Er läßt die Stelle nur typisch auf Jesus gelten. In dieser Weise kann man ja vieles deuten.

Es sind aber noch wichtige andere Gründe vorhanden, die uns an der Echtheit Daniels zweifeln lassen. Diese sind das wiederholte Vorkommen hebraisirter griechischer Lehnworte, wie symphonia, pesanterin (psalterion), karosa = keryx, die auf griechische Zeit hinweisen. Dergleichen Worte sind höchst wahrscheinlich in der Zeit des Exils, da von griechischem Einfluß in Babylon noch keine Rede war. Weiter die Art und Weise, wie das Wort „Chaldäer" im Sinne „Astrolog" wiederholt im Buch, ähnlich dem Lateinischen Chaldaeus, gebraucht wird, ist höchst wahrscheinlich in der Zeit, da die „Chaldäer" weltbeherrschend waren. „Chaldäer" im Sinne von Astrolog" ist eine viel spätere Entwicklung des Worts. Ferner: Durch ganze Kapitel hindurch wird das palästinensische Westaramäisch, das erst spät nach dem Exil als Schriftsprache gebraucht wurde, angewandt, nicht das mesopotamische Ostaramäische, welches letztere man doch eher in Babylon erwarten sollte, wo Daniel vorgeblich schrieb. Ferner: Der Ausdruck Kap. 9, 2, ha sepharim für die Bibel, ta biblia, der schon eine Sammlung als heilig anerkannter Schriften voraussetzt, gibt zu denken. Von der Zeit des Jesus Sirach an, wie seines Enkels im Prolog zu dem Buche seines Großvaters, ist dieser Ausdruck bekannt, aber ob schon in der Zeit des Exils eine solche Sammlung, eine Art Kanon vorhanden war, ist äußerst zweifelhaft.

Weitere Gründe sind biblisch-theologische. Diese sind das dreimalige tägliche Gebet in der Richtung nach Jerusalem, Kap. 6, 11; das Wertlegen auf Fasten, Kap. 9, 3 und 10, und Almosen, Kap. 4, 24; die Enthaltung von Fleisch und Wein im Umgang mit Heiden, Kap. 1, 8; die das ganze Buch durchziehende entwickelte Engellehre, die Lehre von einer doppelten individuellen Auferstehung zur Seligkeit oder Verdammnis, Kap. 12, 3. Dies sind Dinge, die der Kenner der jüdischen Theologie als Elemente einer späteren Entwicklung ansieht und die der Zeit des Exils fremd sind.

Als Nachtrag möge hier noch eine weitere geschichtliche Unklarheit im Buche Daniel angeführt werden. In Kap. 9, 24 u. s. w. soll dem Daniel durch Gabriel eine Enthüllung der Zukunft gegeben werden in der Prophezeiung von den siebzig Wochen. Obwohl nach dieser der Wiederaufbau Jerusalems in der Zukunft erst bevorstehen soll, müßte nach Kap. 10, 3 Daniel doch schon den Befehl zum Wiederaufbau Jerusalems erlebt haben. In diesem Kapitel hat Daniel eine Vision im dritten Jahre des Cyrus. Aber nach Chronika 36, 22 und Esra 1, 1 erläßt Cyrus schon in seinem e r s t e n Jahre die Proklamation zur Erlaubnis des Wiederaufbauens des Tempels.

Die vorgetragenen Gründe sind sicherlich bedeutsam genug, um davor zu bewahren, die Zweifel an der Echtheit Daniels allein auf das Motiv zurückzuführen, prophetische Inspiration zu leugnen. Es sind alles gewichtige objektive Gründe. Der Neuplatoniker Porphyrius († 305 n. Chr.), der ein ganzes Buch seiner Polemik gegen das Christentum der Bestreitung der Echtheit Daniels widmete, weshalb seine Schrift später auf Befehl Theodosius des Großen verbrannt wurde, scheint nach allem, was wir noch wissen von dieser Bestreitung, auch sehr objektive Gründe vorgebracht zu haben. Und Porphyrius stand nicht allein. Auf christlicher Seite stand Julius Hilarianus (4. Jahrh.), der die traditionelle kirchliche Deutung Daniels nicht teilte und eine zeitgeschichtliche Auslegung Daniels befürwortete, ein Vorläufer der neueren objektiven danielischen Kritik. Uebrigens ist diese neuere Kritik nicht mehr so neu. Schon seit fast hundert Jahren haben solche Männer wie De Wette die Authentie Daniels aufgegeben.

Doch wenn Daniel nur unter angenommenem Namen geschrieben sein sollte, wo nahm man diesen Namen her? Augenscheinlich aus Hesek. 14, und 28. Im ersteren Kap. wird Daniel im Verein mit Noah und Hiob als ein großer Gerechter erwähnt, im zweiten als ein großer Weiser. Mehr wird nicht gesagt. Aber das war genügend, um einer geschäftigen frommen Phantasie den Ansporn zu geben, unter diesem Namen zu schreiben, ebenso wie der Verfasser des Henochbuches auch nicht mehr wußte von Henoch, als das bißchen, was 1. Mose 5 von ihm sagt. Und so wird es der Verfasser des herrlichen Hiobbuches auch gemacht haben. Ebenso der Verfasser des Buches Jona, eines der feinsten und humansten Bücher der hebräischen Literatur. In diesem Buche wird der nationale hebräische Jahve gezeichnet als ein Gott, der auch

Ninive, dem nationalen Erbfeind Israels, gnädig ist. Und wie genial hat zu dem gehässigen Jona dieses Buches der unbekannte Verfasser sich diesen Helden wahrscheinlich herausgegriffen aus den wenigen Worten über Jona in 2. Kön. 14, 25—28! Nach diesen mag der dort genannte Jona unter Jerobeam II. die Rolle eines der patriotischen israelitischen Chauvinisten gespielt haben, wie wir oft sehen, daß Propheten dies im A. T. tun. Das hebräische Schrifttum verliert nichts an seinem hohen Wert durch ein objektives historisch-kritisches Studium desselben; im Gegenteil, es belebt sich viel mehr vor unsern Augen, indem wir ein anschauliches Bild bekommen von dem organischen und natürlichen Wachstum desselben. Die Bibelkritik wird oft verständnislos geschmäht, als schaffe sie nur Klapperknochen, dürre negative Resultate, und als wären ihre Vertreter nur darauf aus, in schnöder Weise niederzureißen, anstatt aufzubauen. Und doch glaube ich, daß ihre Vertreter von der redlichsten Absicht geführt werden, nur um ein tieferes und besseres Verständnis der Schrift herbeizuführen. Was können sie dafür, wenn durch aufmerksames Studium der Schrift, welches oft den ausdauerndsten Fleiß und unsägliche Mühe erfordert, sie zu objektiven Resultaten geführt werden, die sie zwingen, die ausgefahrenen Geleise der Ueberlieferung zu verlassen? In dieser Beziehung möchte ich auf das Urteil Johann Heinrich Wicherns hinweisen, dessen Gläubigkeit und Frömmigkeit wohl niemand bezweifelt. Er verwahrt sich in einem Schreiben vom 30. November 1828 an den Senator Hudtwalker gegen die Methode, an vorgefaßten Sätzen und an einem Buchstaben festzuhalten, der sich mit Anstrengung der Zeit entwindet und als solcher, als zeitgemäße Form vergehen muß, und sagt weiter: „Mit der Voraussetzung und Annahme, daß die Form nicht das Wesentliche und Unwandelbare, sondern nur das Kleid ausmacht, muß auch zugegeben werden, daß in Hinsicht auf sie freistehe, an der Schrift alles zu üben, was bei jedem andern Buche ernsten Inhalts freisteht.“ Ebenso sah derselbe die vielgescholtenen Männer der Schleiermacherschen Linken, Jonas und Sydow, stets als Freunde und Brüder an.

Um auf Daniel zurückzukommen, so verliert dieses Buch nichts von seinem Wert, wenn wir es einreihen müssen in die Klasse der pseudepigraphischen jüdischen Apokalypsen und Apokryphen. Die Einteilung in kanonische und nichtkanonische Schriften ist oft eine sehr willkürliche und geradezu unglückliche gewesen. Jeder würde wohl lieber einen Jesus Sirach und die Weisheit Salomonis im alttestamentlichen Kanon haben als das Hohelied, und mancher wohl auch lieber als den Prediger. Und das Interessanteste dabei ist, daß sowohl die apokryphische Weisheit Salomonis und das kanonische Hohelied und der Prediger alle drei Pseudepigraphen sind.

Außerdem hat die strenge Abschließung des alt- und neutestamentlichen Kanons ohne Berücksichtigung der dazwischen liegenden sonstigen jüdischen Literatur eine Kluft geschaffen, die dem Verständnis vieler neutestamentlichen Ideen und dem der historischen Entstehung des Chri-

stentums hinderlich im Wege stehen. Von Daniel aus führt eine lange Brücke jüdischer Apokalypsen hinüber zur Entstehung des Christentums, das vor allen Dingen ja auch erwachsen ist auf dem Boden der Eschatologie, der Erwartung des nahen Endes und dem baldigen Einbruch des Reiches vom Himmel. Die Entstehung des Christentums ist historisch unverständlich ohne diese Grundlage und der wiederholt ausgesprochenen Erwartung vom Kommen eines Menschensohnes in den Wolken, in den verschiedenen Apokalypsen, nicht allein in der einzigen alttestamentlichen Stelle in Daniel.

Aber dieses ist es nicht allein. Viele der paulinischen Ideen über die verheerenden Folgen der Sünde Adams, der Entstehung des natürlichen Todes, die neutestamentliche Engellehre und Dämonologie und so manches andere ist ja nur völlig verständlich aufgrund der außerbiblischen jüdischen Literatur. Die theologische Wissenschaft fängt erst an hier zu graben und zu forschen, nachdem man lang vornehm an der apokryphischen Literatur vorbeigegangen ist, die oft nicht apokrypher ist als manches im Kanon des Alten und Neuen Testaments.

Zum Schluß möchte ich noch bemerken, daß die Annahme der Authentie Daniels kein Kennzeichen gläubiger Theologen ist. Geß verwarf sie und reihte Daniel sogar unter die Klasse der pia fraus ein, aber doch geleitet vom Geiste Gottes, allerdings eine etwas bedenkliche Zusammenstellung.

Ueber Inspiration der heiligen Schriften.

Von Ed. Schweizer.

I. Begriff und Geschichte der Inspiration.

Von Jugend auf haben wir eine Vorstellung von der Entstehung der biblischen Bücher. Wir haben den Spruch gelernt: Es ist noch nie eine Weissagung aus menschlichem Willen — und Wissen — hervorgebracht, sondern die heiligen Menschen Gottes haben geredet, getrieben von dem Heiligen Geist. 2. Petri 1, 21. Petrus hat selbst auch Offenbarungen durch den Heiligen Geist erlebt und Einsichten erlangt, wovon er ohne Geisteserleuchtung absolut nichts erkannt hätte: Acta 10, 19. 20. 34. 35. Wir werden nachher sehen, daß nicht alle Offenbarungen Gottes durch Geisteserleuchtung und inneres Sprechen geschehen sind; aber was immer auf diese Weise mitgeteilt wurde, war eine Offenbarung durch Inspiration. Die heiligen Menschen Gottes haben also geredet durch Inpiration.

Nun ist die gewöhnliche aber durchaus irrige Ansicht, als wäre die Inspiration, wo sie geschehen ist, zum Zweck des Schreibens geschehen. Elias und der Täufer haben keine Bücher geschrieben und sind doch beide hochinspirierte Männer gewesen. Jeremias hatte schon manches Jahr als Prophet gewirkt, da er den Befehl zum Aufschreiben seiner Weissagungen empfing. Der inspirierteste Mann Gottes, der

Mittler des Neuen Bundes, hat gar nichts geschrieben. Also nicht alle Organe der göttlichen Offenbarung haben geschrieben.

Jetzt erhebt sich die Frage: Ist alles, was geschrieben und in der Bibel enthalten ist, durch Inspiration empfangen und geschrieben? Dies ist die traditionelle Vorstellung von der Entstehung sämtlicher Bücher der Bibel. Wenn gesagt wird: „Die Bibel ist Gottes Wort vom ersten bis zum letzten Buch; vom ersten bis zum letzten Kapitel," so liegt ohne Zweifel die Meinung zugrunde, die Bibel sei allenthalben, in all ihren Teilen, gleich göttlich, gleich heilig, gleich wertvoll: alles stamme aus dem Geiste Gottes.

In der Theorie, doch nicht in der Praxis, huldigt die Mehrzahl der gläubigen Christen obiger Anschauung. In der Praxis machen die Leute doch einen Unterschied und überschlagen wohlweislich ganze Kapitel, wenn sie sich erbauen oder mit andern eine Andacht halten wollen. Kaum wird es einer bestreiten, daß jener Hausvater taktlos gehandelt habe, als er in der häuslichen Morgenandacht die Geschichte Lots und seiner Töchter gelesen hat. Ich weiß noch andere Beispiele der Art; und das kommt davon her, daß man die Bibel ganz und gar für inspiriert und gleich heilig hält. Wie schwer ist es doch mit einer Tradition zu brechen, eine ererbte Anschauung aufzugeben! — So sind denn die meisten frommen Leute bei der Lehre der lutherischen und reformierten Dogmatiker des 17. Jahrhunderts geblieben. Aus polemischen Gründen haben jene Theologen eine Inspirationslehre erdacht, wodurch die Bibel an Beweiskraft gewinnen sollte. Der Protestantismus stützt sich allein auf die Schrift. Der Autorität des unfehlbaren Papsttums, respektive der Kirche, setzte man die Autorität einer unfehlbaren Bibel entgegen. Je mehr es sich Rom gegenüber um Sicherung der Autorität der Heiligen Schrift handelte, um so mehr mußte die Polemik an dem Punkt einsetzen, wo die Heilige Schrift ihren Ursprung hat. Calov (geb. 1612, gest. 1684) ist der Begründer der neu entstehenden und gewöhnlich als „kirchlich" bezeichneten Inspirationslehre: „Aus der Schrift in allen ihren Teilen, aus dem Buche Esther wie aus dem Evangelium Johannis, spricht gleichmäßig als Autor der Heilige Geist." Ihm ist Inspiration die Form und das Mittel der Offenbarung, soweit diese durch den Heiligen Geist geschieht. Das ist ja richtig. Calov ging aber weiter zur Behauptung: Offenbarung und Schrift seien eins. Schlechterdings nichts könne in der Schrift sein, keine particula und keine notitia, was nicht durch Inspiration gegeben sei. Gunnstedt, Baier und Hollaz haben diese Lehre noch weiter entwickelt und soweit vollendet, daß die Autoren nur die Hände zum Schreiben geliehen haben; von einer Darstellung aus eigenem Wissen und Verstehen keine Rede.

Das ist die sogenannte Verbalinspiration, die immer noch als orthodoxe Lehre gilt; und es gibt Kirchengemeinschaften, die einen Zweifel an der Richtigkeit dieser Lehre als einen Angriff auf die

Heilige Schrift selbst betrachten. Die Basler Theologen Buxdorf, Vater und Sohn, haben die Inspiration auf die Interpunktion ausgedehnt. (Man kann sich fast wundern, daß nicht auch die Uebersetzungsfehler für inspiriert erklärt wurden.)

Es fehlte nur noch der Begriff der E k st a s e zur Erneuerung der von der Kirche abgewiesenen Inspirationslehre Philos und der alten Apologeten. C r e m e r schreibt darüber in Herzogs Real-Encyclopädie: „Das alexandrinische Judentum — der Hellenismus — hält alle Schriftsteller des Alten Testaments für Propheten. Bei der prophetischen Erleuchtung zessiert das menschliche Bewußtsein. Der Prophet ist Organ des durch ihn redenden Gottes, seiner selbst nicht bewußt und seines Willens beraubt. Er ist Dolmetscher des göttlichen Willens, ohne zu wissen, was er redet, denn er befindet sich im Zustand der Ekstase. In diesem Zustand sind sie auch beim Schreiben, denn da ihnen die Offenbarung im Zustand der Ekstase, und also im Zustand des aufgehobenen Bewußtseins zu teil wird, so können sie dieselbe selbstverständlich nachher nicht aus Erinnerung niederschreiben, denn sie können sich nicht erinnern. Die heiligen Schriftsteller haben ebenso geredet und geschrieben im Zustand der Ekstase, durch welche das Selbstbewußtsein und die Selbsttätigkeit aufgehoben und der Mensch zum passiven Organ des Geistes Gottes, bezw. des Logos — gemacht wird. Dies ist die hellenistische Ansicht."

Auch die heilige Schrift kennt eine Art von Ekstase: die V i s i o n. Z. B. Acta 10, 10; 11, 5; Apok. 1, 10; 2. Kor. 12, 1 ff. Aber in diesem Zustand ist das Selbstbewußtsein und die Erinnerung nicht aufgehoben. Petrus, Paulus und Johannes wußten nachher recht gut, was sie in der Vision geschaut und gehört hatten.

Wir wollen aber keine Geschichte der Inspirationslehre schreiben. Wir kehren zur Lehre von der V e r b a l i n s p i r a t i o n zurück, von der man sagen kann, sie komme der Vorstellung von der Ekstase sehr nahe, weil auch bei der kirchlichen Lehre die Selbsttätigkeit der Schreiber aufgehoben war. D a i s t a l l e s D i k t a t d e s H e i l i g e n G e i s t e s u n d d a r u m a u c h a l l e s i n d e r S c h r i f t g l e i c h h e i l i g ; a l s o a u c h i n d e r B i b e l n i c h t s m ö g l i c h o h n e I n s p i r a t i o n.

Das sind zwei Punkte, vor denen unser Verstand stille steht. Ist wirklich in der Bibel alles gleich heilig? Es gibt Stellen in der Schrift, die auch gar nichts von T h e o p n e u s t i e an sich haben, die keinen Gottesgeist atmen, hauchen. Denn 2. Tim. 3, 16 ist das Theopneustos nicht: „Von Gott eingegeben" zu übersetzen, sondern: „Geist Gottes atmend" heiße es; so sagen die Gelehrten. Nun atmet im Buche Esther ein mordlustiger Geist. Und was am Schlusse von Ps. 127 steht, haucht auch keinen heiligen Geist. Dort steht: „Du verstörte Tochter Babel. Wohl dem, der deine jungen Kinder nimmt und zerschmettert sie an einem Stein!"—Und sollte alles Diktat des Heiligen Geistes sein und nicht möglich ohne Inspiration? Hierüber sagt Dr. W. F. Geß in seinem

Buche: „Die Inspiration der Helden der Bibel und der Schriften der Bibel“: „Erzählungen wie die Schandtat von Gibea (Richter 19) Notizen wie die über den Viehstand der aus Babel Zurückgekehrten (Nehem. 7, 68) — und solche Stoffe sind im Alten Testament sehr zahlreich — beziehen sich so völlig auf unsere Fleischeswelt und haben mit Gottes Vorbereiten des Heils einen so losen Zusammenhang, daß für einen gradsinnigen Menschen kein Anlaß vorhanden ist, den Geist Gottes für deren Urheberschaft in Anspruch zu nehmen. Und solche Erzählungen müßten nach Calovs und der Orthodoxen Meinung ein Diktat des Heiligen Geistes sein, und in gleicher Weise auf die Urheberschaft des Heiligen Geistes zurückzuführen sein wie Jesajas 53, oder der Römerbrief und der erste Johannisbrief.“ Die Ehrfurcht vor Gott und dem Heiligen Geist sollte es nicht gestatten, auch nur an eine Mitwirkung des Heiligen Geistes an der Abfassung solcher Geschichten und so gar unbedeutender Berichte zu denken. Daß auch solche Dinge in der Bibel stehen, befremdet uns nicht. Aber zum Aufschreiben war etwas Sachkenntnis, Verstand und ernster Sinn hinreichend. An 60 Jahre hat der erste Jesajas gekämpft, geglaubt, gebetet und gehofft. Jeremias hat 40 Jahre den schwersten Kampf gekämpft und erstaunliche Erfahrungen gemacht. Und was hat Paulus erlebt, und wie hat Gott ihn ausgerüstet und sich ihm geoffenbart? Nur sollen die großen Erfahrungen und die herrliche Begabung dieser Knechte Gottes bei Abfassung ihrer Schriften gar nicht in Betracht kommen! „Diktat des Heiligen Geistes!“ ruft Calov und Tausende sprechen es ihm nach. „Welch äußerliche, an die Wirklichkeit des Lebens weit nicht hinanreichende Betrachtungsweise! Welches Verkennen der Tatsache, daß die Frucht dem Baume entspricht, das Wort der Persönlichkeit entspricht,“ sagt Geß. Derselbe Theologe sagt auch, es sei nicht schwer, wohlmeinenden, aber schärfern Denkens ungewohnten Personen mit Beweisen zu imponieren, entweder müsse die Bibel Wort für Wort vom Geist Gottes eingegeben sein, oder sie sei keine zuverlässige Urkunde mehr für Gottes Gedanken und Taten zu unserm Heil. Allein es gibt so manches, daß diese Annahme nicht erlaubt. Es gibt doch da und dort eine Verschiedenheit der Berichterstattung, ja Widersprüche, die man doch nicht der Inspiration auf Rechnung schreiben darf. Ich erinnere nur an die verschiedene Darstellung der Geschichte des Hauptmanns von Capernaum bei Matthäus und Lukas. Dasselbe ist auch der Fall mit der Geschichte vom Töchterlein des Jairus. Da hat man keine andere Wahl, als daß man dem einen den Vorzug vor dem andern gibt. Wie schwer ist die Harmonisierung der Auferstehungsberichte; und doch ist Christi Auferstehung die Grundlage unsres Christentums, mit welcher es steht und fällt, so daß man meinen sollte, hier wenigstens sollte die Berichterstattung so klar und bestimmt sein, daß der Glaube keine Schwierigkeit hätte. Allein es hat Gott nicht gefallen, dem Glauben das Prüfen und die Probe zu ersparen. Den Aufrichtigen läßt er's doch gelingen, indes die stolzen Geister sich ärgern müssen. Es darf niemand zum

Glauben kommen durch Zwang äußerer Gründe. Die Himmelfahrt des Herrn ist doch auch eine für unsern Glauben wichtige Tatsache. Wie steht es mit den Berichten? Matthäus läßt sie vermuten, sagt aber kein Wort davon. Bei Markus wird ihrer erwähnt; aber nur im Nachtrag durch eine andere Hand. Lukas berichtet die Himmelfahrt; aber so, daß man meinen könnte, sie sei noch am Abend des Auferstehungstages geschehen. Erst die Apostelgeschichte gibt vollen Bericht. Christi Befehl der Taufe auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes steht nur bei Matthäus. Die Worte der Einsetzung des heiligen Abendmahles werden verschieden berichtet, das alles ist nicht nach Wunsch; aber Gott richtet sich nicht nach unsern Wünschen und respektiert unsre Vorschriften nicht, sondern geht eigene Wege, und: „selig ist, der sich nicht an mir ärgert," muß sich der Täufer sagen lassen, bei dem der wirkliche Messias dem gedachten und gewünschten auch nicht entsprach.

Es bleibt uns nach dem Gesagten nichts anderes übrig als die Ueberzeugung: Diese Evangelisten waren Männer des Glaubens und heiligen Geistes, und haben mit heiligem Ernst und nach bestem Wissen und Gewissen berichtet; jeder nach seiner Erkenntnis und Erfahrung; aber von der Inspiration und Diktat des Heiligen Geistes kann die Rede nicht sein. Wir dürfen jedem Vertrauen schenken, denn es waren redliche Männer, und lassen uns von etwelchen Mängeln und Irrungen nicht stören.

II. Die verschiedenen Weisen der göttlichen Offenbarung.

Es gibt eine Offenbarung des unsichtbaren Gottes im Gewissen, in der Natur und in der Geschichte. Der sinnige Beobachter sieht in der Natur die Allmacht, Weisheit, Güte und Herrlichkeit des seiner selbst bewußten, transcendenten Geistes, betet an und spricht mit dem seligen Gellert: „Erheb ihn ewig, o mein Geist! Erhebe seinen Namen! Gott, unser Vater, sei gepreist, Und alle Welt sag Amen!" Der Kenner der Geschichte entblößt auch sein Haupt und spricht: „O welch eine Tiefe des Reichtums, beides, der Weisheit und Erkenntnis Gottes! Wie gar unbegreiflich — aber oft sehr begreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege!" Die Weltgeschichte ist eine Offenbarung wohl auch der Weisheit; aber vor allem der Gerechtigkeit Gottes. Was nun in Natur, im Gewissen und Geschichte von Gott offenbar und Inhalt unsrer Erkenntnis wird, ist auch in der Bibel enthalten. In der Bibel sind aber Aufschlüsse gegeben und Wahrheiten mitgeteilt, in deren Besitz man durch Naturbetrachtung und Geschichtsforschung, durch Nachdenken und Spekulation nicht gelangen kann.

1. Die Theophanie war die erste Form der speziellen Offenbarung Gottes zur Zeit der Patriarchen und je und je auch noch später. Da erschienen Engel in Menschengestalt; darunter auch der geheimnisvolle „Engel des Herrn," der als Jahve redete. Stimmen ließen sich hören

und in bedeutungsvollen Träumen wurden Befehle und Verheißungen von Gott empfangen. Durch eine Theophanie wurde Moses zum Propheten berufen. Gott selbst erschien ihm im körperlichen Element und redete durch eine körperliche Stimme mit ihm. Mit der Gesetzgebung von Sinai herunter war die großartigste und herrlichste Theophanie verbunden. Siehe 2. Mose 19, 9. 16. 18. 20 f. Die nachher errichtete sogenannte Stiftshütte wurde zum Schauplatz der Theophanien. In der Wolkensäule war Jahve unter seinem Volk gegenwärtig. Mit Josua verkehrte Gott durch die Theophanie. Durch eine solche wird Gideon zum Retter des Volkes und später Samuel zum Propheten berufen. Zu den Theophanien kann man noch das Eliaszeichen auf Carmel rechnen; aber die Visionen der spätern Propheten gehören doch schon einer höheren Stufe der Offenbarung an: der Inspiration; oder man kann sie als ein Mittelding zwischen dieser und der Theophanie betrachten.

2. Durch die Inspiration redet Gott durch seinen Geist in den Seelen der Propheten, so daß ihre Seelen Worte vernehmen und Gesichte sehen. Denn „durch seinen Geist sendet Jehova, nach Sacharja 7, 12, die Worte, welche durch die Hand der Propheten gelangen sollen an das Volk." Das ist die Offenbarung durch Inspiration." Geß. Das war die Offenbarungsweise der spätern Propheten mit wenigen Ausnahmen (Samuels Berufung und das Feuer auf Carmel). Doch hatten schon Abraham, Jakob und der geistvolle Mose neben den Theophanien auch Inspirationen.

III. Das Resultat dieser beiden Weisen der Offenbarung im Alten Bunde.

1. Abraham lernte Gott als den Allmächtigen, dem kein Ding unmöglich ist, kennen. Zum andern lernte er Gottes Recht, Gehorsam zu verlangen, anerkennen: er verließ sein Vaterland und opferte seinen Isaak. Zum dritten lernt Abraham den Ratschluß Gottes, durch Abrahams Samen alle Völker der Erde zu segnen, kennen. Darüber hinaus ging die dem Abraham verliehene Offenbarung nicht hinaus. Aber diese erste Stufe der Offenbarung wurde die Grundlage aller folgenden. Auch unser Glaube geht in den Fußstapfen des Glaubens Abrahams. Unser Glaube stände auf schwachen Füßen, wenn wir meinten, es gäbe einen Punkt, wo Gottes Möglichkeit aufhörte und die Unmöglichkeit anfinge.

Mit dem göttlichen Recht, Gehorsam zu verlangen, uns ganz in Anspruch zu nehmen, und mit des Menschen Pflicht, Gehorsam zu leisten und sich mit allem, das er hat, Gott zur Verfügung zu stellen, hat lange nach Abraham das Gesetz gewaltigen Ernst gemacht. Und so ist es geblieben bis auf den heutigen Tag. So ist auch der dem Abraham angedeutete göttliche Plan eines Weltheils, eines Völkersegens, der Hauptinhalt der spätern Prophetie geworden.

2. Dem Mose wird der Jehovaname kund getan und mit diesem

Namen die Treue Gottes, also die Erfüllung der den Erzvätern gegebenen Verheißungen verbürgt. „Ferner, daß Israel aus Aegypten erlöst und im verheißenen Lande eingebürgert, soll werden ein Volk von Priestern, das niemals heidnischer Wahrsagung bedürfe, weil ihm Gott, so oft es not tue, Prophetie schenken wolle."

3. Neue Namen Gottes kommen in der Prophetie nach Moses nicht mehr vor. Nur um Ausschöpfung der bisher genannten handelt es sich. „Gott der Heerscharen" (Zebaoth) legt den Namen „der Allmächtige" aus, daß Gott der Schöpfer und Herrscher der Engel- und Sternenscharen ist seiner Allmacht höchste Veranschaulichung. Gottes Jehovawesen und seine Heiligkeit ist der Brunnen, woraus die Prophetie bis zu Maleachi hinab, allermeist Hosea und die beiden Jesaja ernstes Drohen und seliges Verheißen entnommen hat. Tiefes Versenken in die Erkenntnis dieser Namen kommt dem Sünder nicht von selbst, sondern aus dem ihn durchhauchenden Geist," sagt Geß. So kann jetzt auch niemand mit Ueberzeugung Jesum seinen Herrn heißen, ohne durch den Heiligen Geist; und wer den Geist der Sohnschaft empfangen hat, kann Gott von Herzen Vater nennen.

4. Schon oben wurde gesagt, daß der Prophet Elias kein Buch geschrieben habe. Auch Elisa hat nicht geschrieben. Sie haben nicht geweissagt, und war keine Notwendigkeit vorhanden durch Schriften für die Zukunft zu sorgen. Auch Samuel hat nicht geweissagt, und wenn er geschrieben hat, so schrieb er Geschichten und keine Weissagungen. Diese großen und manche zeitgenössischen kleineren Propheten hatten es nicht mit der Zukunft, sondern mit der Gegenwart zu tun. Ihr Blick war in die Vergangenheit gerichtet, und ihr Bestreben ging darauf, die gute alte Zeit und die Herrschaft des Gesetzes Mosis wieder herzustellen. Den schwersten Kampf hatte Elias, weil er, um die Autorität des Gesetzes und den in Verfall geratenen Jehovadienst wieder herzustellen, den eingedrungenen, phönizischen Baals- und Astartedienst wegschaffen mußte — vielmehr wollte; denn gelungen ist es ihm nicht. Samuel hat mit besserem Erfolg sein Reformationswerk betrieben. Aber zu seinem Leidwesen verlangte das Volk einen König und bekam ihn nach Gottes Willen, wobei aber Gott doch auch über den König seine Macht behauptete. „Bald nach Samuel geschah durch Nathan die Verheißung, daß bei Davids Samen für immer verbleiben soll das Königtum. Und für Davids Auge wird die Reihe der Könige aus seinem Samen zu **einem** König. Dieser **eine** zum Priester und dieser Priesterkönig zum Herrn seines Ahns. Ganz in der Stille hat Gott den Keim gepflanzt, daraus der hohe Baum der Messiashoffnung erwuchs." Geß. Es blieb diese Verheißung über ein Jahrhundert Geheimnis, denn selbst Elias und Elisa wußten nichts davon. Das Kommen des Messias anzubahnen, gehörte nicht zu ihrer Aufgabe.

(Schluß folgt.)

Why Go at All?

Reply to R. Niebuhr's "Where Shall We Go?"

By W. F. Henninger

Under the caption: "Where shall we go?" an article appeared in the March number of this magazine, which, in general, endeavors to impress upon the minds of the members of our Synod the advantage of entering into an organic union with the Calvinistic group of churches in America, and in particular tries to point out the fallacy of retaining our present position, and to attack our policies in the past and in the present. No doubt, there will be violent diversity of opinion in our Synod concerning the expediency of such an organic union. And if we take up, point for point, the argumentation of the writer, that which seems to stand out most prominently will be found to rest upon a rather flimsy logic and a poor interpretation or disregarding of facts.

Let us take up these points one by one.

The first is, that our Synod's policy, viz., "the distinctive development of our religious culture forbids the sacrifice of its uniqueness by merging it with others." This policy is called "egotistic and ridiculous" for two reasons: First, "because our denomination is *a very small one.*" Let us admit this for the sake of argument. What of it? Have we no right to exist? Is the so-called fact that we are a very small denomination any reason why we should give up our independence? Let me refer the writer to the present world-crisis. He is most certainly a 100% American, hence will rejoice that the Esths, Letts, Finns, Lithuanians, Ukrainians, Caucasians, have gained their independence; that the Poles, Czecho-Slovaks, Jugo-Slavs and others have been freed from the yoke of the "unspeakable Hun"; and his feeling of justice will call for the liberation of Ireland from 700 years of bloody serfdom. This right of the smaller nations to be independent, to work out their own political salvation, (or damnation), is one of the things for which we have been fighting, for which our glorious heroes have laid down their lives, as our illustrious president has said. To contradict this would mean to be disloyal, unjust, un-American. And yet, in the religious world he wants to deny these same rights to a very small denomination, to our Synod, because of the fact of its smallness.

Again, since when does size determine quality? There are denominations much smaller than our own which have shown quality, e. g., the Mennonites, in their pure, simple, pious life; the Moravian church, in which the author was raised, with its wonderful missionary activity, and others. And, has not our Synod shown quality? Has it not been acknowledged that our foreign mission-work

in the C. P. of India is the most successful among the seventeen churches working there? Is not our work in Southern Illinois among the old "Forty-eighters," the history of our Texas District, a proof of quality? And many other instances might be mentioned in the history of the Synod. Has the writer of "Where Shall We Go?" any information to show that we have been lacking in quality because we are supposedly a small denomination?

However, the claim that we are a "very small denomination" is incorrect. The government statistics in the report of 1906 show that among the 164 Protestant denominations in this country, we rank 15th, and if all the pastors of our Synod would be conscientious, painstaking and accurate enough to correctly enumerate their communicant members, we would, perhaps, rank 13th. Surely, then, since we rank 13th or 15th among 164 denominations, this would not warrant the statement that we are a very small denomination .

The second reason given is: "Because we have failed to make any very distinctive contribution to American religious life." The reasons for this are various ones. In the first place, the language of our Synod has been German, and its best theologians in the past could not express their views in the American language. Secondly: on account of that modesty which, (innate in all Germans), has always been their national weakness; to think too much of what other countries and churches possess, and too little of their own abilities; that modesty of which Brother Niebuhr himself is a living proof when he so *modestly* refers to our Synod as a *very small* denomination, as shown above. Thirdly: because our Synod had its origin in the Middle West. The other churches came from the East, and everybody knows that the East claims, often with very poor proof, to be superior in all things, all the way from theology down to the pigeon-fanciers' association. As a scientist, the author knows how true that is in the realm of science, and how bitterly the leading scientists of the Middle West are combating this supposed superiority of the East, which exists only in its own vanity, egotism, and tradition. That is why, even today, tho we would make more distinctive contributions to American religious life, the other churches would be very reluctant to acknowledge it, or would surreptitiously garrot them because our church did not have its origin in the East; because it was mostly German, and because it did not assert its strength with sufficient advertisements. However, let me point out just one such distinctive contribution of our Synod to American religious life—tho others might be mentioned:

For the writer goes on to say: "That another possible policy is to state that the ultimate union must be built upon our foundation" and "that the presumption of this position is even greater than

that of the first." Now, it is an historical fact that when for the first time men of our Synod met with the Federal Council, the unanimous statement of the men of other churches was: "You, in your Synod, already possess the foundation for which we are looking and striving, and upon this foundation must the Federation of Churches rest, out of which we hope to see the ultimate union grow." Is our claim, then, presumptuous? Or is it not rather a very distinctive contribution to American religious life, if the Federal Council of Churches has been willing to acknowledge that! Is not, after all, the opinion and verdict of the Federal Council of Churches a higher authority than the opinion of any individual of any of them?

The writer then mentions three other "supposed" facts, that make our unionistic position untenable. The first of these is: "That we have no appreciation for the distinctive personalities of other church-bodies, grown strong on American soil, and that we distinguish only between Lutheran and Reformed churches as legitimate divisions of Protestantism, looking upon other churches as sects." We, as a Synod, distinguish between Lutheranism, Zwinglianism and Calvinism. Now, outside of the Lutherans, most American denominations, at least all the larger ones, are calvinistic. The Methodists are part Lutheran, part Calvinistic, the Presbyterians, Congregationalists, the Baptists, at least in their predestinarianism, and the Episcopalians, thru Archbishop Thomas Cranmer's work, are all more or less Calvinistic. Most other denominations are certainly sects, or, does the writer want us to acknowledge the Swedenborgians, the Theosophic Society, the Zionists, the Christian Scientists, the Pentecostal Church of the Nazarene, etc., etc., as legitimate divisions of Protestantism? Does he want to designate them as having grown strong on American soil? The second point is stated correctly, but has no practical bearing upon the question at issue. The third point: "We have not accomplished a real union between Calvinism and Lutheranism," for which no proofs whatever are adduced, merely voices the writer's personal opinion. It is valuable only as his own personal opinion, and stands forth in the full nudity of its own rigid doctrinarianism.

He goes on to say: "that the first step toward the adoption of an adequate policy is the acquisition of a finer Christian modesty, and a greater readiness to accommodate ourselves to the positions of other denominations than those with which our tradition is connected." Now, this is contradictory to his previous sentiment of modesty that we are only a very small denomination and have made no distinctive contribution to American religious life. If we become still more modest, we might as well vanish from the earth, and that is really what he seems to desire. What we need is *less* modesty, more self-reliance, more willingness to assert our unionistic position,

and a greater enthusiasm for our church, which is big enough and broad enough to extend the hand of fellowship to other denominations and to bridge over the points of differentiation between Lutheranism and Calvinism thru the spirit of peace and love. If anything, the larger denominations are the ones that need a finer Christian modesty, a finer spirit of charity, a nobler sentiment for the bond of peace and love, that they might have a magnetic instead of a repellent influence upon us. Our only alternatives of policy, the writer says, are to remain a small denomination in a day when small denominations are disappearing. Again he is guilty of ignoring the facts: not only that we are not a very small denomination, but also that the smaller denominations are not disappearing. In the decade from 1890 to 1900, twenty small denominations have disappeared, but sixty-one new ones have appeared on American soil according to government statistics, and the same ratio has been maintained since then. Does this look as if the smaller denominations were disappearing? The other alternative is then taken up at length, and forms the principal part of this argument, namely, either to join with Lutheranism or Calvinism.

The paragraph: "Shall we join the new Lutheran coalition?" is well written, for the writer knows that in the past we missed the chance of having the Lutheran General Synod or the Moravians unite with us, perhaps thru the slowness of action on the part of our General Conferences.

Then the logical position, according to the writer's view, is to join the proposed Calvinistic union. One of the speakers of the Philadelphia Conference is quoted as stating that Calvinism has ever been irenic since 1529. Irenic? It never was, nor is it at present. Was it irenic when Calvin had seventy-six men banished and fifty-eight executed out of a population of 20,000 at Geneva? Was it irenic when the Scotch Presbyterians murdered the archbishop of St. Andrews? Was it irenic when Cromwell slaughtered thousands of innocent Catholics in Ireland? Was it irenic when the New England Puritans drove out Roger Williams? Was it irenic when they burned innocent women as witches at the stake in the New England states as late as 1692? Was it irenic when Presbyterians declared at the beginning of the war, in 1917, in a message to the Presbyterian head of the United States, that he should remember that the old fighting spirit of the Presbyterian Church was still alive in full power and strength? Is it irenic when Calvinistic churches state at the present time that the gospel should be preached in the United States in the English language only, thus placing nationalism ahead of Christianity, so that many pastors and congregations of German, Hungarian, Bohemian and Slavonic extraction are contemplating a withdrawal from their denominations? Calvinism irenic? The

statement is simply preposterous. Not that Lutheranism was irenic either, for that matter. We fully grant that much was sinned on both sides.

The writer then states: "that the proposed union of Calvinistic churches is a union with Presbyterianism (sic!) more than a union with Calvinism." So we are supposed to enter into a union of Calvinism which is at present to be a union with Presbyterianism only, a union which has not been accomplished as yet, but is still only a day-dream of its over-zealous advocates. Such being the case, we ask: How can we go to something which is vague, indefinable, chimerical, and millennial?

He then takes up the supposed theological obstacles and difficulties of church polity. His entire paragraph on the Lord's Supper displays an appalling lack of insight into the deeper meaning of the various doctrines concerning the Lord's Supper. Luther's, Zwingli's and Calvin's doctrines are all profound enough, each one in its own peculiar way, tho the writer does not seem to distinguish between Zwingli and Calvin, nor to understand Luther's doctrine at all. The doctrines are herewith briefly appended: Zwingli says that the Lord's Supper is a memorial supper only, based on the promise that the church is a communion of saints, which of course is true as far as the *invisible* church is concerned, but will not hold true in regard to the *visible* church.

The Heidelberg Catechism says that bread and wine are mere symbols. Now, the offering of the passover would be a better symbol, but in saying: "this is My blood" Christ offers something more than the passover-blood.

The Scotch confession Art. 21 says: Body and blood are with the elements only, that is, while we eat and drink bread and wine, our faith elevates us above the visible and we take part in Christ's real body and blood."

The Lutheran church says: "We receive the body and blood of Christ in, with and under the elements. Dr. Martin Luther personally says: "Not as if we want to include the body and blood in bread and wine, but if we say: "Christ's body is in the bread," it means that our faith wants to confess that the body of Christ is really present."

Now notice how closely related the Scotch Confession of Calvinism and Luther's doctrine are, and why we can unite them both in our church. The *real* point of difference is another one, namely whether the unworthy and unprepared receive body and blood unto damnation or not; that was the point on which the churches could not agree. But to call Luther's doctrine one that teaches an *opus operatum* would mean to call the doctrine of the Scotch Calvinistic confession the same, and it shows a very crude understanding of these doctrines.

The real difference between Calvinism and Lutheranism is then lightly skimmed over and the main issue gracefully evaded. To get at the fundamental difference, one must go back to the epistles of the Apostle Paul, because, after all, the difference between Calvin's and Luther's views is based upon that. Saint Paul in his epistles makes a clear-cut distinction between *τό πνεῦμα* — and *ὁ κύριός ἐστιν τὸπνεῦμα* —and *ὁ νομος γράμματος* over against the *νόμος πνευματικός*. *Τὸπνεῦμα* is the world-conquering power, the victorious spirit given to us by the grace of God, awakening and quickening the faith out of which the good works follow as the natural and continuous outflow of faith, of grace, of *το πνεῦμα*: That is Luther's idea. On the other hand, take this *πνεῦμα* or this *κύριος* out of the New Testament, and you again have a *νομος γράμματος* as in the Old Testament, that is, you make out of the gospel of the New Testament a series of new laws and mandates, a *νόμος νέος* to be sure, but still a *νόμος* of the *ράμμα* but not a *γράμμα πνευματικόν*. That was Calvin's understanding and practice, altho he of course does not want the Lords' influence removed from the new law, but wants him as the omnipotent and majestic interpreter and executor of that law. In short: Lutheranism is the contrast to the judaistic side of Roman Catholicism, with perhaps a gnostic tendency; Calvinism is the contrast to paganism with a judaistic, if not pharisaic, tendency. For this reason many prefer Calvinism today, because it always tickles the vanity of natural man to be able to gain eternal life by a series of laws and mandates strictly to be adhered to and implicitly to be obeyed, in contrast to Luther's demand of a trusting in faith only, based upon the grace of God, all of which takes away any justification by works entirely. Strict Calvinism is even today old testamental, judaistic, pharisaic, strengthened by the rigid doctrine of Predestinarianism. Hence its demands in civic and political life, for Presbyterianism especially has as its fundamental thought "the establishment of the Kingdom of Christ as a theocracy according to the Old Testamental example," and history is full of these efforts in Scotland, England, Massachusetts, Connecticut, and all states with blue laws. More is the pity that on the other side the confessionalism of the Lutheran church of the present time has removed Lutheranism so far from its founder's spirit and doctrines. And only where you have the bond of love and peace, as in our Synod, can these great differences be bridged over, softened, and brought to a happy union.

In matters of church polity the difficulties are not nearly as great as in matters of theology. The wearing of the gown—tho Presbyterian, Reformed and Congregational ministers in the East almost all wear the gown, and Congregational ministers, even in the Middle West,—nor the style of serving the Lord's Supper need cause us any concern. That many of our more English churches

and many of our younger brethren have departed from these and other customs, has a different reason. In all churches we find today a ritualistic tendency and also a methodistic tendency. Many brethren in our church, old and young, have an inclination towards ritualism, many others towards Methodism; the latter, however, frequently because it puts them on a better footing with the capitalistic churches and the plutocratic members of the same, than by emphasizing the fact that they are members of a poor denomination of German antecedents, dealing with the bourgeoisie and proletariat only. *Hinc illae lacrymae!* This of course, is often done unconsciously, unintentionally, and without really accounting for it even to themselves.

Finally, however, the writer goes clear out of his way in a lengthy diatribe to attack our rite of confirmation and our catechism. If it has been his observation that our confirmation does not sufficiently encourage a decision for Christ on the part of the child, it certainly must have been caused by the faulty instruction of the pastor. This decision need not be spontaneous, for we know only too well of what value such a spontaneous decision for Christ is, from the Methodist revivals, cf. the great revival in Wales a few years hence, where we had more than 50,000 conversions in a few months, only 1100 of which were still extant in the next year. Quite frequently children, of their own initiative, will ask to be confirmed, children whose parents, or one of them at least, are bitterly opposed to confirmation because they themselves are only hangers-on of our churches. If he calls *our* catechism a pedagogical monstrosity, what must he call other catechisms, especially that of the Presbyterian church! The English language will not be adequate to the occasion! Because of some difficulties in the linguistic version of some things in our catechism to pass judgment on the *whole* catechism, and condemn it on very slight provocation, is certainly unwarranted, to express it mildly. If any of those definitions are meaningless to children, he must refer either to suckling infants or to children of an exceedingly and exceptionally dull intellect, or it must reflect upon the instructor rather than upon the intelligence of the children. That pastor however, must be utterly fallen from grace, whose catechumens are taught "to look upon confirmation instruction as gymnastics in the art of learning by rote. In regard to this whole paragraph one can only exclaim: *"O si tacuisses, ..."*

The sum-total of the article "Where shall we go?" reminds one of the words of Antoine St. Just at the trial of King Louis XVI: *"Il nous faut tuer le roi parce qu'on ne peut regner innocemment,"* that is: kill him without a trial, without a hearing, without a verdict. Kill him simply because he is king. So the writer of "WHERE SHALL WE GO?" *mutatis mutandis*, says: "Kill the Synod, simply because it is not a gigantic denomination, because it is the "under

dog," because it is not a union—simply because it must be gotten rid of. Do this by setting aside all historical traditions and foundations, by jeopardizing its spirit of love and peace, by giving up its essential features, by making a grand *salto mortale* into the arms of a calvinistic union, albeit this union does not exist as yet, as he has shown, tho such minor matters do not disturb his theological equilibrium; by making a grand and united effort to get into the limelight by joining this union—and the millennium will have come for our Synod! We can only say of the writer, as the prophet of old did of his wilful nation: "Ephraim hath turned to idols, let him alone." And the only answer to the question: Where shall we go? —is the counter-question: Why go at all?

History Philophically Considered.

REV. R. STAVE, PH. D.

The philosophical study of History leads us beyond the mere consideration of events in their chronological order; it shows these events in their political, social, moral and spiritual significance; it endeavors to interpret the past in the light of the present and the future.

The pages of History reveal a kaleidoscopic picture, replete with confusing contrasts of darkness and light, of anarchy and order, of misery and happiness. And yet, great as this chaos of events and conditions may seem, it presents the possibility of making intelligible and profitable deductions, of establishing a connection between the past and the present, of tracing cause and effect. Each event in History has its well defined place and purpose and may therefore be considered the *"res agens,"* the *"conditio sine qua non"* for subsequent events.

Generally speaking, History embodies an account of the efforts of the human race to realize the ideal of life according to its respective and characteristic conception of it. This ideal we find sometimes to lie in the direction of material things, such as the possession of wealth and the acquisition of political power, sometimes in the field of science and art, and again it is concerned with spiritual matters. To trace this ideal thru the course of ancient, medieval and modern times and to observe the successes and failures in the great struggles for its realization, will lead to the interesting and instructive result of learning what is the message of the ages to the nations of today.

In his eagerness to reach the goal of his ambition, man frequently ignores the necessity of guarding against insidious influences from within and without. Thus again and again we see the spectacle of nations rising to the zenith of power, then declining and

ultimately disappearing. And yet it cannot be said that succeeding generations have shown an aptitude in profiting materially by the experiences of preceding ones.

Thru all ages material possessions have, without question, exerted a very potent influence on the social and economic life of the nations. On the disparity between creditors and debtors often hinged the fate of ancient and modern civilization. Thus in ancient Rome we find the rights and privileges of the *"assidui"* in sharp contrast with the duties and burdens of the *proletarii." "Ubi publicanus est,"* says Livy, *"ibi aut jus publicum vanum, aut libertatem sociis nullam esse."* Both during the period of the empire and of the republic, rank was determined by wealth. Repressive usury laws drained the vitality of the farmer whose labor was the principal source of the country's wealth, and after several centuries of bitter struggles between patricians and plebeians, the former succeeded in accumulating abundant wealth, with which they created and maintained an army of trained and hired soldiers for defensive and offensive purposes, thus establishing a centralization of power. Successful wars of conquest brought foreign possessions, additional wealth and prisoners whose compulsory enlistment increased the size and efficiency of the army. But there came a time when the vitality and productiveness of the farmer and the laborer had been so sapped that the means of sustenance for the army along the Rhine and the Danube, which had served as a barrier to the invasion of the barbarians into the provinces, were no longer forthcoming. Around the year 400 the process of disintegration had set in, the end of the mighty Roman empire, once mistress of the world, had come. The race succumbed to the disintegrating influences of a destructive economic policy. Precisely the same cause seems to have operated in the Eastern empire; for by the middle of the fifth century we find the Danubian peasantry exhausted and Constantinople at the mercy of the Huns. A materialistic spirit dominated Byzantium. More than once the Germans crossed the Danube and penetrated as far as Constantinople, but they never succeeded in establishing themselves, because they were not of an economic mind.

In the Midle Ages the preponderating portion of the power of wealth and political influence is found in the hands of the church. The martial spirit had been superseded by the veneration of the people for the authority of the sacred class of priests, whose function it was to intercede in behalf of the helpless victims of superstition and fear of the supernatural. This characteristic condition of the Middle Ages originated and developed ecclesiastical power. Enormous donations and bequests were made in favor of institutions of the church, because it was the popular belief that "as water extinguishes fire so gifts extinguish the power of evil." Between the sixth and thirteenth centuries, about one-third of the soil of

Europe had come into the possession of the church. What is, therefore, more natural than that we should find the centralization of power in the Middle Ages in an autocratic hierarchy?

From ecclesiastical to that of secular control was but one step. Archbishops and Bishops became princes and electors. How utterly foreign, however, the idea of a secular clergy was to the idea of a pure theocracy, is expressed in the words of Saint Anselm: *"Nihil magis diligit Deus in hoc mundo quam libertatem ecclesiae suae. Liberam vult esse Deus sponsam suam, non ancillam."*

By degrees and quite naturally, principally thru the crusades, the scepter of the secular power reverted from the church to its more rightful incumbents, the laity. The assertion of certain historians, that the destiny of modern Europe was determined very largely by the fact that the Christian sacred places lay in Asia and that, therefore, the pilgrimages of the crusaders brought the West into contact with the East, seems to be well founded. The crusades were the means of awakening imaginative Western Europe from its lethargy and infusing into it the economic spirit of the East. The highest civilization during the Middle Ages was to be found in Byzantium and in Cairo, or in the Greek empire and in Egypt respectively. Since the fall of Rome the arts and sciences of the West had been nearly at a standstill: henceforth Constantinople became the source of Western materialistic knowledge and industry. The mulberry and the silk-worm were introduced from Greece, the maize from Turkey, the plum from Damascus, the escalot from Ascalon and the windmills, which up to more recent times have been such a familiar sight in Northern Germany, France and particularly Holland, were an importation of the crusaders from the Levant. The Sicilians learned to refine sugar and the Venetians were taught to manufacture glass by the inhabitants of Tyre. Syria and Persia were masters in the art of weaving, Damascus in the manufacture of steel and in potteries. The most prominent institution of learning was the university of Cairo, established 200 years prior to the organization of the university of Paris and was said to have been attended at one time by fully 12,000 students. In the science of medicine the Egyptians were so far advanced that only their physicians could cope successfully with epidemics in the army of the crusaders. The Arabs were excellent mathematicians and astronomers. They were familiar with spherical trigonometry and conic sections, long before the first crusade was undertaken in 1096. Some discoveries by Tycho Brahe, concerning lunar variations, were known to Aboul-Wafa, an astronomer at Bagdad, fully 600 years previously. Gothic architecture was employed by the Arabs as far back as the ninth century.

As the Eastern trade brought an abundance of wealth to Western countries the mercantile mind began to assert itself and caused

the materialistic spirit to enter into a conflict with the emotional influence of the church. The consequence was that heresy became rampant against which the church retaliated with the terrible Inquisition. It would not seem amiss to say this this scepticism of the commercial communities in the thirteenth century, which revolted against the church, furnished an incipient cause for the Reformation of the sixteenth.

By degrees the consolidation of wealth and the controlling power of the monied classes became so pronounced that it caused a social condition similar to that of ancient Rome, where men were divided according to their economic capacity. In the eighteenth century this intolerable situation demanded a change, if not by means of enlightenment and persuasion, then by the fury of the inflamed mob. Thus the terrible scenes, enacted by the French revolution at the close of the century, were the natural result of the centralization of money and power and also of a condition of the church analogous to that described in Matthew V, 13.

Thus we see that a purely materialistic manifestation of the economic, the ecclesiastical or the intellectual type is destined to bring disharmony and disaster.

Our thoughts turn to the greatest of all catastrophes in the history of mankind, the world war of the past four years, and all thoughtful people are interested in the question, "What were the causes directly responsible?" "What is the lesson which future generations must take to heart?"

The student of history cannot but feel strongly convinced that the tragic events of the past four years are but a re-enactment of similar world-dreams of the past. There can be no doubt that the same materialistic spirit, which has been responsible for previous disasters, is the *"causa princeps"* of the present calamity. We may call it German militarism, British navalism, American commercialism or some other "ism" of some other nation, in all cases it is the gross materialistic spirit which has been the devil's own instrument. Unbiased judgment can hardly absolve any of the nations from participation in the general culpability. So hopelessly have they been possessed of a destructive economic spirit which strives to satisfy man's material needs at the expense of his spiritual exigencies that not even unparallelled losses in life and property have had the salutary effect of a change of heart. And without a thoro change of heart there is very slight hope indeed of preventing the substitution of a different name for the old order of things. High sounding phrases and idealistic discussions cannot delude the most optimistic observer into the belief that human nature has been or ever can be regenerated thereby.

There is but one corrective agency. That is the Christian Church in her capacity as the divinely appointed medium for the

infusion of that spiritual force which corrects, directs and perfects every economic, intellectual and ecclesiastial activity of individuals and nations. In other words, it will be in the realization of the Christian ideal that the solution of the problem will be found.

The Harmony of the Prophetic Vision and its Significance for the Christians of Today.

BY H. VIETH

To some Christians—and among them are men of high standing in the theological world—prophetic vision is mere imagery, they can find in it no real vision of the kingdom's future. It is not the intention to take issue with them in this article. But there is also a large—and we believe growing—number of people, to whom prophecy is a real and valuable part of God's revelation. They feel the beauty and inherent truth of all real prophecy, but when they are groping for the light of a real interpretation, the church thru its teachers more likely than not refuses them guidance. Exegesis frankly teaches that the vision is not a fit subject for a sermon. Is it any wonder that those sects who make their strongest appeal on the basis of prophetic interpretation, alienate from the older churches an element that can only ill be spared? We believe that the time has come, when the church must meet squarely the issue of the interpretation of the prophetic vision. An open discussion, therefore, of the subject should be welcomed by all.

If the visions of the prophets form rightfully an integral part of the holy scriptures, they must also be a part of God's revelation. And the central idea of God's revelation is the idea of the *kingdom of God,* which is coming by God's word and works. There is only one kingdom, an ideal never yet fully realized, yet always more closely approached thru the successive revelations of God. From Adam to Noah—to Abraham—to Moses—to the prophets—to Jesus —to the Reformation— the kingdom of God is coming and its revelation is one harmonious whole. And a never missing part of this revelation is the glory never seen, yet always believed to be coming, the yearning for the better future, the striving after the unreached ideal—*the Christian hope.* Is this ideal merely an idea without reality? merely a phrase to cover our efforts to reach the unreachable? Or has this ideal a splendid and fundamental reality? The prophetic vision answers that question, we believe. The vision intends to visualize the reality of our ideal of God's kingdom, the goal of our striving which it holds ever before us; it is the reality of our hope. The visions, therefore, are a necessary part of God's revelation, a sure pillar to support our hope of the future and our faith in striving for it.

God's revelation outside the prophetic vision is one harmonious whole; from Adam to Christ the line runs straight and uninterrupted: God's will, God's love, God's works harmoniously working out God's destiny for man—salvation. Is it possible that from this harmony the prophetic vision alone makes an exception, being merely a disjointed group of exhortations in stilted and allegorical language? To state this possibility is to deny it, especially if we bear in mind that thruout the ages of waiting for a fuller revelation, the doing of Gods' will, the feeling of God's love, the bearing of His often heavy hand, was only possible thru the hope instilled by the prophetic vision. So if the vision is from God and is part of Gods' plan, the vision must be one harmonious whole, and a harmonious interpretation must make the word of God stronger and His revelation surer.

This then is the foundation on which we as believing Christians stand in regard to the vision:

1. The vision is nispired; it is an integral part of God's word and its reasonable interpretation is necessary to a complete understanding of God's word as well as to a realization of a real Christian life in the church and in the individual.

2. The vision is harmonious, i. e., the visions of all the prophets form one harmonious whole:

a. because God is one God and the vision He gives His people can be neither contradictory in itself nor contrary to His revelation in His non-prophetic word.

b. because the kingdom of God is one, and the vision of the slowly approaching perfection of this kingdom must be harmonious.

The question now naturally rises in one's mind: Then why has orthodox theology fought shy of any serious attempt at a harmonious interpretation? I believe this has been due principally to the fact that theology for a long time past has had to defend the principle of the inspiration, and the prophetic vision seemed to be the most vulnerable point and its inspiration hardest to uphold. So a policy of "Touch not" was inaugurated and today we have no commonly accepted principles of interpretation. And the minister who attempts to interpret for his congregation the beauties of these wonderful visions finds himself exploring, without practically any competent guide, an undiscovered land. It is poor comfort to think: well our congregations do not demand or expect such an interpretation, for any pastor who has been close to the spiritual life of a real Christian congregation knows that there is a demand for such an interpretation in our Evangelical churches. The members of our congregations have never lost the conviction that the vision is part of God's word, that they need and want the vision interpreted.

Now if the foregoing statements are true, if both the prophetic vision and its interpretation to the congregation are necessary, why

is access to this vital part of the Holy Scriptures made so exceedingly hard by the undoubtedly difficult language? The answer is after all very simple: Because of the natural character of the vision. It is, of course, neither necessary nor possible to inquire here at some length into the psychological state of the recipient of the vision. We will, however, attempt to give a definition of the character of the vision. The vision does not show the actual events of history, for those lie in the future, but an image of these coming events. Now the form of historical events is constantly changing, and to clothe the vision of the future in the historical forms of any one time would rob it of all value as a vision for any other time. So the prophet clothes the coming events not in the form of his day, but in a visionary form that belongs only to the language of the prophets, and so retains the beauty and value of the vision for all generations. These forms, however, are not accidental or arbitrary, for that would make any interpretation impossible, they follow certain definite laws. Some of these laws that have been derived from a careful study of the vision and a comparison of many of the attempts at interpretation, we give below.

1. The first of these laws is that of uniformity, i. e., if a certain word-form is used to denote a certain event or designate a certain factor, it will have the same meaning whenever it is used anywhere in the prophetic vision. For instance, if the beast stands for a world power, an empire, it holds that meaning thruout the visions of all the prophets.

2. The second of these laws is that of derivation, i. e., the key to the word-form or word-picture must be found in the Scripture: the Bible interprets the vision.—There is a curious modification to this law. Sometimes in a group of symbols one will find several for which no direct key can be discovered in the Scriptures. The explanation of all symbols then follows the explanation of the principle one in the group, for which a key is known. For instance: If the seas stands as the symbol for tongues and nations, and there is no key to the symbolical meaning of islands, the thing for which the island stands as symbol must have the same relation to the nations of the world in constant commotion, as the island has to the sea.

3. The third law is that of continuity. The vision is an entity, and the language within the vision does not change arbitrarily. One cannot wilfully decide that part of a vision is to be interpreted verbally and another part symbolically. If the vision uses symbolical language it uses it thruout.

4. The fourth law I state as that of connection. There is always a striking likeness on some vital point between the idea and the symbol that represents it in the vision. If an empire is shown in the vision as a beast, it is because an empire, no matter what its civilization, reacts to the forces that move it not like a man but like

a beast. Even in reality some beast is always the emblem of an empire.

These rules, to which others may be added, will eventually lead to a harmonious interpretation of the language of the visions. Tho the language is perhaps the greatest, it is by no means the only difficulty in the way of a harmonious interpretation of the vision. Other difficulties are found in the vision itself and its relation to the non-visionary parts of the prophetic books and to the actual events of history. The questions as to the extent and the fulfilment of the vision are not easily answered.

In regard to the extent of the vision, i. e., the decision as to what forms part of the vision and what not, I stand on the law of logical conclusion. The vision does not stop in the middle of things. When one comes to a part of the vision, the verbal interpretation of which seems possible and reasonable, it seems so easy to say: This is not a part of the vision. For instance: When we come to the seven letters to the seven churches in Asia, most interpreters like to interpret them verbally, tho they are logically a part of the first great vision in Revelations, that of Christ and His Church. The vision without them is incomplete.

The question of the fulfilment of the vision finds the interpreters far apart. I believe the only chance of a harmonious interpretation here lies in the acknowledgement of the universality of the vision. If God had intended to give us a prophetic history of the world, He could and would have done so. If Paul and the people he taught had possessed such a history, would that have instilled in them the sure hope that the prophetic vision undoubtedly gave them? Would not the dreary outlook on centuries of struggle have dampened their ardor and undermined their hope? God wanted to give a vision of the coming of the kingdom thru all the future events of history, a vision so universal, that every age could find by the aid of this vision in the events of the time a fulfilment of the prophecy. The life-time, the century, the millennium, looks into the clear mirror of the vision and finds fulfilment. And those who try to limit the vision to the century after John are as much at fault as those who apply it only to the time of the end. But is the vision then not an intended deception? No! For it bridges in the only possible way the gulf between what God must do and what man can conceive.

The universal character of the vision fits the universal character of history. History repeats itself. Man is essentially the same in all ages. The material progress of civilization changes the forms of historical events, but principally the great movements in all times are the same and constantly repeat themselves. For instance: If the vision wanted to show modern times, this vision would find its fulfilment in the French revolution *"en miniature,"* and its larger fulfilment in the entire development since then, and, we may add,

it would also fit the events of the coming years to the very end of the era that began with the French revolution. The vision helps us to fit the slowly evolving events of history into God's plan, till history and the vision reach their common end—Christ coming in glory. Looking backward we see both, the vision and the fulfilment in history, looking forward we see only the vision, and that is as God would have it.

I feel that something should be said about the value of numbers in the vision. It is equally inconceivable that they should have no meaning at all, or that their meaning should be unintelligible. Many fear that to know the meaning of the numbers would be like knowing the day of the Lord's coming, and they look upon any attempt to interpret the numbers as flying in the face of providence. But God does not write meaningless twaddle; He meant to say something thru those numbers and He meant us to understand; and the omniscient can guard His secrets even from the fulness of our knowledge. It will be impossible to foretell the day of the Lord from the most correct interpretation of the numbers, but it will be possible to foretell the approach of the day and its nearness, as the Lord wanted us to. Naturally the numbers, being part of the vision, have a symbolical meaning and the key is given in the Scriptures: I give you a day for a year.

It will of course be impossible to give a complete harmony of the Prophetic vision, but a few examples will help to point the way, in which this harmony works out. I limit myself to Daniel and John.

Daniel stood on the threshold of a new era, when the kingdom had been taken from Israel and given to the heathen. This era, which is to last till the erection of Christ's kingdom in power and glory, Daniel sees in a series of visions. Two of these visions deal with the character of the times: Nebuchadnezzar's dream of the great image and Daniel's vision of the four beasts.

To the great king and conqueror the successive forms of world power and civilization appear great and glorious, like unto man and worthy of man. But even he sees a downward development and he sees true. The elements that make up the four great civilizations lose in inherent value, but gain in pliability and common usefulness, till civilization without God reaches its greatest extent, shows its inherent weakness and meets its doom.

Daniel sees the same four great civilizations, tho he sees not with the eyes of man but of God, here speaks not the builder and prototype of civilization, but its judge. And he looks upon what man does and he sees a beast, and at last a beast that is in its nature more bestial than any known beast. Daniel gives the interpretation of his great visions, and this is the heart of it: God knows only four great civilizations and the last of these is Rome.

Only in one vision does Daniel deal with the time, in the vision of the fourth chapter, when he speaks of the seven times. Nebuchadnezzar is the head and prototype of the great civilizations, he as no other symbolizes the times of the heathen; and the great vision of the fourth chapter can have the deep meaning Daniel ascribes to it in the nineteenth verse only, if it applies to the entire time between Nebuchadnezzar and Christ at His coming. But what are the seven times? The key mentioned above is: A day for a year. We measure by years—God by times. Therefore a time is God's year, each day meaning a year, or according to the count of the prophetic year —360 years. Seven times 360 = 2520 years. With this number God has sealed the civilization of man. Self-evidently this is not the historical time of the four great civilizations, but the prophetic time medium between the ascending and descending lines at the beginning and end of the four civilizations. The kingdom was not taken from Israel in a day, it is a period rather than a date. Likewise the destruction of civilization at the end of time is a period and not a date. 606 Nebuchadnezzar conquered Jerusalem. 2520 years later—1914 and the world war. Is this accident or design? But between the first conquest and the final destruction of Jerusalem many years passed. So the interpretation of this vision only confirms that of the other visions, confirms the general belief of many devout Christians and the general impression of every student of history, that we are standing at the end of an era, that the old civilization is passing away and a new one must take its place.

To Daniel undoubtedly the civilization of Rome is the last, Rome the last Empire. Gradually changing, absorbing new elements, yet thru it all retaining its Latin character, the civilization of the modern world is essentially Latin. Up to about 1750 Latin was the language of education, of the universities. Latin is the basis of our laws, Latin our militarism. The iron of Rome, mixed with the clay of the Anglo-Germanic tribes—that is the civilization of today, slowly crumbling since the French revolution and now fast falling to pieces under the gigantic hammering of the world war. This is the harmonious showing: We stand at the end of the times.

Now turn to John and watch the harmony complete itself. John sees only the second half of the seven times of Daniel the three and one-half times. His vision of the latter times is clearer and more detailed than Daniel's. He sees the true church of Christ in the vision of the first three chapters, he sees the characteristics and underlying principles as well as the moving forces of the times in the visions of the seals, the trumpets and the vials. But we will take first the vision of the two beasts in the thirteenth chapter, to show the harmony with Daniel. The great beast is the Roman Empire that dies and lives again. Any great book on History will express for you the wonder at the curious anomaly of the Holy Roman

Empire of German Nationality that came to a tragic end in 1806. The German tribes in conquering the Roman Empire were themselves conquered by the fundamental idea of the Latin state. On this curious foundation the entire edifice of the state during the middle ages and even in modern times is an artificial one, and has been to the nations of Europe a veritable curse.

Even when, following the French revolution and the Napoleonic wars, the growing spirit of nationalism split the empire (ten toes, ten horns) each nation bears the stamp of the beast of Rome. In law, in politics, in militarism, they are all little copies of the great original.

By the side of this first beast we see a second beast. It rises from the firm earth, and that which is firm in the sea of nations is the result of Christian influence, the church, or broader, the Christian civilization. We see here the power of humanitarian culture, that might have been the servant of humanity and made itself the servant of the state as apart from humanity.—The French revolution really killed the older form of the state; it was quite dead for a while. But this second beast set up a very creditable imitation of the old state, and, partly by force, made the people believe in it again. The image talked. All the great power of the church, of knowledge and learning was used to fetter the minds and hands of the people to the dead and decayed idea of the "Rechtsstaat," they have the mark of the beast.

Undoubtedly the pope stands for centuries as the supreme representative of the power of Christian civilization. And many have seen and see today in the pope the beast with the number of a man, 606. But we cannot consent to the idea that the pope exhausts the meaning of the vision, except in so far as he is the symbol of the church as a civilising power. The church, science, schools, universities, the entire array of institutions for the progress of the Christian civilization, are seen in this beast in so far as they betray their real task and become servants of the power of the state as apart from the people, instead of servants of God and the people. Naturally in every age one man primarily typifies this power and stands as its representative, he is the false prophet of his time. So whatever fuller meaning may lie hidden in the curious number 606, I am convinced that its fundamental and unchangeable symbolism is this: Spiritual power abused for temporal purpose. No claim is put forth that this explanation exhausts the meaning of the vision, for the vision undoubtedly covers the three and one-half times, when the heathen rule tho Christ is preached. The forty-two months equal the 1260 days or three and one-half times. Months are taken instead of days to indicate that in the beast there reigns the power of darkness. The harmony of all these visions from Daniel to John lies in the central fact, that the power of Rome, the Roman idea of

the state, will continue to rule, tho mortally stricken, till Christ's day.

Around this central fact the other visions of Revelations are grouped, all of them viewing the three and one-half times of the Gospel era but always from different angles and always converging on the coming of Christ. I do not believe that at any time since the days of the apostles the expectation of Christ's coming has been as vivid and widespread as it is today. And even those who do not confess Christ unconsciously confess the idea that the hope of the world lies in a new revelation of Christ. But how will Christ come? I feel that I cannot close this article without having said something in regard to the manner of His coming. In the visions of John the day of the Lord, the day of His coming stretches into a day of a thousand years, the Millennium. He has been coming during the Gospel Age, but the manner of His coming or His manifestation will be different during the millennium. First there will be a lessening of the power of evil and temptation, Satan is bound for a thousand years. Then the first resurrection and the uniting of the risen and changed with Jesus will be felt in this world as a powerful spiritual influence. These two conditions will govern the next era. when the old order of things has passed away. Thru them Christ will establish His visible kingdom. But I openly confess to a doubt that Christ's coming at the beginning of the Millennium will be generally visible. His coming will be real, a manifestation of divine power, an establishment of a very direct spiritual influence, perhaps thru those who rise from the dead to meet Him. But it may be that the rest of the human world will not see Him till the judgment day.

Some cannot see the coming of Christ, because the imaginary figure of a gigantic Anti-Christ stands in the way. We believe as shown above, that the prophecies regarding the anti-Christ have had their fulfilment at least in part. It is not at all impossible that the anti-Christian principle may during the last days again center in a personality of world-wide influence. Historical precedent seems to point that way, for so far every revolutionary movement has ended in tyranny. And the last revolution which brings the overthrow of the existing order to prepare the way for Christ's order, may finally center in such a personality. (The transition from the present order to Christ's order must appear not as evolution but as revolution). The appearance of such a personality is not at all impossible nor outside the vision; but since the Anti-Christ in the vision wears the garb of churchliness and the present forces of destruction are entirely outside the church, we doubt this very much.

At any rate believer and unbeliever are agreed that the present order cannot continue. And the Christians view with doubt the present day attempts to establish a new order thru human agencies.

For the prophetic vision knows only one new order after the order based on the civilization of Rome—The Millennium. God may still grant a time of grace, but the vision as we see it, with whatever eyes we see it, has brought us to the end of the times. Perhaps—and I think likely, for I can see no other force strong enough to accomplish the purpose—the social revolution that spread like poison thru the air, will complete the overthrow of the old order and prepare the way for the kingdom of God, when Christ shall be King. We, like Daniel, stand on the threshold of a new time, and, unless God gives a new and more complete vision, the day is very near.

The fulness of time is again at hand, but the day is with God.

Editorielle Aeußerungen

Der Pastor und sein „Programm."

Es ist offenbar, daß große Kirchenkörper heutigen Tages ohne Programm nicht fertig werden können. Unter diesem Programm sind die bestimmten Ziele verstanden, die sich eine Kirche beim Beginn einer Arbeitsperiode setzt, und wonach sie ihre ganze Tätigkeit einrichtet und bemißt. Nie ist die Kirche der Notwendigkeit eines deutlich ausgesprochenen und ernstlich verfolgten Programms so gewiß gewesen, und nie sind solch gewaltige Arbeitsprogramme aufgestellt worden wie jetzt.

Was aber von der Kirche im ganzen gilt, gilt auch von dem einzelnen Arbeiter. Ein Pastor ohne Programm ist wie ein Schiff ohne Steuer, und wenn der Pastor kein Programm hat, hat die Gemeinde in den weitaus meisten Fällen auch keins.

Was im allgemeinen das Ziel des Pastors sein sollte, ist nicht schwer zu sagen: Er soll Menschen gewinnen für Gottes Reich und sie anleiten, in demselben Gott zu dienen. Des Menschen Sohn ging aus das Verlorne zu suchen, aber wenn er Verlorne gefunden, leitete er sie an zum christlichen Leben und Wirken. Paulus sagt, er sei allen alles geworden, um doch ja etliche für Christum zu gewinnen. Dies Gewinnen umschloß denn beides, Glauben an den Herrn und ihm leben und dienen.

Darüber sind also alle eins, und insoweit hat jeder ein bestimmtes Ziel. Aber damit ist es doch noch nicht getan. Es fragt sich: was für Arbeitsmethoden muß ich gebrauchen, um mein Ziel im einzelnen zu erreichen, und woran kann ich sehen, daß ich ihm näher komme? Viele sagen: Ich predige Gottes Wort und überlasse den Erfolg Gott dem Herrn. Das hört sich sehr geistlich an und zeigt doch in vielen Fällen, daß der Betreffende kein bestimmtes Programm hat. Er muß doch auf

Früchte seiner Tätigkeit rechnen, und wenn keine da sind, und die Kirche anhaltend leer bleibt, so fehlt es irgendwo. Wir können nicht umhin, in unser Programm guten Kirchenbesuch aufzunehmen. Wenn uns das anhaltend versagt ist, so tun wir wohl, uns nach einem andern Arbeitsfeld umzusehen. Denn wir haben keinen besseren Gradmesser für die Kraft unseres Zeugnisses. Wir brauchen Hörer, und ohne Hörer können wir der Gemeinde nicht dienen. Es ist jedoch eine weitbemerkte Tatsache, daß in unserer Zeit vielfach die Kanzeltätigkeit nicht den ersten Platz im Programm vieler Pastoren einnimmt, sondern der Schwerpunkt liegt irgendwo anders. Wir halten das für einen Fehler, dennoch freuen wir uns, wenn ein Prediger auf einem andern wichtigen Gebiete große Ziele hat und bedeutenden Erfolg aufweist. Nichts kann nach der Predigttätigkeit so wichtig sein wie die Arbeit in der Sonntagschule und im Unterricht. Es ist ein Zeichen für die allgemeine und wachsende Erkenntnis ihrer Bedeutung, daß Hilfsmittel und Bücher für den Sonntagschulunterricht wie die Pilze aus dem Boden schießen. Manche unserer Pastoren sind Spezialisten auf dem Gebiet der Sonntagschule; das heißt, die Sonntagschularbeit ist ihr Hauptprogramm, und sie verfolgen ganz bestimmte Zwecke, wie solche sich in Organisation, Lehrerausbildung, Anschluß der Schüler an die Gemeinde, regelmäßigen Beiträgen sowohl als im äußern Wachstum und passenden Schulräumen zeigen. Von einem solchen Pastor werden wir sagen, er hat ein Programm, ein gutes Programm, nur ist es nicht umfassend genug.

Ueberhaupt ist es eine häufige Erscheinung, daß Pastoren ein zu einseitiges Programm haben. Da ist der Pastor, der auf dem Gebiet der Kollekten seine Stärke hat. Er läutet mit dem Klingelbeutel zur Zeit und zur Unzeit und bringt ein schönes Stück Geld zum Besten des Reiches Gottes zusammen. Eine wichtige Arbeit, wer wollte es leugnen? aber doch nur eine Seite unseres Programms.

Andere verstehen es, die Werbetrommel zu rühren. Sie sind in allen Sätteln zu Haus. Sie schlagen jedem freundschaftlich auf die Schulter oder rufen ihn beim Vornamen. Sie sind Mitglieder aller Gesellschaften und haben alle Vereine der Stadt in der Kirche. Wo sie sind, ist „immer etwas los." Ausgezeichnete Leistungen dies, aber nur ein Teil des Programms, Vorhofsarbeit, nicht Arbeit im Heiligtum.

Selten wird ein Geistlicher alle Teile des kirchlichen Programms mit gleichem Nachdruck und Geschick betonen und betreiben. Die Gaben sind verschieden und danach richtet sich zum großen Teil unser Programm und unsere Arbeit. Doch wenn auch im einzelnen wichtige Teile so mit unserer Person verwachsen, daß die Leute beim Hören unsers Namens gleich an jenen Zweig der Reichsgottesarbeit denken, ist das nicht eine wichtige Hilfe für uns? Ein Pastor kommt an eine Gemeinde z. B., der in der Mission lebt und webt. Es dauert nicht lange, und in der Gemeinde selbst regt sich der Missionseifer. Der Geistliche ist da

selbst ein lebendiges Programm und das wirkt besser als alle gedruckte. In Einzelheiten zeigt sich dieselbe Erscheinung. Es kommt ein Pastor an eine Gemeinde, dessen Programm es ist, direktes Geben zu fördern und gegen Geldaufbringen mit weltlichen Mitteln zu kämpfen. Er mag seine Schwierigkeiten haben, aber oft dringt er in gar kurzer Zeit durch, und sein Prinzip siegt, wenn nur die Gemeinde merkt, daß es ihm um sein Programm ernst ist.

In allen diesen Fällen wird es offenbar, was für eine wichtige Sache es um ein zielbewußtes Wirken ist, ein Wirken, dem ein klares, definitives Programm zugrunde liegt. Ist das Programm gut, an Gottes Wort gemessen, in der Persönlichkeit und der Eigentümlichkeit des Predigers gegründet, so trägt, hebt, fördert, spornt es ihn an. Und nicht nur das, auch die Gemeinde merkt mehr und mehr, daß sie es mit einem Pastor zu tun hat, der weiß, was er will, und will, was er weiß, und mit der Zeit nimmt sie sein Programm als ihres an, und dann ist das Spiel gewonnen. Die Frage also ist: Hast du ein Programm und setzst du deine volle Kraft ein es auszuführen?

Kompetente Lehrer in unsern Sonntagschulen.

Kürzlich wohnten wir einer County-Sonntagschulkonferenz zum Zwecke der „Reconstruction Campaign for Religious Education" bei. Die Absicht ist eine großartige Ausdehnung des Sonntagschulwerks und nebenbei die Beschaffung eines gewaltig vermehrten Budgets. Bei dieser Gelegenheit hörten wir den wohl und rühmlichst bekannten Sekretär der internationalen Association, Marion Lawrance. Er sprach fünf mal an einem Tage, eine respektable Leistung für einen Mann in seinen Jahren. Vor allem, was er sagte, war der Grundgedanke dies: Das Hauptproblem, das wir in der Sonntagschule augenblicklich zu lösen haben, ist die Beschaffung von einem Corps von angemessen ausgebildeten und fähigen Lehrern. Fragen der Organisation sind wichtig und bedürfen sorgfältiger Berücksichtigung. Passende und praktische Sonntagschulliteratur ist notwendig; größere Mittel müssen aufgebracht werden; alle möglichen Arten von „Drives" mögen unsere Unterstützung finden. Nichts aber ist so wichtig, so allentscheidend, so absolut unentbehrlich als tüchtige und wohlbefähigte Lehrer. Der eigentliche Zweck der Sonntagschule ist Gottes Wort zu lehren. Dazu brauchen wir fähige Lehrer, und wenn wir die nicht haben, nützt uns Fortschritt in allen andern Dingen wenig.

Dieser mit allem Nachdruck ausgesprochene Satz dieses erfahrenen Mannes und Führers war uns aus der Seele gesprochen. Wir haben seit Jahren diese Wahrheit im Herzen getragen bei all den vielen Bemühungen, die in den letzten Jahren auf die Festigung der Außenpositionen des Sonntagschulwerks gerichtet worden sind. Daß dieser Gedanke nun von einem Manne, der mit großen Fragen allgemeiner Organisation so eng verknüpft ist, so ohne alle Beschränkung ausge-

sprochen wurde, war uns eine Bestätigung, daß wir uns auf dem rechten Wege befunden hatten.

Es ist nicht nötig, unsere Kirche von der Wahrheit jener Tatsache erst zu überzeugen. Dasselbe ist in letzter Zeit überall tausend mal ausgesprochen worden, und erst kürzlich ist von uns ein „Teacher Training Drive" in Szene gesetzt worden. Die Frage ist nur: wie kann man solche Lehrer bekommen? Freilich scheint die Antwort nahe und selbstverständlich genug zu sein, nämlich die: Man richte in allen Gemeinden Lehrerausbildungskurse ein! Aber so einfach ist die Sache nicht. In großen Gemeinden mag auf diese Weise eine Lösung gefunden werden. In kleineren Gemeinden dagegen würden sich zu einem solchen Kursus gewöhnlich nur so wenige melden, daß es schwer halten dürfte, sie auf ein Jahr oder mehrere zusammen zu halten. Da würde es sich vielmehr empfehlen, einen „Union Course" ins Leben zu rufen. In kleineren Städten sollten sich mehrere oder alle Sonntagschulen zusammentun und eine gemeinsame Lehrerausbildungsklasse einrichten. Die „County Association" sollte diese Sache in die Hand nehmen und als eins ihrer vornehmsten Ziele betreiben, event. einen tüchtigen Lehrer für seine Arbeit besolden.

Es wäre zu Zeiten schwierig, sich auf ein Textbuch zu einigen, aber hier müßten denominationelle Interessen beiseite gesetzt werden, denn es kann offenbar nur ein Leitfaden gebraucht werden. Beim Studium eines solchen Leitfadens sollte nicht zu viel Zei auf die grundlegenden psychologischen und pädagogischen Kapitel verwandt werden. Dieselben sind für viele zu abstrakt, und die Anwendung dieser theoretischen Dinge auf die praktische Arbeit ist nicht leicht. Dagegen auf Bibelkenntnis und insonderheit auf die Vorbereitung der bestimmten Lektion für den einzelnen Sonntag sollte der Hauptnachdruck gelegt werden. Der Lehrer muß darin unterichtet werden, wie er die Lektion für den speziellen Tag der Klasse darbieten soll. Die große Kunst der richtigen Fragestellung muß gelernt werden. Er muß angewiesen werden, wie er solche Fragen zu stellen lernt, die die Besprechung der Lektion logisch fortführen und den Schülern zur aktiven Teilnahme und zum selbständigen Denken anleiten. In diesem Punkte sind viele unserer Lehrbücher schwach, und so leisten sie, obwohl sie viel sonstigen Stoff darbieten, gerade in der Hauptsache wenig. Sie bieten viel dar, was nur Ballast ist, und lassen den Lehrer da im Stich, wo er Hilfe und Anleitung am meisten braucht.

Sodann wäre mehr Nachdruck zu legen auf eine Seite der Lehrarbeit, die in Teaching and Learning" by H. J. Sheridan und C. C. White (siehe Review Dep.) starke Betonung erfährt. Der Lehrer muß einen bestimmten Plan haben. Er muß wissen, was der Hauptzweck einer jeden Lektion ist. Es ist nicht damit getan, daß eine Masse Material besprochen wird, das vielleicht ganz interessant ist, sondern der Unterricht muß seine Spitze darin haben: was ist der eigentliche Zweck

dieser bestimmten Lektion, was für eine Hauptwahrheit sollen die Schüler mit nach Hause nehmen?

Damit steht im Zusammenhang ein anderes. Der Zweck des Unterrichts ist nicht bloß Information zu geben, sondern zum christlichen Leben anzuleiten. Man bedenke, wie nachdrücklich der Herr zum Tun auffordert. „Gehe hin und tue desgleichen!" sagt er am Schluß einer Lektion. Das Hören ohne Tun nennt er ein Bauen auf Sand. So ist es also die Aufgabe des Sonntagschullehrers, dem Beispiel seines großen Vorbilds folgend, Kenntnis und Unterweisung in Leben und Handeln zu übersetzen. Er muß dazu Anweisung und Gelegenheit geben. Werden christliche Tugenden gelehrt, so muß er ermuntern, diese Tugenden sofort im täglichen Leben zu üben und konkrete Beispiele an die Hand geben. Obwohl es ein Fehler wäre, wenn er ins Predigen verfallen und die vernünftige und sorgfältige Besprechung der Lektion vernachlässigen würde, so ist doch der enge Zusammenhang zwischen Lehren, Lernen und Ausüben stets im Auge zu behalten. Nur auf diese Weise wird es möglich sein, die Schüler zu wirklichen Christen und tätigen Gemeindegliedern zu erziehen. Nur so könnte die Sonntagschule zur Rekrutierungsanstalt werden, aus der brauchbare Arbeiter und wackere Vorkämpfer für die Gemeinde und das Reich Gottes erwachsen.

Kirchliche Rundschau.

Deutschlands neue Reichsverfassung.

Mit großer Spannung sah man allerorten der neuen Verfassung des Deutschen Reiches entgegen. Nachdem nun die Nationalversammlung in Weimar sich im wesentlichen auf die Annahme des ihr vorgelegten Entwurfs geeinigt hat, wird es unsere Leser interessieren, denselben etwas kennen zu lernen. Wir greifen nur die Hauptpunkte heraus. Sie genügen zur Erkenntnis, daß Deutschland nun eine Demokratie im vollen Sinne des Wortes geworden ist. Das Volk wird regieren durch freigewählte Vertreter, durch den Stimmkasten; staatliche, politische, persönliche und Gewissensfreiheit ist allen garantiert.

Erster Abschnitt: Reich.

1. Das Deutsche Reich **besteht aus** seinen bisherigen Glied- und Einzelstaaten, sowie aus den Gebieten, deren Bevölkerung kraft des Selbstbestimmungsrechts Aufnahme in das Reich begehren und durch ein Reichsgesetz aufgenommen werden.

2. Alle **Staatsgewalt** liegt beim deutschen Volk. Sie wird in den Reichsangelegenheiten durch die auf Grund der Reichsverfassung bestehenden Organe ausgeübt und in den Freistaaten nach Maßgabe ihrer bestehenden Landesverfassung. Das Reich erkennt das geltende Völkerrecht als Bestandteil seines eigenen Rechtes an.

3. **Reichsangelegenheit** wird: Die Beziehungen zum Ausland, die Verteidigung des Reichs, des Handels, einschließlich das Bank-, Börsen-, Münz-, Maß- und Gewichtswesen, das öffentliche Verkehrswesen, und zwar die Eisenbahnen, soweit sie bisher Staatsbahnen waren, die Binnenschiffahrt auf den mehreren deutschen Freistaaten gemeinsamen Wasserstraßen, die Post und der Telegraph und der Verkehr mit Kraft-Fahrzeugen zu Land und in der Luft.

4. Der **Gesetzgebung des Reiches** unterliegen ferner unter anderm: Die Landes-Angehörigkeit, das Armenwesen, das Paßwesen, die Fremdenpolizei, die Ein- und Auswanderung, das bürgerliche Recht, das Strafrecht und das gerichtliche Verfahren, das Arbeiterrecht, die Seeschiffahrt, das Preß-, Vereins- und Versammlungswesen, Kirche und Schule im Rahmen von Paragraph 19 und 20.

5. **Reichsrecht** bricht Landesrecht.

Grundrechte des deutschen Volkes.

Paragraph 18. **Alle Deutsche** sind vor dem Gesetz **gleichberechtigt.** Alle Vorteile oder Nachteile der Geburt, des Standes, Berufs oder Glaubens sind beseitigt. Ihre Wiederherstellung durch Gesetz oder Verwaltung ist verfassungswidrig.

Paragraph 19. Jeder Deutsche hat **volle Glaubens- oder Gewissensfreiheit.** Die freie Ausübung gottesdienstlicher Handlungen ist innerhalb der Schranken der Sittlichkeit und der öffentlichen Ordnung gewährleistet. Niemand darf zu einer kirchlichen Handlung oder Feierlichkeit gezwungen werden. Niemand ist verpflichtet, seine religiöse Ueberzeugung oder seine Zugehörigkeit zu einer religiösen Gemeinschaft zu offenbaren. Die Behörden haben nicht das Recht, danach zu fragen.

Paragraph 20. **Wissenschaft** und ihre Lehre sind frei. Der Unterricht soll allen Deutschen gleichmäßig, nach Maßgabe der Befähigung, zugänglich sein.

Paragraph 28. Zur **Wiederbevölkerung des flachen Landes** ist im Wege umfassender Umgestaltung die bestehende Grundbesitzverteilung in den Gebieten zu ändern, in denen eine gesunde Mischung von Groß-, Mittel- und Kleinbesitz noch nicht besteht.

Paragraph 29. **Die fremdsprachigen Volksteile** innerhalb des Reiches dürfen durch die Gesetzgebung und Verwaltung nicht in der ihnen eigenen volkstümlichen Entwicklung beeinträchtigt werden, insbesondere nicht im Gebrauch ihrer Muttersprache beim Unterricht, sowie in der inneren Verwaltung und der Rechtspflege innerhalb der von ihnen bewohnten Landesteile.

Paragraph 30. **Der Reichstag** besteht aus zwei Häusern, dem Volkshause und dem Staatenhause.

Paragraph 31. Das **Volkshaus** besteht aus den Abgeordneten des einheimischen deutschen Volkes. Die Abgeordneten werden in allgemeiner, unmittelbarer und geheimer Wahl von allen über 20 Jahre alten Männern und Frauen, nach dem Grundsatz der Verhältniswahl, gewählt. Das **Staatenhaus** besteht aus den Abgeorneten der deutschen Fideistaaten.

Paragraph 33. Dabei entfällt grundsätzlich auf eine Million Staatseinwohner ein Abgeordneter. Kein deutscher Freistaat darf durch mehr als ein Drittel aller Abgeordneten vertreten sein.

Paragraph 37. Die **Wahlperiode** dauert für beide Häuser drei Jahre.

Paragraph 38. Niemand kann gleichzeitig Mitglied beider Häuser sein.

Reichspräsident und Reichsregierung.

Paragraph 58. **Der Reichspräsident** wird vom ganzen deutschen Volk gewählt. Wählbar ist, wer das 35. Lebensjahr zurückgelegt hat und seit mindestens zehn Jahren Deutscher ist.

Paragraph 59. Der Reichspräsident hat das Reich völkerrechtlich zu vertreten, im Namen des Reichs Bündnisse und andere Verträge mit den auswärtigen Mächten einzugehen, sowie die Gesandten zu bezeichnen und zu empfangen. Kriegserklärungen und Friedensschlüsse erfolgen durch Reichsgesetze. Verträge mit fremden Staaten, die sich auf Gegenstände der Reichsgesetzgebung beziehen, bedürfen der Zustimmung des Reichstags. Sobald der Völkerbund geschlossen ist, bedürfen alle Verträge mit den im Völkerbund vereinigten Staaten der Zustimmung des Reichstags.

Paragraph 66. Der Reichspräsident wird im Falle der Verhinderung durch den Präsidenten des Staatenhauses vertreten. Dauert die Verhinderung voraussichtlich länger als drei Monate, so ist die Vertretung durch Reichsgesetz zu regeln.

Paragraph 67. **Das Amt des Reichspräsidenten dauert sieben Jahre.** Wiederwahl ist zulässig.

Paragraph 68. **Die Reichsregierung** besteht aus dem Reichskanzler und der erforderlichen Zahl von Ministern.

Paragraph 69. **Reichskanzler,** und auf dessen Vorschlag die Reichsminister, werden vom Reichspräsidenten ernannt.

Paragraph 70. Der Reichskanzler und die Reichsminister bedürfen zu ihrer Amtsführung des Vertrauens des Volkshauses. Jeder von ihnen muß zurücktreten, wenn ihm das Volkshaus, durch einen ausdrücklichen Beschluß, das Vertrauen entzieht.

Ob bei der allen gewährleisteten Gewissens- und Glaubensfreiheit das Staatskirchentum tatsächlich abgeschafft ist, das läßt Paragraph 19 nicht erkennen und Paragraph 4 fast bezweifeln. Hoffentlich bringt die neue Ordnung auch die Scheidung der unnatürlichen Ehe zwischen Kirche und Staat.

The Foreign Press in America

A narrow chauvinism, intolerant of the use of foreign languages in America by the Church or by the press, has shown its un-American character in unconstitutional ukases against their use in the pulpit, classroom and in periodical literature. The interference with the constitutional rights of American citizens to worship God according to their own consciences has reached its apotheosis in certain reprehensible and Know-Nothing deliverances by various mid-Western state authorities. The hysteria will wear itself out, at least to the extent of refraining from infringement upon the constitutional rights of American citizens; but the virus of Know-Nothingism will undoubtedly remain as it has existed in American life. It represents the most un-American and un-democratic element in our American nation. Voters everywhere should be on their guard against the political aspirations of men whose Americanism is tainted with the un-American and tyrannical spirit of Know-Nothingism.

Meantime, it is a matter of record that the vast majority of foreign language newspapers in the United States have not only been exemplary in their loyalty to the American Constitution and to the government, but were equally loyal before America's entrance upon the war in the discussion of the moral and constitutional issues involved in the war propaganda. The fact that a large number of Americans do not understand any language but English is rather a reflection upon themselves than upon the people who, beside English, speak and write one or more foreign languages. The latter, other things being equal, are likely to be more intelligent American citizens than are those of the one language type. Knowledge broadens a man's sympathies as well as his intelligence. As between the ignoramus and the man of culture, we should be prepossessed in favor of the educated man in any public question at issue.

Regarding the foreign press in America, the New York *Evening Post* recently contained an exposition showing that thirty-eight language groups support their own newspapers here. The article is of universal interest and we hereby reprint it:

"It is interesting to note the extent of the influence of the foreign-language press among the several racial groups thruout the United States. Figures showing the circulation of foreign-language papers have just been compiled by the Bureau of Education in the Department of the Interior, in the course of its work in Americanization, which show the number of foreign-language groups in the United States, their distribution according to the States in which the largest number of each is located, and the number and general nature of the publications, both in their native tongues and in the English language, which each supports.

"There were approximately 33,000,000 people in the country in 1910 who were either born abroad or under foreign conditions, and neighborhood environment. In all there are thirty-eight different language groups in the United States supporting publications which have a total circulation approximately of 10,982,000. And each copy of a newspaper is usually read by more than one person.

"The foreign-language press consists of 1,575 publications, printed in thirty-eight different tongues. From this number, however, must be deducted many German-language papers which have been suspended or suppressed during the war, the total of which is necessarily doubtful.

"Previous to the suppression of German papers the number of publications in that language amounted to 483. This was greater by far than any other language, the next in order being the Italian, with 190 different publications. In the number of subscriptions the German papers also headed the list with 3,000,000, the majority located in New York State.

"Second to the German publications in number are the 190 in Italian, with an aggregate circulation of 800,000. The Italian-born population numbers about 2,000,000, and their press is mostly located in New York, New Jersey, Pennsylvania, and Massachusetts, most of the papers being published in New York City.

"The Jewish newspapers stand third in number, but second in the aggregate number of subscribers. There are 156 different Jewish publications, with a circulation of one million and a half. Most of the Jewish population is centered in New York, Pennsylvania, Illinois, and Massachusetts, but most of the publications are in New York City.

"The Polish population numbers approximately one million and a half, and the ninety-seven different Polish papers have a circulation of 850,000.

"The Scandinavian group bulks large—Swedes, Norwegians, and Danes. There are approximately 600,000 persons in each group, the former being located mostly in Minnesota, Wisconsin, Illinois, and New York, while the others are found mostly in Minnesota, Wisconsin, and Illinois. There are seventy-seven publications in the Swedish language, with a circulation of 700,000, and sixty in the Norwegian-Danish language, with a circulation of 446,000. Most of the Swedish papers are published in Chicago, and the Norwegian-Danish in Minneapolis.

"The circulation of papers in each group reaches, in most cases, something over threequarters of the population of the group. An anomaly appears in the case of the Spanish press, where a circulation of 250,000 is divided among as many as eighty-seven different papers. This is explained by the fact that Mexicans and American business men are also among the readers of Spanish papers.

"Out of a population of nearly 4,000,000 British there are only fifteen papers supported by Britons, with a circulation of only 395,000. Obviously this is because English is the language of the United States. The British population is distributed mostly thruout New York, Pennsylvania, Massachusetts and Illinois.

"Of the French in the United States there are 600,000, chiefly French-Canadians, but there are only forty French papers, which is very likely due to the fact that the French readily learn the English language. These papers have a circulation, however, of 500,000. The French-Canadians are located mostly in Massachusetts, New Hampshire, Main, and Michigan."—*American Lutheran Survey.*

Demands Repeal of Espionage Law

Gilbert E. Roe before the Civic Club of New York (Dec. 3) demanded the repeal of the Espionage Law. He said in part:

"The President told us yesterday that the moment the armistice was signed he took the harness off from business, but he did not say anything about taking the halter off from free speech. Industry, he tells us, is unshackled; but the embargo on ideas remains, and we may as well acknowledge that it will remain unless the people themselves take whatever steps are necessary to remove it. I venture the opinion that for more than a year past there has not been a member of this club who has dared to say what he or she thought about the most vital policies of the Government of this country in those particulars most intimately affecting the lives of all the people. The President spoke eloquently yesterday concerning the wrongs of the unfortunate people of Belgium and France, but I did not observe that he said anything

about the wrongs of our own people. When the President arrives in Europe let us hope that he will learn that political prisoners have been freed over there, and this may perhaps remind him of hundreds of his fellow countrymen who are deprived of their liberty here for political offenses. He may perhaps even learn that, of all the warring countries, this is the only one that treats political prisoners like common criminals—except that it treats them more harshly. . . . . . .

"Here is the point I wish to make clear. The Espionage Law can just as well be applied in peace as in war, and just as good reasons can be given for its application in peace as in war. Practically, we are not at war now; but who of the Administration suggests the repeal of the Espionage Law? Who, when exercising arbitrary power, ever proposes to repeal the law which silences criticism of the manner in which such power is exercised? I am not concerned about the right of the soap-box orator to make a speech because he feels good while he is doing it, and feels better after he has done it, altho I think that is rather wholesome; but if a people are capable of self-government, they must be capable of contributing some ideas of value to the government if they are allowed free expression. If a people have self-government, they must have freedom of expression respecting it, or theirs will become the worst government in the world. Far better take away the vote than take away free speech and a free press; and far better take away free speech than allow freedom to discuss only one side of a subject.

"But, someone says, civil liberties were invaded during the time of our great Civil War and were later recovered. The comparison is entirely fallacious. Civil liberty, so far as it was denied during the Civil War was not denied because of any Espionage Law. The Post Office Department never claimed or exercised the power to suppress publications during the Civil War. Indeed the men in control of the country during that war had taken the position that the exercise of any such power by the Post Office Department would be unconstitutional. The slave-holding states had sought to invoke such power to protect themselves against a flood of anti-slave literature, and it had been ably argued and held by the leaders of the North that any such law would be unconstitutional. Every arrest made without warrant during the Civil War was an arrest by the military authorities. Every paper that was suppressed was suppressed by the military authorities, and in most cases President Lincoln immediately ordered the restitution of mailing privileges to such a paper. Every suppression of civil liberty during that war came from the military army of the Government and it had to disappear as soon as the army was disbanded. The great Milligan case, following upon the heels of the war, in which the Supreme Court decided that the military arrests had been unlawful, promptly restored the people once more to the full enjoyment of the liberties which the Constitution had been held to guarantee. But now all this is changed. The Espionage Law is not going to be repealed unless the people resolutely take the matter in hand; instead it will be skilfully extended to suppress discussion which may be said to be

an incitement to war, or to disturbance, or to violence. The Post Office Department will, unless the people are aroused, continue to exercise a censorship more arbitrary and irresponsible than ever existed, either in war or in peace, in any country which made a pretense of being free.

"There is just one thing, in my opinion, for the citizens to do who believe in liberty and desire to preserve at least some measure of freedom: that is to organize for the repeal of this obnoxious law, and never to disband their organization or cease their agitation until the law has been discredited and repealed, and until every person convicted under it—and not shown to be guilty of some *act* in aid of the enemy—has been pardoned, and every fine collected under it repaid by the Government."

"The Returning Soldier and the Church"

We have heard so often that the soldiers returning from the trenches will repudiate the Church and its gospel as heretofore preached that it is refreshing to hear an authoritative voice on this question in favor of the opposite side. Chaplain Geo. W. Ridout, who was a year in the thick of the battle in France, says in the Christian Herald:

"The Church after the War? Well, let me speak as one who has preached the Gospel twenty-five years at home and a year in the army in France; as one who has seen war in all its frightful actualities and who for five months lived and suffered and wrought under shell-fire, and who knows by a bit of real experience what officers and men have to go thru and come out of.

First: Let the Church present a live, vital Gospel. I mean the kind that is found in the New Testament. Don't let the pulpit spend its precious time on such secondary matters as "reconstruction," "expansion," the "new social conditions," etc. The press, the magazine, the forum, the lyceum, the lecture hall, etc., can better handle a lot of those questions than the average preacher. That was a good reply of Henry Ward Beecher's, while lecturing at Yale, when he was asked if the preacher should devote some time to lecturing on various subjects other than religious. "What's the use," said Beecher, "of having two nozzles to your hose, when you have only water enough for one?" Exactly. I believe that the Church and the pulpit that "after the war" build on the same old Gospel that Spurgeon and Talmage and Simpson and Moody preached will be the one that the soldier boys will want to go to, and that will best meet the new conditions brought upon us by the World War. Remember, it was after the Civil War that Moody's mighty work took place, and no man clung to the old, old Gospel like Moody. Remember also that the man to whom England is listening today is John H. Jowett, whose message is always and only that of the New Testament Gospel.

Second: Let the Churches drop all denominational rivalry; let all petty bickerings be cleaned out; let even theological hair-splitting be done away with, and let the Church settle down to the main proposition; that of promoting the interests of the Kingdom of God. Let

there be a settling down to that business chiefly—all other things, all other questions, all other activities being secondary.

Third: Let the Church guard sacredly the things handed down to her, and let not war conditions and their cessation bring on a hysteria of liberality by which the golden law of Moses might be exchanged, for expediency's sake, for something brassy, and the "old faith" substituted by a program entirely human.

War has a tendency to produce a short memory for the Ten Commandments. Peace must needs improve that memory. The Church must apply herself to this important bit of business. The old Decalog has had some rough usage the past year or more. America must look out here.

Then there has been a lot of wild talk about a new Gospel coming from the trenches and the battlefields. Well, I have been thru the thing, and have been associated with thousands who have been thru the thing, and we have found no new Gospel in the trenches or dugouts or battlefields of France. Oh, no. We have seen blood there and demons. We have wrestled with the powers of darkness there, and have seen suffering men cry in their agonies to God. We have met all kinds of things in the trenches and dugouts and battlefield, but have failed to find any Gospel there better than the Gospel of our childhood, the Gospel of our youth, the Gospel of our manhood and ministry, which is the good old Gospel of the New Testament. And let it be remembered that the boys, as they march out of the trenches and battlefields on their way home, will carry with them the same New Testament that they bore upon the battle-front, because they have failed to find anything any better.

Let no one be deceived by a spurious cry of a new Gospel. And now that the war is over, just let the churches do what old Peter Cartwright, of early Methodist history, said when dying: "Give the old Gospel a chance."

Die Zentennialfeier der Methodisten-Kirche.

Die Zentennial-Bewegung lenkt nicht nur die Aufmerksamkeit der kirchlichen Kreise und Presse auf sich, sondern auch der unkirchlichen. So äußert sich z. B. Charles W. Wood, vom Redaktionsstab der „New York World," folgendermaßen über dieselbe: „Es ist die großartigste evangelische Bewegung, die in Amerika je in Szene gesetzt wurde. Es ist eine christliche, kirchliche, streng religiöse Bewegung; sie wird aber, wenn nicht alle Anzeichen täuschen, die Welt bald zwingen, den Wörtern „Kirche," „Religion" und „Christentum" einen andern als den gegenwärtigen Inhalt zu geben. Diese neue Bewegung enthält etwas von dem Geist der alten amerikanischen „Erweckungsversammlungen" und auch etwas von dem Eifer der Kreuzzüge. Sie ist jedoch inhaltsreicher als die beiden. In einer äußerst komplizierten und sozial hochorganisierten Welt beschränkt sie sich nicht auf den persönlichen Appell; und in einer Welt, die durch das heutige Elend bis ins tiefste Herz zerrissen ist, bekümmert sie sich nicht um die alten Grabstätten.

Der Ursprung der Bewegung war nicht kirchlich, sondern demokratisch. Dr. S. Earl Taylor, der Urheber und heutige Leiter derselben, ist ein methodistischer Laie. Er begann seine christliche Wirksamkeit als Lehrer für

Gymnastik im Christlichen Jünglingsverein. Späterhin stand er als Mitarbeiter von John R. Mott zu diesem in enger Beziehung und ist heute einer seiner intimsten Freunde und Ratgeber. Obschon er ein theologisches Seminar absolviert hatte, lehnte er die Ordination ab. Er wollte Laien-Missionar werden, konnte aber wegen Krankheit in der Familie nicht ins Ausland.

Das oberste Ziel der Zentennial-Bewegung ist die Ausstattung einer jeden methodistischen Mission im In- und Auslande für hundertprozentige Leistungsfähigkeit. Je $40,000,000 sind für die beiden Zweige der Missionstätigkeit ausgesetzt worden, und auf Grund einer eingehenden Untersuchung ist bestimmt worden, wo und wie das Geld angewandt werden soll.

Um die Bewegung in Gang zu bringen, organisierten die Methodisten einen Bund von Fürbittenden, um „die Gebetskräfte der Kirche auszulösen." Zu Zehntausenden treten sie demselben bei, und jeder verpflichtet sich, einen bestimmten Teil des Tages für ernstes Gebet beiseite zu setzen. — Sodann wird die christliche Verwalterschaft betont in der Erwartung, daß sich eine Million amerikanischer Methodisten für dieselbe gewinnen lassen. Fünf Jahre lang werden solche ein Zehntel ihres Einkommens für dieses christliche Werk beisteuern. — Ferner wird um solche geworben, die sich dem Werk des Herrn zu lebenslänglichem Dienst weihen. Die Bewegung wird ein neues Heer von Missionsarbeitern erheischen. — Es sollen auch zur Sicherung der nötigen $125,000,000 Unterschriften gesammelt werden. Zu diesem Zweck und andern Zwecken wurde der amerikanische Methodismus in 20 Episkopal-Areale eingeteilt, deren jedes wiederum in Konferenz-, Distrikts- und Unterdistriktsgruppen zerfällt. Ueber jede Gruppe ist ein verantwortlicher Führer gestellt."

Sodann weist der Schreiber auf die riesigen Vorkehrungen hin, die getroffen werden, um die Sache vor das Publikum zu bringen — Reklameschilder, Wandelbilder, Versammlungen in Lokalen und im Freien, „Minute Men," kirchliche und nichtkirchliche Presse u. s. w. — und fährt dann fort: „Interessant ist der Umstand, daß diese großartige Bewegung ihren Anfang nicht in der offiziellen Maschinerie der Kirche, sondern in einer Unterredung nahm, die Dr. Taylor vor Jahresfrist in Niagara Falls mit 100 Laien pflog. — Die Methodisten haben ihr Glaubensbekenntnis nicht verleugnet. Die Bewegung will die Fundamentallehren von der Versöhnung und der Rechtfertigung durch Glauben nicht außer acht lassen. Indes, die kirchlichen Lehren sollen nicht ungebührlich in den Vordergrund gedrängt werden. Es soll vielmehr besonderer Nachdruck auf die christliche Dienstfertigkeit und Herzensreligion gelegt werden. — In ländlichen Gegenden soll das alte Kirchenbau-System großenteils abgeschafft werden. An die Stelle des Kirchleins, das einmal in der Woche geöffnet wird (vorausgesetzt, das Wetter ist günstig, und es läßt sich bei einem Jahresgehalt von $300 ein Prediger sichern), soll womöglich eine große „institutional" Kirche mit fähigen, gut besoldeten Leitern treten. In dieser Kirche sollen nicht nur geistliche Lieder gesungen und Gebete zu Gott emporgesandt werden; sie soll auch Zwecken der Geselligkeit dienen und das Hauptquartier für Gemeinwesendienst sein. Sie soll immer offen stehen. Sie soll eine entsprechende Bibliothek, neuere Landwirtschafts-Ausstellungen, Wandelbilder und sonstige Mittel zur Hebung des geselligen und intellektuellen Lebens der Nachbarschaft bieten. Was in der Stadt oder auf dem Lande dem Gemeinwesen dient, soll hinfüro als ein gebotener Teil

der methodistischen Missionsarbeit betrachtet werden; und die Methodisten glauben gewiß, daß solcher Dienst mit Freuden begrüßt werden wird."

A Plea for a Taste for Better Literature

The growing taste for extremely light literature is greatly to be lamented. The tables in many libraries are covered with the latest magazines, ephemeral literature, destined only for a day, with no abiding hope for the future; with books of a very questionable character often; in which the ideals of life, of truth, of marriage and the sex problems are hopelessly lowered; books often that are swiftly covered or laid aside; when the reader is suddenly interrupted, thru the consciousness on the part of the reader of their nature. This kind of reading acts like a narcotic or like the drink habit, it vitiates the taste and incapacitates the reader for any serious mental effort.

One writer says: "The habit of reading for amusement becomes with thousands of people exactly the same kind of habit as wine-drinking or opium-smoking; it is like a narcotic, something that helps to pass the time, something that keeps up a perpetual condition of dreaming, something that eventually results in destroying all capacity for thought, giving exercise only to the surface parts of the mind, and leaving the deeper springs of feeling and the higher faculties of preception unemployed.

"The result of all this reading means nothing but a cloudiness in the mind. That is the direct result. The indirect result is that the mind has been kept from developing itself. All development necessarily means some pain, and such reading as I speak of has been employed unconsciously as a means to avoid that pain, and the consequence is atrophy."

There are novels which are classics; there are masters of fiction who have immeasurably enriched the world's literature to read whose works is part of a liberal education. But even these, if nothing else is read, will ultimately leave the mind wandering in a world of unrealities. The imagination must be fed, but above all the mind must be nourished, if we hope to obtain more than a superficial view of life and of truth.

History and biography, travel and poetry should claim a large share of the leisure of grown-ups and especially of adolescent people. There is an old saying in the mountains, "What Johnny does not learn, John will never know." How true it is! As the sapling is trained, so the tree will stand forever. A crooked tree may be straightened, when it is in the plastic stage of existence; the cure becomes impossible when the trunk has become unbendable. After the habit of superficial thinking and living and reading has been formed, it becomes impossible to break away from it. The taste once vitiated is well nigh beyond remedy.

One cannot eat a dinner of condiments alone. These are well enough in their place, but the bulk of the meal must be substantial food. This is a warning to parents to investigate their children's course of reading. Many a life is spoiled by futile or absolutely wrong

ideals, acquired by young people thru their reading in the years of their adolescence. Fathers, and especially intelligent fathers, should endeavor to guide the course of their children's reading. It may save them a world of trouble and of sorrow in the coming years.

A friend of the writer, now a man whose name is widely known as an accomplished scholar in his line of science, told us how, as a boy, he had a bizarre taste for light and exciting stories. His father one day found him absorbed in a "yellow back" and brought him to his study for a serious talk, in which they agreed that the father was to map out for the son a well-balanced course of reading. The covenant was solemnly made and strictly kept. Thus the boy read all the masterpieces of fiction, but also serious works on history and natural philosophy and travel and autobiography. Today he is still a voracious reader, but his diet is balanced in accordance with the habits which a wise father caused him to adopt. One of the greatest menaces of our day is the light and injurious mental food furnished to our people. We need to beware of the vitiated taste for literature.—*Christian Observer.*

BOOK REVIEW.

(When ordering books, please mention this Magazine.)
NOTE—Reviews, when not signed, are by the Editor.

G. Mayer, Das Alte Testament. Die Bücher **Esra, Nehemia** und **Esther** in religiösen Betrachtungen für das moderne Bedürfnis. Von Dr. W. Busch.

Wenn wir noch einmal auf dem Rezensionswege ins Alte Testament zurückgehen, so geschieht es darum, weil gerade die Betrachtungen über diese Bücher für die gegenwärtige Zeit zweckmäßig erscheinen, was den Lesern des „Magazins" gewiß nicht entgehen wird.

Hinsichtlich der Geschichtlichkeit der drei Bücher hegt der Verfasser nach dem Befund der kritischen Fragen keine Bedenken, weswegen er auch nicht weiter darauf eingeht. Daß man aber diesen Büchern die religiöse Bedeutung absprechen könnte und sie als Dokumente für die Geschichte des Judentums bezeichnet, läßt der Verfasser nicht gelten. Vielmehr erachtet er es als seine Aufgabe und wichtig, die religiöse Bedeutung der drei Bücher deutlich und klar heraus zu arbeiten. Die Vorurteile gegen das Alte Testament überhaupt und besonders gegen die in diesem Bande behandelten Schriften weg zu räumen, sieht der Verfasser als schönsten und erfreulichsten Lohn seiner Arbeit an.

In 14 Abschnitten bearbeitet er zu diesem Zweck das Buch **Esra.** Nach Kapitel 1 wird die Arbeit aufgenommen unter Hinweis auf Gottes gütige Hand. Er merkt dabei die neue eigenartige Periode der israelitischen Geschichte, wie sie sich schon in der Verbannung dieses Volkes vorbereitete und die Wurzel enthält für eine gesetzliche Art des Gottesdienstes, wie er dann

in schärfster Ausprägung in der Zeit Jesu uns entgegentritt. Der Entschluß des Perserkönigs Kyrus für die Rückkehr Israels ist wichtig, indem Gott in ihm solche Gedanken wachgerufen hat. Und so haben es Propheten und Lehrer des Volkes Israel von jeher gehalten, in der ganzen Geschichte des Volkes die Hand Gottes zu suchen und zu finden, wie es hier der Fall ist. Der Glaube an die gütige Hand Gottes ist die Weltanschauung der Bibel im Gegensatz zu unsern anders orientierten Weltanschauungen. Wir denken beim Blick in des Lebens verschlungene Rätsel nihilistisch oder materialistisch oder skeptisch.

Die Statistik nach Kapitel 2 wird dahin praktisch verwertet, daß man daraus lernen könne, wie treu Israel sein Volkstum in der Fremde bewahrt hat. Ferner wird darauf mit Recht verwiesen, daß die Erhaltung des israelitischen Volkes eine Tat Gottes von der größten religiösen Bedeutung sei, da ja Israel noch eine Aufgabe habe bei der Vollendung der göttlichen Ratschlüsse.

Die Reorganisation, die nach Kapitel 3 aufgezeigt wird, läßt tiefe Blicke tun in die Erkenntnispfade des Volkes Israel und seine Empfindungen, indem es seine Wegführung ins Exil als ein Gericht Gottes anzuschauen gelernt hat. Die Reorganisation ihres Volkslebens wird mit Herstellung des Gottesdienstes erwartet. Wie anders ist es doch bei der neuzeitlichen Christenheit, wo man bei vielen dem Gedanken begegnet, daß die Lösung von allen religiösen Rücksichten für die größte Befreiung und Stärkung des Volkslebens gehalten wird. Zweifellos ist doch, daß Gottlosigkeit schwächt und degeneriert, weil Sünde der Leute Verderben ist. Berechtigte und unberechtigte Absonderungen werden nach Kapitel 4, 1—5, 24 dargelegt. Den Bericht über die Störung des Tempelbaus von seiten der Widersacher spitzt der Verfasser zu einer entsprechenden Lanzette für die Gegenwart zu, wo einer Vermengung des Christentums mit der modernen Kultur vielfach das Wort geredet wird. An des Herrn Tempel kann man aber nur bauen aufgrund des klaren Glaubens an Christum. Wo dieser Grund fehlt, ist jede Gemeinschaft vom Uebel. Die Hemmungen, von denen nach Kapitel 4, 6—23 die Rede ist, werden dargelegt nach den verschiedenen Gedanken, die die Textgeschichte anregt, Gedanken, welche hineindringen ins menschliche Herz mit seinen Eigenheiten und Verkehrtheiten und vor allem Gedanken, welche hineinzudringen suchen in Gottes geheime, uns oft so unverständliche Weltregierung. Wie es möglich ist, daß Gott nicht alles in einem Zuge tut durch seinen gewaltigen Arm, und warum die Hemmungen sind, darauf wird erst die Ewigkeit klare und volle Antwort geben. Aber etwas wissen wir in Jesu: Daß Gott gnädig ist unter allen Umständen, und daß denen, die ihn lieben, auch die Hemmungen zum besten dienen müssen. Das ist der greifbare Segen der Hindernisse.

Und dies steht in Beziehung zu Kapitel 5, 1—16. 12, welches „Warten" zum Thema hat. Ergreifend ist es, wie in dieser Zeitepoche trotz aller Trübungen in der Erkenntnis das Bewußtsein ungetrübt erhalten bleibt, daß Gottes Gnadenführung die Sache seine Volkes fördert, wo und wie und wann er will. Das sind Gesichtspunkte bei der Weiterführung und Vollendung des Tempelbaus und die haben gewißlich Gegenwartsbedeutung mit dem Ausgangsspruch, daß „das Warten der Gerechten Freude sein wird."

Die Höhepunkte, auf welche nach Kapitel 6, 13—22 geführt wird, sind

zunächst für die heimgekehrten Exulanten der fertig gestellte Tempel und seine Einweihung. Die Frage ist berechtigt zu jeder Zeit, ob die Höhepunkte **unsers Lebens auch zu Höhepunkten** unsers inneren Lebens geworden sind. Erst dann sind Höhepunkte im Leben wirklich etwas wert, wenn sie solche Frucht tragen.

Was aufgrund von Kapitel 7 über Synkretismus, Religionsmengerei, gesagt wird, läßt an der Hand des Wahrheitsgehaltes im Kapitel auf neuzeitliche synkretistische Züge im religiösen Leben der Völker, auch der christlichen, acht geben. Auch was nach Kapitel 7, 25. 26 unter „Eigene Richter" rubriziert wird, hinsichtlich der Einsetzung der Richter und Pfleger durch Esra, dient dem Verfasser zu einer Erörterung über die Rechtspflege unserer Tage, die eine volkstümliche sein müsse, wirklich aufbauend auf dem inneren Leben des Volkes. Auch der Gedanke bleibt beachtenswert, daß oberste und heiligste Norm für alles Rechtsleben und alles Rechtsempfinden die Ehrfurcht vor Gottes Geboten und vor seiner Heiligkeit bleiben muß. Auch was nach Kapitel 8, 15—20 über **Wichtig und Unwichtig** erwähnt wird, entspricht nicht ganz dem Gegenwartsbedürfnis inbezug auf Sinnesart, Geschmacksrichtung und geistige Höhenlage der verschiedenen Menschen. Auch heute ist es so, daß so lange die Menschen ihrem eigenen Ich dienen, gehen ihre Interessen ganz auseinander. Die ganze Wertung des Lebens wird sich aber umkehren, wenn ein Mensch als oberstes Lebensgesetz das **eine** annimmt, daß Gottes Wille geschehen soll in seinem Leben. Manches wird er da tun, was andern unwichtig scheint. Durch Gottes Wort werden wir ein gesundes Urteil bekommen.

Das Thema des 11. Abschnitts (Kap. 8, 21—23): „Ich schäme mich," wird in die Gegenwart hineingetragen. Was dem Esra ein Grund zur Beschämung war, regt zur Selbstprüfung an und zu der Frage: Worüber schämen wir uns? Darum, daß wir Gott nicht genug glauben und nicht genug zutrauen?

Ebenso hat das Noblesse oblige, Adel verpflichtet, aufgrund von Kap. 8, 24—26 neutestamentlichen Klang und Gedanken. Und das Bewußtsein unserer inneren Würde, die uns aus Gnaden gegeben wurde, wird uns stets von selbst veranlassen, freiwillig auf das zu verzichten, was zu unserer Stellung nicht paßt, ebenso aktiv finden, was dem Tun entspricht.

Die Buße, nach Kap. 9, wird nach lebensvollem biblischem Bild erläutert. Esra tut Buße und wird zu einem Prediger der Buße. Das Kapitel dient zu einer heilsamen Lektion auch für unsere Zeit.

Das Kapitel 10 als letztes ergibt eine „Harte Maßregel." Wie zutreffend ist der Gedanke, daß wir Kinder des Neuen Bundes eine Maßregel darum nicht ohne weiteres verwerfen sollten, weil sie hart und wehtuend erscheint. Esra führte eine Maßregel durch, die gewiß zum Wiederaufbau des israelitischen Volkstums notwendig. Was die Wirksamkeit des Esra betrifft, so läßt sie darauf schließen, daß er ein auf die Sammlung und Wahrung seines Volks und ein auf die Ehre seines Gottes gerichteter Mann war. Ein empfehlenswertes Leitmotiv für die Führer des Volks!

Bei **Nehemia** (Kap. 1, 1—4) wird „die Heimat" vorgeführt. Das Bild des trauernden Nehemia ergreift so tief hinsichtlich seiner Treue, mit der er an der alten Heimat hängt. Nehemias Liebe zu Jerusalem und seinen Bewohnern ist gänzlich religiös und glaubensmäßig begründet und ver-

ankert in eigenartiger und einzigartiger Weise. Heimatliebe und Gottesliebe waren bei ihm eng verbunden. Unsere Heimatliebe, wenn sie im Glaubensleben verankert ist, wird sich auch stets betätigen in freiem Willensentschluß aus den lautersten, sittlichen Motiven aus der Gottesliebe heraus. Und die hält aufrecht nach Kap. 1, 4—11: Gebet. So belauschen wir auch hier den Nehemia bei seinem Gebet und können dabei lernen: 1. Nehemia will Schritte tun beim König zur Besserung der Lage seines Volks. 2. Nehemia ist in seinem Gebet ganz aufrichtig demütig. 3. Ueberaus wohltuend ist der warme Klang des Glaubens in seinem Gebet. Wie stärkend ist die Gebetserhörung in Kap. 2, 1—10.

Die Grundstellung des Beters ist ausschlaggebend (Matth. 13, 12). Schon die weiteren Ueberschriften bürgen für die lichtvollen, zeitgemäßen Erörterungen des Verfassers.

„Starke Persönlichkeiten" (Kap. 2, 11—20), die einen starken Einfluß ausüben und andere, weniger entschlossene Leute, mit sich ziehen. Aber stark in Christo, damit gute Einflüsse ausgehen. „Mit vereinten Kräften" (Kap. 3)), da die gemeinsame Not eins machen sollte zur gemeinsamen Arbeit am Volke für Gottes Reich. Einigkeit not! „Selbsthilfe und Gotteshilfe" dürfte nach Kap. 4 warnen vor der Ueberschätzung des Menschentums und Rat erteilen, die Gotteshilfe ins Vortreffen zu stellen.

Sicherlich ist „der Fluch des Geldes" nach Kap. 5, 1—13 in der Gegenwart von Bedeutung zum rechten Verständnis für den Fluch und den Segen des Geldes. Der Selbstruhm, welcher Kap. 5, 14—19 erwähnt wird, wie er Nehemia eigen, zielt auf den Apostel Paulus im Neuen Testament, der dieselbe Praxis geübt hat, wie Nehemia, **„um der Furcht Gottes willen."** Seine Nachahmer zu sein, dürfte sich uns empfehlen. Die Energie des Hasses, Kap. 6, als des Gegenbildes der Liebe, läßt gewaltige Ausbrüche des Hasses auf. Davon haben wir heute der Beispiele die schwere Menge.

Hauptsache bleibt, daß wir im Element der Liebe stehen, denn wer Gottes Werke tut und mit Gott im Bunde steht, dem vermag der Haß der ganzen Welt nichts anzuhaben im Aufblick zu dem, der gesagt: „Ich habe die Welt überwunden." „Sicherheit," Kap. 7, 1—4 bestätigt sich aufgrund eines Vertrauens auf den lebendigen Gott, wobei man seine Pflicht völlig und ganz tut.

Ueber das Thema: „Die Großstadt," verbreiten sich die Betrachtungen nach Kap. 7, 4—13. Auf Einzelfragen wollen sie nicht eingehen, doch ist der Eindruck darin so ausgesprochen, daß die großen Städte viel Volkskraft in sich aufnehmen und verzehren, aber nicht um die Volkskraft wiederum zu mehren, sondern sie zu schwächen. Eine Behauptung, der widersprochen werden wird. Dagegen was über Innerlichkeit nach Kap. 8, 1—12 ausgesprochen ist, inbetreff der gottesdienstlichen Feier, dürfte unanfechtbar sein. Wo aber die Herzen tief erfaßt sind, da kann man auch von einem Feste reden, das dem Herrn heilig ist. Die Innerlichkeit fehlt da nicht. Nach 8, 13—18 wird über absonderliche Freude geredet. Zu absonderlichen Freuden gehört es, wenn etwas, was längst in unserm Besitz war, das von uns aber nie beachtet wurde, auf einmal neue Bedeutung und neues Leben für uns gewinnt. Und dem Schlußsatz stimmen wir aus vollster Ueberzeugung bei, daß einst in seinem Licht, das er mit seinem Geist in unsere Herzen sendet, wir die großen Lehren der Geschichte verstehen. Das dürfte das Resumé auch der Geschichte unserer Zeit sein.

Das Buch **Esther**, welches viel angefehdet worden ist, weil sein Inhalt nicht geschichtlich sei und sittlich anfechtbar ist, läßt den Verfasser Revue passieren und entkräftet die Einwände teilweise. Fünf Betrachtungen widmet er dem Buche. Kap. 1: Esther 1, 10—22. Ein altes und immer neues Problem, sich über Verhältnisse der Frau in diskreter Weise ergehend, ein beschämendes Zeugnis für manche weibliche Persönlichkeit in unserm Jahrhundert. Der Blutbefehl nach Kap. 3, 8—15, eine wahre camera obscura des Hasses und der Bosheit, die vielerorts waltet. Die Retterin, Kap. 4, in der Person eines jüdischen Weibes, sie wurde willig zu diesem großen Dienste an ihrem Volke nur durch den Glauben an den lebendigen Gott. Das ist der tief religiöse Grundton, welcher durch diesen Bericht klar hindurch dringt. Und so kann es nur geschehen, wenn es sich handelt um, Kap. 8, 7—17, die Errettung. Zunächst ein Anschauungsunterricht darüber, wie Hochmut vor dem Fall kommt, und Gott den Hoffährtigen widersteht. Haman wird entlarvt und die Rettung des Volkes verfügt. Ein merkwürdiges Buch für unser christliches Empfinden. Unangenehm berühren die Gedanken der Rache und Geringachtung der Menschenleben, die zutage tritt. Freilich, finden wir sie nicht in unserer Zeit, der so hoch gerühmten Zeit der Zivilisation und Humanität? Wie gut ist's und tröstlich erhebend, daß wie zu jener Zeit auch heute noch Gott seine Wege geht und dennoch seine Gedanken hinaus führt. Menschen müssen seine Werkzeuge sein und werden es bleiben zur Ausführung seiner Ratschläge.

M. Weber, P.

What I Believe and Why, by William Hayes Ward. Charles Scribner's Sons. 1915. $1.50 net. 333 pages.

This has been to us a very interesting book. The subject ought to appeal to every thinking mind, and it is timely even if the book is three years old. To examine the extent of our beliefs and give an account to ourselves of its foundation, is a matter too often neglected even by the minister. Busy as he is with the routine work of the day, he often does not find time for the questions on which many an intelligent layman seeks light from him. Now this task is here performed for him by a man who has not only thought much on religious beliefs, but is also well versed in the realm of natural science. He is not a philosopher in the more technical sense of the word. He does not try to penetrate into the meaning of the "absolute." He does not investigate whether matters and mind are not identical in the last analysis, as is the tendency of modern philosophy. He reasons from the standpoint of common sense, and takes for granted what common observation and ordinary reason take for granted. His style is easy, lucid; there is not an obscure or involved sentence in the whole book.

In taking up the question of the origin of the stellar universe as the first object of inquiry, he shows that he is acquainted with the latest theories. He gives a great deal of attention to the subject of *ether*. He seems to have a very exaggerated idea of its nature. He says, "it is the universal medium which binds all things, that thru which all forces act, from cohesion to gravity, apart from which the universe, if there were a universe, would be chaos. In the straining of ether abide all the mightiest and the tiniest forces we know. It is the mystery of the universe. Inactive? Nay, the reservoir of all

force." He goes so far as to say that it probably always existed and always will exist, that it is therefore excluded from the creative power of God, that He created all things out of it. He leaves open the question whether God may not have a body and whether ether may not be His body, or whether the mind of man may not itself be a modification of ether. This seems certainly contradictory to the opinion that he otherwise holds, that mind is entirely different from matter, as also its eternity would be to the statement that God is the Great First Cause of all things. But aside from that these chapters on the universe are very interesting, especially that portion where he quotes from Professor Wallace's "The World of Life," showing that so many things in the world are adapted to man's use and would otherwise have no use, as, for instance, the sugar in the sugar cane, the cereals; silk, wool and cotton for clothing; wood for building, etc.

We cannot follow him here into every chapter and subject. But we may say this, in general: As soon as our author reaches the more specifically religious subjects he reveals himself as a rationalist pure and simple. Reason is to him the arbiter of all things, of course reason as enlightened from every available source, but also as judging of every belief in the light of history and our ethical sense. Reason tells us there must be a First Cause, a divine Intelligence that created the world of matter (apart from ether, see above) and mind. Our duty to God is to offer Him worship and praise. The doctrine of the Trinity is a philosophical production of the Athanasian period. The deity of Christ as of the second person in the Trinity has a similar origin. Atonement in the orthodox sense is not necessary. The Coming-together (At-one-ment) of God and man is effected thru the revelation of God's love, in the highest sense thru Christ. He believes in the resurrection and immortality. But miracles are not in his scheme. Christ's influence is in His teachings and example, His death was a fitting close for such a life but has no other result or place in a man's creed. The essence of Christianity is its emphasis on the love of God and man, and Christ is the Man in whom the Spirit of God was preeminently. It is easy to see from this what his attitude toward the Scripture is. The truth of God is in it but has to be sifted out from much that is imperfect, particularly in the Old Testament. The New Testament contains the highest code of ethics and in the person of Christ its greatest exponent, but critical reason will select the essential truths out from much that is inessential, just as the husbandman winnows the wheat out from the chaff.

Such about is the character of the book. The author does not believe in some things that have a vital place in our faith, but nevertheless we are sure there isn't a man but what would profit by the reading of this volume. We commend it to our friends with more than ordinary emphasis.

The Law of Human Life: The Scriptures in the Light of the Science of Psychology, by Elijah V. Brookshire. G. B. Putnam's Sons. 1916. 471 pages.

A most singular book indeed. The author claims that the histori-

cal method of interpreting the Scriptures is discredited. He means by that the view that the Bible teaches real history and that this history is important in itself. According to him the historical has only value as far as it teaches a moral truth, the former is only a worthless shell, the latter the real kernel. The historical way of interpretation has divided mankind, he therefore proposes to substitute for it a new method, the scientific or psychological. The Hebrew and Greek Scriptures describe and explain the nature of the human soul, and the mode and manner of its orderly evolution. They are concerned only with the "psyche," and hence a psychological interpretation is the only natural one. He is confident that the adoption of this method will eventually unite all the contending groups of theological belief.

This program may seem to raise hopes in the minds of those who know that the science of psychology has received so much attention in these days, and has offered valuable contributions to the understanding of religious experiences. But as soon as the author begins to show and apply his method, we notice that his interpretation is allegorical, not psychological. He takes up the chief characters and events of Scripture and explains them as tho he was a disciple of Swedenborg, and not a modern psychologist. Take the story of Adam, Eve, and the Serpent. He quotes approvingly, "we must desert the outward letter and search for the hidden, allegorical sense of the story. By Adam we are to understand reason or the mind of man; by Eve, the flesh or the outward senses; by the serpent, lust or pleasure. As soon as the mind thru the weakness or the senses become seduced by the allurements of lust and pleasure, he was driven by God out of Paradise." Now this may not seem so bad yet, but take the story of Noah and the ark. "Noah by faith prepared an ark (his soul) to the saving of his house. Every one who would escape the fury of the deluge, must prepare an ark, he must make perfect his own soul. The ark in the outward or physical sense is the human body; in a more inward and psychological sense is the human soul, and in a still more interior sense is the human heart." "The window in the ark is at the top: the light comes from above. The three stories of it represent the three principles of the human soul" (animal, mental, spiritual). Of Abram he says: "He is self-reliant; he is controlled by reason, from within, and not from without. Lot is the victim of his desires." Abraham is told to offer Isaac in the land of Moriah. "Moriah is a symbolical expression for a high and holy state of consciousness, a state immune from the troubles of the soul. To offer Isaac means the sacrifice of every earthly consideration. This is the price, the condition of human salvation."

After thus allegorizing the life and person of every Old Testament leader, he comes to Moses, for whom he has a particular affinity. "Moses was drawn out of the water. The dirty water of the Nile is a symbol of carnal mind." "Moses was learned in the wisdom of Egypt. The science of symbolism had reached its zenith in the days of Moses. The most indubitable proof of his masterful knowledge of symbols is to be found in that portion of the Old Testament called the Pentateuch.

We confidently believe that the day is near at hand when the science of Psyche, or Psychology, will take precedence of every other science; and that the Pentateuch will then be regarded as the most profound and valuable contribution to knowledge ever given to the people of the world." (!)

According to that we might as well be satisfied with the Pentateuch. How then about Jesus? Is He not greater than Moses? "Jesus taught the Law of Human Life as proclaimed by Moses. The Scriptures announce principles that point the way of salvation; these principles are called the Law. This law was given to the Jews by Moses. Jesus gave it to all the nations." That then is the point where He surpasses Moses.

After giving this much to characterize this book, written by a man of wide learning and published by an old and distinguished house, we leave it to our readers to decide whether the writer's method of interpretation is a psychological one, and whether there is any prospect of the Christian Churches uniting on the basis which he provides.

Religious Education and Reconstruction, by Norman E. Richardson. The Abingdon Press. 1919.

This address was delivered at the Ninth Annual Session of the Sunday School Council of Evangelical Denominations at Toronto, Canada, January 21-23, 1919. Its thesis is that the task of reconstruction is primarily one of religious education. The religious educator must take into account a number of facts. The first essential is to think of religious education in national terms. Just as Germany and Japan changed their entire nations in one generation by a system of national education, just so must our educational programs embrace the whole nation. Due emphasis must be placed on the study of science in this scientific age, but to make science safe for humanity, equal stress must be laid on ethical religion. Nor can languages, literature, and art take the place of religion. There ought to be between the teachers of these secular branches and those of religion vital and conscious cooperation. Religious education ought to take notice of the mighty movement towards democracy which will not tolerate autocracy and demands brotherliness, yet at the same time it ought to sound the note of ultimate and final authority in its teaching. Increased wealth carries with it the danger of mammonism and luxury, wealth must be made safe by the moral self-control that is the result of proper religious education.

The victory in the war is, in the last analysis, a vindication of the moral law. Christianity must by ethical teaching make every new democracy safe. But morality alone will not do. Many think it will, but the Church must take leadership at once in the field of education and make it felt more surely and widely from day to day that the religion of Jesus Christ alone vitalizes morality and imparts the spirit of brotherhood, without which no democracy can endure.

Popular Aspects of Oriental Religion, by L. O. Hartman, Ph. D. The Abingdon Press. 1917. 255 pages.

The Post-bellum Reconstruction work includes a great forward movement in Foreign Missions. Authoritative information on the religious life of the great pagan nations of the world will, therefore, be most welcome. Such is given in the present book. It deals in a most interesting way with the religions of the Korean people, the Chinese, the Hindus, the Moslems, and the Fire Worshippers. The author shows how the religious teachings of the Far East work out in life. He seeks to answer the question, "What contributions do these Oriental faiths make toward the betterment of humanity and the progress of civilization?" His treatment is sympathetic, he tries to understand, but, at the same time, he does not idealize, nor gloss over the hideous features and essential failure of pagan religion.

Korea, the Spirit Land, is the subject of the first chapter. Theirs is an animistic religion, that is, they ascribe life to the objects of nature. Heaven and earth are peopled with innumerable spirits, either real spirits or ghosts of the departed. Most of them are hostile, and so their religion is one of fear. The chief object of it is to reconcile, or get protection against, the evil spirits. And yet Christianity has, in 30 years, won 200,000 converts in this land of superstition. The explanation for this is chiefly found in the fact that spirit-worship so strongly emphasizes the reality of the unseen world. The Koreans are a spiritually rather than a materialistically inclined people. There is a strong belief in prayer and a tremendous earnestness manifested by them. Care will have to be taken, tho, to raise them from the extreme literalness of their religious thinking, and from their tendency to trust in visions and direct revelations and to believe too readily in demon possession and demon activity.

China's oldest religion is Taoism. Tao means "way," but wrapped up in it is the great central doctrine that man's life must conform to the order of nature. This is in essence with them the worship of Heaven. Taoism was elaborated by Laotsze. He believed in God and conceives of Him somewhat as the capitalized "Force" of the scientists. By practice of virtue and cultivation of longevity man attains immorality of soul. Confucianism is the second great religious influence. Confucius was an agnostic as to the existence of God and life eternal and emphasized the necessity of righteousness in the present life. The author describes the home town of Confucius, the ancestor-worship in Canton, the Taoist temple of Hell with its realistic representation of the sufferings in the future world, and closes with a hopeful discussion of the present "Great Awakening" in China.

One of the most interesting chapters is that on the "Mystic Hindu." "Nowhere on earth is there such universal spiritual earnestness. The religious issue permeates and controls every thought and act of men's daily lives." Indian life and custom are pictured graphically. But the climax of this section is reached when we come to the life and influence of Gothama Buddha, the founder of Buddhism. The development of this great religious leader is fascinatingly told and a well-balanced estimate of Buddhism given.

We have not space to speak of the other chapters but we will only

say that we like the book exceedingly well and think that it fills an important place in the missionary literature of the day with great credit.

The Second Coming of Christ: A Message for the Times, by James A. Campbell. The Methodist Book Concern, 1919. 136 pages. 60 cents.

The war has produced a great many books on the Second Coming of Christ. "Wars and rumors of wars and the rising of one nation against the other," are some of the signs of the coming end in the eschatological discourses of the Lord. As a result, at every great world-shaking crisis the eyes of His people have been strained to read the signs of the times and measure the nearness of His return. So it is now. Some have told us that His coming is indeed very near, others, that we do not know anything about it. The book before us suggests a different solution. There are two kinds of coming taught in the Bible, no doubt. The first was His coming in the flesh, His incarnation. His second coming was first interpreted by the early Church to be also a visible return in the body. But that was a misunderstanding. We find it in the Synoptic gospels and in Paul's early epistles. But the time came when they saw their mistake. When Christ came to them in and by the spirit they began to understand that His second coming was not to be physical but spiritual. And again when Jerusalem was destroyed and Judaism lost its centre and national coherence, they learned that this was the fulfilment of the prophecy that this generation should not pass before all His words (on the "end") should be fulfilled. It is for that reason that the gospel of John, which was written after this destruction, never mentions the Lord's physical return, but only His coming in the spirit. With the destruction of the Jewish state and religious system begins the parusia of the Lord, His presence, and it is the chief function of the Church to preach a present Christ, not one coming in the future.

We admit that the author is right in putting great stress on the present Christ and on the need of His presence permeating not only our thought but all human relations and activities. But nevertheless we maintain that Christ's second coming will be, and was always meant to be, visible. The angels in Acts I., v. 11, say, "this same Jesus, which is taken up from you to heaven, shall so come in like manner as ye have see him go to heaven" (the author tries in vain to make that ὃν τρόπον mean "certainly" instead of "in like manner." But the reality of His visible return does not hang on this one passage. It is the central fact of the eschatological teaching of the Lord and has, therefore, found a place in the articles of faith of the Christian Church, from which we cannot afford to remove it by spiritualization.

The House of Judah, by Charles Edward Hewitt. The Abingdon Press. 1919. 224 pages. $1.00 net.

A tale from the time of Christ. The great Teacher from Nazareth is in the land. He has been working for some time and the minds of the people are in a ferment. The author takes us into the house of a rabbi and introduces us to the members of his family. The father

is a strict Jew and a rabbi, but his mind is open and he is not untouched. The daughter, Rachel, is a believer and she labors hard to win over her brother Rehoboam. But, man-like, he has a skeptical mind and cannot see that a prophet should come from Nazareth. Also the proud Jewish dream of a world-conquering Messiah does ill accord with the figure of this humble Teacher. The story shows the spiritual development of these people. The interest is enhanced by the play of the affections. Rachel is wooed by a relative, Abimelech, of rich and distinguished family, but a libertine and an unbeliever. She has a secret inclination to Raphael, his lame brother. He is a deeply spiritual man and leans toward Jesus. The climax is reached when Raphael is healed by the Master, declares his love for her and so saves her from Abimelech. With this outward climax her faith also attains perfection. Rehoboam, however, still hesitates, and is brought to the faith in the Christ Jesus later by the instrumentality of Paul of Tarsus, whom the author makes a direct contemporary of Jesus.

The characters, especially of the women, are noble and presented consistently. The style is somewhat too solemn at times and then lacks naturalness. The dialogs, particularly, the back-and-forth talk of the speakers, ought to be handled with more simplicity and smoothness.

The Tragedy of Labor, by W. R. Halstead. The Abingdon Press. 1919. 107 pages. 50 cents.

The labor question is *the* great problem of the times. On its solution will depend the stability of the present order. Radicals assert it cannot be solved unless the existing economic system is overthrown. Others occupy a middle ground, they believe in evolution, not revolution. Changes and adjustments must be gradually. One must be satisfied with what can be obtained just now and not expect everything at once. This is the position of the author of this little monograph. He does not believe in socialism, but he does believe that the wage system, as it works out in too many cases, requires action from the community and state. The wage system itself, he thinks, will stand; there is nothing to take its place. But it is true that large numbers of men are often left out in the cold. Unemployment is often so serious and menacing a question that individual ingenuity or public charity cannot handle it.

Now what can be done? In the first place, employer and laborer must first see that they are only parts of organized society. They both depend on society for security and order. The manufacturer creates values, but the very values he creates would be little worth without the needs of those around him and the opportunities for profit they afford. In the disputes between capital and labor, therefore, the rights of the general public must be considered. Class struggles cannot with any moral or legal right be fought out at the expense of this third party. The law must be upheld under all circumstances.

But it is true that the interests of capital and labor often clash and that in this conflict labor is the under-dog. Socialism is an attempt to help the weaker party in a radical way. It proposes state

control of the manufacture and distribution of the output of labor, or even universal ownership and distribution. This would, according to the writer, paralyze individual effort. It would take away all incentive to exertion and put the industrious and ambitious on the same level with the shiftless and stupid. So he advises against such fundamental changes. Make capital see its obligation to society; make both sides see that they are dependent upon one another; and in the light of recent experiences the outlook is hopeful. In times of crisis state and opportunity ought to provide work for every unemployed. There is a tendency towards socializing all public utilities. That tendency is good, and here we ought to go as far as we can. The time may come when to the wage-earner will come the responsibilities of rulership. But if that should be the case it is all important that the transfer be made in peaceful ways, and the responsibility be discharged in the spirit of solidarity and service.

Heart Messages from the Psalms, by R. W. Keeler. The Abingdon Press. 1919. 137 pages. 50 cents.

This book grew out of lessons given to a Men's Bible Class of which the author was a teacher. The psalms still prove the truth of the mystic Arndt that "what the heart is in man, that is the psalter in the Bible." The author selects a number of psalms, 11 in all, where the personal note is predominant, and seeks to show that the experiences of the psalmists are to a very great extent our own. The "Delight of the Righteous" (Ps. 1), the "Inspiration to Reverence" (Ps. 19), the "Sense of God's Bountiful Love" (Ps. 23, Courage (Ps. 27), the "Pathos of Life" (39), "Comfort in Sorrow" (42), "God Our Refuge" (46), "Sorrow for Sin" (51), the "Joys of the Sanctuary" (84), Trust in God (91), "Adoration and Praise" (103), "Gratitude and Thanksgiving" (116), and "Hope" (126) are the titles of the psalms chosen. Each psalm is carefully expounded, but not in the pedantic way of the commentary, but in a free unfolding of the thought contained in or suggested by the passage, and a close connection is always maintained between the text and its application to the needs of the day. Take the 39th psalm, "the pathos of life." It is treated under the following headings: 1. Is it worth the candle? Here he shows that the psalmist learned not to complain in view of the riddles and troubles of life, not because he could explain them, but because his practical religion outran whatever theory of the truth of it he might have had. Now against the gibes of others and his own grievances he practised the "philosophy of silence." 2. Overlooked By-Products of Life. These are the spiritual gain, inward growth and rich experiences that come with material losses and hard trials. One learns to value prayer as the staff of support when the shadows of life fall on us and to make it effective by persistence. 3. Wayfarers. The pilgrim idea is stressed in the psalms. Man is the tenant, God the owner of the earth. We are to live by the fruit of the earth but are responsible to Him how we till the soil, use what it yields and keep alive our sense of the reckoning at the end.

The book makes profitable reading for the minister and Bible student.

How to Conduct a Funeral, by E. G. Haley. A Handbook for Ministers. The Standard Publishing Co. 1918. 60 pages. 40 cents.

This little manual gives information on nearly everything worth knowing in connection with a funeral. It explains even the language of the door crepe, different in color as the ages of the deceased differ. From the time the minister is notified and makes his first call in the house of the bereaved until he leaves the cemetery, it follows his every step and tells him what is the proper thing to do. The program of the service, the music, the length of the services, the positions of the minister in procession and services, fraternity funeral, Sunday funeral, shipping a funeral and receiving such, all are discussed and proper directions given. The booklet can easily be put in the vest pocket and will be the minister's good advisor at a time when mistakes should especially be guarded against.

A Methodist Church and Its Work, by W. M. Tippy and Paul B. Kern. The Methodist Book Concern. 1919. 157 pages. 60 cents.

This book is one of the series of "Training Courses for Leadership." It is in 12 chapters and as the other volumes in this series designed for adult classes in the Sunday school. It is remarkable how the literature for this department of the school grows and how much is being done to make its members intelligent and efficient coworkers in the church. This book aims to show how a Methodist church ought to be in organization, spirit and purpose; but very little of it applies to Methodist churches only, it can be used with much profit by nearly all other churches. From the very first chapter the accent is placed on the church as a social factor. Individual salvation is indeed a first and vital element, but Christianizing the Social Order (Rauschenbusch) is the church's more general and ultimate task. "The second commandment," it says, "leads straight into social service, as the first leads into worship and soul winning. It means right relation among men and organizations created by men, and among races and governments."

The old Methodist idea and institution of the revival is not absolutely rejected by any means, but emotionalism is plainly discountenanced, and the importance of Christian instruction and training before and after revival efforts is strongly emphasized.

In chapter after chapter of sound and thoughtful comment every phase of church life is discussed. The hours of worship ought to have and cultivate the atmosphere of worship; the sanctuary itself should in its architecture serve the purpose of symbolism and should appeal to the God-given sense of beauty. The Sunday school receives full and adequate treatment. "The Church Organized for Social Service" stresses the importance of the church as a social center. Ordinary evangelism is not enough, the church ought to cooperate with all local social agencies to make the environment safe and favorable for full Christian development. Efficiency is not only a word much discussed

and a thing much needed in business. It ought to be earnestly sought in every church and the book shows how it can be obtained by proper organization. Interesting chapters are those on "Housing and Financing the Church." Here even diagrams are given showing the proper interior arrangement of a modern church, and the practical needs are as much considered as the aesthetic ones. In the chapter on Financing Christian views and methods of giving are ably discussed and it is shown how people may be trained to adopt and live up to them.

We believe it will be hard to find a book where all these pressing and vital questions concerning modern church life are so adequately treated, within so small a compass, as in the book under review.

Learning and Teaching, by Harold J. Sheridan and G. C. White. The Methodist Book Concern. 1918. 24 chapters. 207 pages. 60 cents.

Of the Training Courses for Leadership," we deem this book by far the ablest and most valuable. It reasons out every position taken on psychological principles. It is founded from start to finish on the laws of pedagogy. In speaking of learning, for instance, the primary object of all Sunday school teaching, the right motives of learning are lucidly set forth, the good ones commended, the bad ones discouraged. The laws governing it are explained, its inseparable connection with conduct is stressed emphatically, and the question of determining the higher values which lead to the right kind of choices is ably discussed and convincingly illustrated. The aim of the Sunday school as an educational factor, the importance of the teacher, the necessity of a trained, well equipped and capable force of instructors is strenuously insisted upon. The different types of teaching, the need of understanding the pupil, of adaptation to the class and age of the pupil, the value of story telling and illustration,—the art of asking the right kind of questions are all almost exhaustively treated.

And yet all these important things are not the chief excellencies of the book. Its peculiar contribution to the Sunday school literature lies, in our opinion, in the fact that it sets in relief the incontrovertible truth that the Sunday school is not to teach for information only and mainly, but to instruct and *lead to Christian living*. Every idea inculcated must issue in action. "The spiritual life of the young people must not be early suffocated with emotion unexpressed in action."—(*Cope.*) Virtues must be learned thru their practice. The test of character is conduct. No impression without expression is of any value. The teacher must keep this in mind and make every part of his teaching, manual work, blackboard drawing, any kind of instruction contribute to that. To this purpose he must not only master each lesson himself thoroly but have a definite object along this line, *plan carefully* and wisely to accomplish it, and provide opportunities for expressing truth in action.

This feature of the book seems to us so vital, this position so well taken, intelligently expressed and skilfully presented that we give utterance to our unstinted admiration and say, "whichever book of the many on Sunday school work just now coming from the press appeals to you, be sure and get this one."

Magazin
— für —
Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.
Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 21. Band. St. Louis, Mo. Juli 1919.

Ein neuer Alliierter.

Von Pastor G. Fr. Schütze.

Man kann die Entwicklung der Wissenschaft der Bibelkritik und Isagogik in den letzten 150 Jahren als eine fortgesetzte Kriegsführung gegen die Bibel und ihren Charakter als göttlich inspiriertes Buch bezeichnen. Diese Tendenz tritt ja ganz deutlich darin zu Tage, daß eine ganz neue Wissenschaft auftreten konnte, die sich vergleichende Religionswissenschaft nennt, und welche die Offenbarungsreligion der Heiligen Schrift betrachtet und behandelt, wie jedes andere Religionssystem, ohne den fundamentalen Unterschied ins Auge zu fassen, der die Religion der Bibel von allen andern Systemen trennt, den Anspruch nämlich, die von Gott selbst ausgegangene Offenbarung seines Wesens und Willens zu sein.

Für das Gebiet des Neuen Testaments ist diese Kinderkrankheit — denn als etwas anderes können wir diese Erscheinung kaum bezeichnen; oder höchstens als die Streiche eines mutwilligen Knaben, der seine wachsende Kraft betätigen muß, und wenn es nicht anders ist in mutwilliger Zerstörungssucht — also für das Neue Testament, sage ich, ist diese Erscheinung, die ihre typische Vertretung in der Tübinger Schule eines D. F. Strauß hatte, ja glücklich überwunden. Es gab eine Zeit, und sie liegt noch gar nicht so weit hinter uns, wo man mannhafte Vertreter des alten Bibelglaubens, wie Hengstenberg, mit einem mitleidigen Achselzucken abtun konnte, und wo es als unwissenschaftlich oder doch wenigstens als im höchsten Grade rückständig angesehen wurde, die Echtheit eines neutestamentlichen Buches, wie des vierten Evangeliums zu verteidigen. Jetzt steht das ganz anders. Selbst ein Mann wie Ad. Harnack erkennt die Echtheit des Johannesevangeliums an.

Anders aber steht die Sache, wo es sich um die Offenbarung des Alten Testaments handelt. Seitdem der alte Jean Astruc 1753 seine berühmten "Conjectures sur les memoires originaux dont il paroit que Moyse s'est servi pour composer le livre de la Génèse" schrieb, seitdem Eichhorn 1780—83 seine „Einleitung ins Alte Testament"

herausgab und darin der Vater der „Höheren Kritik“ wurde, seitdem der Holländer Künen den berüchtigten Satz prägte: „Die Religion Israels ist für uns eine der großen Weltreligionen, weder mehr, noch weniger,“ seitdem endlich durch Graf und Wellhausen die radikale Kritik in die Wissenschaft eingeführt wurde — seitdem haben die Angriffe auf die Glaubwürdigkeit und Geschichtlichkeit des Alten Testaments nicht aufgehört. Die ersten Blätter der Bibel sind Kindermärchen, die Geschichte der Väter sind Legenden, die späteren Bücher sind bewußte Fälschungen, das sind Urteile, welche man in ernsthaften „wissenschaftlichen“ Werken nur zu oft finden kann. Ein paar Beispiele mögen genügen. K. Budde in seinem Werk: “Religion of Israel to the Exile,” 1899, (ich zitiere nach der englischen Uebersetzung) will uns glauben machen, daß Jahweh den Hebräern eine absolut unbekannte Größe bis nach dem Auszug gewesen sei, vielmehr sei Jahweh ursprünglich der Kenitische Sturmgott gewesen, der seinen Wohnort auf dem Sinai gehabt habe, und der seine Gegenwart im Sturm, Donner und Blitz kund tue. Die klassische Beweisstelle, die dafür immer angeführt wird, ist das Lied der Deborah (Richter 5, besonders V. 4—5), in dem Jahweh “is summoned to come from Sinai to succor His oppressed people, and to place Himself at the head of His warriors” (Wellhausen: Prolegomena zur Geschichte Israels 1885, Engl. Ausgabe, Seite 344). Die alten Hebräer sollen angeblich Steinanbeter (N.B. neben verschiedenem andern, wie Fetisch-, oder Ahnen-, oder Geister-Verehrer) gewesen sein. Die Bundeslade war nach Stade (Geschichte des Volkes Israel, 1887) ein Fetischkasten, und die Ueberlieferung, daß sie zwei Steine — vermutlich Meteoriten, S. 458 — enthalten habe, in denen, wie man glaubte, Gott, d. h. Jahweh wohnte. S. 448—449, 457. Oder man denke an die bekannte Theorie, nach der die Patriarchen keine Personen, sondern die Personifikation semitischer Volksstämme gewesen sein sollen. Diese Idee wird vertreten von Wellhausen in seinen Prolegomena, S. 318 ff., Kuenen: Die Religion Israels, Bd. 1, S. 109—112; Stade: Geschichte etc., S. 28 ff.; Gunkel: Genesis, übersetzt und erklärt, 1901, Einleitung und öfters. Den Gipfel aller kritischen Phantasterei scheint mir jedoch die modernste Theorie zu sein, nach welcher die ganze alttestamentliche Literatur nur eine erborgte Mythologie enthält. Nach H. Winckler (Die Babylonische Kultur in ihren Beziehungen zur unsrigen, 1902) sind nicht nur Abraham, Isaak und Jakob legendarische Heroen, deren Geschichten aus astronomischen Mythen abzuleiten sind, sondern auch David, Saul und Salomo fallen in diese Kategorie. David hatte rote Haare, die den Sonnenstrahlen entsprechen, daher ist David eine Repräsentation der Sonne. Saul und Jonathan entsprechen dem Sternbild der Zwillinge; dann aber ist David auch die legendarische Abbildung des Sternbildes des Löwen, während Goliath von Gath dem Orion entspricht. Canonicus Cheyne in der Dezember-

Nummer 1902 des „Nineteenth Century" ist ein warmer Vertreter dieser Phantasien. Nach E. Stucken (Astralmythen der Hebräer, Babylonier und Aegypter, 1896—1901) ist Abraham der Mondgott, Lot die Sonne, Sarah die Venus-Isthar. Dieser „uferlose Panbabylonismus," wie ihn Budde nennt, hat noch sonderbarere Blüten getrieben. Im Buch Esther erinnert Esther an die Isthar, also die babylonische Venusgottheit, Mardocha an den Gott Marduk, Hamann an Humman, den elamitischen Nationalgott, Vasti ist Masti, eine elamitische Gottheit. Die historische Grundlage des Buches Esther ist also eine Niederlage eines elamitischen Königs. „So viel ist sicher." (Vgl. „Expository Times," Aug. 1898.)

Aber wunderbarerweise muß die Rettung und Verteidigung der vielgeschmähten und bezweifelten Geschichtlichkeit der Bibel gerade aus derselben Quelle kommen, aus der die letzten heftigsten Angriffe herstammen, aus Babel. Dasselbe Werkzeug, das seit den Zeiten des Paradieses den Menschen das tägliche Brot aus der Erde holt, muß nach Gottes Rat und Plan nun auch den Menschen das Brot des Lebens wieder aus der Erde, und zwar wörtlich hervorholen, der **Spaten.** Ein neuer Alliierter ist der Bibel entstanden in der Archäologie, welche wie Prof. J. Orr von Glasgow in seinem: The Problem of the Old Testament, 1917, sich ausdrückt: "bids fair, before long, to control both criticism and history. Pg. 395.

Es war im Jahre 1817, daß Champollion den berühmten Stein von Rosette entzifferte und damit den Schlüssel zu den ägyptischen Hieroglyphen wiederfand, der so viele Jahrhunderte verloren war. Noch etwas früher, im Jahre 1802, hatte Grotefend angefangen, das Geheimnis der Keilschrift zu entziffern. Mit diesen beiden wissenschaftlichen Großtaten eröffnete sich ein ganz neuer Ausblick für die Wissenschaft des Alten Testaments, der allmählich durch den Spaten der Ausgrabungen eine erstaunliche Umwälzung in den wissenschaftlichen Anschauungen der Welt hervorgebracht hat. Es war ja schon länger bekannt, daß Aegypten das — vielleicht mit Ausnahme von China — älteste Literaturland der Erde ist. Das älteste bekannte Manuskript ist ungefähr in das Jahr 3000 v. Chr. zu setzen, die „Vorschriften des Pta-hotep." Aber Israel war, wenn man den Kritikern Glauben schenken durfte, ein ganz rohes, ungebildetes Nomadenvolk, unter dem Gesetze wie die des Moses, und Psalmen wie die Davids, absolut unmöglich waren. Heute würde kein Wissenschaftler so seinen Ruf aufs Spiel setzen, daß er die Behauptung von Israels Illiterarität aufstellte. Wer hat das zu Wege gebracht? Kein anderer, als der neue Alliierte der Bibel, der Spaten der Archäologie. Seitdem wir die feste Kunde haben, daß Sargon I. im Jahre 3800 v. Chr. in Akkad eine berühmte Bibliothek angelegt hatte, schien es keine Unmöglichkeit in dieser Richtung mehr zu geben. Nachdem vollends der Franzose de Sarzec in den Jahren 1893—95 in Tello, im südlichen Babylon, eine

große Bibliothek von 30,000 Täfelchen entdeckte, die sicher schon im Jahre 2700 existierte, und nachdem Hilprecht die Tempelbibliothek von Nippur, dem alten Talneh, ausgegraben hatte, wissen wir, daß diese Anschauung für Mesopotamien, das alte Stammland Israels, wenigstens unbegründet ist. Da liegt denn die Schlußfolgerung sehr nahe, daß Israel, wenn es aus einem zurzeit seiner Auswanderung so hoch zivilisierten Lande kam, unmöglich ganz so barbarisch roh gewesen sein kann, wie uns die höhere Kritik hat immer vorreden wollen. Aber wir haben auch direkte Beweise, daß diese angeblich wissenschaftlich gesicherten Ergebnisse der Kritik in Wahrheit nichts sind als Phantasiegebilde. Vielmehr wird der bedenklich ins Wanken geratene gute Ruf der Glaubwürdigkeit der Biblischen Geschichte auf das glänzendste wiederhergestellt durch den braven Spaten, der in der Hand des Archäologen zu einer gefährlichen Waffe geworden ist gegen Unwissenheit und Einbildung. Eh ich eingehend auf die einzelnen Gebiete zu sprchen komme, sei es mir erlaubt, an einem schlagenden Beispiele den ganzen Umfang der Bedeutung der archäologischen Entdeckungen zu zeigen.

Jes. 20, 1 lesen wir, daß Sargon seinen Feldhauptmann aussandte, um Asdod zu belagern. Ja, aber wer war Sargon? Im ganzen Alten Testament kommt der Name nicht wieder vor; im Neuen Testament auch nicht, auch in keinem Thargum; kurzum in keinem einzigen Literaturwerk. Wir standen vor einem Rätsel und hatten es im wahrsten Sinne des Wortes mit einem "Hapax legomenon" zu tun. Da kam uns im Jahre 1843 wieder der Spaten in der Hand des französischen Konsuls Emil Botta zu Hilfe. In Khorsabad, ein wenig nördlich von Niniveh, wurde er in die Erde gestoßen, und was brachte er ans Tageslicht? Einen ungeheuren Palast, eben den Palast des Sargon I., des Eroberers von Samaria. Mit dem Palast kam der Name des Königs und sein Portrait wieder aus der Erde und außerdem noch eine Menge von Bildwerken und Inschriften. Das war ein Gewinn ersten Ranges nicht nur für die Wissenschaft, sondern ich darf wohl kühnlich sagen, auch für das Glaubensleben; denn, wenn die Wahrheit der Bibel in so glänzender Weise an dieser einen Stelle unwidersprechlich bewiesen war, so fiel damit die Unmöglichkeit hin, daß nicht auch andere schwierige und dunkle Stellen ihre Erläuterung und Bestätigung finden konnten.

Fangen wir nur gleich mit den ersten Worten der Genesis an. Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Was sagen uns die babylonischen Denkmäler darüber? Wenn irgend wo, dann war in Babel Hoffnung, darüber Auskunft und Licht auf den Bibelbericht zu erhalten; denn einerseits haben wir in Babel die älteste Kultur vor unseren Augen, und sodann ist in Babylonien die Wiege der Menschheit zu suchen. Wenn also irgendwo, mußte sich hier eine Erinnerung an das Sechstagewerk erhalten haben. In dem ausgegrabenen Palast des Assurbanipal fanden sich denn auch Täfelchen, welche einen

Schöpfungsbericht enthalten (Vgl. Oettli: Der Kampf um Babel und Bibel, S. 9 ff. Gunkel: Israel und Babylonien, S. 24). Dieser Bericht enthält gewisse Aehnlichkeiten mit der Bibel in der Aufeinanderfolge der Schöpfungswerke; aber sonst welch himmelweiter Unterschied! Der Bibelbericht beginnt mit einer Theogonie und dann kommt der wilde Kampf zwischen Merodach, dem Gotte des Lichts, und Tiamat, dem Urozean, aus dessen einer Hälfte der Himmel und aus der anderen die Erde gemacht wird. Dagegen halte man den Charakter des Bibelberichtes: Der Allmächtige sprach, und es geschah. Wenn etwas sicher ist auf der weiten Welt, ist es, daß Israel seinen Schöpfungsgedanken **nicht** aus dieser Quelle entlehnt haben kann; denn es ist wohl denkbar und wohl möglich, daß der ursprünglich monotheistische Bericht durch den Polytheismus geschändet und verdorben ist. Ich kann es mir aber nicht erklären, wie die angebliche Reinigung des Bibelberichtes von allem Polytheismus sollte vor sich gegangen sein. Eine deutliche Beziehung auf den siebenten Tag finden wir in dem Sabbat der Babylonier und Assyrer, für den sie sogar den Namen „Sabbatu" haben. Man vergleiche Gunkel: Genesis, S. 106 ff., Israel und Babylonien, S. 27 ff.; Jeremias: Das Alte Testament im Lichte des alten Orients, 1904, S. 86 ff. An diesem Sabbat ist, zum wenigsten für den König und hohe Beamten, alle gewöhnliche Arbeit verboten. Er unterscheidet sich aber von dem Sabbat Israels darin, daß er 1. nicht in Beziehung auf die Schöpfung gesetzt ist, und 2. daß seine Zählung jeden Monat aufs Neue anfängt, also immer auf den 7., 14., 21. und 28. Tag des Monats fällt und nicht wie in Israel fortlaufend, ohne Rücksicht auf den Monatstag, gezählt wird. Für den ersten Sündenfall sind die Beziehungen noch nicht deutlich. Es ist ein altes Bildwerk vorhanden, auf dem ein gehörnter Mann und ein Weib unter einem Baume sitzen. Das Weib streckt seine Hand aus, um eine Frucht zu pflücken, während hinter ihr, in der Nähe ihres Ohres, eine Schlange sich aufrichtet: Schrader, Gunkel, Jeremias halten die Erklärung für zweifelhaft, während F. Delitzsch, G. Smith, A. H. Sayce darin eine klare Beziehung auf den Sündenfall sehen wollen. Ueber die Sündflut will ich mich ganz kurz fassen. Wir finden sie in dem Gilgamesch-Epos, 3000 v. Chr. Auch hier haben wir wieder ganz entschiedene Aehnlichkeiten, wie die Aussendung von vier Vögeln, das Opfer des Helden am Schluß — über das nebenbei die Götter wie die Fliegen herfallen — aber auch wieder den allergrößten Polytheismus, sodaß, was ich über den Schöpfungsbericht sagte, auch hier seine Gültigkeit hat.

Ein anderes Kapitel der Bibel, das oft für historisch falsch erklärt ist, ist die Völkertafel im 10. Kapitel der Genesis. Aus Vers 8—12 geht hervor, daß Babel älter war, als Ninive; daß Assyrien erst von von Babylonien aus kolonisiert wurde; und daß der Begründer der babylonischen Kultur kein Semite, sondern ein Kuschite, ein Nach-

komme Hams war (vgl. G. Rawlinson: Historical Illustrations of the Old Testament, p. 29 ff.). Jede dieser drei Behauptungen wurde sehr heftig angefochten, da die alte Tradition Assur für älter als Babel hielt und beide semitisch waren. Die Denkmäler jedoch geben der Bibel wieder völlig Recht (vgl. E. Schrader: Die Keilinschriften und das Alte Testament, S. 76). Und die merkwürdigste aller Enthüllungen ist die, daß die Begründer aller Zivilisation, die Erfinder des ABC, die Künstler, Gesetzgeber usw. eben nicht Semiten, sondern die Sumerier waren, von Turanischem oder Hamitischem Ursprung.

Ueberhaupt dürfen wir unsere ethnologischen Anschauungen, soweit sie der Bibel widersprechen, nur getrost ummodeln. Die Bibel behält doch recht. Gen. 10, 22 berichtet uns z. B., daß Elam der älteste Sohn Sems gewesen sei. Die Elamiten, aber, die uns in der Weltgeschichte entgegentreten, sind Arier. Wer hat nun Recht, die Bibel, oder die Weltgeschichte? Die französischen Ausgrabungen in Susa, der Hauptstadt von Elam, haben gezeigt, daß die Inschriften der älteren Zeit nicht in elamitischer Sprache, sondern in dem semitischen Babylonisch, oder auch z. T. in Sumerischer Sprache abgefaßt sind. Ein englischer Kritiker, Dr. Driver sagt in seiner Genesis, Seite 128: It is true inscriptions recently discovered seem to have shown that in very early times Elam was peopled by Semites....but the fact is not one which the writer of this verse is likely to have known. Das Wunderbarste, ich darf wohl sagen die göttliche Ironie, ist eben, daß der Verfasser von Gen. 10, 22 klüger gewesen ist, als die modernen Herren Doktoren und Kritiker.

Um nicht den Umfang dieser Abhandlung ungebührlich auszudehnen, gehen wir gleich zu Abrahams Zeit über. Gegenüber der schon eingangs erwähnten Behauptung, daß Abraham gar kein historischer Name, sondern nur eine Personifikation gewesen sei, möge es genügen, darauf hinzuweisen, daß Abe-ramu als Personenname in einem Kontrakt aus der Zeit vor Hammurabi vorkommt, und daß Abu-ramu der Name eines assyrischen Beamten aus der Zeit Asarhaddons ist (vgl. Th. G. Pinches: The Old Testament in the Light of the Historical Records etc., 1902, p. 148). Aber das nebenbei. Die wichtigste Entdeckung, die auf Abraham und seine Zeit ein ganz neues, ungeahntes Licht geworfen hat, ist die Auffindung des **Codex Hammurabi,** der 1902 in Susa dem Schoß der Erde entrissen wurde. Wir finden in ihm eine Zivilisation von allergrößter Bedeutung mit einer ganz merkwürdigen Gesetzgebung, die sich bis in die kleinsten Einzelheiten erstreckt. So finden wir in Art. 145, 146 ff. dieses Codex gesetzliche Bestimmungen über Verhältnisse wie in Gen. 16, 1—6 angegeben, die beweisen, das Sarahs Verhalten gegen Hagar ganz den damaligen Gesetzen entsprach.

Ein besonders helles Licht fällt infolge der Ausgrabungen auf die bekannte Kedorlaomer-Episode der Genesis, Kap. 14. Dieses Er-

eignis, das wir rund ins Jahr 2100 v. Chr. setzen dürfen, war von Nöldeke als unhistorisch erklärt worden. Ja, Wellhausen sprach davon, daß diese Geschichte durch Nöldeke ihren Todesstreich erhalten habe. Und trotz aller kritischen Todesstreiche ist, dank dem treuen Spaten, heute dieses Kapitel historische Wahrheit. Also ist es erwiesen, daß im Jahre 2280 Babylon unter die Oberhoheit der Elamiter geriet. Nun verraten uns die Inschriften weiter, daß die Namen dieser elamitischen Könige alle mit dem Worte „Kudur," der Knecht, anfangen. Wir haben einen Kudur-Mabug und einen Kudur-Nankhundi. Weiter hat man den Namen einer elamitischen Göttin Lagamar gefunden. Da haben wir „Kudur-Lagamar," ganz klar das biblische Kedorlaomer. Weiter haben wir den Namen eines Sohnes des Kudur-Mabug erhalten: Eri-aku, König von Larsa. Damit ist der zweite Name des vierten Königsbündnisses gegeben, Arioch von Ellasar. Der dritte, Amraphel, ist der bekannte Hammurabi selbst (vgl. Schrader a. a. O., S. 120 ff.; und besonders Bd. 2, S. 296 ff.), sodaß also nur noch der vierte im Bunde, Thideal, König der Heiden zu identifizieren bliebe, was allerdings bisher noch nicht gelungen ist. Aus den Tel-el-Amarna-Funden, die Aug. Klostermann als einen diplomatischen Briefwechsel aus dem Jahre 2000 bezeichnet, haben wir den Namen Uru-salim für Jerusalem. Es gibt wohl noch einige verbohrte Kritiker, wie Dr. Driver, die trotz alledem lieber in diesem Kapitel einen „unhistorischen Midrasch" aus der Zeit des Exils oder noch später sehen. Denen kann man eben nicht helfen. Wer sehen **will**, dem sind die Augen geöffnet.

Wenden wir uns von Babel nach Aegypten, so ist es die Periode von Joseph bis Moses, für welche wir Bestätigung der Bibel in den Monumenten suchen, und fügen wir nur gleich hinzu, auch finden. Ziemlich allgemein ist anerkannt, daß die Genesis das ägyptische Kolorit merkwürdig naturwahr getroffen hat (vgl. Ebers: Aegypten und die Bücher Moses, Bd. 1, S. 295 ff.). Dennoch haben die Kritiker auch hier ihre Einwendungen machen müssen. So wurde z. B. auf Grund einer Notiz bei Herodot geleugnet, daß in Aegypten Weinbau getrieben sei. Aegyptische Bildwerke jedoch zeigen uns die Weinbereitung in allen Stufen usw. Es würde zu weit führen, alle Einwendungen und deren Widerlegungen genau aufzuführen. Wer sich dafür interessiert, den verweise ich auf das schon angeführte Werk von Dr. Orr, der auf S. 413 ff. alle diese Fragen bespricht und auch die einschlägige Literatur angibt. Nur einige markante Einzelzüge möchte ich hervorheben. Aus der Zeit der 12. Dynastie haben wir die Geschichte eines Saneha, der wie Joseph aus dem niedrigsten Stande zu den höchsten Ehren emporstieg. Aus derselben Zeit haben wir auf den Gräbern von Beni-Hassan ein Bild von dem Empfang einer Gesellschaft von Amu oder Semiten, das die Lage so genau schildert, daß man zuerst dachte, es sei eine Schilderung des Empfanges Jakobs.

Weiter müssen wir hier die ägyptische „Erzählung von zwei Brüdern“ nennen, die der biblischen Erzählung von der Versuchung durch Potiphars Weib stellenweise beinahe wörtlich entspricht. Da sie aber jünger ist, als die Geschichte Josephs, so mag diese wohl der anderen zu Grunde gelegen haben.

Aus Moses Zeiten haben wir ebenfalls durch die Ausgrabungen bedeutende Aufklärungen erhalten. In den Jahren 1881 und 1898 wurden im ganzen 46 Mumien von Pharaonen ausgegraben, unter denen, wie man auch die Zeit des Exodus bestimmen mag, die Leichen des Pharao der Bedrückung und des des Auszugs sind. Wie wunderbar sind doch die Fügungen Gottes. Er, der einst trotzig au rief: Wer ist der Herr, des Stimme ich hören müsse und Israel ziehen lassen? Er, dem sich einst die Menschen nur kniend nahen durften, er muß sich jetzt von jedem Neugierigen, der seine fünf Cents Eintrittsgeld in das ägyptische Museum in Kairo bezahlen kann, angaffen lassen, und der im Leben ausrief: Ich weiß nichts von dem Herren! der muß 35 Jahrhunderte nach seinem Tode stummes und doch so beredtes Zeugnis ablegen, daß das Wort des Herrn dennoch Wahrheit ist.

Hier allerdings erheben sich auch einige Schwierigkeiten, eben durch die Ausgrabungen, von denen wir vorher nichts gewußt haben, nämlich die Frage: Wer sind die Pharaonen der Bedrückung und des Auszugs? Die bisherige Anschauung nahm allgemein an, daß Ramses der Bedränger, und sein Sohn Meneptah, oder Merenptah, derjenige gewesen sei, der mit seiner ganzen Macht im Schilfmeer für seinen Trotz gegen Gott büßen mußte. Diese Anschauung teilt auch noch ein so bedeutender Kenner des Morgenlandes, wie Dr. Ludwig Schneller ist; vgl. seine Kriegsbriefe aus Palästina, 1915, S. 34. Indessen vertritt Prof. Orr eine andere Anschauung. 1896 wurde von Prof. Flinders Petrie, die sogenannte „Israel-Stelle“ des Amenophis 4. entdeckt, an deren Schluß es heißt: „Israel ist dem Erdboden gleich gemacht und seine Nachkommenschaft ausgerottet.“ Naturgemäß könnte dann Merenptah nicht der Pharao des Auszugs sein, vielmehr würde dann der Auszug unter der Regierung des Amenophis 2. fallen. Das streitet aber wieder gegen die alte Alexandrinische Ueberlieferung, nach der tatsächlich der Exodus unter Merenptah stattgefunden hat. Schneller a. a. O. erklärt die auf Israel bezügliche Inschrift als einen Nachtrag, eine zweite, selbständige auf der Rückseite der Stelle eingegrabene Inschrift. Darnach hat diese zweite Inschrift mit der ersten Siegesinschrift des Amenophis nichts zu tun und ist eine deutliche Beziehungnahme auf den Befehl des Pharao, Exod. 1, 22, der damit meinte, die Judenfrage auf ewige Zeiten aus der Welt geschafft zu haben. Nun, wie gesagt, die Sache ist noch nicht endgültig geklärt. Aber haben wir dankbar die Hilfe der Monumente in Anspruch genommen, so müssen wir es uns eben auch gefallen lassen, daß sich hier und da auch Schwierigkeiten ergeben.

Für die Eroberung des Landes Kanaan finden wir eine unerwartete Bestätigung in den sogenannten Tel-el-Amarna-Täfelchen, die wir schon oben erwähnt haben. Sie bilden die diplomatische Korrespondenz der Könige Amenophis 3. und 4. In ihnen schreibt unter anderen auch Abbi-Chiba, der König von Uru-salim, daß das Land von den „Chabiri" bedrängt werde, die anscheinend von Seir herkamen (vgl. Col. C. R. Conder: The Bible and the East, 1896, p. 40 ff.; 106 ff.) Chabiri und Hebräer, wem drängt sich nicht die Aehnlichkeit auf? In der Tat vertreten so angesehene Männer der Wissenschaft wie H. Winckler und Hommel diese Auffassung.

In den Büchern Josua und Könige werden die Hethiter erwähnt als ein großes und mächtiges Reich im Norden von Israel, vgl. Jos. 1, 4; Richter 1, 26; 1. Kön. 10, 28 ff.; 2. Kön. 7, 6. Da aber in keinem einzigen Literaturerzeugnis alter und neuer Zeiten etwas über diese mystische Macht zu finden war, hielt man, wie gewöhnlich diese Stellen für unhistorisch, für rednerische Floskeln, oder für späte Interpolationen. Aber siehe da! die Bibel ist wieder einmal bis auf den Buchstaben gerechtfertigt. Von ägyptischen, wie von assyrischen Inschriften gleichmäßig haben wir gelernt, daß in der Tat eine hethitische Konföderation etwa 1000 Jahre lang eine Weltmacht Westasiens war, die sich bis an den Euphrat ausdehnte und an Bedeutung Aegypten und Assyrien wenig oder gar nicht nachstand. Man vergleiche über sie die Tel-el-Amarna-Tafeln; Brugsch Pascha: History of Egypt under the Pharaos, (English translation), 2 volumes, 1879; Sayce: Early Israel and the Surrounding Nations, 1899.

Mit dem Hebräerbriefe würde mir die Zeit zu kurz werden, sollte ich alle die Bestätigungen aufzählen, die die geschichtlichen Bücher des Alten Testaments während der Zeit der Könige erfahren haben. Tatsächlich ist nicht eine einzige Berührung des Volkes Israel mit ausländischen Mächten, die nicht durch die Ausgrabungen eine deutliche Bestätigung erfahren hat. So finden wir an den Wänden der Hallen von Karnak den prahlerischen Bericht des Pharao Sisak, wie er Rehabeam demütigte, 2. Chron. 12. Mesa, der König von Moab, errichtete seinen Denkstein zu Dibon um 2. Kön. 3 zu bekräftigen. 1. Kön. 20, 34 hören wir von einem Bündnis zwischen Ahab von Samaria und Benhadad von Syrien, und auf assyrischer Seite haben wir den Bericht Salmanassers 2., daß er Benhadad und Ahab zu Karkar geschlagen habe 854 v. Chr. Die Beziehungen Israels und Judas zu Tiglath-pileser oder Phul werden uns völlig bestätigt. Menahem, Pekah und Hosea erscheinen in den Inschriften dieses Königs genau so wie in der Bibel. Sargons Eroberung von Samaria bezeugt sein Palast. Sanheribs Belagerung von Lachis und sein Zug gegen Hiskia und Jerusalem kann man in seinen Jahrbüchern nachlesen. Seine Ermordung durch seinen Sohn und die Thronbesteigung Asarhaddons, alles ist säuberlich aufgeschrieben. Manasses Gefangennahme erscheint unter

den Tributpflichtigen des Königs von Assur wiedergegeben. Sowohl Asarhaddon wie Assurbanipal zählen unter ihren Hörigen auf Manasse, König von Juda.

Nun das möge genug sein. Wir haben nun nur noch ein Buch zu besprechen, das man hat besonders als unhistorisch brandmarken wollen, nämlich den Propheten Daniel, der um seiner angeblichen historischen Unglaubwürdigkeit bis in die späte Makkabäerzeit hinabgesetzt worden ist. Wie wir aus griechischen Quellen wissen, hieß der letzte König von Babel Labynetus (Herodot 1, 188) oder Nabonned (Josephus). Man hat sich helfen wollen und Belsazar, der nach Daniel der letzte König war, mit diesem Nabonned identifiziert; aber unnötigerweise; denn nach den Inschriften hatte der letzte König Nabonned wirklich einen Sohn, namens Belsazer, der nach dem hervorragenden Platz, den er in den Inschriften einnimmt, irgendwie an der Regierung mit seinem Vater beteiligt gewesen sein muß. Dem würde entsprechen, daß Belsazer dem Daniel verspricht, ihn zum 3. Herrn im Reiche zu machen. Nach den babylonischen Monumenten erscheint es nun, als sei dieser Königssohn in der Nacht gestorben, in der die Stadt erobert wurde. Das stimmt auch mit Xenophon überein (Europädie 7, 5. 15 und 30) und vor allem mit Daniel, sodaß Belsazer nicht mehr eine mythische und mystische, sondern eine sehr reell historische Persönlichkeit wird. Also auch hier zeigt es sich, daß das Wort Gottes sich durchaus nicht zu verstecken braucht vor der Weisheit dieser Welt, sondern daß diese immer noch von jenem lernen kann.

In der Tat haben denn auch schon manche namhafte Gelehrte ihre Stellung zu dem Alten Testament geändert. Sayce, ein englischer Professor, Hommel, ein Deutscher, und Halévy, ein Franzose, alle drei früher Anhänger der höheren Kritik, haben ihren Standpunkt aufgeben müssen. Dr. Driver, der in „Expository Times," Dez. 1896, sich äußerte, daß Hommel mit Wellhausens Pentateuchanalysis übereinstimme, mußte sich die öffentliche Antwort gefallen lassen, daß dieses Zitat aus einer seiner früheren Schriften nicht mehr seine jetzige Meinung ausdrücke, sondern daß er sich immer mehr von der „gänzlichen Grundlosigkeit" der Wellhausenschen Ansichten überzeugt fühle. — Aehnlich hat sich Sayce geäußert, und Halévy hielt auf einer Sitzung des Internationalen Kongresses zu Paris 1897 eine glänzende Verteidigungsrede zu Gunsten der Wahrhaftigkeit der Mosaischen Geschichte gegen die Wellhausensche Schule, für welche er früher sehr stark eingetreten war.

Und wem haben wir diese Umwälzung auf dem Gebiete des Alten Testaments zu verdanken, die uns in Aussicht stellt, daß man auf diesen Ansturm gegen das Alte Aestament bald das Wort des Athanasius anwenden können wird: Nubila est; praeteribit? Niemand anders, natürlich ausgenommen die göttliche Gnadenführung, als dem neuen Alliierten der Bibel, der Archäologie und dem Werkzeug in ihrer Hand, dem Spaten.

Ueber Inspiration.

Von Pastor Ed. Schweizer.

II.

5. Die gewaltigen Anstrengungen des Elias und die lange Wirksamkeit des Elisa hatten aber nur momentanen Erfolg und gelang ihnen nicht, das Gesetz zur Geltung zu bringen und die Abgötterei fern zu halten. Bald nach Elisa wendet sich der Blick der Prophetie der **Zukunft** zu. Die wachsende Verschuldung, das steigende Bedrängtwerden der beiden Königreiche, hat die Gemeinde der Frommen zu der Ueberzeugung geführt, daß ein Gerichtstag des Herrn komme. Je nach den Zeitläuften schien es mehr Israel selbst oder mehr den Feinden zu gelten. Im Verlauf der Zeiten haben sich dieselben Zustände und ihre Folgen oft wiederholt. „Wo ein Aas ist, da sammeln sich die Adler." Sittliche Verkommenheit, religiöser Niedergang, Luxus und Uebermut der Reichen, unerträgliche Zustände und Verzweiflung unter den Besitzlosen und dabei die Unmöglichkeit, mit den vorhandenen moralischen Mitteln Besserung zu schaffen — solche Verhältnisse lassen eine Katastrophe und nachher Hilfe erwarten. Denn durch Gerichte geht Gottes Weg zum Heil. Auch jetzt richten die den Weissagungen glaubenden und an Gottes Weltplan nicht irre gewordenen Christen ihre Blicke in die Zukunft. Alle religiösen Gemeinschaften entwickeln eine erstaunliche Tätigkeit zur sittlichen, religiösen und sozialen Hebung des Volkes. Allerlei Mission wird getrieben. Die Rettungshäuser und Wohltätigkeitsanstalten mehren sich, wie viel wird geschrieben und gelesen, was zum Besten dienen soll — und dennoch darf man sich weder von der kirchlichen Tätigkeit noch von politischen Aenderungen eine Wiedergeburt des Volkes, oder auch nur ein Aufhalten des Verderbens versprechen, und wir warten auf das Kommen des Herrn. Vorher wird es nicht besser.

6. Ahnten die Frommen Israels zurzeit der großen Propheten, die mit aller Gewalt das Verderben nicht aufhalten konnten, den kommenden Gerichtstag, so war ein solcher den Propheten göttlich gewiß. Aber ebenso gewiß war ihnen, daß Jehovah sein Reich vollenden werde. Dafür bürgte ihnen sein Name: „Ich bin, der ich bin." „Nun beginnt das Forschen, was zu dieser Vollendung gehöre." Jetzt schauen die Propheten nicht mehr rückwärts, sondern vorwärts. Nun weissagen sie und müssen schreiben, denn sie arbeiten für die Zukunft. Die kommenden Generationen sollten in ihrem Jammer wissen, daß Jehova sie nicht gänzlich verworfen, sondern noch Größeres mit ihnen im Sinn habe. Darüber sagt Geß: „Joel beginnt, der Täufer schließt die Reden von der Geistesausgießung; Joel beginnt, der Täufer schließt die der neuen Ehe; Ezekiel sieht einen neuen Tempel und die Herrlichkeit des Herrn in ihn ziehn, Malachi das Kommen des Herrn zu seinem Tempel, der von Serubabel und Josua gebaut worden ist. Ferner wird geforscht nach dem Weg zu diesem Ziel. Jesaja und Micha

weisen auf den Davidssohn. Vor ihren Augen stand Assur und hinter diesem Babel, durch welche Mächte Gott das Gericht an Israel vollstrecken wird . . . aber diesen Heidenkönigen und Mächten wird gegenübertreten der gerechte Herrscher aus Davids Stamm, der Gott mit uns, der Träger von Gottes Geist. Hat Gott in den Hirten Moses seinen Geist gelegt, so muß auf dem Hirten der Zukunft des Geistes Fülle ruhen. Aber die Schuld des Volkes ist riesengroß. Jehova weiß einen Knecht, der sühnt die Schuld." Alle Propheten von Joel und Jesaja an haben vom kommenden Davidssohn geredet und geschrieben.

7. Die Religion Israels, mit ihrer einzigartigen Gotteserkenntnis, mit ihrem Gesetz und ihren Prophten, wodurch Israel zu einem Unikum unter den Völkern wurde, ist eine Frucht der Offenbarung Gottes durch Theophanie und Inspiration. Wie wollen denn die Deisten und andere wunderscheuen Leugner dieser Art von Offenbarung das erklären? Die Weisen und Dichter der Griechen, der Indier, der Chinesen und anderer Völker haben auch Großes geleistet. Aber sie haben aus der Erde heraus geredet und für die Erde und jeder nur für sein Volk ohne Gott, ohne Hoffnung und rechten Trost. Wenn wir Gott näher kommen, ihn fühlen und finden wollen, greifen wir nicht zu den Büchern der Griechen, sondern zur Bibel, zu den Psalmen und Propheten.

8. Die Weissagungen der Propheten sind zum guten Teil in Erfüllung gegangen, und dadurch ist ihre Inspiration erwiesen, und die Erfüllung des Uebrigen ist verbürgt. „In Christo sind alle Gottesverheißungen Ja und Amen." Die Phantasie des Priester-Propheten Ezekiel hat die empfangene Verheißung eines neuen Tempels weiter ausgemalt. Der Tempel wurde gebaut, aber nicht nach dem Plan des Propheten. Es kann auch gar nicht die Rede davon sein, daß er je gebaut werden wird. Sollten auch die in ihr altes Vaterland zurückgekehrten Juden einen Tempel nach Ezechiels Beschreibung bauen, wozu sie die Mittel hätten, so wäre ein solcher Bau ohne providentielle Bedeutung. Eine Wiederherstellung des israelitischen Kultus mit seinen Tieropfern kann absolut nicht im Plan Gottes liegen.

IV. Nicht alle Schriftstücke des Alten Testaments sind inspiriert.

Was Dr. Geß, mein geliebter, ehrwürdiger Lehrer, unter obiger Ueberschrift in seinem Buch geschrieben, will ich in möglichster Kürze hersetzen.

1. Die Erzählung des Buches Esther sei ohne Zweifel kein Roman. Unter dem König Ahasveros, dem durch seinen Angriff auf Griechenland bekannten Xerxes, welcher von 485—465 über Persien regierte, konnten solche Geschichten wohl vorkommen. Es ist aber schon oben bemerkt worden, daß man diesem Büchlein vom Geist Gottes nichts anmerkt. Fünfhundert Feinde wurden auf der Burg Suhan getötet; am andern Tag, auf Betrieb der Königin Esther, wurde das Morden

fortgesetzt. Nur mit Schmerz konnte der barmherzige Menschensohn, der nicht gekommen Menschenseelen zu verderben, diesem Büchlein entnehmen, wes Geistes Kinder die in Persien zurückgebliebenen Juden waren. In die Sammlung der heiligen Schriften wurde die Erzählung wohl deshalb aufgenommen, weil sie für den Sinn des Purimfestes den Schlüssel gab.

2. In den Büchern der Chronika haben wir die Geschichte des Königreiches Juda und der Könige aus Davids Stamm. Des nördlichen Reiches wird kaum gedacht, weil es abgefallen ist von Jehovas Gesalbten und dem Tempel. Die Darstellung ist ernst und ist das Werk eines frommen Mannes, der von Dank durchdrungen ist für die Segnungen eines gesetzmäßigen Gottesdienstes. Aber vom Geist Gottes findet Geß in den Chronikabüchern keine Spur. Aus den Lebensbildern Davids und Salomos wurden die Schatten fern gehalten, wovon doch in den Samuelis- und Königsbüchern die Rede ist. Der Geist Gottes ist aber ein Geist der Wahrheit. „An Liebe habe ich Wohlgefallen und nicht an Schlachtopfer, an Erkenntnis Gottes mehr als an Brandopfer" (Hosea 6, 6). „Jehova hat dir angesagt, was gut ist: Recht üben, dich der Liebe befleißen, untertänig wandeln mit deinem Gott" (Micha 6, 8). Diese Prophetenworte lagen längst vor. Der Chronikaschreiber hat sie nicht begriffen, sonst hätte er nicht ohne Rüge den Trost des Königs Abia aufgeschrieben: „Wir haben Jehova nicht verlassen, als Priester dienen ihm die Söhne Aarons und die Leviten im Amt zünden Rauchopfer an etc." (2. Chron. 13, 10 ff.) Das Prahlen mit einem wohleingerichteten äußeren Gottesdienst war nie Sache der Propheten, die durch den Geist Gottes anbeten. Denn bei aller frommen Aeußerlichkeit und bei tadellosem Bekenntnis kann das Herz Gott ferne und ohne die Zucht seines Geistes sein. Der Chronikaschreiber hatte nichts vom prophetischen Geist, ein frommer Priester war er. Darum machte ihm auch die Tempelreinigung des Josia große Freude und nach seinem Bericht könnte man meinen, es sei alles in bester Ordnung gewesen, indes Jeremias ein ganz anderes Bild gibt von den betrübten Zuständen unter dem Volk, eben zu Josias Zeit. Die geschichtlichen Angaben in den Chronikabüchern sind auch nicht zuverlässig. Abias Heer zählte 400,000, das des Jerobeam 800,000 Mann; aus diesen 800,000 sollen 500,000 durch die 400,000 erschlagen worden sein. Das ist mehr als unwahrscheinlich.

3. Der Prediger Salomo mag wohl auch am Schlusse des Exils entstanden sein, wie das Estherbuch und die Chronikabücher. Das Büchlein enthält manchen vernünftigen Gedanken, manchen guten Rat: „Bwahre deinen Fuß, wenn du zum Hause Gottes gehst und nahe dich lieber zu hören, als wie die Toren, Opfer zu bringen." „Besser, daß du nichts gelobest, als daß du gelobest und nicht erfüllest." „Gib nicht acht auf alle Reden, damit du nicht hörest, wie dein Knecht dir flucht." Bisweilen eine gute Beobachtung: „Die Weisheit macht den

Weisen stärker als zehn Gewaltige." „Kein Mensch ist gerecht auf Erden, der — nicht sündige." „Gott hat den Menschen gerade geschaffen; aber sie suchen viele Ränke." Er hat bemerkt, daß es manchmal mit der Rechtspflege übel steht: „Ich sah Stätten des Gerichts, da war ein gottloses Wesen, und Stätten der Gerechtigkeit, da waren Gottlose. Da dachte ich in meinem Herzen: Gott muß richten den Gerechten und den Gottlosen!" (3, 16 u. 17). Ja wohl! sonst gäbe es am Ende kein Recht mehr gerade für den Gerechten. Was sollen wir aber sagen zu dem, was wir 3, 18—22 lesen: „Es geht dem Menschen, wie dem Vieh; wie dies stirbt, so stirbt er auch etc. Es führt alles an einen Ort; es ist alles von Staub gemacht und wird wieder zu Staub etc." Aufgrund dieser Aussprüche hat mir vor etlichen Jahren ein Adventistenprediger beweisen wollen, daß der Mensch nach dem Sterben tot, maustot sei und seine Seele nicht fortlebe. Erst in ferner Zukunft werde Gott etwas auferwecken, das als Substitut für den einst gewesnen Menschen gelten müsse etc. Ich antwortete ihm: Wir Christen schöpfen unsere Glaubenssätze aus den Evangelien und den Schriften der Apostel und nicht aus dem Buch eines pessimistischen, bankerotten Philosophen. Das eine Gleichnis vom reichen Mann und dem armen Lazarus schmeiße ihm seine Theorie über den Haufen, denn beide lebten nach ihrem Sterben.

Uebrigens glaubte der Prediger nicht an völlige Vernichtung des Menschen im Sterben, denn 12, 7 lesen wir: „Der Staub muß wieder zur Erde kommen, wie er gewesen ist, und der Geist wieder zu Gott, der ihn gegeben hat." Aber wie? Als persönliches Wesen, oder als verschwindender Hauch? das sagt er nicht. Gottesfurcht schärft er ein und Gottes Gerichte mahnt er zu bedenken (11, 9; 12, 13. 14). Als Nehemia nach Jerusalem kam munterte er das verzagte Volk auf mit dem trostvollen Wort: „Die Freude an Jehova ist eure Stärke! Beim Prediger ist von Freude an Jehova keine Spur. Der Prediger weiß von den Verheißungen nichts; für ihn gibt es kein Hoffen auf dereinstige Vollendung des Königreiches Gottes. Kein Hoffen auf den Gottesknecht, den Davidsohn." Die Israeliten, deren es zu Malachis Zeit erbärmlich schlecht ging, fragen: „Worin hat Jehova uns geliebt? Wo ist der Gott des Gerichts? Es ist umsonst, daß man Gott dienet" (1, 2; 2, 17; 3. 14). Mancher Ausspruch des Predigers hat mit diesen Worten noch packende Aehnlichkeit, sagt Geß und urteilt über den Prediger also: „Wie ist es möglich von diesem Buch zu rühmen, es sei aus Gottes Geist entsprungen, von Gottes Geist durchatmet? Ein lebensmüder Greis ist der Prediger, der aus dem reichen Glaubenserbe seines Volkes nur so viel Brot für seine Seele gerettet hat, daß sie nicht Hungers stirbt."

Es ist von nicht inspirierten Büchern des Alten und Neuen Testaments die Rede gewesen. Es sind vor allem die Geschichtsbücher. Aber diese nicht inspirierten Schriften sind nichts weniger als eine Profan-

literatur. Die Verfasser waren zumteil Propheten: Moses, Samuel, Nathan und andre; zum Teil waren es fromme, ernste Männer: Esra, Nehemia und der Verfasser der Chronikabücher. Nur unter Gottes Aufsicht und Leitung konnte Israel eine solche Geschichtsschreibung erhalten, die bis in die Urzeit hinausreicht und sich vor der Geschichte anderer Völker auszeichnet, wie Israel als Volk sich vor andern Völkern auszeichnete. Man hat gesagt, nicht Herodet, sondern Moses sei der Vater der Geschichte. Auch für die außerisraelitische Geschichte ist das Alte Testament, soweit sie in demselben berührt wird, die zuverlässigste Quelle." Kein geringerer als M. von Niebuhr sagt: „Ganz allein das Alte Testament macht von der patriotischen Unwahrheit eine Ausnahme; nie verhüllt und verschweigt es ein Unglück des Volkes, dessen Geschichte in ihm dargestellt ist. Seine Wahrhaftigkeit ist das höchste in der Geschichtesschreibung, auch für den, der an keine göttliche Inspiration glaubt. Zugleich muß ich für das Alte Testament wie die unbedingte Wahrhaftigkeit, so auch die genaueste Richtigkeit unter allen Geschichtsquellen in Anspruch nehmen. Diese Erkenntnis ist in unserer Zeit sichtbar durchgedrungen, und diejenigen, welche das Wegwerfen der Bücher des Alten Bundes noch nicht als Frevel betrachten, verurteilen es wenigstens als altmodische Geschmacklosigkeit." So Marcus v. Niebuhr, ein Kenner der Geschichte der alten Völker wie wenig andere. Sein Urteil ist von höchstem Wert.

Alle Achtung vor der Geschichte Israels im Alten Testament. Auch vor der Urgeschichte in den elf ersten Kapiteln des Genesis. Es ist heilige Geschichte, wenn auch nicht vom Geist Gottes diktiert. Die geringschätzige Beurteilung, die dem Alten Testament auch in diesen Heften je und je widerfuhr, kommt von der deitistischen Wunderscheu her. Es gibt keine unvernünftigere Philosophie als der Deismus, der Gott und die Welt, Gott und die Menschen so voneinander scheidet, daß allerdings von göttlichen Einwirkungen, Offenbarungen, Wundern, Rede und Inspiration nicht die Rede sein kann. Der zu Gott geschaffene Mensch, der nach Gemeinschaft mit Gott sich sehnende Geist muß sich beim Deismus recht verwaist und frostig fühlen in der Welt.

Die sämtlichen Prophetenbücher sind von der Kritik als authentisch anerkannt worden, d. h. als Schriften von den Verfassern herrührend, deren Namen sie tragen. Ausgenommen ist ein Teil des Daniel, der in der Zeit der Makkabäer entstanden sein soll. Daß Jesaja 40—60 zurzeit der Wiederkehr aus der Gefangenschaft geschrieben worden benimmt dem Wert des Buches nicht das Geringste.

Die Propheten haben durch Inspiration geredet. Das sagen sie selbst. Denn sie nennen ihre Reden und Aufzeichnungen zum Teil Gesichte und bezeichnen sie als übernatürliche Offenbarungen. Zum Teil empfingen sie Offenbarungen durch innere Einsprache. Darum heißt es oft: „Das Wort des Herrn geschah zu Jona, zu Jeremia etc.," oder: „So spricht der Herr etc." „Der Mund des Herrn hat es ge-

redet.“ Sie redeten, was ihnen nur durch Offenbarung gegeben sein konnte. Der Täufer war ein Prophet, denn nur aus Inspiration konnte er wissen, daß der vor ihn hingetretene unbekannte Mann der Messias sei. Joh. 1, 29—33. Von Meleachi ist das Kommen des Täufers geweissagt: 3, 1 und 23 ff. Haggai, vom Geist Gottes erweckt und durchdrungen, regte das ermattete Volk zum Eifer im Tempelbau an. „Sacharja hat tiefe Blicke getan in Israels Schuld, in Gottes Erbarmen, in das Einswerden der königlichen und priesterlichen Gewalt, in das Erwachsen des Hauses aus der Sühnung, in die Erhebung des Versühners zum Königtum! Mit einem Wort: in das von Jesu vollbrachte Werk. Dieser Blick ist für geistlich gesinnte Menschen ein Zeichen der Inspiration.“ Haggai konnte den Tag angeben, an welchem des Herrn Wort zu ihm geschah: Hag. 1, 1. 15; 2, 1. 10. 20. So auch bei Sacharja: 1, 7; 7, 1. — Wir müssen uns kurz fassen: Alle Propheten haben aus Inspiration geredet; denn sie haben geweissagt (dies von Joel an); und Weissagungen können nur aus Inspiration geschehen. Viele Weissagungen sind in Erfüllung gegangen; und das Erfüllte verbürgt die Erfüllung des Uebrigen.

Die alten Kulturvölker hatten alle ihre Dichter, Philosophen, Staatsmänner und Geschichtsschreiber und eine reiche Literatur. Man staunt über die herrlichen Leistungen der begabten Römer, Griechen, Perser, Indier und Chinesen. Aber die Prophetenbücher Israels haben ihres Gleichen nicht. In ihren Büchern haben die Heiden niedergelegt, was in der Natur und uns im menschlichen Geist dem Nachdenken sich erschloß. Die heidnischen Dichter und Denker waren „Weltweise,“ von Theologie ist nur bei den wenigsten etwas zu finden. Dabei fehlte es den Meistern an sittlicher Reinheit und allen an Universalismus. Alle waren auf ihr Volk und ihre Zeit beschränkt. Die Propheten allein haben nicht aus der Erde heraus und aus ihrem Geist geredet. Bei ihnen haben wir Gottesoffenbarung und die Darlegung eines göttlichen Weltplanes, der alle Völker umfaßt. Sie haben das Reich des Messias, des Heilandes der Welt geweissagt, und dabei den Kampf gehabt mit einer gottlosen Gegenwart; Buße haben sie predigen müssen als Weg zur Gnade und bessere Zeit; was man sonst nirgends hätte finden können.

Die Prophetenbücher müssen aber mit Liebe, Ehrfurcht und Geduld studiert werden, sonst werden sie nicht verstanden, oder mißverstanden und mißbraucht. Zur Erbauung eignen sie sich nicht recht; sie treiben große Politik und nur Einzelnes paßt zu unsern kleinen Bedürfnissen. Wer das Wunder, also auch die Inspiration, nicht glaubt, muß die Propheten für gutmütige Phantasten oder bewußte Betrüger halten. Das wagen unsere Deisten freilich nicht offen herauszusagen.

„Daß zwischen den Psalmen in Betreff der geistlichen Kraft ein gewaltiger Unterschied, muß jeder spüren der dort Nahrung sucht. Zu solchen wie 90, 103, 130, 139 kann man nicht oft genug zurückkehren,

weil hier eine Fülle von ursprünglichen Erlebnissen, Gedanken und Tiefblicken ist; aber zur Hervorbringung von 105, 106 und manch anderen brauchte es keine Inspiration," sagt Geß. Den Unterschied merkt der Erbauung suchende Leser auch wohl und geht über manchen Psalm hinweg. Es gibt noch mehr als die genannten, die man zu den inspirierten zählen kann; aber manches Lied unseres Gesangbuches ist geistvoellr und erbaulicher als manche Psalmen.

Geß redet von Inspriration in den Schöpfungsberichten und sagt „:Welche Majestät in diesem Sprechen-Schaffen! Der philosophische Geist der Griechen hat, so lange er von der biblischen Offenbarung unberührt blieb, diese Höhe niemals erreicht. Wer zum ersten Mal das Werden der Welt zurückgeführt hat auf Gottes Sprechen, war sicher ein einspirierter Mann." Es ist sicher die einzig Gottes würdige Weise, daß die Welt durch Gottes freien Willen entstanden ist. Die Bibel braucht sich nicht zu schämen mit ihrer Urgeschichte. Die heidnische Mythologie hat nichts geliefert, das so vernünftig und psychologisch wahr wäre. Man hat die Geschichte von den ersten Menschen wahre, aber nicht wirkliche Geschichte genannt. Sie kann aber wirklich sein, und wir tun am besten wenn wir sie nehmen, wie sie lautet, damit wir nicht aus der Wahrheit einen Mythus und dann aus dem Mythus eine Wahrheit machen.

Zum Schluß setze ich hier ein Wort über Inspiration von Rougemont hin: „Die Reformatoren waren große Verehrer der Schrift und Eiferer für ihr göttliches Ansehen, und doch urteilten sie sehr frei und unverholen über ihre Mängel, Dunkelheiten und Schwierigkeiten darin; sie gaben einzelne Widersprüche und Ungenauigkeiten zu, und vergaßen ob der göttlichen Wirkung nie — die menschliche Mitwirkung bei — der Abfassung des Wortes Gottes: So Luther, so Calvin, so Melanchthon und Bezer. Erst im Jahrhundert nach der Reformation entstand eine übertriebene Aengstlichkeit für die Anerkennung der völligen Tadellosigkeit der Hl. Schrift und eine Mißkennung der menschlichen Seite davon. Man nahm dieselbe nicht so wie Gott sie gegeben hat, sondern man stellte ein System über die Bibel her, das mit der Wirklichkeit nicht zusammenstimmte . . . . diesem System (der Verbalinspiration) messe ich immer Teil der Schuld zu, daß sich Gegner der Schrift berechtigt halten, den strengen Bibelglauben als eine wissenschaftliche Unredlichkeit oder als eine blinde Geistesbeschränktheit darzustellen und zu verleumden. Das Schriftwort erlaubt und verlangt eine freie Behandlung und Beurteilung, insofern der Blick und das Herz offen bleibt für Gottes Anteil an der Heiligen Schrift, darf und soll auch für die menschliche Form und Seite davon Herz und Aug offen bleiben."

Rougemont macht auch darauf aufmerksam, daß der Herr und die Apostel des Alten Testaments auch frei behandelt und nie genau wörtlich geliefert haben. Den gläubigen Seelen schade es nicht, wenn sie

auch auf Unvollkommenheiten der Schrift aufmerksam gemacht werden. Der Glaube ruht nicht auf Buchstaben, sondern auf dem Geist und göttlicher Kraft.

Doch sind wir von Herzen dankbar, daß wir authentische Schriften treuer Zeugen haben; und die Schrift bleibt doch das Fundament unseres Glaubens und der Kirche. Der Geist der in alle Wahrheit leitet, bedarf des Wortes zur Erleuchtung.

A Study of the Relationship in Lutheranism and Calvinism:

Vital Problem of Protestantism in America

By Rev. J. H. Horstmann, Editor of the Evangelical Herald

Without doubt the outstanding feature of religious development in the United States during the past two decades was the closer approach to one another on the part of the Protestant denominations. For a quarter of a century the Foreign Mission Conference of North America, following the trend toward fraternal cooperation which has long been apparent on the foreign fields, has been deepening the consciousness of unity among the Protestant missionary forces, promoting a true science of missions, providing for the study of common problems, and working jointly in the interest of the boards composing it. In 1908 the movement toward unity and cooperation represented by the Evangelical Alliance and the National Federation of Churches and Christian Workers, thru the medium of the Inter-Church Conference on Federation, which had been held in New York in 1905, combined to form the Federal Council of the Churches of Christ in America, an officially and ecclesiastically constituted body, organized for the purpose of more fully manifesting the essential oneness of the Christian Churches of America, in Jesus Christ as their divine Lord and Saviour, to promote the spirit of fellowship, service and cooperation among them. Almost simultaneously with the Federal Council there came into being the Home Missions Council, with similar aims in the field of home missions as those pursued by the Foreign Missions Conference in its sphere. The past decade has witnessed a remarkable development in the outreach and efficiency of all these agencies.

Many earnest Christians in all denominations, however, felt very keenly that neither federation nor cooperation, valuable and necessary as each certainly was to the extension and progress of the kingdom of God on earth, could reach the ideal of Christian unity presented in John 17: 21 and Eph. 4: 3-6. The Conference on Organic Union of the Churches, called by the General Assembly of the Presbyterian Church in the U. S. A., and held at Philadelphia Dec. 4—6, 1918, a full discussion of which appeared in the preceding

issue of this magazine, was an attempt at a closer approach to this ideal.

Believing that all these movements toward a common ground for Christian faith and works were wholly in line with historic Evangelical ideals and principles, our Church regarded it as her duty to be represented at such meetings, and to take active part in the endeavors to realize a closer Christian fellowship, cooperation and unity. More than that, it was even felt that because of these very ideals and principles our Church could not ignore these movements or fail to take part in them without denying her very character and becoming faithless to her fundamental purpose and her most precious traditions. The Evangelical Synod was founded with the purpose of promoting the unity of the Spirit in the bond of peace, and of bringing about organic union between Lutheran and Reformed Churches wherever possible. To hold aloof from movements like those described above would mean a deliberate denial of her essential character and a virtual abandonment of her high and noble aspirations. The writer's article, "The Unity of the Spirit" in the preceding issue, which embodied the gist of the series "That They May All Be One," in the Evangelical Herald of 1917, sought to make clear that this ideal principle of the Reformation is the essential contribution which the Evangelical Church seeks to make to the religious life and development of the nation. The Churches of Christ in America cannot grow into a living virile organism without such a unity of the spirit in the bond of peace.

To be sure, those present at the Philadelphia Conference recognized clearly the very great obstacles in the way of such an organic union of the Churches of Christ in America. Tho the spirit of doctrinal strife and dissension, of denominational rivalry and competition which characterized the last half of the nineteenth century has very largely given place to a more peaceful spirit of cooperation, deep-seated differences of thought and practice still call for frank discussion and fair-minded adjustment. While there is undeniably a strong tendency toward getting together within the groups of more or less closely related denominations, as is indicated by the organization of the Council of the Reformed Churches of America Holding the Presbyterian System, the Ecumenical Methodist Conference, the recent consolidation of the Norwegian Lutheran bodies, and the merger of the General Synod, the General Council, and the United Synod, South, into the United Lutheran Church, yet these very tendencies are only making clearer the deeper fundamental differences which constitute the most formidable obstacles to the real and general union of Protestant bodies. The new alignments now taking place are only making more clear the two antagonistic elements that need to be inwardly reconciled before anything like outward and organic union can be expected. In the

last analysis Lutheranism and Calvinism, which divided European Protestantism into two hostile camps in the sixteenth century, still remain the divisive factors in the twentieth. In the light of present conditions their relationship, we believe, constitutes a vital problem of Protestantism in America. We also believe that a study of this relationship, in the free and democratic atmosphere of American religious thought, is necessary at the present time, and that it will help materially to find a solution of the problem.

And in spite of the fact that, as Pastor Niebuhr has pointed out in his article "Where Shall We Go?", there is no longer a reasonable possibility of realizing the aim with which the Evangelical Synod was founded, i. e., that of bringing about a union between Lutheran and Reformed Churches, we nevertheless believe that the Evangelical Church still has a task, indeed, its one great task to perform, tho perhaps in a somewhat different manner than its founders imagined and many of its present-day leaders think. As long as the German language was practically the only channel thru which the Evangelical idea could become known, there was no opportunity for the Synod to make her contribution to American religious life, nor does it seem as tho, during the past three-quarters of a century, the time was ripe for making this contribution. Fully equipped, however, as she is now, to carry on her entire work in the language of the country, there is no longer any obstacle in the way of giving freely and fully what she has to give. The urgent need of American Protestantism for the unity of the Spirit in the bond of peace, as well as the whole trend of Evangelical history, teaching and organization seem to say to the Evangelical Church, as did Mordecai to Queen Esther, "And who knoweth whether thou art not come to the kingdom for such a time as this?" Nor do we think that aspirations such as these "verge on an egotism that is as ridiculous as it is sublime." They arise out of a sincere and serious conception of duty, from the consciousness of possessing a valuable talent, from which the Lord who gave it expects the largest possible return, and from the eager desire to use even the little power bestowed upon our Church for the purpose of rendering as large a service as possible to all the followers of the Master. And it would not be the first time in the history of the kingdom that God chose the weak things of the world for the accomplishments of His great purposes, or that they who occupy the lowest place are called to go up higher.

In making such a study of the relationship between Lutheranism and Calvinism it seems advantageous to follow the historical method, i. e., to review briefly the course of religious development in the United States and to trace the influence which each has had upon the life and thought of the nation as a whole. For Lutheranism and Calvinism as they exist today are not separate, independent developments, but kindred and related systems of thoughts, which

have become what they are as a result of reactions upon one another under the influence of political movements and events and the peculiarities of racial and national temperament. If we shall be able to visualize for ourselves the essential characteristics of Lutheranism and Calvinism, and the part which each has played in American religious life, as well as their relationship to the whole body of that development, we shall know whether or not it is possible to reconcile their conflicting tendencies, and, if so, what steps will bring about such a desirable result. We are assuming at the outset, what is undoubtedly the meaning of four centuries of North American political and religious history, that the destiny of the New World will be dominated by Protestant ideals. Convinced as we are that Protestantism represents the truest and loftiest interpretation of Christianity, it is naturally of the utmost importance that the highest conception of Protestant ideals should prevail, and that there should be the largest possible unity of the Spirit in the bond of peace in all the efforts to realize them. In view of the determining influence which American ideals have secured in every part of the world as a result of the war, and in view of the peril to that influence which a divided Protestantism involves, the relation between Lutheranism and Calvinism certainly is one, if not *the one,* vital problem of Protestantism in America.

The Destiny of Americanism is Protestant

The beginning of American history, it is true, did not seem to promise Protestant supremacy. On the contrary, for over two hundred years there seemed to be every indication that Roman Catholicism would prevail in the New World as it had in the Old. Altho the discovery of America came just at a time when the bright light of the pure Gospel was beginning to supplant the dense darkness which had prevailed in Europe during the Middle Ages, it seemed at first as if Roman Catholic rulers were to direct the destiny of the New World. Spanish adventurers explored North America from Florida to California, and an army of monks and priests, commanded by the crown to convert the natives to the Catholic faith under penalty of slavery and death, accompanied or followed every expedition. One cannot help but admire the intrepid heroism of that crusade thru the unmarked wilderness, the march often arrested by bloody battles, the advance sometimes turned into a retreat, and the persistance by which that column pressed on until a sacred city—Santa Fe—was founded on the wilderness heights of New Mexico, and the adventurous missionaries had claimed the entire Pacific coast for queen and pope. The enterprise had the power of a great state and a great Church behind it, and humanly speaking, nothing should have been able to withstand the forces led by a Cortez and a DeSoto and their associates and inspired by religious leaders ready to crown their ambitions with martyrdom.

But the first impress of Christian truth upon the people of the New World came from a land where the ashes of superstition had almost quenched the flame of true spiritual life, and it came at a time when the standards of the Inquisition still ruled the minds of prince and priest. And in spite of their intensely heroic devotion the messengers who would bring the kingdom of Christ to the New World were still too firmly bound with the fetters of superstition to make clear the true spirit of Gospel truth and freedom. The Indians rose against their missionaries and drove them out, and to-day every vestige of Spanish influence has practically disappeared. Says Prof. O'Gorman, the Roman Catholic historian, "Names of saints in melodious Spanish stand out from maps in all that section where the Spanish monks trod, toiled and died. A few thousand Christian Indians, descendants of those they converted and civilized, survive in New Mexico and Arizona, And that is all."

Long before the Spanish empire in America began to crumble, French adventurers and explorers began to claim the northern portion of North America for their king. From Port Royal and Quebec they ascended the St. Lawrence, penetrated the Great Lakes region and floated down the Mississippi to its mouth. The conquest of the vast lake region for France is largely due to the heroism of the Jesuit missionaries, whose patient endurance and self-devotion won the respect and affection of the Indians, and gave the French an influence over the savage tribes which no other people ever possessed. If the kingdom of God could come with observation, victory would have been inevitable under the lead of civilians like LaSalle and Joliet, and missionary heroes like Marquette, and with a line of military and missionary stations reaching into the very heart of America. "Behind them was the power of France and the Roman Church, and their movements were guided by a statesman like Richelieu, by a pope like Gregory, and carried out on the field by a consecrated purpose rarely equaled in the annals of sacred or secular heroism."

Yet all this was unavailing. Even tho the French missionaries had a loftier and more sympathetic message for the savages, and tho they had accomplished some measure of results in the heart of the country even before John Elliot undertook to preach to the Indians living only six miles from Boston harbor, the first half of the eighteenth century witnessed the passing of all they had accomplished. They had fasts and forms but no spiritual life to give to their converts; they baptized but they could not build character, and their swift and splendid heroism left no memorial to survive its generation.

Such was the first impact of European Christianity upon North America, and the reason for its dismal failure is very evident. Material gain and territorial aggrandizement were the chief aim of

Spanish and French explorations, and missionary efforts were only incidental. And since the message these missionaries brought, with all the heroism exhibited in transmitting it, was as unspiritual and insufficient as the motive of the expeditions was unworthy and demoralizing, we need not wonder that Roman Catholicism gained no permanent foothold on American soil in the early days of our history.

And later Roman Catholic history in the United States makes a better showing only because of the enormous volume of immigration from Catholic countries in Europe. Even the wise and splendid toleration toward Protestants established in the Catholic colony of Maryland—an open avowal that Maryland was to be an asylum for English Catholics, and that Reformation principles would not be tolerated, would have been met with a storm of protest in England and America—failed to make the Church of Rome popular in the colonies. For many years all the colonies except Pennsylvania enforced severe laws against Roman Catholics, and at the time of the Revolution the Catholic population in all the colonies amounted to barely 25,000. But altho the growth of the Catholic Church in the United States has been phenomenal, as compared with Protestant denominations, its losses must have been enormous when the immense and steady volume of immigration from Catholic countries in Europe during the past fifty years is considered. A few years ago a prominent Catholic periodical reproached the Church vehemently for neglecting to take care properly of Catholic immigrants, declaring that if the Church had been able to hold all its immigrant members, the Catholic population of the country would be forty million instead of twelve.

Other signs of a waning Catholic influence are the fact that the appropriations of public money for Catholic Indian schools, have ceased for some years, and especially the growing influence of the laymen, notably along social service lines, as the recent Bishops' Manifesto, as published in the New York *Nation,* clearly shows. Hitherto the Church has been one of the great bulwarks of conservatism and has held entirely aloof from the discussion of the social struggle. There are features in this pronunciamento, however, which any Bolshevist could well applaud, and the whole document shows clearly the extent to which liberal and democratic forces and ideas are gaining the upper hand in the Church. The war has also evidently weakened the authority of the hierarchy in many ways, especially the all-pervading influence of the interdenominational religious and humanitarian war work organizations. While the influence of Romanism will still be strongly manifest in many localities, and while attempts will no doubt still be made to "make America Catholic," no intelligent student of American religious life can deny that the destiny of America is and ever will remain Protestant.

Calvinism Dominant in Colonial Religious Life

If the destiny of America is Protestant, the character of the Protestantism that is to prevail naturally becomes a matter of vital importance. Who were the permanent settlers who established Protestantism in America, and of what character was the influence which predominated during the formative period of American institutions?

Early in the seventeenth century English colonists began to settle along the Atlantic coast, at Jamestown in 1607, and at Plymouth in 1620. At Jamestown the doctrines and ritual of the Church of England was rigidly enforced; there was no freedom of worship, and no adherents of the papacy were permitted to enter. Stringent regulations protecting the Sabbath and the support of the ministry were passed. Efforts to Christianize the Indians were made, education was not neglected, but there was no protest against the introduction of slavery. Under Governor Berkeley's regime 4,000 non-conformists were obliged to seek refuge in the more liberal atmosphere of Catholic Maryland. Orderly and dignified worship according to the canons of the Church of England, with all the weaknesses and faults of the time, were the Virginian contribution to the beginnings of American religious life.

The motives and ideals of the colonists who came to Plymouth were very different from those of the Jamestown settlers. The conception of the Jamestown colony was chiefly commercial and political, tho not without the desire to extend the power of the English Church. The Pilgrims, on the other hand, sought a place where they might found a new commonwealth in religious freedom, regardless of material or political advantage. These earnest, forward-looking souls sought a more spiritual reformation than any that had yet been made, and in order to liberate the Church from the corruption that had been fastened upon it, and to put an end to religious persecution, they separated themselves from the Church and from the world in order to make a new beginning in a new world. They desired an independent Church free to grow as the Spirit of the Lord directed.

This difference in character naturally became manifest in the life and influence that went out from the colony. When the first harvest had been gathered the spontaneous gratitude of the settlers found expression in a general day and feast of thanksgiving, to which the Indians were also invited. The treaty with Chief Massasoit was sacredly kept for more than fifty years. Ten years after the landing at Plymouth John Eliot began to devote himself to the study of Algonquin, and after fourteen years completed his monumental work of translating the entire Bible into that language, and his faithful, patient and successful effort to convert the Indians is a marvel missionary achievement. The Puritans who settled at Salem nine years after the Pilgrims came to Plymouth, "to separ-

ate," they said, "not from the Church of England, but from its corruptions," were careful to found the church and the school together, and in 1649 education was compulsory in every New England colony except Rhode Island. Strict observance of the Sabbath was a marked feature of religious life as it was at Jamestown, and numerous laws to punish violations were rigidly enforced. The people were hostile to slavery and economic conditions reinforced the New England conscience in keeping the colonies free from the curse of this institution.

The hard conditions of life and the stern conceptions of religion markedly influenced the entire life of the people. The laws in general were patterned after the Old Testament, and regulated the minutest details of life. Arson, blasphemy and the abuse of parents were punishable by death. For minor offenses the stocks, the ducking stool, pillory and whipping post were used, and great publicity was given to all kinds of punishment. Intense earnestness, intellectual activity, hatred of all resemblance of priestly rule, and intolerance toward other sects, were marked features of New England character.

The majority of the English colonists, from Cape Cod to the Potomac, and the Scotch and Scotch-Irish who came after, were Calvinists and brought with them those conceptions of Christianity which exalt the sovereignty of God, emphasize the freedom and the causality of man and find expression in a serious and conscientious idea of duty toward God and man.

Besides the English, the Dutch, the Swedes and the Germans were among the early permanent settlers of America, founding colonies in New Amsterdam in 1623, in Wilmington in 1638, and in Germantown, near Philadelphia, in 1683. The Dutch settlers were Calvinistic, tho there were a few Lutherans among them; the German settlers were largely Lutheran, with a Reformed or Calvinistic minority, while the Swedes were wholly Lutheran. The Dutch treated the Lutherans with great harshness, and a Lutheran pastor sent over from Amsterdam in 1657 was forced to return to Europe. Greater freedom was secured, however, when the English took possession of New Amsterdam in 1664.

From the above rapid survey it appears that Protestantism was in the ascendency at the beginning of the only permanent settlements in the American colonies at that time, and that the Calvinistic type of Protestantism dominated the religious life and thought of the people. The Lutheran churches which existed were too few and scattered to exert any appreciable influence upon the development of religious life and thought.

Another article, in the September issue, will outline the later development of these two types of Protestantism, their essential characteristics, and their present-day relations.

The Church and the Kingdom

C. Sprenger

That the Christian Church has, in Jesus' Gospel of the Kingdom, a message that is as perfectly adapted to saving society as to saving the individual, goes without saying; but she has not yet appropriated all the spiritual forces and values contained in that Gospel. She has not yet made the kingdom of God on earth, the reign of the spirit of Christ in all the relationships of life and in all the institutions of society her primary and supreme aim. Lamenting her sectarian divisions, for which her very largest denominations are themselves chiefly responsible, she is still, even today, clinging practically everywhere, except in her foreign mission fields, to an outgrown individualistic interpretation of the Gospel, and that in the midst of a civilization that is becoming increasingly collective and is sinking beneath the tremendous temptations of modern wealth and power for the very lack of just the social ideal that the Gospel—and only the Gospel—can give. But have not the churches experienced a social awakening during the last fifteen years? Yes, we are glad to say they have, but the resulting social interest in the churches still continues to be vague and groping, timid and inefficient. As yet the churches have effectively organized the great spiritual forces of the Gospel against a few only of our great modern evils. "On the fundamental ethical questions of capitalism," for example, "the Church has not yet made up its own mind—not to speak of enforcing the mind of Christ." (1). In his address to the (first!) Church Peace Conference, Dr. Sidney L. Gulick calls attention to the apathy of the churches as such to all the pressing social, industrial and military problems of our times and attributes it chiefly to the individualistic interpretation of Christianity still prevailing in the Church. "Christian preachers," he says, "have failed to understand and to teach this central truth in the teaching of Jesus, that the Kingdom of which He spoke is here and now, and concerns all the relations of man with man. The Church accordingly has not felt called to face and solve the pressing problems of industry, of labor and capital." (2). In the "Appeal to the Christian Churches," issued by Swiss pastors at the beginning of the Great War, we find this sentence: "What the churches have done during these last centuries . . . against war and in favor of peace, is little or nothing in comparison with what they could and ought to have done in order to maintain faithful to the spirit of their divine Master, or even simply to follow the example of the Church of the Middle Ages in its efforts towards the establishment of the Truce of God." Dr. Frederick Lynch, the Secretary of the Church

(1) W. Rauschenbusch, The Social Principles of Jesus, p. 145.
(2) Frederick Lynch, Thru Europe on the Eve of War, p. 116.

Peace Union, does not regard this indictment of the churches as too severe, for in his own attempt to fix the blame for the Great War he comes to the conclusion: "The Church is to blame," and he adds, "perhaps this war will bring this truth home to her." (3) To the same import, the late Dr. Rauschenbusch says: "It is the sin of Christendom that so few took this problem (of international peace) seriously until we were chastised for our moral stupidity and inertia." (4).

Now if these criticisms of the Church, which could be amplified, are justified at all, then the churches ought to respond to the appeal of the Swiss pastors and "ought to humble themselves before God, and humbly to recognize that in the war on war . . . the churches have not taken the place and the position which was their duty and right." (5) In short, the churches ought to recognize that in their emphasis on soul salvation they have neglected social salvation. "But this ye ought to have done, and not to have left the other undone." "This neglect—this, so to speak, official neglect—of our Christian duty cannot longer continue without scandalizing the world and without covering with opprobrium the name of our Lord Jesus Christ. It is absolutely essential that all the churches which have at heart the glory of their Master and the advancement of the kingdom of God shall understand and undertake without delay, the task which thrusts itself upon their attention." (6) That task, it hardly needs to be said, is the task of overcoming the tremendous forces of evil by bringing in the kingdom of God on earth, by christianizing the social order, including the international relations. This is a new task, to which the new insight of the Church summons it, but it is, after all, new only because it is so old, for it is the same task at which Jesus Himself labored 19 centuries ago. It is a great task and demands great faith. "When the Son of man cometh shall He find *the* faith on the earth?" That the Church finds herself so largely in arrears in the work of social righteousness and of bringing in the Kingdom argues unfaith, at many critical times, in the power of the Gospel. We must learn to believe in the Gospel again, for "nothing can prevent mankind from sinking beneath the tremendous temptations due to modern wealth and power save the creation of a strong religious life which shall lead us to consecrate our control over nature to the process of bringing in the kingdom of God." (7) "The time is fulfilled, and the kingdom of God is at hand; repent ye and believe in the Gospel."

---

(3) Thru Europe on the Eve of War, p. 108.
(4) Thru Europe on the Eve of War, p. 106.
(5) Thru Europe on the Eve of War, p. 107.
(6) Social Principles of Jesus, p. 26.
(7) Gerald B. Smith, Social Idealism and the Changing Theology, p. 153-154.

"The kingdom of God is at hand." It is not a "concept nor an ideal merely, but an historical force . . . a vital and organizing energy now at work in humanity." ([8]) God is at work in humanity. "Let one compel himself definitely to state the inner moral and even religious implications of the modern scientific spirit, of the historical spirit, of the determined attempt by psychology and sociology to reach the laws of psychical and social progress, and of the resulting well nigh universal movements inspired by the passion for "inner health" and for social righteousness;—to go further—and one will have deep and abiding reasons for believing that this is God's world, and that he is at work in every part of it." ([9]) Morover, "God thinks in action, and speaks in events." The sledge-hammer blows with which the Almighty has chastised the world during the last five years show that He will use catastrophes to bring in His kingdom, if He cannot effectively use growth and development. And "the time is come for judgment to begin at the house of God." Catherine Breshkovsky, "the little Grandmother of the Russian Revolution," recently said of the Russian Church: "The old church order perished with the Czar and it was just as deserving of being overthrown." And by all appearances the Russian Church is not the only church which the Almighty is visiting with His chastisements. Indeed, we all need to repent. And, to bring us to our senses, God is using the Socialist organizations as His tools. "They must serve him, whether they will or not. 'He that maketh the wrath of man to praise him, and the remainder of wrath he turneth aside.' . . . God had to raise up Socialism because the organized Church was too blind, or too slow, to realize God's ends. The Socialist parties, their technical terms, and their fighting dogmas will pass away into ancient history when their work is done. The only thing that will last and the only thing that matters is the Reign of God in humanity, and the Reign of God is vaster and higher than Socialism," writes the late Dr. Rauschenbusch, and adds significantly, "the great danger is that our eyes will be blinded by ecclesiastical prejudices so that we do not know God when he comes close to us." ([10])

It is, therefore, a vital question for social progress what fundamental attitude the churches are going to take in the reconstruction period just ahead of us to the forces—including the Socialist Labor Movement—that are striving to renovate our social order. "The re-establishment of the old-world order . . . has become intolerable;....the law of brotherhood must supersede the law of the jungle," says the Executive Committee of the Federal Council of Churches. But if we are, then, to construct a new social order, we

(8) W. Rauschenbusch, A Theology for the Social Gospel, p. 165.

(9) Henry Churchill King, The Moral and Religious Challenge of our Times, p. 161-162.

(10) W. Rauschenbusch, Christianizing the Social Order, p. 405.

need to remember that "at the heart of all really constructive movements in society lie two qualities: sympathy and faith." The churches must be sympathetic to the Labor Movement, for it is one of the chief forces that are striving to renovate our social order. Labor is struggling to secure better conditions of life and its full rights in the family circle of humanity. "Its success . . . would mean the closing of the gap which now divides industrial society and the establishment of industry on the principle of solidarity and the method of cooperation. Christianity should enter into a working alliance with this rising class, and by its mediation secure the victory of these principles by a gradual equalization of social opportunity and power." (11) But in order that the churches may do this, what is more needful than the recovery of that vision of the early Church that all men are brothers and co-heirs in the Kingdom of God? The Kingdom is the very purpose for which the Church exists. The Church needs a revival of the glorious Kingdom vision, not merely in order that she may assist in the solution of the problem of industry, of labor and capital, but she needs it for her own sake, in order that her various denominations may get together into a more comprehensive organic Evangelical Union. With its critical problems, the reconstruction period ahead of us virtually forces the denominations into an allegiance to a comprehensive program; in carrying out this program of reconstruction, however, the churches need the Kingdom vision in order that their cooperation with each other may not be merely forced, but intelligent and unselfish, sympathetic and enthusiastic. And if democracy is still to remain honestly our national ideal, then, too, we need the Kingdom vision for its realization, for real democracy is essentially spiritual and makes for brotherhood—the grand passion of the Christian religion. Thus we need the uniting force and the motor-power of the Kingdom ideal in many ways.

For real reconstruction, therefore, we need sympathy and faith; sympathy with the forces that are even now striving for the renovation of our social order; and faith in the civilization of brotherly men, to which the whole creation moves. Are we sympathetic to the forces that are making for industrial democracy, without the attainment of which our political democracy will die? Do we believe in justice and liberty and universal education? Do we believe in the Kingdom of God, in which his will shall be done? Does the old prophetic spirit live in us? We need that spirit, for, as James Russel Lowell says:

"The time is ripe, and rotten-ripe, for change;
Then let it come; I have no dread of what
Is called for by the instinct of mankind;
Nor think I that God's world will fall apart

(11) W. Rauschenbusch, Christianity and the Social Crisis, p. 414.

Because we tear a parchment more or less.
Truth is eternal, but her influence
With endless change is fitted to the hour;
Her mirror is turned forward to reflect
The promise of the future, not the past.
. . . Make the present ready to fulfill
It's prophecy, and with the future merge
Gently and peacefully, as wave with wave."

In Rebuttal, by the Author of "Where Shall We Go?"

To the Editor:

With a good deal of interest I have read the answer to my question "Where Shall we Go?" in the form of a counter question "Why Go at All?" in the May issue of your magazine. I have no wish to prolong the argument indefinitely but I think you owe me a few words in the columns of your journal to call the attention of your readers to some very specious reasoning on the part of my opponent.

An attempt is made to refute my statement that we are a small denomination by pointing to the fact that we are 15th in a list of 165 denominations. The writer fails to say however that there are fifteen times as many communicants in the 14 denominations that are larger than we than in the 150 that are smaller. You can do anything with statistics. We are a small denomination. We need no statistical evidence for that. Every one of us actually engaged in the work of our church meets constant proof of our numerical weakness. If any more proof is needed than that which every one has at hand we might point to the fact that we do not even consider ourselves large enough to maintain adequate educational facilities for our young men and women. We are going to get a junior college now but my disillusioned and discouraged opinion is that it will be twenty years before we have a real A. B. college.

A similar attempt is made to refute my assertion that small denominations are disappearing. Again statistics are dragged in and evidence presented that in the past ten years small denominations have not decreased. That is all beside the point. The whole point of my argument rested upon the fact that in the past few months union movements, particularly family reunion movements, have been launched that bid fair to eliminate small denominations. What happened in the past ten years has nothing to do with the facts which we are facing now.

The writer of the article under consideration did me the favor of proving my contention that most of the pastors of our church regard only the Lutheran-Calvinistic division of protestantism as

legitimate, by going to great lengths to establish that all protestant denominations have an element of either Lutheran or Calvinistic theology. What of that? A baptist might just as well point out that all churches are either immersionists or sprinklers and conclude from that that the question of the mode of baptism is the one fundamental one in protestantism. To what impossible conclusions such reasoning leads may be seen by the fact that it betrays the writer to describe Methodism as Calvinistic. Methodism, as everyone ought to know is Arminian and not Calvinistic and the question of free will which divides Arminianism and Calvinism may be regarded as just as fundamental as the differences of opinion between Lutheran and Calvinistic theology. Precisely because we fail to have any sympathy for these other differences are we not fitted to play the role of mediator between many of the American denominations.

My final remarks in regard to confirmation were so completely misunderstood by Brother Henninger that one is persuaded that he did not try very hard to get their meaning. If there is anything in our Evangelical polity that I believe in it is confirmation, and I made the statement that we could never afford to part with the fundamental idea of confirmation which is that a Christian child need *not be converted* but should grow gradually into Christian convictions and decisions. I did assert however that confirmation should encourage spontaneous decisions for Christ and that the traditional way of conducting confirmation classes and confirmation rites did not provide for or encourage this element of spontaneity. From what Brother Henninger says about conversion one would judge that he does not believe in conversions at all. If he does not I can not help but call his attention to the fact that he is doubting a fundamental Christian and Biblical fact. If there is no such thing as conversion than all our preaching is vain. Just because we may not believe that violent and cataclysmic conversions are normal methods for children to enter the kingdom of God we ought not to permit ourselves to deny a fundamental religious fact. Incidentally it might also be observed that if all conversions do not prove "water tight" neither do all confirmations. Will Brother Henninger tell us whether fifty per cent of all young men and women he has confirmed in the past ten years are active church members? If they are he is more fortunate than most of us. In the past ten years we have confirmed more young men and women than the entire number of our active church members. That does not discredit confirmation in itself but it ought to teach us to be a little modest and refrain from adopting an air of superiority when reviewing religious methods other than our own.

R Niebuhr.

Sermon Sketches on "Vital Questions"

By H. Kamphausen

NOTE.—Requests for *sermon sketches* (and entire sermons) frequently come in. Those, especially, who are compelled by the circumstances of the times to substitute English for German, keep asking us for such material. We should be glad if others would supply this demand. But since repeated appeals have so far been without result, we offer again some of our own. Here and there we give suggestions as to prayer material. Many encounter difficulties in the making of *extempore-prayers.* A public off-hand prayer should not be without some measure of preparation. The subject and general line of thought ought to be laid down beforehand. Often it is well to develop the prayer-thought out of a suggestive word of scripture. When the mind is thus supplied with a message, it will be easier to get into a prayerful disposition and to have freedom in the expression of thought. We ask for just such elaborated sermon plans and sketches. 1½ pages each)—*The Editor.*

1. "The Well-grounded Christian" or "What I believe and Why."

Text. 1 Pet. 3: 15. Be ready always to give an answer to every man that asketh you a reason for the hope that is in you.

Only lately we read an article about the increasing superficiality of the age and the Church as well: Newspapers read without forming opinion of one's own; young men going to libraries reading ½ a dozen magazines in succession; sermons heard without digesting their message; Sunday school classes with good supplies in their hand, but with no taste for real Bible study; church members out in the world, but unqualified to vindicate their faith by testimony or argument; instead a general craving for riches and amusement. The first Christian Church was different; members well founded on Christian experience, having a definite faith and ready to say why they held it. Such are well-grounded Christians who can, as Peter says in text, give an account of what they believe. We need such Christians:

Subject, "The well-grounded Christian" or "What I believe and why."

1. What does such a man believe.
2. What reason can he give for it.

1. The corner stone of our faith is belief in God. Man can't be without it. Just as hard to find a man without a soul as without a God. In the Scriptures it is never even attempted to prove there is a God. It would have seemed preposterous to a Jew, for his whole history was founded on that fact. How to account for them or any of their great leaders and prophets without that? Christ never undertook to furnish evidence for the existence of the deity. Today we have people who claim they don't believe in God. As a rule you

can't take them seriously. Inquire into their life: "a bad life the strongest argument against belief in God." Recently I saw a man die who was a determined unbeliever. He was a bad man. His son said to me "It sounds badly, but it will be a relief if he goes."

The Christian believes that this God is very close to us, that He is interested in our personal affairs. Some say, impossible, the whole world in which we live is but a speck of dust on the scales. Again, they say, the late war with its millions killed and millions dying from starvation, is an argument against it. Yes, this is a problem, but we believe that out of the throes of this awful catastrophe a new world shall be born, and that the chastened heart of man will have a new vision of God and His designs.

The heart of our faith is Christ. He is our great prophet, and teacher of divine truth. To Him we owe our belief in the Father. His words are the light in the afflictions of life. He knows the secrets of the human heart, its wickedness and its aspirations and high ideals. Give story of that Kaffir who asked missionary who had preached about certain sins, who had told him his (the Kaffir's) faults; also, on the other side, Tertullian's: the soul is a Christian by its nature and needs.

We see in Christ the redeemer. All other sides of His nature are great, but we can't get along without this. Say about the sermon on the mount all you want, but it can't save us. The only mount on which salvation was wrought is Mt. Calvary. There is the strongest salvation of sins and of grace. The cross is central in our creed. A suffering Messiah the only one for the people of God. Christ crucified the power and wisdom of God now as in Paul's time. The theories as to how Christ secured redemption may be unsatisfactory, but the fact that it presents the gospel essence is undisputable.

2. Three reasons why I believe so. a) Because of existence and history of Christian church. Think of its beginning. No money or social power behind it, no military (like behind Mohammedan faith), no great nation espoused its cause. The Jews themselves from where it sprang, hated and opposed it (see Paul's experience). The Roman empire employed all its powers of sword and statecraft to kill it (300 years of persecution). Even many Christians denied faith. Yet the Church stands in its strength today. Reason: founded on divine truth. b) the Bible. Recall its history. Its authors: shepherds, cowherds, scribes, publicans, fishermen; its literary side: loose leaves and letters floating about, chance writings, detached documents exposed to all dangers of corruption, alterations, addition; its enemies: the wise, prominent, kings, nations; trying to burn, destroy, ridicule, contradict and disprove it. Yet it is there and how splendid its influence. Reason: book of God; truth. c) My own experience. To my faith I ascribe what is best in me. Has been my consolation in trouble, star in the night, spur to duty, hold-

ing up an ideal, an anchor ground for soul, the strongest influence in character building. Until something better found I'll say with Peter: Whither shall we go? Thou hast words of life....

2. The Secret Unveiled.

Text.—"I thank thee, O father....that thou hast hid these things....and revealed them to babes...." Luke 10: 21-22.

The Lord has no secrets in the world's way. Secret societies have their pass words etc., known only to members. Empires have their secret diplomacy; only recently a breaking away from it has been promised (Wilson). Christ set out to found a new world kingdom, but without secret diplomacy. The apostle, indeed, speaks of the gospel as a great mystery, but only because it could only have been revealed by God, not because it was withheld from some. It is to be known of all. And here Christ rejoices because the ones to know it first are the "babes", the simple, common people. Let us rejoice with Him that the *Secret* is *unveiled.*

See 1) what the secret is,
2) to whom it is revealed,
3) why he rejoices over that.

1. The world is full of secrets. Only a searching, active mind can find them out. The most precious things are hidden. It takes studying, digging, hammering, blasting, to find the gold and silver. The laws and powers of nature can only be discovered by assiduous work of many generations, investigations carried on in the laboratory, observatory, the great universities. But the greatest secret of all could not be so found. The relation of God to man has engaged man's mind all thru the centuries, and the best of the ancient have, unaided by revelation, found out wonderful things about God and immortality of soul. But that God is a father, that He is full of pity; that from eternity He has resolved to redeem man; that Christ is his personal representative; that he is greater than all prophets and truth proclaimers; that in him centers the hope of man; and that salvation is to be found in His death and resurrection: no man or mind has discovered.

2. The marvel is that this revelation was made to the common people first. In all other spheres the man of money, education, influence, better advantages is the leader. The others are dependent on him. Here it's the other way. This was a kind of missionary conference. The Lord had sent out 70; all were common men. All they had was faith in Him. Now they come back with tales of success. With Christ's appearance the day of the common men had come—"The poor have the gospel preached to them." It has taken the world a long time to give the common man his due. Christ gave it to him from the first. To honor the man of money or the fashionable lady more in the church than others would be against the spirit of

the Master. There is, however, another side to this. Privilege carries with it obligation. Then men men left all and exerted themselves to utmost in missionary labors. What are you doing as a worker for Christ?

3. He rejoices because a) that way he reaches more people. It is a short cut to the masses. To be direct and personal in one's ways is a sure passport to hearts and affections. b) it excludes the middle man. See tendency in business now to do that for benefit of people. It makes salvation cheaper in a way. It makes it easier to get. It is democratic in best sense. c) To rely on priests, pharisees and classes would have let the spirit of pride get a chance again. See it in Israel. See it in Catholic church, the power and influence of the priest, their arrogance and autocratic way. But every over-ambitious man or woman in our church is in danger of spiritual pride and unfit for real service. d) It sets people free. It leads to universal priesthood, open Bible, matured Christians: the church the affair of everybody.

Thought for Prayer.—Christ does not only come to save but to *use* us, as seen in the mission of the 70. See it in the modern converted Korean. We have lost sight of that almost completely. Ask Christ for consecration of time, power, money, opportunity. Ask Him for faith for yourself, then for zeal and love and steadiness in Christian work.

3. Treasure Seeking.

Text: "Sell that ye have, and give alms; provide. . . . a treasure in heaven, where no thief approacheth, neither moth corrupteth." Luke 12: 33.

The Lord's words are often times provokingly unpractical, "seek ye first the Kingdom of God, the other things will be added," or hard to understand, "cut off right hand if it offend thee," or impracticable, "turn the other cheek to him who smites thee on the one," or downright shocking, "hate father and mother if you want to be my disciple." He used such expressions perhaps for emphasis, or in an oratorical way, or to compel thought by arousing opposition. Our text is one of these. How can I sell what I have without becoming a pauper? He seeks to put the stress on the true treasure. Subject: *Treasure Seeking*

1. There are many treasures.
2. But one is supreme.
3. The effect of the treasure on the heart.

1. The Lord knows we love many things in this world. He knows the human soul is so constituted that it finds satisfaction only in appropriating the good things around us. It cannot grow in any other way. There is the family, country, arts, sciences, trades, commerce. To these we find ourselves drawn, either the one or the

other. Duty, inborn talent, necessities of life impel us. If under the steady impulse of love, we may become proficient in various lines of effort. The question is whether there is not in us an excessive love for inferior possessions.

Of all things that we may strive for he mentions money, for money is all important, it is indispensable, and it is apt to become our master. He says, sell that ye have and give to poor.

Well, but thus we'll be subjects of charity. There was a time when this was taken literally: see monks, the first centuries, asceticism, imitations of poor life of Lord. That time is no more. To make no provisions for future, now considered a fault.

The Lord means, don't let it be your chief concern. It is of many in church. Therefore their soul shrivels up, and the kingdom of God suffers for lack of means.

2. Provide treasures in the heavens, he says. They must be invisible. They are soul-treasures. Treasures of mind even are better than material possession. A poet greater than a millionaire. A philosopher like Plato enriched the world for 2,000 years. But the soul-treasure is in highest class. It links with the heavenly world. It is called *faith*. It makes man feel his worth, for it relates him to God. It exalts his nature. "Lord, thou hast laid eternity in his heart" (Augustin). Seek that, for it opens the sources of omnipotence for you. There is no such lever to remove obstacles. No such inspiring force to develop character, no such effective sedative for repose of soul.

Or call it *love of God,* for by faith this love is shed abroad in heart: See what a treasure it was in Paul's case (Rom. 8.) How it is praised in 1,000 sacred hymns (give quotations;) how it is the solution of the world problem. How it sustains a man thruout a laborious and trying career. Geo. Müller at 84 gave testimony that he had trusted in it for 60 years and was never forsaken.

3. Earthly treasures master and enslave heart. Example of old miser in illfated ship—London: Water filled cabin already. He wasted last precious moments in searching for a lost coin. Extreme case, but how many church people are close fisted, and the trouble is, a stingy man never knows it. A ruling passion debases or elevates him. Think of that Scotch boy, apprenticed to a blacksmith. He studies by candle light after long hours of work. At 35 a great linguist. Ruling passion, strong in death: Napoleon's last word, "Head of the army;" John Adam's, "Independence forever;" Christ's, "Father into thy hands" (love and faith.) Whom will you follow? Seek what moth or thief cannot injure.

Prayer thought.—Let it be suggested by those lines:

The dearest idol I have known,
Whate'er that idol be,
With thee I'll tear it from the throne
And worship only thee.

4. Feelings and their Place in Religion.

Text: "Peter said: I will lay down my life for thee. Jesus: The cock will not crow.... deny me thrice." John 13: 26-38.

Twelve men in the apostolic circle. We don't know all so well, but all were different. Had grown up in same environment, in Galilæan villages, mere fishermen, no scholars, but different in temperament and gifts. Peter a practical man, John a man of thought etc. The Lord makes men different as everything else in world. Peter was an impulsive man, a man of feeling, ready of response, warm-hearted, good subject for revival meetings. Well to have such people in church, Sunday School, society, home—But one can depend on feelings too much. Let us consider.

Place of Feelings in Religious.

1. They have a legitimate place
2. But one can trust too much in this
3. Get something better to build on.

1. They have their place. Man has three elements in his nature, thought, feeling, will. One has more of the one or the other. With some you must appeal to understanding, otherwise they say, he doesn't reason with his audience. But if you do it too much they say, he is too intellectual, gives nothing for heart (feeling). Convince the understanding, appeal to emotion, and impel the will, so that there is doing as well as hearing. If no action results, feelings evaporate, thoughts fade out.

See place of feeling in psalms: of depression in p. 42 (my soul, why art thou disquieted....) He holds out hope to combat it. The man under convictions, ps. 51. But much oftener the joy of salvation, ps. 118 (voice of rejoicing in tabernacles.) Without feelings religion would be a dead and tiresome exercise.

2. Peter trusted too much in his feelings. It was in the upper room. Jesus had washed their feet, called them friends. "Feelings ran high" on both sides. Then the solemnity of the night: the cross loomed near. The others kept their enthusiasm to themselves, Peter gave rein to his emotions: "I will die for thee." Jesus told him, he was building on sand. Compare experiences at revival meetings, the methods used to act on emotion, excitement, apparent but un-real success. Peter should have believed Christ's word more. That would have sobered him into watchfulness. It is always well to build on the word. Also in times of discouragement. We would then believe that the Lord's "arm is not shortened," that "he who has commenced the good work....complete it." Again he should have stayed in the Lord's way, not chosen his own. He will give power for the given task, not for the one arbitrarily chosen, to honor him by plain obedience, not by unnecessary heroism.

3. Peter didn't believe,, so he fell, and in falling learned to find again the real grounds of salvation: a) forgiveness of sin. He

received that in a night of tears and repentance. Christ's word, "I have prayed for thee....fail not," led and upheld him. The word is full of such gracious promises, let them be your light. b) Easter morning completed the work. See 1 Pet. 1: 3: he has begotten us again by his resurrection. Place of resurrection in our faith and experience.. It was the pledge of the coming Pentecost. The spirit coming to us "bears witness that we are children of God." There will be joyful feelings then, but they are the result, not the cause of our faith in salvation.

Prayer Thought. Many gifts, but one spirit. Touch on the different gifts: all for service. So needs are different, but he supplies them all. Praise the God, rich upon all who call on him. His fountain never dry, his storehouse full. Pray that, well nourished, you may be an efficient worker.

5. The Greatest Campaign of the World.

Text: 1 Cor. 2: 1-5.—"I determined not to know anything among you, save Jesus Christ and Him crucified etc."

A great campaign has been over for some time. We are glad of it and hope the peace to be made (or having been made) at Versailles will give healing to a bleeding world and be worthy of the stupendous sacrifices made. There never was such a war, so many nations involved, such wealth expended, such equipment provided, such issues at stake, such armies in the field etc. Nothing in the secular and military annals can compare with it in magnitude. And yet there is a campaign grander, above all more beneficial, greater in its scope, more permanent in its results. It's the one Paul speaks of in our text and in which he was one of the chief leaders, the campaign of the conquering Cross.

The *Campaign of the Conquering* Cross *greatest of all.* Let us see

1. its difficulties,
2. its resources,
3. its success.

1. Paul when determining on the course he refers to came from Athens, the intellectual centre of the world. Arriving in a large city one feels like the fisherman in his little boat on heaving bosom of ocean. Paul did not know a soul. And then he was in the midst of heathenism: statues of gods and beautiful temples everywhere. The people proud of their culture and art, he a man without the learning of famous universities. He approaches his task in a memorable sermon, but fails. He leaves Athens, arrives in Corinth. No wonder he was discouraged. If he had accomplished nothing in Athens, what would he do in this city given to money and pleasure; where Orient and Occident mingled their faiths and vices; a few piling up money and hundreds of thousands of slaves? He must

have felt like the city missionary who goes after the people in the slums, fallen Magdalenes, hoodlums of the boweries, the down-and-outs. But city missionary has the support of the churches of the city, Paul nothing of the kind. Or he felt like our missionaries sent to India to work among the Pariahs. But he knows he represents the religion of all the advanced nations of world. There was only a very modest beginning at Pauls' time. Describe difficulties at our time.

2. Yet, he did not despair, wonder of wonders! For he was a Jew and as such used to live in a heathen world and yet to cling to faith of fathers. More, he was a Christian. But not of the ordinary kind. This life had been completely made over by the manifestations of the risen Christ. He knew then he was the Lord and Saviour, and all the glory gathered around the Cross. Liberty Loan posters: a field of dead or dying soldiers, "they gave their all." So he saw the Leader of God's forces die on the battlefield of Calvary, bring supreme sacrifice, become the redeemer of a lost world. A spiritual equipment was given him enabling him to hold out under most forbidding circumstances. These then his resources: The great commander, Jesus Christ. Back of him God's omnipotence. His message the gospel that the victory was won by service and sacrifice. His experience that God's kindness had thought out the plan and God's power was carrying it out. Show how these resources have always been adequate.

3. And his success: It seemed very limited. He founded a few churches; "but what was that among so many?" The boldness of his faith was unparallelled. Think of the big movements today, the Liberty Loan for instance. The government back of it, every bank a headquarters, citizens' organizations, ladies' societies, churches, schools, the press, unlimited capital supporting it. What had Paul? Or, say, the great church movements. I attended the Interchurch-convention at Cleveland: In big hotel, biggest men of country there, secular and church press endorsing it. Paul met in cellars, slums with slaves, lowly, workers, single-handed. And yet he laid the foundations, on which the Gentile church rests; his life an inspiration, his methods adopted, his influence continuing to this day.

Prayer thought.—Start from 2nd petition, "thy Kingdom come." . Thank the Lord that it was different from Kingdoms of world, its methods, view, aims. Thank him for the love that established it, the wisdom that guided its development. Ask for spirit of faith, service, conservation, and for growth.

---

6. The Church and the Education of its Youth (For Rally Day, Special Sunday School Days, beginning of Instruction, etc.)

Text: "One generation shall praise thy works to another, and shall declare thy mighty acts."—Psalm 145.

The psalm is full of the glory of the Lord as revealed in the history of people of Israel, in the household of nature, in the life of the individual. It is shot thru with the Kingdom idea and its great view points, and the manifestations of God's providential care in the believers own sphere. The knowledge of such a God and religion is a sacred legacy which must be transmitted unimpaired and undiminished to the rising generation. It so teaches.

The *Duty of the Church* as to the *religious education of its youth.*

Let us look 1) at the task before us,
2) at the methods and ways of doing it.

1. The address of which this is a sketch grew out of a Sunday school Convention (Emergency Drive) where Marion Lawrance was the main speaker. Describe the man: 35 years a Sunday School superintendent (Toledo), then World Sunday School Association secretary, now International (i. e. American) Sunday School Ass'n secretary. His "vision" he got at a Sunday School Convention in Louisville, Ky The task before us is large. The duty of the Church to keep on with its ordinary services is a matter of course. But we live in an age when the factory has revolutionized the whole life: Early working hours, comparatively high wages even for young, loosening of home ties, of parental authority, love of pleasure, Sun. newspaper etc., special needs of the young. The Sunday school is our chief means to meet them.

Work on young people so very important. It is easier to impress a young person than one who is set in his ways and "preached to death." As the twig is bent, so the tree will be inclined. Certain periods are shown by pedagogy to be especially susceptible to influence: 11-13, 14-16, 17-19 (adolescence). Especially the 14-16 year period. It is the time of leaving school for many, going to work, question arising, "what am I going to be?" The time when ideals are making their appeal; the time for confirmation. We all know its importance from experience. Seventy percent of all decisions for God are made under 20, 96 under 25 years of age, leaves only 4 for older persons: It is true older persons can be saved. Speaker gave us experience of one evening at the Jerry McAuly Mission (Sam. Hadly then its superintendent), the experiences of conversion related by former drunkards and harlots. But, he said, this is salvage work. How much better to train right than to rescue, "an ounce of precaution better than pound of care." Sixty-five percent of all criminals begin career under 20. Judge Fawcett of New

York said (Juvenile court:) 2500 cases of youthful offenders came under my jurisdiction. I have asked them all, were they members of Sunday school? Not one was.

2. How to do it? We have lost a million from Sunday school during and thru the war. He said, you can't cultivate a spirit where you rejoice over so many enemies killed or wounded without feeling the bad effect in morals and religion.

Teachers, first get the interest of pupils. Impress them with the fact that religion is just as necessary for full life of young people as of old. "Don't carry a sample of your sour religion in your face." Thus cause their desire to be better. Don't give information only. Teach the love of God and arouse the feelings. Work for decision. You ought to get results. It is not necessary to tell hour and day, but it is necessary to trust in Christ and become member of His Church.

Additional facts etc. Twenty millions of the teen-age (hardest to keep) we are after. 15,000 became criminals in Chicago alone. How to keep the boys? "Build a solid wall of men between them and the door and you'll do it." It takes four officers and teachers a whole year to win one scholar permanently for Christ and the church. "The Sunday school is a giant sleeping in front of the church door. Rouse him and he will help you to solve most of your problems."

Prayer thought.—Remember what infant baptism means and involves. Thank Christ for what he says about children. Thank God for the growing interest in children, the big strides Sunday school work is making. Pray for members being abreast of times, trained teachers, prepared lessons, high ideals and a loyal corps of helpers. Pray for a vision of the possibilities and then for faith to attain it.

7. How are we going to die?

Text: "And when Jesus had cried with a loud voice, he said, Father into thy hands I commend my spirit: and having said this, he gave up the ghost."

To die is our common lot, but to die rightly is no small matter. Some pass away in a stupor, or under influence of a narcotic; but to die consciously and do it with perfect resignation, is a remarkable thing, seeing that death and everything connected with it is so full of mystery. Some heathens have died that way. A glorious example is death of Socrates. Many have died in the spirit of Stoicism. It is best, however, to die like Jesus Christ. Let his dying word answer question,

How are you going to die?

1. after doing our work here,
2. leaning on the arm of scripture,
3. putting my soul into God's hands.

1. Just before this last word Jesus had cried "with a loud voice." It refers to 6th word, It is finished! He died after finishing his work here. He came to perform a mission. That mission was to save a sinful world. It was so much the guiding idea, the ruling passion of His life, that His whole mind, strength, purpose was focussed on it. It determined all his actions, speaking, attitude, course. He became obedient to it unto death, death of cross. He felt now he had accomplished it.

Here is a lesson for us: Live the right kind of life and do not worry over death. Live in the service of the Lord and he will take care of you. As a man liveth, so he dieth. A blessed death is the fruit of a Christian life. True, we all fall short of our ideal. Some spend a "heedless youth," others half a life away from God. The dying thief died a criminal, after a mis-spent life, and yet went to paradise.

But those are exceptional cases. No one should depend on deathbed repentance after a life of unbelief. Redeem your time, seek the kingdom of God and his righteousness and you can approach the dark valley without fear.

2. Christs' last word is taken from Scripture, see psalm 31: 5. An O. T. saint passing thru similiar experiences used it first. It might be called accidental if it had not always been his habit to lean on the scriptures. Even in his agony on the cross he expresses his anguish in the words of the 22nd psalm. The words of scripture had been his guiding star, his weapon, his comfort. He prayed, praised, glorified God in words of scripture.

Much more do we need to be well versed in it. In hard times it is a mine of consolation. A word of scripture kept in mind thru day is a protecting influence. If the scripture is your daily food it will nourish you; if your constant meditation, it will come to you readily. In dying hour nothing so refreshing, soothing, strengthening as such words. Some standard hymns are also good food, but scripture is best. Get a goodly supply towards time of need.

3. Few have a spirit of assurance concerning death. They talk of the land of shadows, or of returning to the "bosom of nature." But what about the spirit. They say, it is a leap in the dark. To Christ no more than a child's leaping into outstretched hands of father. So learn from him. Many have said same word when dying: Polycarp, St. Bernard, John Huss, Luther, Melanchthon, some while in fires of martyrdom. They conquered death with it and their faith. The way then is clear, he went it first, let us follow him.

Prayer thought.—"Looking unto Jesus" the author and finisher of faith, is always a safe rule. Thank God that his life is before us, an example as how to live, work, suffer by faith. Thank him he

came, lived, developed, won thus not for his sake, but for ours. Try to believe in him to the last and to get end of your faith, salvation.

Oh Lord, when I'm departing etc. ("O sacred head now wounded")

Editorielle Aeußerungen

1. *The Peace Terms at Versailles.*

To avoid the necessity of translation for the postmaster, I am going to write this Editorial in English. This may be an unnecessary precaution since I see that the secular papers, printed in German, have discontinued giving translation, but I want to be on the safe side. On May 7th the German Plenipotentiaries were handed the Allied Peace Terms at Versailles. I studied the chief points of that remarkable document and, as I read paragraph after paragraph, I realized that the allies had certainly made good their threat that this peace would not be one tempered with mercy. I can safely say that the days following this reading were almost the saddest of my whole life.

The amount of the indemnities is left indefinite but it will be at least 25 times as big as that exacted of France in 1871, and that was then declared outrageous. Some of the most fruitful provinces are torn away from Germany. Three million Germans in East Prussia are to be detached from their own country. The Saare valley with over 300,000 German inhabitants is to be internationalized, the coal mines there given to France, and a plebiscite is to determine the future status of the valley after 15 years. It is not necessary to enumerate the details of the document since all our readers are familiar with them. Germany will have no control over her own railroads, canals or rivers, and retain only a semblance of national sovereignty.

When the terms became known in Germany a cry of despair rose up all over the country. The "Frankfurter Zeitung" said, "never was murder committed more courteously or with more cynical equanimity." If the terms were carried out Germany's economic and political future would be absolutely destroyed. As the head of the German Peace delegation pointed out, "twenty million Germans would either starve to death or have to emigrate, for Germany's industrial life would receive its death blow." It was with a sharp pang that we recalled the fact that our President's name was under that document. We had set our hopes on Mr. Wilson, the great Idealist. We had expected that he would abide by his "fourteen

points" and compel the European governments to live up to their acceptance of these principles. We know the difficulties would be great but we credited Mr. Wilson with the ability and steadfastness of purpose to hold out against the imperialistic aim and political methods of Old-World diplomats.

It is now clear that we raised our expectations too high. The stipulations of the "secret treaties" were the stumbling block and the president's idealistic policies were overruled. To understand Mr. Wilson's failure we shall have to bear in mind that he went to Europe not to make peace only, but to create a League of Nations. All his energies were bent to accomplish this latter purpose first and foremost. The allies, so we have been told again and again, cared little for this League. France wanted territorial gains, England commercial supremacy. In order to make his league of nations acceptable the president made one momentous concession after the other. We are glad to note that he himself is not satisfied with this peace. He has a keen feeling of having given way where his principles demanded him to stand like "the rock of ages." If he had stood as firmly on every principle as he did on the Fiume question, he would today be the greatest man in the world. Many members of the American Peace Commission have resigned because of dissatisfaction over compromises with principles. Some liberal papers, like the "Nation," the "Dial," the "New Republic," and even the New York "Sun", have voiced their displeasure in unmistakable terms. The rank and file of the American Press, however, abide by their verdict that the terms are "severe but just."

Whether the German delegates will sign is at the time of this writing May 23) an open question. If they do not, chaos will result. If they do, the government will fall, so it seems. The state of mind of the German people, after 4½ years of war and these last 6 months, must border on absolute collapse. To bear intolerable burdens is hard, but to bear them with no hope for a better future, is death. It is true that individuals and nations in affliction are apt to turn to God. It is true that in Israel's darkest times (from the 9th to the 7th centuries) its prophets were born. But that does not change a fact that Israel as an independent nation ceased to exist, and its moral and religious treasures came to enrich the Gentile peoples. Our hope and prayer is that the terms of Versailles will be greatly and substantially modified. This was Mr. Wilson's own expressed desire—in his letter to Miss Jane Addams—but in that same letter he holds out little hope that this may be done.

What we have said does not mean that we despair of Germany's future. Only just now the outlook is dark and unpromising. A national re-birth and especially a religious regeneration as a result of its unparallelled afflictions is possible with God and should be the subject of intercession for all who wish well to the country of their

fathers. If Germany is made bankrupt politically and economically, and morally engulfed in bitterness and despair, the wounds of the rest of Europe will not be healed and the League of Nations will not bring about a better world.

Die Stellung unserer Kirche zum Sozialismus.

Der Sozialismus ist durch den Krieg in unserm Lande unpopulär geworden; mehr als das, für viele ist der Sozialismus gleichbedeutend mit Anarchie, Landesverrat, Volksvergiftung. Das kam dadurch, daß die Sozialisten als Partei sich gegen den Krieg erklärten und aus dieser Stellung kein Hehl machten. Sie waren bereit, Märtyrer ihrer Ueberzeugung zu werden. Ihre Blätter wurden unterdrückt, und viele ihrer Führer wurden zu langjähriger Zuchthaushaft verurteilt. Wer auf sich hielt und seine Stellung in der Oeffentlichkeit, rückte von ihnen ab, und auch die Kirchen schüttelten sie nach Möglichkeit von ihren Rockschößen.

Vor dem Krieg war das anders. Man bedenke doch, was für eine Begeisterung Rauschenbuschs Buch „The Church and the Social Crisis" erweckte. Er wurde geradezu als der Prophet einer neuen, kommenden Zeit erklärt. Und doch war er ein überzeugter Sozialist, ein Mitglied der Partei, und verkündigte, daß nur das sozialistische System die schweren ökonomischen Probleme lösen könne. Aus fast allen Kirchen kamen Stimmen der Anerkennung, und solche, die als Führer galten, zollten ihm Beifall. Daß auf der von R. angezeigten Linie die Versöhnung sozialer und wirtschaftlicher Gegensätze liege, schien sich als allgemeine Ueberzeugung mehr und mehr durchzusetzen. Auf den kirchlichen Konferenzen wurden Beschlüsse gefaßt, daß die soziale Frage die brennende Frage der Zeit sei, und daß die Pastoren neben individueller Seelenpflege auch soziale Predigten halten sollten.

Die Missouri-Synode war fast die einzige Ausnahme von der Regel. Ihr Präses Pfotenhauer sprach aus, Aufgabe des Pastors sei einzig Verkündigung des Evangeliums, die Kirche als solche habe mit ökonomischen Fragen nichts zu tun, Arme und Reiche würden immer unter uns sein u. s. w. Die andern Kirchen aber nahmen eine entgegengesetzte Stellung ein, und unter den Verfechtern der sozialen Arbeit befanden sich namentlich und auffallender Weise viele Pastoren der vornehmen Episkopalkirche. Auch in unserer Kirche hatte der soziale und sozialistische Gedanke viele Anhänger.

Wie wird es damit nun in der Zukunft stehen? Wird unsere Kirche die soziale Fahne einziehen, weil sie von den Sozialisten zu brennrot gefärbt worden ist? Es ist wahr, daß einzelne sozialistische Gruppen zu weit gegangen sind. Wenn die Zeitungen recht berichtet haben, so erklärten sich die Clevelander Sozialisten mit den Extremen identisch. Die Folgen dieses Schrittes, die beklagenswerten, hat der Schreiber dieses mit eigenen Augen gesehen. Er war Zeuge der

schrecklichen Szenen, die sich auf dem Square in Cleveland am 1. Mai bei Gelegenheit der Parade der Sozialisten daselbst abspielten. Die rote Fahne wurde entfaltet, und bald wurden die Teilnehmer, Sozialisten und Bolschewiki, von den Polizisten und andern zu Dutzenden niedergeschlagen. Wir beklagen diese Ereignisse, doch das ist klar: Für den Bolschewismus ist hier kein Boden!

Doch bedenke man auch, was am Abend vor jenem 1. Mai bei der Interchurch Convention der mit Recht berühmte Mr. Raymond Robbins in seiner gewaltigen Rede anläßlich der Arbeiterfrage bemerkte. Er war nach Australien gegangen, um dort unter anderm bei der Eight Hour Labor Convention zu reden. Als er hinkam, wurde ihm nicht das Wort gestattet. Der Premier der Regierung sagte zu ihm: "Robins, you can't speak *because* you are *under religious auspices.* When we were fighting for a decent wage, and a chance to live for our homes and families, the preachers lined up with the labor skinners. We had to fight alone. We fought alone except that the saloon-keepers and gamblers helped us, and we worked our way into the state house and we are in the government house now, and we are taking care of the saloon-keepers and gamblers, and we are telling the preachers to go to —." Pretty rough stuff, wasn't it?

Also, das ist klar, unsere Sympathieen müssen auch in der kommenden Zeit bei dem arbeitenden Volke sein, die wirtschaftlich Starken können sich selbst helfen, wir aber müssen wie die Kirche zu Christi Zeiten ein offenes Ohr und warmes Herz für die wirtschaftlich Schwachen haben. Unter keinen andern Umständen werden uns sonst die Massen gehören; und die „gewöhnlichen Leute," von denen Lincoln so viel hielt, und die er so liebte, sichern unserer Kirche die Zukunft, nicht bevorzugte Klassen. Das versteht niemand besser als die katholische Kirche. Darum sind ihre Bischöfe gerade jetzt, im psychologischen Augenblick, mit einem sozialen Programm hervorgetreten, das weiter fast als irgend eine protestantische Kirche, die Church Federation eingeschlossen, gegangen ist.

Demnach schon in unserm eigenen Interesse darf unsere Kirche, was die soziale Frage anbetrifft, in Zukunft nicht das Leisetreten haben. Sie muß die Arbeiterwelt auf ihrer Seite haben oder eines natürlichen Todes sterben. Von Europa wird die soziale Welle an unsere Ufer schlagen und das Land erfüllen. Wohl der Kirche, die die Zeichen der Zeit erkennt und für die kommende Zeit sich bereit hält.

Nachdem wir aber so die Berechtigung ökonomischer Interessen im kirchlichen Programm anerkannt haben, wollen wir nicht vergessen, daß Religion und Sittlichkeit die erste Stelle in diesem Programm einnehmen und einnehmen müssen. Hier noch eine Anführung aus der Rede von Mr. Robbins. Er beschreibt, wie er das ökonomische Leben fand in Australien vor einigen Jahren:

"No child-labor, no sweated women; eight hours the day of labor fixed by statute. Public ownership of public utilities, rail-

roads owned by the commonwealth etc. Labor party in command of government, a Labor Premier and a Labor Parliament. Now surely everything will be lovely and happy. Well, let's see. I found more drunken men in the streets of Sidney than in Chicago, men and women standing in the saloons in the noon hour, talking things you wouldn't expect to hear outside of a bawdy house. The lowest birthrate of any Anglo-Saxon land and the highest illegitimate birth-rate of which we have any record."

Also eine ökonomische Lage wie sie nicht besser sein könnte: 7 Millionen Einwohner in einem reichen Land so groß wie die Vereinigten Staaten! Und doch der Tod im Topf. Eine Erhärtung aus dem 20. Jahrhundert der Wahrheit aus dem ersten, daß wir im Glauben das Leben, oder der andern, daß die Welt auf das Gesetz Moses gegründet ist, und nur der Geist Gottes es in Herzen und Sinn schreiben kann.

Hier werden unsere Richtlinien für immer bleiben: Predigt das Evangelium als den einzigen Born des Lebens, und predigt, daß das Reich Christi wie ein Sauerteig ist, der alle Beziehungen, Verhältnisse, Gesetze, Einrichtungen durchwallen muß, damit sie dem Menschen das Brot reichen können, dessen er benötigt ist.

Kirchliche Rundschau.

The Madness at Versailles.

It was not to be hoped that there would be a generous peace. The wickedness of the German armies was too obvious, the bad faith of the German Imperial Government had been too clearly demonstrated to admit of any settlement which did not impose heavy penalties and exact specific and ample guarantees. The temper of the victorious Allies as a whole was too harsh, and that of the French in particular too strained with nervous dread, to make possible a peace under which Germany would have much power to recuperate rapidly. Moreover, official reports and unofficial intimations from Paris, altho dealing for the most part with scattered details rather than with larger or connected topics, have been sufficient to indicate that the Peace Conference was little disposed to make concessions, and increasingly inclined to be drastic. For a rigorous peace, in short, the world was already somewhat prepared. But it was not prepared for a peace of undisguised vengeance, for a peace which openly flouts some of the plainest dictates of reason and humanity, repudiates every generous word that Mr. Wilson has ever uttered regarding Germany, flies in the face of accepted principles of law and economics, and makes the very name of democracy a reproach. In the whole history of diplomacy there is no treaty more properly to be re-

garded as an international crime than the amazing document which the German representatives are now asked to sign.

Only as one keeps in mind the high professions with which the war was conducted—professions of which Mr. Wilson, more than any one else, was the polished and unctuous mouthpiece, and which the Allies by their applause impliedly accepted—is the enormity of what has happened to be fully comprehended. The world was to be made safe for democracy. German militarism was to be crushed, and the German Constitution itself was to be so changed as to emancipate the German people from autocratic rule and make impossible the repetition of such a war as this one had proved itself to be. The German people, who, it was repeatedly affirmed, had had no part in bringing on the war, and who at the worst were the helpless instruments of its prosecution, were to be freed from tyranny and given a chance to take their place among the peoples who love liberty and practice righteousness. Again and again, in the rhetorical documents in which Mr. Wilson expounded to a waiting world the divine order of human society, he declared that America, at least, had no quarrel with the German people, that it begrudged them no greatness which their industry and intelligence might attain, and that a victorious peace, if it meant punitive damages or harsh restraint, would be worse than useless as a world settlement. And for the attainment of these ends and their sanctification a League of Nations was to be set up, with Germany itself, if it would cease to do evil and learn to do well, as one of its members.

How have these generous professions, honorable alike to those who made them and to those who trusted them, been carried out? The treaty affords only one answer. Germany and the German people are virtually to be destroyed. The burdens which the treaty imposes are heavier than any people can bear and progress. To begin with, German territory is to be diminished. Including Alsace-Lorraine, Silesia, Posen, the Saar Basin, and other areas, Germany is to lose 35,175 square miles, in addition to 8,572 square miles in Schleswig and East Prussia which will presumably have to be parted with in consequence of referendum votes on the question of allegiance for which the treaty provides. Even conceding that the whole Alsace-Lorraine ought to be restored to France, and that the inhabitants of the designated portions of Schleswig and East Prussia should be allowed to determine their allegiance, the loss of territory still aggregates 29,575 square miles. In addition to deprivation of territory in Europe, Germany is to renounce in favor of the Allies and the other so-called associated Powers all its overseas possessions, including not only its colonies but its rights and property in China, Siam, Liberia, Morocco, Egypt, Turkey, and Bulgaria. The destruction of Germany's military and naval power is virtually complete; its army is reduced to 100,000 men, its navy is cut down to a handful of vessels, conscription is abolished, the further construction of wireless stations is forbidden, and most of its cables are appropriated by the victors. Within a zone of fifty kilometres east of the Rhine all fortifications are to be destroyed.

All this, drastic as it is, forms only the opening chapter. There are to be reparations, indemnities, and strangling economic punish-

ments as well. What the aggregate amount of indemnities and reparations is to be has not, apparently, yet been determined, but, whatever it is, Germany is to go on paying it for thirty years, beginning with an initial payment within two years of a billion pounds sterling. At the same time it is required to devote its economic resources directly to the restoration of the invaded regions of Belgium and France; to deliver annually for ten years to those countries and to Italy great quantities of coal (one of its principal coal fields, the Saar Basin, having in the meantime been surrendered); and to grant to the Allied and associated Powers preferences and concessions in trade which will go far toward destroying German competition in any branch of industry. As if deliberately to add insult to penalty, the victors further propose to exact from Germany most-favored-nation treatment for their own vessels in the German fishing and coasting trade, and even in towage; while as a guarantee that the requirements of the treaty will be met, German territory west of the Rhine, together with the bridgeheads on that river, is to be occupied by Allied and associated troops for fifteen years, unless in the meantime the requirements of the treaty are fully complied with.

Nor is this all. The provisions for the disarmament of Germany, which might easily, had the victorious Powers so chosen, have been made a beneficent illustration of how a great state might live in peace and happiness without an army or a navy greater than the needs for a police, are wholly negatived, so far as moral value is concerned, by the failure of the treaty to provide for any measure whatever of disarmament on the part of the Allies and their associates. As the treaty stands, Germany is to be stripped of its means of defense as well as of offense, while its conquerors hover about it fully armed. If there were still need of proof that the League of Nations, as a device for insuring world peace, is only an alliance of three great Powers to enforce their will upon all the others, the treatment accorded to Germany at this point should furnish the demonstration. Further, what is to be said for a treaty which requires Germany to "hand over to the associated Governments, either jointly or severally, all persons" accused of "having committed acts in violation of the laws and customs of war," together with "all documents and information necessary to insure full knowledge of the incriminating acts, the discovery of the offenders, and the just appreciation of the responsibility," one of the alleged offenders being the former Kaiser, now outside of German territory; to concede in advance the validity of treaties yet to be made with Austria-Hungary, Bulgaria, and Turkey, including the decisions which may be made regarding their territory; to recognize in advance any new states that may be formed out of the territory of the three Powers mentioned, with such boundaries as may be agreed upon; to accept in advance the decisions of prize courts of the Allies regarding ships or goods; and to admit the jurisdiction of a League of Nations of which it is not a member, and which it cannot enter save with the unanimous consent of the Powers which are seeking its destruction?

Such are the terms to which the representatives of Germany are asked to set their hands without demur. Such is the treaty which is to end a war fought to overthrow autocracy and militarism and to en-

throne democracy and peace. Such is the settlement to which the President of the United States has given his approval, and which the Senate of the United States will be asked to ratify. The heinousness of its offending, the calculating harshness of its demands and impositions, the gross repudiation of moral obligations and good faith which it involves, its gross injustice to the Allied peoples themselves and to their moral standing, become only the more apparent as its terms are studied. It is a peace of vengeance, not of justice. It will not restore Germany to the family of nations; it will destroy Germany as a Great Power. What will be the fate of Germany if the treaty prevails is, however, quite the least important aspect of the matter; the great and startling question now is what will be the fate of democracy, of political and economic liberty, of morals and ideals? How stands it with the peoples at this grave moment in the world's career?

It would be idle now to mince words. The meaning of the treaty is obvious. After nearly five years of strenuous effort and high expectancy, the hopes of the peoples have been destroyed. The progress of democracy as either a theory or a practice of social righteousness has been suddenly and forcibly checked. The great reforms which were to substitute the rule of people for the rule of Governments, abolish war as a means of aggression or of settling international disputes, break down alliances and balances of power, put secret diplomacy under the ban, do away with discriminating tariffs, establish the right of self-government for all peoples who desired it and were fit to exercise it, and bind the nations in a world league in which all would enjoy equal rights and equal opportunity, have been checked in their progress. In place of these helpful things of which patriots had dreamed, and which the peoples of the world for one brief moment imagined they were about to grasp, there has been enthroned at Versailles an arrogant and self-sufficient autocracy of five Great Powers, two of which are practically at the mercy of the other three; an autocracy owning no authority save its own will, deliberating in secret, parcelling out privileges and territory as best serves its own interests, turning a deaf ear to protests and closing its eyes to facts, observing no sounder principles than those of political compromise, and ordering all things by its own self-centered notions of how the peoples may best be controlled. It is this Versailles autocracy which, in crushing Germany as a world Power, has itself assumed the role of world dictator. That it is vindictive as well as powerful, that its resources are immense, and that it intends to have its way with the peoples and their aspirations, no one now need cherish any doubt whatever. Progress henceforth is to go by favor, and the favor will be that of the Big Three.

History, perhaps, will some time tell us how, among the men who have dominated the proceedings at Versailles, the responsibility for this state of things should be apportioned. None, surely, who have had a hand in the determinations of the Peace Conference can go unblamed, save as they may have been overborne by the weight of authority. Yet the verdict of history will not, we think, be incorrectly forecast if the larger blame for the check which liberty and democracy have received is laid to the charge of Woodrow Wilson. To Mr. Wilson, more than to

any other man who has ever lived, it fell to voice the aspirations of the world's peoples and to receive their homage. The times and the opportunity were alike supremely great. The stream of revolt against privilege and privilege-begotten wealth, the demand for the abolition of autocracy and the substitution of a political and economic régime in which the people should rule in fact as well as in name, had risen to the point where all that was needed, apparently, was wise and inspiring direction to make it an instrument of the greatest gains for human welfare that the race had ever known. It was Mr. Wilson's achievement to give to this great yearning of the world's masses, not indeed constructive leadership, for he has builded nothing that will endure, but a winning exposition and a moral unction which caught the imagination of peoples everywhere, riveted their attention upon him as the one man living who sounded their motives and voiced their aspirations, and made him their idol as well as their guide and friend. The trust which the peoples gave him the appeals which they fondly directed to him, and the high expectations with which they hung upon his words, were as pathetic in simplicity as they were imposing in weight and mass. He was the hope of democracy, and the fear of his enemies was the confidence of his friends.

How Mr. Wilson has repaid the confidence which the peoples gave him, all the world now knows. The one-time idol of democracy stands today discredited and condemned. His rhetorical phrases, torn and faded tinsel of a thought which men now doubt if he himself ever really believed, will never again fall with hypnotic charm upon the ears of eager multitudes. The camouflage of ethical precept and political philosophizing which for long blinded the eyes of all but the most observing has been stripped away, and the peoples of the world see revealed, not a friend faithful to the last, but an arrogant autocrat and a compromising politician. And with the loss of the robes which gave him sanctity goes also the loss of all liberal and ennobling support. There will still be many to applaud the treaty, and to join hands with Mr. Wilson in remorseless effort to push vengeance to completion, but they will not be the liberals who long acclaimed him as their leader nor the masses who once saw in him a second Providence. Those who stand with him now—strange transformation when one recalls the years of his ascendancy—are the staunch supporters of power and privilege, the controllers of great wealth and dictators of social favor, the voluble champions of the established order against every form of revolution, the preachers of hate and prejudice, and the timid and dependent whose souls are not their own. These are the ones who now do Mr. Wilson honor.

It is well that the line should at last be clearly drawn, for with the publication of the German treaty the real battle for liberty begins. All that has gone before—the overthrow of Czardom in Russia, the constitutional struggle in Germany, the establishment of a Soviet Government in Hungary, the revolt against tyranny or constraint in all quarters of the globe—are only the preliminaries of the great revolution to whose support the friends of freedom must now rally everywhere. Less and less, as that struggle widens, will the world have place for either liberals or conservatives: Versailles has forced men into two main

camps, the radicals and the reactionaries. Heaven grant that the revolution may be peaceful, and that it may destroy only to rebuild! Whatever its course, it is the peoples who have been deluded and ignored who will play the leading part, for with the appalling example of Mr. Wilson and the Peace Conference before their eyes, the peoples will have small use for any leadership save their own. This is the scene which the moral collapse at Versailles opens to the world, this the promised land toward which the peoples of the world will now press with all their strength. With Germany crushed and autocracy enthroned, with the strong hand of power at the throat of liberty, the battle opens which is to make men free.—*The Nation.*

The League of Nations' Danger.

The following sermon, preached by the Rt. Rev. Charles Gore, Bishop of Oxford, at St. Michael's Church, London, on March 26, is reprinted from the *Christian Commonwealth* (London) of April 2. On March 28 Bishop Gore's letetr, dated March 15, resigning his bishopric, was made public.

How beautiful upon the mountains are the feet of him that bringeth good tidings, that publisheth peace.—Isaiah 52: 7.

So we felt amidst the terrors of the great war; so it was that the proclamation of the idea of the League of Nations fell like a sort of pleasant dew upon the imagination of the common man. The idea is part of the reaction which of late years has prevailed in all directions, in all departments of human life, against the individualism which was rampant and dominant when I was a boy. In those remote days it was the accepted dogma that unrestricted competition among individuals or groups, enlightened by education and equipped by science, was to liberate humanity and bring us to the Golden Age. And then we found that we had been utterly deceived; we found this out long before the war. In the industrial world we found that this unrestricted competition which had been described as the setting of man free was really the enslaving of the masses of men. It led to vast fortunes for the few, but for the mass of men to a condition which, if not penury, at any rate was a condition of economic enslavement to forces which they could in no wise control. So that there had set in an almost universal reaction.

And it was exactly the same principle which had been at the root of the dominant idea of the balance of power, and the arming of all nations up to the highest point of military equipment; because selfishness is exactly the same principle, whether it be the selfishness of the individual or what the French call the selfishness à deux à trois, the selfishness of the family, or the selfishness of the class, or the selfishness of the nation. And national selfishness had led to a condition of things which was obviously threatening the very foundations of human civilization, in which each nation spent its resources in arming itself, using all the resources of science for the purposes of human destruction, restrained only by a balance of power which simply waited until one nation thought it had the opportunity of asserting itself. So it was that we were, and felt ourselves to be, on the eve of the great war; and then that terrible calamity fell upon us. Men saw no salvation for our civil-

ization except the reorganizing of nations on some such system as should recognize that the interest of the whole body must be supreme over the interest of a particular class and particular individuals. So among the nations there must be some international alliance of all civilized peoples, which shall result in the production of a supernational authority, in which shall be embodied the common interest of human civilization, and which shall be dominant over any such selfish aggressor as Germany had just shown herself to be. And this alliance must exist, not for the destruction of liberty, but as the sole means of its maintenance; not for the destruction of the independence of nations, but because in no other way could nations really see a hope of maintaining themselves and being their true selves, and escaping the domination of any more powerful neighbor.

Now, this is idealistic. It strikes a great moral note. The great prophet of this doctrine was the greatest of all the prophets of modern democracy, that is, Joseph Mazzini. He was a passionate patriot, but always told his Italians that they must first of all vindicate their liberties as a nation before they could do anything for humanity, and must be ready to fight for their nation. But he had always seen that nationalism is only a step on the way to that higher thing which is the welfare of mankind, which must be throned above the interest of separate nations. That is idealism. It strikes a great moral note, and you know how all the traditions of the old industrial and political world are opposed to a moral note being struck. According to them "business is business" and "politics is politics." So it was that the cynics had an easy time. But what has disquieted the cynics is that it is not the people who would be called idealists, not the poets, the clergymen, the normal preachers of idealism, who are putting out this scheme of the League of Nations, but the practical men. There is no one with a knowledge of European politics to rival Lord Grey, and yet Lord Grey said this was not only a good scheme, but the one necessary scheme in which alone he saw the hope of salvation for our civilization. It was Balfour, notoriously skeptical of idealistic schemes, who told us in the same way it was necessary; it was the man with the legal mind, Asquith, who told us the same thing; it was Lord Robert Cecil, it was General Smuts; not people identified with idealism, but the practical men, and men of all kinds in politics. In America, if the President became the prophet of the League of Nations, yet his chief political opponent, ex-President Taft, maintained it first. And why? Why are they striking this high note? They all told us they saw no other way for the salvation of our civilization. They said that if after the war the representatives of the nations, tho they might have established never so sound a peace and drawn never so cleverly the boundaries of a new Europe, were to separate and withdraw from the momentous council chamber, and go back to their homes leaving the nations on their old basis of individualistic organization, after a period of exhaustion to begin to build up again forces one against the other, using all the resources of science, now infinitely multiplied and developed in acuteness, for the production of instruments and means of destruction, to wait only till the spark should fall upon the tinder, literally they did not see how our civilization could survive.

Hilaire Belloc, whose prophecies have not always been fulfilled, ventured on a prophecy which so far has looked horribly like the truth. Please God the omen will not be fulfilled, but in a very clever article, written as in retrospect from the year 3000 A. D. out of a supposed just-recovering civilization, looking back upon the dark age of total barbarism which had followed the extinction of our race after the great war, he described how the scattered fragments of information which had been retained thru the destruction of that civilization intimated what had happened. That is to say, that after the great war the nations had broken out into social strife and civil war between capital and labor; that meanwhile, in their anxiety to hurry home, the deputies of the nations had made a peace which seemed satisfactory for the moment, but which had left no security for the organization of a supernational authority. That is, they had got preoccupied with their domestic strife; meanwhile the period of exhaustion was over and onother period of conflict, originating from another quarter, had broken out, and Europe was again at war. In its strained and dazed condition this had proved the harbinger of a universal chaos in which the slowly built up fabric of civilization had dissolved.

Well, you know, we read in past history of the dissolution of great and mighty civilizations, and we trace the causes coldly as we deal with things which do not touch ourselves; but as to our own civilization ranking among those giant forms of empire on their way to ruin, we do not like it. And yet the picture had a horrible verisimilitude, it coincided with this terrific threat of those somewhat big-minded men who told us that apart from the League of Nations they saw no other way to save our civilization. So, then, we were very thankful when the statesmen, immediately after the armistice, began to busy themselves about the League of Nations, and it came to be so much an accepted dogma that the peace was to be built upon the League of Nations and that the President of the United States was to be its prophet, that there were many people who leaped from skepticism to enthusiasm, and said it was no longer necessary to say anything about it because it could be taken for granted.

And now, where do we stand? Was there ever a moment in the war in which thoughtful men found themselves filled with a profounder anxiety than at this particular moment? And why? Because since the armistice was struck we seem to have looked in vain among the nations of the world for any better spirit than that of the old national individualism. A great many of us knew that it was idle to talk, as men did talk in the war, as if the spirit of aggressiveness was limited to Germany. We had read the secret treaties, and we knew what they meant. The secret treaties have not been disowned, but are still effective; and I ask you, cast your eye over the nations, where do you see a spirit larger than the old selfish spirit of claiming as much as you can get? Out of the spirit of claiming as much as you can get there can arise nothing except the universal scramble.

Or, once again, it seemed to me, when Germany had been thoroly defeated, then was the moment to prove to Germany that it would be humanely treated; that it would be given a fair place for recovery. In

the nature of things we did not ask for public repudiations; they would have been untrustworthy indeed. What we trusted was that Germany would be forced by the logic of events to realize, as indeed she must realize now, that she had been grossly, utterly, lamentably misled. What was wanted was surely a witness that if she behaved herself she would be allowed to re-enter the comity of nations uncrushed. You know what has happened. It is hard to resist the impression, however you distribute the blame, that the League of Nations is in the greatest peril of becoming an organization of the Allies to keep Germany permanently crushed. That is what is felt, and the signs are at present not visible of a disarmament of any nation except Germany. Witness our own war budget or army budget. Under the terror of hunger and the terror of despair you see what is happening. More and more the League of Nations and the Council of Ten and the Council of Four appear to be identified with the council of the victors. Over against that is forming tne thing most dangerous, far more dangerous than Germany in its power, the thing most dangerous to the whole of civilization, that is, a revolutionary socialism, driven to despair, spreading from Russia to Hungary, from Hungary to Austria, from Austria it may be to Germany, till you get the League of the Allies confronted with half of Europe in an irredeemable chaos. Who can say that the fault will not be our own? Who can say that we have not been taking the very best steps to secure such an awful result? Meanwhile the League itself is daily causing the distress of all who really care for democracy, showing, as it has, the least possible provision for the real representation of the minds of the nations; substituting for it an autocracy of the ruling Powers.

I do not think I can be accused of having exaggerated in any way. Certainly the situation is one in which all who really care for the maintenance of peace, for the principle of unification, must be alert; because, behind Governments, behind our representatives at Paris, there is the mind of nations. The press nowadays is not free. Opinion does not organize itself. There is the usual depression and lowering of moral aims which always follows times of war. For the real terror of the time of war is not during the war; then war has certain very ennobling powers. It is after-war periods that are the curse of the world, and it looks as if the same were going to prove true of this war. What we want is an organization of the moral feeling of all mankind, to say that certain things must be and certain things shall not be; that the League of Nations shall not degenerate into a league of the conquerors, to punish and to crush; that Germany must, no doubt, be punished, and will be punished, but in order that it may learn a lesson of reasonableness and of hope, saved and not starved, and feeling that she owes the possibility of her salvation to the change in her own spirit. That is what we want; that is the meaning of the League of Nations: a league of all settled nations which does not give the preponderance to any alliance, but which gives freedom of development to all nations, and is the recognized and frank opponent of militarism and military autocracy in all its forms. That was the meaning of the League of Nations, so it was declared, so all its prophets told us; and what we have got to do is to hold it to its bond.

I own that I never felt anxiety such as I do now. I think the aspect of things has never been so dark as it is at this moment. I think the temper of the nations has become degraded since the declaration of the armistice to a degree that is almost terrifying. Still, we know our grounds of hope, and we must fall back upon them; and first is the determination that our civilization shall not perish. We do not mean that it shall; we do not believe that this is the purpose of God, but we know that there is only one way of escape. We have been told so by our sanest voices ,that the way of escape is the way of suppressing militarism and enthroning right above the insolence, ambitions, the rivalries of particular nations. That is the very meaning of the League of Nations. We know the enemy is no longer the strength of Germany, but rather its weakness, its starvation, and its despair. What we have got to demand of our statesmen is that they shall take a wider and wiser view than that inspired by the narrowness of revenge and the mere feeling of triumph over an insolent opponent.

Secondly, we put our faith in democracy. It was Erasmus who first said in the sixteenth century that in the long run it was the dynasties who were always in favor of war, and the working people who in the long run were always in favor of peace; and that I believe to be true. But you realize how very far off democracy is in any country from being realized. America, which talked most of democracy, is further off than we are, and we are not very near it. What really rules us? What really speaks in our newspapers? Government of the people, for the people, by the people, is something that is very far off. Yet I believe that the movement of God in history—and there is a purpose of God in history—is toward democracy, and that either thru violent rebellion and then reaction—and I hate violent rebellion—or by a progress which can be peaceable because in the last resort the claim of justice is heard, I believe that democracy is the winning cause, and that you cannot fool all the people all the time, as President Lincoln said. They will find out that their interest is not with war but with peace, and not with armaments but with courts of conciliation.

Thirdly, I still put my trust in the arrival of America into the council of Europe, because the traditions of the European nations are so tainted. We do not like to talk about it, but we must talk about it that men may think about it. Think of our traditions in the southeast of Europe, and of the crimes which must be laid to our charge! Think what would have happened if we had not put our money on the wrong horse, and for over half a century maintained and supported Turkey! Think of what would have happened if we had not torn up in the seventies the Treaty of San Stefano, but had allowed things to take their course! The policy was, as Lord Salisbury said, a mistaken policy; he confessed it. The moral results were to saddle us with a responsibility, which we have never half realized, for all the situation which has generated this war in that breeding-plot of wars, the southeast of Europe. No, not because America is better, but because America is free from the complications of Europe, I think we must look with great hope to the arrival of America into European politics; and we must cling to the belief that America cannot withdraw from the peace any more than she

could keep out of the war, and that the arrival of one who is not embarrassed by the complications of old traditions, and can take a free and frank view of the situation, is a great ground of hope.

And, lastly, I should like to be able to appeal to the church. Why have we got away from the ideals of St. Paul? How has it come about that Christianity, of all things in the world, which owed its very beginning to a protest against mere nationalism, should have become so narrow, so restricted, so degraded, as to forget its great voice and to respond so slowly to the appeals? Yet we have responded slowly. Our formal assemblies of the churches have spoken, but it has not become at all a thing which the great mass of Christians are determined to take up. And yet it might have been so. We might have had a league of all churches to behave as one church, to demand the end of militarism and the establishment of that with which indeed the progress and hope of the world can be identified; such a league of all the civilized nations as shall create the supernational authority cognizant of right and justice for all people, and able to enforce itself over any one recalcitrant nation. Meanwhile, the call is indeed the call as of a trumpet to the heart of Christendom. Democracy is so largely preoccupied with its struggles of labor against capital that it forgets, it does not realize, that the far greater enemy is that which is resisting the real establishment of a league of justice among nations. The time is not too late. The fortune of the fray as is being waged in the council chamber at Paris seems to ebb and flow from day to day, irregularly, and now none can tell the issue. There is actually nothing which ought to be in our prayers, and in every bit of influence which we can use, superior in its claim on us to the claim of that in which I believe the permanence of our civilization is bound up—the establishment of a League of Nations worthy of the name.

British Labor Opposes Covenant.

Royal W. France Reports On Situation To Group of United States Senators; 14 Points Are Scrapped, He Says

"The unofficial representative of a group of United States Senators who were anxious to know the attitude of Europe toward the League of Nations covenant, but were unable to go over themselves and find out, sent to them yesterday a report of a European trip from which he has just returned, and informed them in positive terms that British labor is overwhelmingly against the covenant.

Royal W. France, a lawyer of New York, is the man who makes the report. He is a brother of Senator Joseph I. France of Maryland. A large part of his stay abroad was passed in England, where he interviewed a number of leaders of liberal thought and obtained an official expression of the view of the British Labor Party. He gave in an interview the substance of the report he has made to the Senators.

Liberals Are Disappointed.

"It is not stating it too strongly," he said, "to say that the attitude of the liberals, both in England and France is one of bitter disappointment. They had looked to President Wilson as a great liberal leader who would show the world a way out of the abyss of hatred and despair

in which it finds itself. They considered the President's Fourteen Points a basis on which the world could be united and its wounds healed.

"They feel, however, that he has abandoned his position; that the Fourteen Points have been thrown into the scrap heap, and that the Paris Conference, like previous conferences of unholy memory, has degenerated into a scramble for the spoils, which will leave the world embittered and divided and ready for new wars.

"I discussed the question of the proposed League of Nations with William Adamson, leader of the British Labor Party in the House of Commons; with George Lansbury, editor of the Daily Herald, the official organ of the British Labor party; with Arthur Henderson, secretary of the British Labor Party, and with many other persons, both of liberal and conservative views. In no quarter did I find any enthusiasm for the Paris proposal. The executive committee of the British Labor Party met and the following statement represents the official attitude of this party which I believe will soon control the Government in Great Britain.

" 'The joint committee having considered the text of the League of Nations covenant is of the opinion that it is defective in certain important particulars and requires to be amended to bring it into conformity with the proposals of the international working class movement. The League of Nations in order to establish and maintain world peace, must be based on direct representation from Parliaments and not merely from Governments, so as to secure and maintain its democratic character and prevent it being used as a buttress to executive authority; it should include all the nations of the world willing to join in creating it and accepting its obligations.

Some Provisions Needed.

" 'It should contain provisions for control of armaments, definitely declared to be a step toward national disarmament; for freedom of trade, and for carrying into effect an international labor charter. It should impose upon the signatory nations the responsibility of holding colonies and dependencies in wardship for the purpose of training and educating them in the political qualities which will enable them ultimately to practise self-determination; and in accordance with the proposals in the Labor War Aims this provision should apply to all such colonies and not merely those lately under German control.

" 'On these points we regard the League of Nations covenant issued from Paris on February 15 as defective and unsatisfactory, and we are of opinion that the British representatives at the Peace conference should be called upon to propose and support amendments which will alter the scheme in accordance with the above conditions and so make it acceptable to the democracies of the world.

" 'Further, the joint committee is strongly convinced that the immediate and total abolition of conscription in all countries is an inseparable part of a successful league of nations. We consider that the gigantic military estimates recently presented to the House of Commons are conceived in the old spirit which brought about the war and have been discredited thereby; they are calculated to fasten compulsory military service on this country, and as a permanent part of national policy. In our judgment, therefore, the Government should be pressed

to reduce these estimates and to instruct its delegates at the Peace Conference to work for the total and universal abolition of compulsory military service.'

RAISING OF BLOCKADE URGED

"On Sunday afternoon, March 30, I saw a great labor demonstration in Hyde Park, London, in favor of raising the blockade into Germany. It was a most impressive spectacle. There was a gathering estimated by newspaper representatives present to contain at least 100,000 workmen, led by bands and bearing banners on which were inscribed 'Raise the Blockade. We don't Fight Babies,' and similar inscriptions.

"The throng broke up into a great number of meetings, each addressed by different speakers, who depicted in moving terms the suffering of the people, particularly the children, in Germany. The speakers also denounced the withdrawal of allied troops from the country.

"The pity and hatred engendered by the war have given way, so far as the great laboring classes of England are concerned, to a feeling of pity and to a desire for fair play, and the surrender which they feel President Wilson has made to the bitter and violent spirit of the reactionaries of England and France has filled them with the deepest disappointment.

"Time and again I was told that had the President realized the strength of the people and their sincere wish for a peace of justice and understanding he would never have yielded his position. Most of the persons with whom I talked expressed the feeling that great injury has been done to the world by the delay in arriving at a deep resentment at the secretive methods employed by the 'Big Four' at the Paris Conference, after the President's declaration in favor of open covenants openly arrived at."—*New York Sun.*

Dr. O. Melles (Methodist) Gebet für die Deutschen zu dieser Zeit.

Dr. Melle spricht einleitenderweise davon, wie alle am Krieg beteiligten Völker Gott um Sieg anriefen, und fragt dann angesichts des Zusammenbruchs Deutschlands: „Sind ihre, d. h. der Feinde Deutschlands, Gebete mächtiger und glaubensvoller gewesen als die unsrigen? Hat Gott sie erhört und uns nicht?" Er erklärt dann, es könne sich bei den wahren Betern nicht darum handeln, irdische Ziele zu erzwingen, sondern darum, daß das Reich Gottes komme. Diesem Zweck aber müssen irgendwie auch Kriege und Revolutionen dienen. Eben darum hätte jeder rechte Beter während des ganzen Krieges rufen müssen: „Dein Reich komme, dein Wille geschehe," und: „Herr, hilf, daß trotz Krieg und Blutvergießen, trotz Haß und Ungerechtigkeit dein Reich komme." Das Reich Gottes aber sei die Herrschaft Christi in den Herzen der Menschen.

„Ich muß es jetzt bekennen," fährt Dr. Melle fort, „daß mir besonders im Anfang des Krieges der Gedanke Freude machte, daß Gott uns den Sieg zuwenden würde und mit dem Siege vermehrten Einfluß in der Welt. Für mich aber bedeutete mehr Einfluß eine bessere Gelegenheit für unser Volk, das teure Evangelium von Christus in die Völkerwelt des nahen und fernen

Ostens zu tragen. . . . Aber nun kam die furchtbare Katastrophe. Wir sind mehr als geschlagen; eine Demütigung verdrängt die andere. Nicht mehr Einfluß haben wir, sondern wir sind verachtet unter den Nationen, wie es kaum je ein anderes Volk war; und selbst unsere Freunde während der Zeit unserer Erfolge schmähen uns als „Hunnen' und Verbrecher. Hat Gott uns vergessen? Nein, und tausendmal nein! Unsere schreckliche politische Lage darf uns den Blick auf ihn und für seine Wege nicht verdunkeln! Ein verlorener Krieg ist nicht das größte Unglück.

Wir sind in der traurigsten Periode unserer Geschichte; aber diese dunkeln Jahre sind vielleicht in Gottes Augen nichts als der notwendige Wendepunkt zu einer neuen Aera. Sie sind vielleicht nur ein dunkler Tunnel, der in eine Landschaft von Licht und Schönheit führt. Der deutsche Christ, der sein Volk liebt, kann nicht blind sein gegen dessen Sünden. Beherrschte nicht der Unglaube die Massen? Die Reichen waren voll der Güter dieser Welt und führten ein Leben des Luxus und des Vergnügens. Die Armen waren nicht weniger unter der Gewalt des Mammons als die Reichen. Sünden gegen Gottes Gesetze wurden als natürliche Rechte, ja selbst als Tugenden erklärt. Maßloser Stolz war überall zu finden. Was wäre aus uns geworden, wenn wir einen glorreichen Sieg errungen hätten?

Sind nicht etliche der größten Völker des Altertums bald nach ihren glänzendsten Siegen in ihren Ruin gestürzt? Aber Gott will nicht unsern Ruin, noch den Tod unserer Nation! Darum hat er uns in den Tiegel geworfen, daß wir geläutert und unsere Aufrichtigkeit, unser Glauben und unsere Liebe bewährt würden. Die Zeit ist nun für uns da, trotz Verleumdung und Haß vor der ganzen Welt den Beweis zu liefern, daß die deutschen Christen stark genug sein werden, still zu sein, denen, die sie schelten, zu vergeben, für sie zu beten, zu glauben, zu hoffen und — zu lieben. Unser Volk war immer am größten in den Zeiten der Erniedrigung und Not. Unsere besten und größten Taten waren aus der tiefsten Not geboren. Es ist vor allem wichtig, daß das Volk nicht in Nacht und Zweifel sinke, sondern seinen Weg zurück finde zu seinem Gott, der trösten, helfen und heilen kann. . . .

Der Gedanke sollte uns nicht zu sehr niederdrücken, daß nun viele unserer Missionsunternehmungen von den Amerikanern und Engländern übernommen werden, und daß die Missionare dieser Nation vielleicht nun eine größere Gelegenheit und offenere Türe für ihre Arbeit haben werden als wir Deutsche. Wer weiß, was Gott für Pläne hat für uns und — für die andern! In Gottes Reich gelten andere Gesetze als in den Königreichen und Republiken dieser Welt. Was Menschen als Fortschritt erscheint, ist in Gottes Augen vielleicht ein Fehlschlag; und was wir als eine Gelegenheit zu größerem Einfluß ansehen, mag in Gottes Ohren das Grabgeläute für das ganze betreffende Werk sein. Hat Gott jemals nach dem Sinn der Massen dieser Welt gearbeitet? Hat er nicht gewöhnlich das erwählt, was nichts galt vor der Welt? Der Gedanke ist mir zum großen Trost gewesen, daß Gott das Fundament seines Reiches nicht durch Männer aus dem siegreichen, weltbeherrschenden römischen Kaiserreich legen ließ, sondern durch Männer aus dem unterdrückten, verhaßten, geschmähten Volk Israel. Matthäus und Petrus, Johannes und Paulus, Markus und Jakobus haben die Welt nicht mit Flotten und Armeen, noch durch Wissenschaft und Organisation überwunden, sondern durch die Kraft Jesu Christi, d. h. durch die Kraft des

Glaubens und der Liebe. Wir brauchen, um ein Missionsvolk zu sein und zu werden, nicht weltlichen Einfluß, sondern innere Kraft und einen heiligen, geläuterten Charakter.

O Volk, das einst Männer hatte wie Luther, das in der Zeit der Reformation ein Licht und Salz der Erde war, sei eingedenk der besonderen Gaben, die dir anvertraut sind. Fasse die Hand des Vaters, die dich schlägt; es ist die Hand der ewigen Liebe. Sei stark, stark in der Macht seiner Stärke. Die Lasten auf deinen Schultern werden deine Kraft nur heben. Die Sonne deiner Trübsal wird deine besten Fähigkeiten zur Blüte bringen. Deine tiefe Demütigung — wenn du nur in aufrichtiger Herzensbuße wie der verlorene Sohn zu deinem himmlischen Vater zurück kehrst, wird dich zu einer weit besseren Herrlichkeit führen als die, welche diese Welt kennt, zu seiner Herrlichkeit. Und an jenem großen Tage wirst du jenseits des Jordans der Zeit es dankend und triumphierend bekennen: „Wir haben einen Gott, der Gebete erhört." („Apol.")

Ein Notschrei und Hilferuf aus Ungarn.

Bekanntlich ist das ehemalige Königreich Ungarn infolge des Krieges mit Zerstückelung bedroht. Das würde dem dortigen **evangelischen Protestantismus** verhängnisvoll. Der römisch-katholische **Tschechenstaat** will das nördliche Ungarn mit seinen 800,000 Lutheranern sich einverleiben, **Rumänien** will Siebenbürgen unter seine Herrschaft bringen, und **Serbien** begehrt Süd-Ungarn, wo etwa 200,000 Protestanten sind. **Oesterreich** streckt auch noch nach etlichen Komitaten des Landes seine Hände aus. Da sieht es um die Zukunft des Protestantismus, der eine dreihundertjährige Leidensgeschichte hinter sich hat, übel aus. Sowohl sein Glaube wie seine höhere Kultur sind schwer bedroht.

Schon im verflossenen Christmonat erließ die ungarische Universität in Budapest einen Aufruf an alle Universitäten des Auslandes, deren Aufmerksamkeit auf den fatalen Umstand lenkend, daß Uebergriffe der slavischen Stämme auf magyarisches Siedelsgebiet den Untergang der höheren magyarischen Kultur und der evangelischen Kirchen in den besetzten Ländereien mit sich bringen müßten.

Seither haben Abgeordnete der protestantischen Gemeinden Ungarns den Weg zu uns gefunden, hoffend, in der reformierten Schweiz Verständnis und Teilnahme zu finden für die so gefährdete Lage des ungarischen Protestantismus, und womöglich ein brüderliches Eintreten für denselben herbeizuführen.

Vor uns liegen zwei Flugschriften: „**Aufruf der Siebenbürger christlich-magyarischen Kirche helvetischen Bekenntnisses an ihre ausländischen Glaubensbrüder,**" und: „**Appell der ungarischen Protestanten an ihre Brüder in den Ententeländern.**" Sie enthalten, nebst der sachlichen Schilderung der Lage, ergreifende Dinge von Kämpfen und Leiden bis aufs Blut um des Gewissens willen, von dunkler Tragik, und von herzlichen Bitten um moralische Unterstützung.

Die Vertreter der **reformierten Siebenbürger** erblicken in den rumänischen Annexionsbestrebungen eine schwere Gefahr für den magyarischen Protestantismus, der immer noch voll Kraft, mit Glauben und Hoffnung erfüllt ist und seine **geschichtliche Verantwortung** spürt. Seit 400 Jahren bestür-

ten, diese östlichen **Wachtürme** des evangelischen Christentums. Sie konnten sie nicht umstürzen. Bald gegen den muselmannischen, bald gegen den orientalischen, bald gegen den pravoslavischen Fanatismus, schützte die westlichen Brüder der magyarische Protestantismus. Er widerstand 400 Jahre der katholisierenden Agitation der Habsburger und überlebte diese gestürzte Dynastie. In 566 Muttergemeinden, 100 Diasporagemeinden, mit 600 kalvinischen Schulen, in 260 Gemeinden mit 250 lutherischen Schulen, in 100 mit sozianianischen Schulen wird in Siebenbürgen das Evangelium verkündet.

Außerdem hat die reformierte Kirche Siebenbürgens eine theologische Fakultät, drei Lehrerpräparandien, sieben Gymnasien und zahlreiche Kulturinstitutionnen. **„Es sind solche Werte, solche Festungen der Sache Christi,“** bemerkt der Aufruf, **„daß sie fahren lassen, eins wäre mit der Verleugnung des evangelischen Protestantismus.“** In den 26 östlichen Komitaten, welche die Rumänen für sich beanspruchen, leben nach der Volkszählung des Jahres 1910 1,546,587 Protestanten, wovon 1,044,623 zur reformierten oder presbyterianischen, 412,102 zur lutherischen und 69,872 zur unitarischen Kirche gehörten. Von dieser Zahl entfallen auf die 15 Komitate Siebenbürgens 696,089 Protestanten, von denen wiederum 399,312 Presbyterianer, 229,028 Lutheraner und 67,792 Unitarier sind. Die Presbyterianer und Unitarier sind fast ausnahmslos Ungarn und Magyaren. Die Lutheraner in Siebenbrügen sind, abgesehen von wenigen Tausenden Magyaren in Brasso (Kronstadt), Deutsche; im eigentlichen Ungarn rekrutieren sich die Lutheraner aus Magyaren, Slowaken und Deutschen. **Unter all diesen Protestanten finden sich nun einzig und allein 3536 Seelen, deren Muttersprache rumänisch ist;** eine Annexion der anderthalb Millionen Protestanten seitens Rumänien hätte also zur Folge, daß alle diese Menschen, die nach Religion und Rasse mit Rumänien nicht das Geringste zu tun haben, unter rumänischer Oberhoheit geraten würden. Die Protestanten machen 22.3 Prozent der Gesamtbevölkerung von 6,841,379 Seelen der 26 östlichen Komitate aus, während sie in Siebenbürgen mit 2,678,367 Seelen 26 Prozent der Landbevölkerung bilden.

Dazu tritt, daß die Protestanten nach **Kultur** und **Bildung** auf einer weit höheren Stufe als die andern Konfessionen stehen, besonders der zwei orthodoxen Kirchen, deren Anhänger meistens Rumänen sind. 78.2 Prozent der Protestanten des östlichen Landesteiles im Alter von sechs Jahren und darüber konnten nach der Volkszählung von 1910 lesen und schreiben, während sich dieser Prozentsatz für die Griechisch-Katholischen und die Griechisch-Orientalen derselben Altersstufe nur auf 34.9 Prozent beläuft. Das Gleiche gilt auch für Siebenbürgen, wo 75.5 Prozent Protestanten und nur 33 Prozent der beiden andern Konfessionen lesen und schreiben können. Aus diesen Angaben geht die **große intellektuelle Ueberlegenheit der Protestanten** deutlich hervor, und es wird noch lange dauern, bis die Rumänen in Siebenbürgen den gleichen Erfolg aufweisen können.

Rumäniens **Unduldsamkeit in religiöser Beziehung,** die in der Verfolgung der Juden und in der systematischen Rumänisierung der Katholiken zum Ausdruck gelangt, ist bekannt. Sie bilden eine große Gefahr für das religiöse Leben und die religiöse Freiheit der Protestanten. Um so mehr erscheint es als ernste Glaubenspflicht jedes Protestanten, gegen die Annexion ungarischer Landesteile seitens Rumäniens seine Stimme zu erheben.

Als im Jahre 1848 der magyarische Reichstag die Gleichheit aller aus-

sprach, was vor allem den bisher unterdrückten Rumänen Ungarns zugute kam, da war die erste Tat der befreiten rumänischen Brüder, daß sie den zurückgebliebenen Teil der auf die Schlachtfelder ausgezogenen Magyaren, die Greise, die Frauen und Kinder niedermetzelten, Städte, Dörfer, besonders die Häuser und Höfe des magyarischen reformierten Gemeinadels einäscherten. Durch diese herodianische Tat gingen achtzig reformierte magyarische Gemeinden zugrunde, und die einst blühenden, zahlreichen Muttergemeinden fristeten trauriges Diasporaleben, kaum einige Seelen zählend. Durch diesen Massenmord ist das Zeitverhältnis vielerorts anders geworden, so im Herzen Siebenbürgens, im Maroser Tal, der Gegend von Gyulafehervar (Karlsburg), welche zur Zeit der alten reformierten Fürsten in ganz Siebenbürgen die magyarischste Gegend war. **Die Führer aber dieser Raub- und Mordzüge bezogen von den Habsburgern bis zu ihrem Lebensende Pension, und ihre Gräber sind Wallfahrtsstätten der siebenbürgischen Rumänen geworden.**

Im Weltkrieg hatten die Magyaren die furchtbarsten Blutverluste. Man stellte sie an jeden gefährlichen Posten. Den Slaven war ja nicht zu trauen. Die rein magyarischen, größtenteils kalvinistischen Gebiete: Szekler, Kumaner, Hajduker und die besten des Somogyer Komitats warten in fremder Erde als Opfer fremder Interessen auf die versöhnungsvolle Auferstehung, und während in ihrer verheerten Heimat kaum ein zum Militärdienst „Untauglicher" sich aufhält, fangen die aus politischen Gründen nicht ins Feuer geschickten oder schnell gefangenen gut konservierten Soldaten jener Nationalitäten mit frischer Kraft an, den Grund zu legen zu ihrer neuen Welt.

„Das nannten wir die dunkle Tragik, welche über dem Haupte unserer armen Nation schwebt. Acht Jahrhunderte hindurch schützen wir mit unserm Blut, unsere eigenen Interessen hintansetzend, die Zivilisation des Westens; jetzt wollen sie im Namen dieser Zivilisation unsern ohnmächtigen Leib lebendig zerstückeln.

Christliche Brüder! Wäre das gerecht, daß jener Protestantismus, dessen Urfeind und drohender Verderber das Haus Habsburg gewesen, jetzt um der aufgenötigten, aber ehrlichen Verteidigung der Habsburger Politik willen einfach vernichtet würde? Blutend und zerrissen zwar, aber wir schlugen uns vierhundert Jahre hindurch aus den eisernen Krallen des römischen, osmanischen, Habsburgschen Imperialismus heraus, und jetzt werden wir im Tore der Freiheit gefangen von einem orientalischen, despotischen Imperialismus."

Es ist allerdings ein Stück von erschütternder Tragik, das sich da vor unsern Augen abzuspielen beginnt. Sollen diese hochgesitteten, evangelischen Gemeinschaften unter der Herrschaft fanatischer, roher Völker fallen? Aber was können wir tun, um diese Entwicklung zu hindern? Die Macht dazu, vielleicht auch die Pflicht, liegt bei den großen protestantischen Nationen, die als Sieger aus dem Krieg hervorgegangen, liegt bei den **Briten** und **Amerikanern.** So laßt uns wenigstens den herzbeweglichen Hilferuf aus Osten kräftig weiter geben nach Westen. Er soll die angelsächsischen Völker erreichen und erweichen! („Brosamen.")

Positive Theology in German Universities and Churches.

In the November issue of *Kirchliche Zeitschrift*, 1918, I have given a statement about the positive theology of Germany. We quote from that:

"By representatives of positive theology we understand those that accept and confess Christ as the eternal son of God. In classing them we men die Wellen der orientalischen Religionen die magyarischen Protestan= base our conclusions on writings either published by individual theologians or whose having originated within this or that camp of the church can be documentarily established. Where the case is in doubt, we do not count the author under discussion among the representatives of positive theology in order to avoid the appearance of exaggerating the number of the latter.

"In March, 1913, the theological faculty at *Berlin* comprised 10 ordinary professors, 2 ordinary 'Honorar' professors (professors who instead of regular salaries are paid in fees), 5 extraordinary professors and 8 fellows. Two of the ordinary professors confessed the eternal sonship of Christ emphatically (Kleinert and Mahling), two of the ordinary Honorar-professors (Stack and Kawerau) and 1 of the fellows; Seeberg is wavering. *Bonn* at that time had 8 ordinary, 2 extraordinary professors and 2 fellows. Of these 4 ordinary professors (Koenig, Goebel, Ecke, Pfennigsdorf), 1 extraordinary professor (Weber) and 2 fellows (Strathmann and Bohatec were champions of positive theology. The faculty of *Breslau* consisted of 6 ordinary professors, 1 ordinary Honorar-professor, 3 extraordinary professors and 2 fellows. Of these, 5 ordinary professors (Kropatscheck, Rothstein, Steinbeck, Hoenecke, Arnold), 1 ordinary Honorar-professor (C. v. Hase), 1 extraordinary professor (J. von Walter) and 1 fellow (J. Hermann) counted themselves to the ranks of positive theology. *Erlangen* had 8 ordinary professors, 1 extraordinary professor and 2 fellows. They all confessed the eternal sonship of Christ (Zahn, Kolde, Caspari, Lotz, Bachmann, Wohlenberg, R. Gruetzmacher, Mueller, Jordan, W. Caspari, Behm). *Giessen* had 5 ordinary professors, 1 extraordinary professor, 1 fellow and 1 'Repetent'. They all represent modern theology (Volirath?). In *Goettingen* there were 7 ordinary professors, 3 extraordinary professors and 2 fellows. Of these 6 ordinary professors (Knocke, Bonwetsch, Kuehl, J. Meier, Mirbt, Stange) were adherents of positive theology. The faculty at *Greifswald* comprised 7 ordinary and 2 extraordinary professors and 1 fellow. Of these 6 ordinary (Schultze, Hausleiter, Kunze, Wiegand, Procksch, Dunkmann (v. d. Goltz?) and 2 extraordinary professors (Koegel, Alt) are positive theologians (Fellow Seeberg?). *Halle* had 9 ordinary and 3 extraordinary professors and 3 fellows. Of these 4 ordinary professors (Hering, Feine, Lluetgert, Hausleiter) (Cornill? Eger?) and 2 fellows (Lang, Hoelscher) belong to the ranks of positive theology. Of the 10 professors in *Heidelberg* (6 ordinary, 2 extraordinary, 2 fellows), 1 ordinary professor (Lemme) and 1 extraordinary professor (G. Gruetzmacher) belonged to the circles of positive theology. All 7 professors in *Jena* were liberals. *Kiel* had 6 ordinary professors and 1 extraordinary professor and 3 fellows. Of these, 4 ordinary professors (Klostermann, Muehlau, Schaeder, Leipold) and 1 fellow (Weinrich) were positive theologians. Of the 12 professors in *Koenigsberg*, 4 ordinary professors Jacobi, Benrath, Uckeley, Juncker (Schulze?) and 1 extraordinary professor (Lezius) were positivists. The faculty at *Leipzig* consisted of 10 ordinary professors, 2 ordinary Honorar-professors, 4 extraordinary professors and 3 fellows. Of these 7

ordinary professors (Hofmann, Haupt, Kittel, Ihmels, Renstorff, Althaus, Frenzel) were of the positive school. (Brieger?, Soederblam?); also 2 Honorar-professors (Gregory, Paul), 2 extraordinary professors (Schnedermann, Dalmann) and 1 fellow (Jeremias). The 11 members of the faculty at *Strasburg* were all liberals. *Marburg* among its 7 ordinary professors had, in Bornhaeuser and Boehmer, two undaunted representatives of positive theology. The faculty of *Rostock* was entirely positive (Schulze, Hashagen, Walther, A. Seeberg. Sellin, Mandel, Glawe). Of the 10 members of the faculty at *Tuebingen* 3 ordinary professors belonged to the positive school (Schlatter, Wurster, Traul; Volz (extraordinady?). Similarly the directors of the theological seminaries (where many theological students upon graduation from the university take up post-graduate work) in Berlin, Wittenberg, Kloster Loccum, Altenburg, Muenchen, Leipsig, Herborn, Soest, Eichsburg, Preetz, Wolfenbuettel, Naumburg, Schwerin belonged to the positive school. The direction of the affairs of the church in Bavaria was in the hands of the positive school. In Prussia the same is the case in many, probably a majority of the districts. Even the supreme head of the church in Baden in a solemn hour, about a year before his death, made confession of his belief in the divinity of Christ in the parliament, tho it is probable that he was the only member of the staff to do so. Praelat Schmitthenner his successor is also a representative of the old faith.

"The 15 members of the '*Deutsche Evangelische Kirchenausschuss*' were, with the exception of 2 or 3 members, men who confessed the eternal sonship of Christ. The same may be said, with only a few exceptions, of the 46 members of the 'Deutsche Evangelische Kirchenkonferenz' (Eisenach). Bezzel was for years its president.

"The most prominent periodical of positive theology (*Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung* and *Neue Kirchliche Zeitschrift*) enjoyed such a great patronage that they even continued to flourish, when in the course of the war, one after another of the liberal papers became financially embarrassed, and some of them, at least, had to be discontinued. In the ranks of historical theology the leaders were such men as Hauck, Kolde, Seeberg, who were fully the peers of Harnack. In the ranks of New Testament exegesis and patristic researches, Zahn towers considerably above all the rest. In the ranks of the Old Testament exegesis the lone hunter Klostermann has at least revealed as much erudition and brilliancy of talent as Wellhausen. Ihmels, Stange, Althaus, Heim, Bachmann, Gruetzmacher, are prominent representatives of systematic theology. In the field of Old-Babylonian research Hommel has been quite able to hold his own. Of the practical theologians Renstorff is a man of at least as much erudition as Baumgarten, Smend and Schian.

"In Bavaria and Mecklenburg, at least two-thirds of the clergy are decided positivists. The General Evangelical Lutheran Conferenz was in nearly every part of Germany in a state of healthy growth; The Lutheran Gotteskasten has held its own. The Society for the Presbyterian of the Evangelical Common Schools in Prussia increased its membership; by far the greater part of the surprisingly comprehensive work of the Inner Mission is still in the hands of the positive camp. The in-

terest in the Foreign Mission has also increased. In 1911-1912 statistics showed that 640,630 converts had been won for the Christian Church thru the efforts of German Missions, and that an amount of 8,659,971 marks had been raised by the German Church for this cause. If we exclude the "Allgemeine ev. protestantische Missionsverein' (with its staff of only 5 ordained workers) all the rest of the work of outer missions is conducted by the friends of positivism (with a staff of 962 ordained laborers in the field)."

Because these facts of late, in the interest of the "Reconstruction Drive", have been placed in a misleading light I once more want to call attention to the fact that it is precisely at the universities of the established churches that call themselves Lutheran, that we still find entire theological faculties who stand upon the ground of positive, tho not perhaps in every detail strictly so-called orthodox Lutheranism. Thus Erlangen in Bavaria and Rostock in Mecklenburg. Or, as is the case in other localities, we find that at least the "regular" professors, and they are the ones that give a faculty its peculiar stamp, are either all or, at any rate, in an overwhelming majority enrolled on the side of positive theology; as, for instance, at Leipzig, in Saxony, Goettingen in Hanover and Braunschweig, Kiel in Schleswig-Holstein. I further wish to call attention to the fact, that only in a few of the established Evangelical Churches of Germany has it been made compulsory for the student to attend his home-university and that, wherever this rule is in force, it is always in some "United Church" (outside of Prussia); as a rule every student who wants to do so can attend a conservative university. That of the above mentioned 28 millions there are perhaps 10 millions or more that have severed all spiritual connection with the church in which they were baptized, may be true enough; and that, as far as the church is concerned, now, when it is about to be separated from the state, it will be more of a gain than a loss to also have them sever their formal connection with it, needs no elaborate proof. And equally evident it is that a separation of the liberal elements from those who prefer to remain faithful to the old gospel can only serve to further the unfolding of a truly Evangelical-Lutheran life. Up to the present the number of communicants has ranged from 8.13 per cent of the membership (as in Hamburg) to 63.50 per cent (as in Bavaria). Were we to omit the great industrial cities with their numerous socialist elements and confine ourselves to the rural communities and the smaller towns we should undoubtedly in Bavaria find a general average of 100 per cent, and in many of the rural congregation, if taken separately, two hundred per cent. Thus, for instance, in 1907 the percentage in Oberhessen alone reached as high as 118.2 per cent, while if an average was struck for all of Hessen, including Rheinhessen and Starkenburg, the percentage was reduced to 49.50 per cent. Strange to say, in Mecklenburg-Schwerin and Strelitz, in both of which communities the liberal theology has next to no representatives in the pulpit, the percentage amounted to only 30.9 per cent and 19.42 per cent respectively. If, as a result of the approaching separation of church and state, when new and increased demands will of necessity be made on the willingness of the members to sacrifice of their worldly possessions, it should turn out that even the power of habit is too weak a tie to keep them within the fold of the church, then, in-

deed, the number of Lutherans will be still further reduced. Still, as the church will then be independent of the state, it cannot fail to gain in strength spiritually and thus gradually also be enabled to better unfold its renewed vigor outwardly.

As regards the financial support of the Church and its servants in Germany, we distinguish between 3 classes of pastorates: 1. those in which the revenues (prebends), derived from landed and other property belonging to the living, are quite sufficient both for salaries and necessary improvements, whether the management of the property is in the pastor's own hands or in the hands of the municipality; 2. those whose revenues do not suffice for the above purposes and where, consequently, either the state or the municipality must supply the insufficiency; 3. those (mostly of more recent establishment) deriving no revenue whatever from land or other property, and where the state or municipality must provide all the necessary funds. In Mecklenburg everything is still based on the prebend system. In Prussia the appropriations for church purposes in 1910 were apportioned as follows: For the "Oberkirchenrat" as well as for the consistories and general superintendents (that is, for the administration of the church) 2,031,845 marks; for the churches and for pastors' salaries 23,358,633 marks. Of that amount 2,097,208 marks were for subsidiary salaries for the pastors; congregations unable to raise any funds for church purposes received 6,258,903 marks; 1,200,000 marks went into the fund for the establishment of new pastorates; 8,050,000 marks were for old-age increases of clergymen's salaries; the pastors' pension-fund received 1,600,000 and a similar fund for clergymen's widows and orphans 2,426,239 marks. In addition there were special collections for local purposes.

Disarmament.

The following questionaire will be of interest to our readers:

TO THE EDITORS OF THE RELIGIOUS PAPERS:

Of course you have noticed the attitude of the delegations at the Peace Conference toward the question of disarmament and an international Police force. You have also noted that our delegation is reported to be waiting for criticism from this country concerning its tentative proposals.

In addition to the other considerations which give the Churches a vital interest in seeing that the first step is taken which will lead to disarmament on land and sea, as Social Service Secretaries we are especially concerned with this matter because armies and navies consume the public funds which are needed for the social measure essential to the progress of Christianity.

Knowing full well that you appreciate this matter in all its bearings, we are raising the question whether the time has not now come for the religious bodies of this country to let their voices be heard at Paris in a demand that the Christian ideal of the goals of practical statesmanship, and that the first step toward that goal be now taken, not only upon the land but also upon the sea.

WORTH M. TIPPY, Secretary, Commission on The Church and Social Service—Federal Council of Churches.

HENRY A. ATKINSON, Executive Secretary, Social Service Commission—Congregational.

SAMUEL Z BATTEN, Secretary, Department of Social Service and Brotherhood—Northern Baptist.

PAUL MOORE STRAYER, SECRETARY, Social Service Commission—Presbyterian.

A. W. TAYLOR, Secretary, Commission on Social Service—Disciples of Christ.

HARRY F. WARD, Secretary, Methodist Federation for Social Service.

The complete disarmament of all nations on land and sea, as proposed by the Berne Conference, would seem to be the surest way of securing permanent peace, if permanent peace is within the range of possibilities. Complete disarmament on land and sea would render every nation incapable of waging war, particularly for purposes of commercial, territorial and political aggression. Conscription would be abolished and the nations would agree to maintain a voluntary or professional army sufficient only to maintain domestic peace and tranquility. A certain international police power, made up of proportionate contingents from all the nations, would serve to maintain universal disarmament, the control of munitions manufacture, and the coercion of any obstreperous or aggressive nation.

Economic pressure upon a racalcitrant nation, an international embargo isolating the nation from the rest of the world, would in all likelihood prove to be a most effective and expedite method of bringing it to its senses and cooling its war proclivities. By this method international peace would be maintained without bloodshed.

The freedom of all nations, however, is the first and primary condition of world peace. There can be no prospect of world peace so long as nations are held in bondage and under military rule. It is the height of folly to imagine that any self-respecting nation, however small, will remain content under the tyrannical government of an alien nation. To the honor of human nature, the struggle for liberty never ceases until freedom has been attained. The construction of a league of nations providing for the enslavement of other nations is foredoomed to failure. The conscience of humanity as well as the experience of the ages will repudiate a league based upon international injustice.

The construction of a league of nations which preserves to dominant nations their control and power over subject nations, is sowing the dragon's teeth of hate and war. If nations are given the right to establish their own independent states or to vote for incorporation into another state, they are acting in freedom, as is their inalienable right. Thus and thus only may the Peace Conference avoid perpetrating the same wrong for which they blame the Prussians. One wrong is not remedied by the commission of another wrong. Korea, Ireland, South Africa and a score of other small states are clamoring for freedom and the right of self-determination, without which right national hatreds and wars will eventuate as surely as evil seed bears evil fruit.

The principle of liberty seems so elemental in its ethical quality

that every right thinking man intuitively accords it. There is no historical or other justification for depriving any nation of its liberty. The fact of such deprivation is an indictment of human government. If our age, with its bloody world war, is really to introduce the new era of national self-determination and international peace, it must begin by liberating every nation on earth. There can be no other way toward the attainment of peace and good will among the nations.—*A. L. Survey.*

The Federal Council of Churches Charged with Cowardice.

By Rev. J. H. Holmes

The war is over—the frenzy of war-madness is subsiding—the reign of terrorization is coming to an end. It is tolerably safe now to say and do what cost reputation, liberty, and perhaps life itself, a few months ago. Is it wholly an unfair suggestion that the Federal Council, knowing all along the real issues involved in the problem of conscientious objection to war, and understanding that its clear duty as a religious body was to vindicate the liberty of conscience, deliberately and wantonly avoided support of basic principles, winked at the suffering of hundreds of honest and heroic men, that it might save itself from the discomfort and danger of an unpopular cause? It's not easy to speak the truth and serve the right at all times! It's perilous business trying to save a victim from a mob; and it's dreadfully foolish, is it not, to stand by the victim in his agony and die with him? How much better and wiser to practice patience, even tho martyrs suffer the while; and then, when the excitement is over, save whatever may be left! After all, one gets just as much credit for fidelity from building tombs to dead prophets as from perishing with live ones—and it's so much less bothersome and painful! Seriously, as one who knows something about the inside history of the relation of the Federal Council to the problem of conscientious objectors, I charge the men at the head of this body with cowardice and hypocrisy. They are guilty of the final indecency—that of doing late and in security, as tho of their own accord, what they refused to do at some cost, when the honor and lives of men were hanging in the balance. And these are they who take the name of him who "set his face steadfastly toward Jerusalem," and carried his cross to Calvary!

It would hardly be worth while to speak of this matter, perhaps, were it not for the fact that this action of the Federal Council is symptomatic of what may now be expected from the churches of this country. Thruout the period of the War, these churches, with shocking unanimity, prostituted themselves to the work of hate. That they should oppose the War was not to be expected. That they should devote themselves, so long as the tragedy of the War was with us, to preserving some measure of understanding and goodwill in the world, to preaching unfalteringly that ideal of brotherhood which mankind must soon or late return if it would live, to seeking those ways and means of constructive spiritual reconciliation thru which alone a society shattered by the shock of war, can be permanently rebuilt—this was certainly to be expected! As a matter of fact, however, the churches rivalled the security leagues and national defense councils in the fell business of fostering hate, sowing bitterness, and persecuting nonconformity. There was not an atrocity

against the soul of man, not a blasphemy against the holy spirit of God, of which they were not guilty . And now, in a very few weeks, we shall behold these same churches, with their smug priests and laymen, coming forth in the security of a peaceful world, to talk again of tolerance, the free conscience, justice and love! "Of what value or utility are the principles of peace and forgiveness," asked William Lloyd Garrison, "if we may repudiate them in the hour of peril and suffering?" The answer is easy—these principles are infinitely useful that we may proclaim them in the hour of safety and ease, and thus acumulate repute for virtue!

In his installation sermon on "The True Idea of a Christian Church," preached in Boston on January 4, 1846, Theodore Parker referred to the "do-nothing" attitude of the church toward potent evil and unpopular injustice. "Is the church to say nothing, do nothing?" he asked. "Men say so," he replied; "that way alone is 'safe'!" "But if I thought so," he continued, "I would never enter the church but once again, and then to bow my shoulders to their manliest work, to heave down its strong pillars, arch and dome, roof and wall, steeple and tower, tho like Samson I buried myself under the ruins of that temple which profaned the worship of God most high. I would do this in the name of man; in the name of Christ; I would do it; yea, in the dear and blessed name of God." This terrific denunciation comes inevitably to my mind as I survey the inaction of the churches at the time when action was at once most needed and most dangerous, and their now eager effort to function. As usual, they are playing safe both ways! —*New Republic.*

Die Kinder Europas am Ende des Krieges.

Ein Brief von Bischof John L. Nuelsen an unsere Sonntagschul-Behörde.

Es ist klar, daß die christliche Sonntagschule eine größere Aufgabe vor sich hat, als man noch vor kurzem annahm. Sie hat einen großen und bestimmten Beitrag zum Wiederaufbau Europas zu liefern. Was kann die Sonntagschulbehörde der Bischöflichen Methodistenkirche dabei tun?

I. **Eine neue Literatur schaffen.** In allen Ländern, wo die Bischöfliche Methodistenkirche vertreten ist, sollte das Sonntagschulwerk gekräftigt werden durch Beschaffung einer ausgiebigen, anziehenden Literatur von hohem sittlichen Charakter und von gesunder intellektueller Faser. Der heillose Einfluß der Kriegsbilder und Kriegsgeschichten muß überwunden werden durch eine Literatur, welche sich an die besten und edelsten Triebe wendet, welche die Empfindungen in die Wege edeln Denkens leidet und welche zum Helfen und Dienen drängt. Diese Literatur darf nicht im engen Sinn des Wortes national sein. Sie muß die besten Züge und Ideale nationalen Lebens erfassen, zugleich aber den Nationalismus der Lösung der großen Weltprobleme dienstbar machen. Sie muß mit Bedacht Haß, Rache und Bitterkeit bekämpfen und den jugendlichen Geist empfänglich machen für die größeren, tieferen Wahrheiten der Gerechtigkeit, des Mitgefühls, der Vergebung, der Liebe.

Neulich erschien ein Buch von grausamen Geschichten. Es ist gewidmet „dem heranwachsenden Geschlecht, damit es nicht vergesse." Wir müssen eine neue Literatur für die Knaben und Mädchen schaffen, damit sie vergessen. In

manchen neutralen Ländern fand man es für nötig, Kriegsgeschichten zu sammeln und unter den Schulkindern zu verbreiten, die von Feinden erwiesenen Taten der Liebe, der Vergebung und der Hilfe erzählen. Das geschah im Interesse des Selbstschutzes, um die Kinder zu wappnen gegen die Propaganda des Hasses, den beide Gruppen der kriegführenden Nationen betrieben haben und vielfach noch betreiben. Die Sonntagschulbehörde kann ebenfalls behilflich sein in der Auswahl, Publikation und Verbreitung von Literatur in Ländern, wo wir als Kirche noch nicht vertreten sind, wie z. B. in allen in Ost-Europa gelegenen.

II. **Lehrer erziehen.** Die Schwäche unserer europäischen Sonntagschulen liegt im Mangel an kompetenten Lehrern. Unter unsern Mitgliedern haben wir verhältnismäßig wenige junge Leute, die eine höhere Ausbildung genossen haben. Wir haben nur eine sehr beschränkte Anzahl vorgebildeter Lehrer. Unsere Mitglieder sind gottgeweiht und arbeitsbegierig. Die Hingebung vieler unserer Sonntagschullehrer an ihre Knaben und Mädchen ist rührend; und der Einfluß, den sie ausüben, ist heilsam. Allein wir brauchen besser vorgebildete Lehrer. Wir brauchen mehr wirkliche Führer. Die Sonntagschulbehörde könnte in jeder Konferenz einen aufgeweckten und tatkräftigen, intellektuell gut ausgerüsteten und berufsmäßig durchgebildeten, von echter Frömmigkeit durchdrungenen jungen Mann, anstellen, dessen eine Aufgabe es sein sollte, durch Unterrichtskurse, Besuche, Korrespondenz und Literatur ein Lehrer der Lehrer zu sein. Es müßten ihm genügend Mittel zur Verfügung stehen, ein Werk zu tun, welches wirklich der Mühe wert ist. Steht ein solcher Mann nicht augenblicklich in Sicht, stelle man den besten an, der zu haben ist, und bilde dann einen andern berufsmäßig zum Fachmann vor. In Amerika war es möglich, das Werk der Lehrererziehung von einem Ort aus zu leiten. In Europa aber brauchen wir einen Mann und eine Hilfs-Zentralstelle in jedem Land.

III. **Führer erziehen.** Ich bin überzeugt, daß sich die Methodistenkirche weit mehr, als es geschieht, bemühen sollte, aus den verschiedenen Völkern heraus Führer für sie zu bilden und ihnen zu geben, die hernach eine leitende Stellung im Volksleben einnehmen könnten. Die Organisation der Gesellschaft, der Zutritt zu den Professionen, die Erziehungssysteme Europas unterscheiden sich von unsern amerikanischen Verhältnissen sehr. Es ist dort weniger Spielraum für Individualität, eine größere Last althergebrachter Gebräuche. Die Klassenunterschiede sind scharf markiert. Es ist in Europa viel schwieriger als in Amerika für den Sohn eines armen Mannes, sei er auch noch so aufgeweckt und versprechend, sich zu einer höheren gesellschaftlichen Stellung empor zu arbeiten. Es ist ihm unmöglich ohne Hilfe von Stiftungsfonds, von einer Organisation oder Privatperson. Die Staatskirche und andere Organisationen sind hinreichend mit Fonds versehen, mittellose Jünglinge und Jungfrauen zu unterstützen und es ihnen zu ermöglichen, Studien an höheren Schulen und Universitäten zu betreiben, um später Stellen der Führerschaft einnehmen zu können. Die Methodisten in Europa haben leider nichts derart. Infolgedessen haben wir sehr wenige Leute geliefert für die höheren Stellen der Führerschaft; im Gegenteil, wir haben eine Anzahl sehr begabter junger Leute verloren, welche das Zeug und das Verlangen hatten, sich eine Seminar- oder Universitätsbildung anzueignen, denen aber nur andere Organisationen die Gelegenheit dazu zu bieten vermochten.

Die Katholiken greifen arme Knaben auf, welche das Zeug haben zu späterer intellektueller Führerschaft. Sie erziehen sie und ermöglichen ihnen den Eintritt in die Professionen. Da solche junge Männer wissen, daß sie ihre Ausbildung und Stellen ihrer Kirche verdanken, bleiben sie lebenslang treue Unterstützer derselben. Die Lutheraner, die Juden und andere Organisationen befolgen denselben Plan. Aber wir Methodisten stehen da beklagenswert im Hintergrund. Wir können nie erwarten, viel Einfluß auf das intellektuelle Leben Europas zu gewinnen und unsere volle Pflicht unserer Jugend und den Ländern, in denen wir wirken, gegenüber zu erfüllen, wenn wir nicht einen Weg finden, die intellektull begabtesten unter unsern jungen Leuten zu unterstützen und es ihnen möglich zu machen, sich wissenschaftlich für höhere Stellungen vorzubilden, auf welche ihre Begabung und ihr Wunsch sie weisen. Im westlichen Europa bedürfen wir deshalb einen Erziehungsfonds; und im östlichen, wo das Schulwesen weit weniger hoch entwickelt ist, haben wir die Gelegenheit zu einem wesentlichen Dienst durch Gründung einer erstklassigen höheren Lehranstalt.

IV. **Hilfe für leibliche Bedürfnisse.** Das augenblickliche und dringendste Bedürfnis ist das nach reichlicher Versorgung der unterernährten Millionen von Kindern in Europa mit nahrhaften Speisen. Diese Hilfe muß sofort kommen. Kommt sie nicht, so hat es wenig Zweck, von Sonntagschulen und höheren Bildungsanstalten zu sprechen. Ich fühle mich gedrungen, die Notwendigkeit augenblicklicher Hilfe mit größtem Nachdruck zu betonen. So bedenklich der Verlust von Millionen Männern durch den Krieg erscheint, so ist doch die Gefahr, welche die Welt durch eine ganze Generation von physisch geschwächten, blutarmen, nervösen Knaben und Mädchen bedroht, viel ernster. Und diese Gefahr ist sehr wirklich. Unsere europäischen Sonntagschulen hatten den Gebrauch, durch Verabreichung von Kleidung und Nahrungsmitteln armen und bedürftigen Kindern dann und wann zu helfen. Innerhalb der nächsten Monate sollte dieses in ganz großem Maßstab geschehen. Geld können die Sonntagschulen Amerikas den Sonntagschulen Europas nicht senden, aber dafür solche Dinge, welche gegenwärtig nicht für Geld in Europa zu bekommen sind, wie Mehl, Speck, kondensierte Milch, Zucker. Das klingt wohl sehr prosaisch, das sind aber für das Jahr 1919 die Lebensmittel, die vor allen andern nötig sind. Eine Agentur, um diese Nahrungsvorräte an die verschiedenen Sonntagschulen zu verteilen, kann leicht geschaffen werden.

Auf Jahre hinaus müssen umfassende Vorkehrungen getroffen werden, um die Kinder Europas physisch zu stärken. Wir sollten Ferienkolonien haben; sollten Dutzende von Kindern der Großstädte auf etliche Wochen auf das Land senden, sollten abgearbeitete Mütter mit ihren Säuglingen ans Seeufer oder ins Gebirge schicken und während ihrer Abwesenheit für die Väter und älteren Kinder, die daheim bleiben, Sorge tragen. In kleinem Maßstabe haben wir das während der letzten paar Jahre getan. Und nun haben wir die Gelegenheit, es in größerem Maßstab zu tun. Dazu brauchen wir jedoch Geld. Die Sonntagschulbehörde kann einen hervorragenden Dienst leisten, wenn sie eine möglichst große Geldsumme verwilligt, um es der Kirche möglich zu machen, den armen Opfern des Krieges behilflich zu sein, einigermaßen wieder zurückzugewinnen, was sie durch die Torheit und Gottlosigkeit ihrer Vorgesetzten verloren haben.

Während der letzten Schreckensjahre habe ich Szenen erlebt, die ich gern vergessen möchte. Ich bekenne aber, daß kein Bild mich mehr verfolgt als die

großen Augen, die bleichen, hohlen Wangen, die Spuren der Schlaffheit jener vielen Knaben und Mädchen, auf denen mein Blick in den verschiedenen Ländern so oft mit Wehmut ruhte. Wir haben mehr als einhunderttausend Schüler in unsern methodistischen Sonntagschulen in Europa. Sie schauen hinüber nach Amerika um Hilfe, aber nicht nur für sich selber, sondern um Hilfe, die es ihnen möglich macht, auch andern zu helfen. Nächst dem Roten Kreuz kenne ich keine Organisation, welche die Kinder in den verschiedenen Ländern so rasch und wirksam erreichen kann als die Sonntagschulbehörde durch die methodistischen Sonntagschulen mit ihrem Heer von Predigern, Superintendenten, Lehrern, Beamten und Schülern.

Zürich, Schweiz, Dezember 1918. („Apol.")

BOOK REVIEW.

(When ordering books, please mention this Magazine.)

NOTE—Reviews, when not signed, are by the Editor.

Missionary Education in Home and School by *Ralph E. Diffendorfer*. The Abingdon Press. 1917. 407 pages. $1.50.

This is one of the "Manuals of Religious Education for Parents and Teachers," edited by C. F. Kent and H. H. Meyer. It is now generally conceded that the Sunday school should awaken and cultivate the missionary interest of its pupils. This can be done whenever the lesson subject presents an occasion or on regular mission Sundays. The aim of the present author is, however, much higher. According to him every Christian, young and old, should be a missionary influence. To make this ideal a reality the School as well as the Home will have to adopt and carry out a new pedagogical policy. As things are today, missionary responsibility is felt only by a few and missionary activity exerted only on special occasions. The Church should learn from Mohammedans, Mormons and Christian Scientists to make of all her children effective propagandists of her faith in the right way.

The book shows in a very thoro way how this is to be done. In the first part, dealing with "Principles" the psychological training that modern pedagogy would require, is pointed out. The solution of the task is only possible when the right spiritual atmosphere is created in which the missionary spirit develops naturally. To this end the feelings of friendliness, sympathy, helpfulness, cooperation, stewardship, loyalty to the Kingdom, etc., have to receive systematic and all-around cultivation. Especial emphasis is laid on the necessity of giving the respective feelings that are being inculcated at once a chance to be applied and carried out. The author stresses this phase strongly and gives valuable instruction as to how it can be done.

Then in the 2nd part he presents his views how this educational work ought to be done in the various departments. He begins with children under 9 years of age and carries it on to the adult classes. The missionary instruction is to be linked up at all times with the actual en-

vironment and everyday life of the child or pupil. Right relations to the "stranger within the gate" are to be fostered. From the familiar and the near the mind is to be led to the strange and distant. The missionary content of the Bible is to be fully drawn upon. The author does not give the missionary material for a course in any one department. He furnishes, however, full lists of books on missionary topics for each grade. There is a story of a little Chinese girl (in the first department) who would not work with her hands on account of her long nails. She was very proud of those because they betokened the social rank of her father. What she finally resolved to do with these nails when Christmas came is graphically told. The whole story is very original and striking. The book is an exhaustive study of the subject.

The Layman in the Itinerancy by *James A. Hensey.* The Methodist Book Concern. 1919. 203 pages. $1.00.

The book deals with a problem concerning the Methodist Church more particularly, but since the position of the layman and his relation to the church is of vital importance to every Protestant Church, it will be read with interest by the outsider also. Why the title is not rather "The Layman in the Methodist Church" than "the Layman in the Itinerancy," is not clear. Perhaps the author wanted to discuss the merits of the Itinerant system, where the choice of the pastor is in the hands of the Bishop and Presiding Elders, not the individual congregation. That system has long seemed to the present reviewer much better than the one prevailing in his own Church. The reason this book has just now come out is doubtless because the question of admitting the layman to the Annual Conferences is before the Methodist Church; but the layman is here studied from every angle, his duties and his rights, his relation to the pastor, the church, mission, and so forth. It is impossible to read this well-written and interesting book without getting an idea of the large possibilities of service the church may yet get out of the layman if she can give him a vision and train him to realize it.

The Great Teachers of Judaism and Christianity by *Charles Foster Kent.* Eaton & Maine, New York. 1911. 166 pages. 75 cents.

This book is not just a recent publication, having come out in 1911. So we have to explain why we discuss such a comparatively old book. The reason is that the "Kent" books have never been reviewed in this department altho they are so popular. So we asked the publishers for one that might serve as a sample of the rest. They sent us this, which is written as a Sunday school manual. C. F. Kent is a scholar who accepts the results of the modern school of bible critics. He believes that the pupils in the Sunday schools, as soon as matured enough, should be initiated into this modern way of studying the bible. He does not, of course claim to be an independent and original contributor to the science of bible criticism, but is satisfied with being one who popularizes the position of modern biblical theology and historical criticism. He is well qualified to do this, as his language is fluent and smooth and his thought clear. In the present book, which appeals to bible school teachers particularly, he reviews the long line of religious teachers in the

Old and New Testaments. He begins with the prophets and takes pain to show that these great men were not simply passive mouthpieces of the Lord but that the demands of times of stress and storm brought them forth. They were sons of their age and at the same time leaders. Here he evidently follows the lines laid out by Geo. Adam Smith (see "The Twelve Prophets" in the "Expositor's Bible"). Then he takes up the work of the Priests. The priests have for nearly a hundred years been under the fire of criticism and not found much favor with their critics. They are said to have cared more for ritual and ceremony than for teaching and conduct. Kent, however, has a good deal to say in their favor. A great many of them were zealous and effective teachers and hyperceremonialism was only a product of later times. A very interesting chapter is the one on the Wise-men or Sages of the later period. These men are well characterized, their methods are explained and their important influence pointed out. The same may be said about the chapter on the Rabbis and Scribes. It takes us down to the very time of Jesus and makes the work and position of these men quite clear. The natural and effective ways of teaching employed by all these men in story, parable, object lesson, question and answer, paradox, allegory, proverbs, gnomic essay and philisophical drama (Job) are interestingly told. In every way he seeks to show that they understood and honored the office of teachers.

As we reach the time of Jesus the Son of man is also chiefly introduced as a teacher, only one of a force, authority and originality not reached by any other. His development and his methods are shown. His work was to give people better ideas of God and their relatives to him. He addressed himself to the individual, not the nation, so Kent claims. He does not do justice to Jesus as a redeemer and saviour. He does say, Jesus makes men and builds character, but the way to do it is by teaching and example, not by an objective redemption, subjectively appropriated. He closes with the apostolic teachers. On the whole an interesting, instructive book, with the wholesome aim of putitng honor on the office of teaching. In some respects it does not sound the depths, but along that one line it is consistent and successful.

A Manual for Home Devotions by *R. C. Cave.* The Standard Publishing Co. Cincinnati. 1918. 141 pages. $1.00.

This is not a book offering meditations for every day of the year as the devotional manual published by our Eden Pub. House recently. it consists of eight chapters of comment on the necessity of establishing an altar in each family. Its teachings are based on the conviction that the welfare of the nation is based on the well-being of the family, and that only the cultivation of Christian faith can give us the realization of a normal, sound and exemplary home. What it says of the blessedness of true homelife and the suggestions it makes on the right methods of educating children is well worth pondering. The homelife is menaced from many sides in these times of commercialism and love of pleasure, and it is a tremendous task to safeguard what we still have of a Christian home atmosphere. But to do more and try to rekindle the fire of thousands of home altars more, is an ideal requiring great faith, and he

deserves unstinted praise who correctly endeavors to lend his assitance in the performance of this task. The author has done it nobly. The book is full of noble sentiment in chaste and worthy language. We quote only what he says on "Keeping the Heart": "Ourselves impart to our surroundings the gay or somber hues in which they appear to us. The state of our own soul clothes life with the light of bridal joy, or shrouds it in the gloom of mourning. The heart that is beating out of tune hears no music in the divinest hymn, while the heart that is beating in tune hears the melodies of the everlasting chime rising in tones clear and sweet above all the sounds of human care and strife and toil and sorrow." How well said and how true! He gives a number of prayers selected from the best sources, and in the last chapter Bible readings for every day of the year (by Dr. B. A. Abbott), one from the Old Testament and a corresponding one from the New. We think this is a very useful feature, for to offer a complete list of such readings for the whole year composed with discrimination, is no easy thing. A fine book for the minister in particular.

Patriotic Illustrations for Public Speakers by *Will. H. Brown.* The Standard Pub. Co. 1919. 303 pages. $1.50.

This Publishing House is strong in books of Illustrations and Anecdotes. We have discussed several in these pages ("Bible Truths Illustrated," "Greatest Thoughts about the Bible"). The present book is, of course, a product of the war, which is now happily over. It is a "collection of material in time with the new world-patriotism." It contains stories on the heroism of American soldiers on sea and land. It gives instances of the unselfishness and consecration of physicians and nurses. The illustrations are classified, and a special index of cross-references is appended. Those who in days of the home coming of the soldiers and on patriotic occasion or for general pulpit use will look for illustrations bearing on the war and everything connected with it, will in this book find the rich mine of patriotic ore they need.

Income by *Scott Nearing*, Ph. D. The MacMillan Co. 238 pages.

The subject of this book is somewhat out of our line and to a great extent treats of technical matter where we cannot always follow him intelligently. The reason we discuss it is this. Sometime ago we were in Columbus, our capitol. We wended our way naturally towards the State Library, for we had our Review Department in mind and hoped to find something new there that our readers would be glad to hear of. We were a little disappointed at the scarcity of new material and one of the employes whom we interrogated about it gave us a strange explanation. The man in charge, we heard, is very saving with the funds at his disposal and actually turned in again part of the appropriation made by the legislature for the library that year! Now we understood the character of the man and the backward state of the institution. He showed us however, this book of Nearing's as one of the "late" acquisitions, a book nearly 3 years out! At this point we are glad to say that in all likelihood we are going to locate at Cleveland shortly. We shall have access then to the large city library there, and will not be depen-

dent on the publications only that a few publishing houses have kindly supplied us with heretofore.

Now Nearing is known to us all as a Socialist, also as one who was before the courts recently on the charge of having violated the espionage act. He was fully acquitted and the sincerity of his purposes and his patriotism thereby vindicated. The chief contribution he makes in this book to the study of economic problems is in the distinction he makes between service income and property income. This is so much the gist of his whole argument that he calls his book "an examination of the returns rendered for services and from property owned in the U. S." The old English division of landlord, capitalist and laborer does not apply here anymore, for we have few landlords in the old sense, who rent land; and besides the capitalists and holders of land or real estate are really the same persons. We have with us a class that lives on the income of their property, this property consisting in various industrial holdings, and another class which lives on the return of their labor or services rendered to some one, who gives them as an equivalent a certain amount of money. Now this seems or seemed until a few decades ago a very normal and natural condition of things. But now-a-days the right of a man who lives on his property which he may have inherited or gotten by in another way, without rendering any further services to society, is seriously challenged. He shows the power, security, permanency of property income and the precariousness, insecurity and inadequacy of service income. He goes into this question very fully, presenting statistical tables to show actual conditions and leaves us with the impression that the time is coming and perhaps quickly when the many who have service income only will demand a re-adjustment and will try to make the principle prevail that a man's financial returns should be in proportion to the services he renders.

The Fight for the Argonne by *W. B. West.* The Abingdon Press. 1919. 124 pages. 75 cents.

In this little war-book the author gives his personal experience as a "Y" man while he was with that famous 37th Division during its fighting days in the Argonne forest and on the Alsatian Border. He is or was a 'parson', but served also as a car driver in the service of the Y. M. C. A. In a plain and unassuming manner he relates the scenes he saw and the impressions he received while he was in the closest touch with the boys who gave such a splendid account of themselves when put to the severest tests. The cameraderie, bravery, endurance of the "doughboys," their resourcefulness, the intense moments of supense before going over the top, the incomparable dash, the glorious performances of our army are vividly described; also some incidents given which bring home the brutal character of hand-to-hand combat; finally the influence of war life on the moral and religious nature is illustrated from personal observation: A number of interesting pictures enhances the value of the book.

Youth and the Church. A Manual for Teachers and Leaders of Intermediates, Seniors and Young People by *Cynthia Pearl Maus.* The Standard Publishing Company. 1919. 186 pages. $1.00 postpaid.

We always like to read and discuss a book on some feature of the Sunday school work. The eyes of the Church are opened to the importance of this great agency for the instruction of the young as never before. In the book before us we have the observations and ideas of a practical worker. Her suggestions have grown out of actual experience, her plans and methods have been tested in class and departmental work. She confines herself strictly to her subject, which is work in the Secondary Division of the Sunday school. She approves heartily of the reorganization of this division, which has abrogated older and inadequate forms. The Secondary Division used to include the ages from 13 to 20, with an Intermediate Department (13—16) and a Senior (17—20). The Sunday School Council in Boston 1917 changed this and made the Secondary Division cover the whole period of adolescence (12—24 years. It recognizes 3 natural groups within this: the intermediate (12—14), the Senior (15—17), the Young People's Department (18—24). She gives the reason for this grouping. The first stage is that of early adolescence, the second the emotional period of middle adolescence, the third is the intellectual period or later adolescenc. She makes interesting remarks on the distinctive characteristics of each of these groups.

Then she takes up each department separately and discusses the nature of the work to be done in each. We read her remarks on the Young People's Department and found them very valuable. She adopts the fourfold program for developing life as laid down by most educators, the physical, intellectual, social and spiritual. The moral would then be included in the spiritual element, no doubt. Her suggestions as to how to provide for this development in the various departments are practical, carried out in detail and safe. She puts great stress on the cultivation of the social life, but never loses sight of the fact that the great goal of all work is to train Christians, active members of the Church with the Kingdom viewpoint, and that all instruction or impressions ought at once to be given expression in conduct and service. Class organization is ably discussed and described. A number of plans for Sunday school auditoriums of various sizes, prepared by an architect, forms a useful feature of the book. It is a fine textbook for the worker in any of the departments falling within the scope of the subject.

The Church in Rural America by *Garland A. Bricker*, Professor of Agricultural Teaching, Syracuse University. The Standard Pub. Co. 1919. 193 pages. $1.00 postpaid.

That the work in the country church will have to adjust itself to the changed condition of the rural life, is admitted on all hands. Many books have been written on the subject. The present one deals with the question from the viewpoint of the layman. The author is a teacher of agriculture and he makes claims on the country minister that go beyond the conventional requirements, but he does assign to religion and spiritual qualification a central position.

He convincingly describes the character of the new 'ruralism'. The farm used to be a place where nearly everything the farmer and his family needed was made. Now all these things are made in factories located in the cities, and the farmer's task is the raising of farm products, and of that only. The leisure time thus obtained can be used for recrea-

tion, reading, social life. Besides the business of farming is different from what it used to be. Agricultural colleges and periodicals have taught the farmer the need and requirements of scientific farming, soil cultivation, rotation of crops, the use of proper machinery, the avoidance of waste etc. This process is still under way and the church and the country minister need to adjust themselves to these conditions and even take the place of leadership in this movement.

That there is certainly a rural problem, as far as the country church is concerned, is proved from statistical sources. In the state of New York 500 rural churches are ready to close their doors. In Ohio about 800 churches are in the same plight. At this rate there are, in proportion to the rural population, about 21,000 such country churches in the U. S. Now what can be done to solve this problem? The new country church must have such a building and facilities as to be able not only to meet the religious but also the social needs of its people. There must be fewer churches than before but these fewer churches must be larger. The church must become the social center of the rural community. Not every show or form of entertainment can be admitted to the church, but the cultivation of the social life must be one of the great objects of the rural church. The country minister must be a man capable of being a leader of the rural community. He must know its needs, be a son of the soil, alive to the requiremments of the situation, able to see the many points where religion and agriculture have points of contact. The colleges and seminaries must arrange to be able to produce and equip men who are able to fill the responsible positions of the new country minister.

The book depicts the condition of thousands of the country churches of our land ably and truthfully. Many of the ministers of the country churches in our Synod will not be ready to admit that the situation, as far as they are concerned, is quite so serious, nor will they grant all the demands the author lays down for the new country church. Nevertheless, on the whole, the writer speaks from wide experience and as one conversant with the facts. He gauges the situation accurately and we have no doubt that in the near future seminaries and ministerial students will try to adopt themselves to the conditions on the lines of his suggestions. It ought not to be forgotten, however—and the author does not forget it—that after all the spiritual qualification and task of the country minister will be the primal one in the future as it was in the past.

„Evangelischer Hausaltar.“ Tägliche Andachten, herausgegeben von der Deutschen Evangelischen Synode von N.-A. Eden Publ. House. 1919.

Ein neues Andachtsbuch unserer Synode. Die meisten von uns kennen das alte „Licht und Leben,“ von † Prof. Pirscher redigiert. Dasselbe war gut, aber ein wenig zu umfangreich. Das neue erscheint als ein viel dünnerer, handlicher, schön gebundener Band von 395 Seiten. Die Andachten sind nach dem Kirchenjahr und den entsprechenden Sonntagen geordnet, nicht nach dem Datum des Kalenders. Das ist ein Vorzug, denn so wird jeder Leser täglich daran erinnert, in welcher Zeit des Kirchenjahrs er sich befindet. Jede Andacht besteht aus einem Bibeltext (mit Titel), Auslegung

und einem passenden Liedervers. Es ist nicht leicht, die Andachten so zu schreiben, daß sie nicht den Charakter trockener Auslegung an sich tragen, sondern die warme Sprache des frommen Gefühls sprechen und so wahrhaft erbaulich wirken. Wir haben das Buch seit seinem Herauskommen gebraucht und stehen nicht an zu sagen, daß nach unserm Eindruck die achtzehn, die daran gearbeitet haben, meist diesen Ton getroffen haben. Wir hoffen, es wird an seinem Teil dazu beitragen, daß der Hausaltar in vielen evangelischen Familien wieder aufgerichtet und das Feuer des Herrn darauf brennen wird. Eine Bibellesetafel zum Gebrauch derer, welche täglich in der Schrift forschen wollen und dazu die rechte Anleitung suchen, wäre eine dankenswerte Zugabe zu dem Buche gewesen, denn was wir darin bisher haben, genügt den Anforderungen der Zeit und moderner Verhältnisse nicht. Doch auch so ist das Buch eine vorzügliche Darbietung, und wir empfehlen es aufs beste.

The Organization and Administration of the Sunday School, by Jesse L. Cunningam and Eric M. North. The Methodist Book Concern. 1919. 12 chapters. 155 pages. 60 cents.

How ideas of the functions and importance of the Sunday school have broadened in the last 20 years every superintendent and pastor can realize by calling to mind what his attitude towards the Sunday school was then and what it is now. The greatness of the task and the necessity for efficient work so impresses itself on us that we are thankful for all the information and inspiration that we can get from any source. The book before us deals with the Sunday school as a whole and with its individual phases. It suggests no fixed forms of organization, but unfolds the principles on which the organization and administration of the school should be based. It emphasizes the challenge to the Church lying in the fact that the task of religious education is so high, so vital, so indispensable, and yet the Sunday school is the only organization systematically trying to perform it. Sound and symmetrical Christian character is the aim the Sunday school seeks to reach for each individual member. All of its work ought to be so close and systematized that it will serve that great aim.

The author holds this ideal constantly in view and, whether he treats of the organization of the school, of instruction, of classes and departments, the actual service on Sunday morning, the physical equipment of the school and so forth, all he says is related to the great purpose to be accomplished. All conclusions are logically derived out of fundamental principles, and all technicalities are subjected to their place as suitable means only to the high ends to be sought. The chapter on "Training in Worship" has especially appealed to us. It is often said that the atmosphere of the Sunday school is instruction, that of the church service is worship. The author, on the contrary, insists that the atmosphere of the Sunday school shall also be one of worship, and his suggestions along that line are valuable. Reading this book will make one feel that our ideals for Sunday school work are indeed high and the goal hard to reach, but it will also inspire to high efforts and intelligently guide along the roads that will lead nearer to attainment.

Magazin

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 21. Band. St. Louis, Mo. September 1919.

Ueber die Liebe Gottes.

Referat von M. Weber.

Dieses alte, aber stets neue Thema fanden wir in höchst eigenartiger Weise erörtert von Dr. Liebe in der „Zeitschrift für Theologie und Kirche," und ist wert, in diesem Blatt dem Leserkreis zur Prüfung des Guten vorgelegt zu werden. Der Inhalt ist rubriziert:

I. Das Problem und seine Geschichte. II. Der Tatbestand: 1. Die Liebe auf dem Gebiet der „Sündenvergebung"; 2. auf dem Gebiet des Wunders; 3. auf dem Gebiet der Geschichte. III. Gesamtbild. IV. Ergebnisse und Ausblicke.

I. Das Problem und seine Geschichte.

Es ist ohne Zweifel, daß inmitten der Kämpfe um die verschiedensten christlichen Lehren der Gedanke der Gottesliebe der unumstrittene Mittelpunkt zu sein scheint, um den sich immer wieder alles, was gut christlich sein will, sammelt. Als unwesentlich ist es zu betrachten, daß gerade gegen diesen christlichen Zentralgedanken die Gegner des Christentums mit den stärksten Gründen am bestimmtesten Einspruch erheben. Immer aber wird der ihr Dasein mit Eifer bestreiten, wer von den Strahlen der Sonne nicht berührt wird. Es wäre nicht weiter darauf zu achten, wenn nicht im Christentum an dieser Stelle eine große, nur schlecht verhüllte Unsicherheit obwaltete, die schließlich auf die Frage hinausläuft: Hat denn wirklich die Gottesliebe ihre Grenzen, und wo liegen diese?

Vor allem wird hier die theologische Arbeit wieder einsetzen müssen, wenn sie erst einmal mit größerer Entschiedenheit, als dies noch immer geschieht, den prinzipiellen Fragen sich zugewendet hat. Und es will scheinen, als ob an dieser Stelle Entwicklungsmöglichkeiten lägen, die von recht erheblicher Tragweite für die theologische Arbeit werden können, von denen noch die wenigsten etwas ahnen.

„Gott ist die Liebe." Ihren ganz einfachen Ausdruck fand die Stimmung des Urchristentums in diesem Satz. Was aber eigentlich dieser Stimmung zu Grunde lag, das war nicht so einfach. Es war

eher ein doppeltes: **einmal ein historisch-metaphysisches Urteil,** daß Gott sich in Christo der Menschheit erbarmen will, und dann eine **persönliche Gewißheit:** Die Liebe Gottes ist ausgegossen auch in mein Herz. Diese beiden Gedanken der Gottesliebe fallen nun keineswegs zusammen. Das eine Mal handelt es sich um eine Beziehung Gottes zur Menschheit im allgemeinen, um ein plötzliches Bekanntwerden der bis dahin verborgenen wohlwollenden Stellung Gottes zur Gesamtheit der Erdenbewohner: das ist ein sachliches Verhältnis ohne persönliche Momente. Das andere Mal handelt es sich um ein fortwährendes Besorgtsein — um das Wohl des einzelnen: das ist ein durch und durch persönliches Verhältnis. Man kann so bei einzelnen Menschen die persönliche Gottesliebe konstatieren und gleichzeitig von einer sachlichen freundschaftlichen Stellung Gottes zur Menschheit reden. Damit ist aber noch gar nicht gesagt, daß diese sachliche Freundschaft sich gleichsam aus einer Summe von persönlichen Liebesverhältnissen zu allen einzelnen Menschen zusammensetze, so wenig das Oberhaupt irgend eines Landes etwa mit den einzelnen Bürgern sich befreundet. In dem Satz „Gott ist die Liebe“ bleibt also vorläufig eine Frage ganz offen — und diese Frage ist es eben, die das eigentliche Problem umfaßt: Wie stellt sich Gott denn zu jenen einzelnen andern, die noch nichts von der fortwährenden Fürsorge Gottes erlebt haben?

Dem ältesten Christentum ist diese Frage gar nicht gekommen, nur Paulus hat frühzeitig das Problem gesehen und in seiner Weise zu lösen versucht. Seine Lösung kommt schließlich auf die Auskunft hinaus: Gott will eben von jenen andern im einzelnen nichts wissen, er hat sie verworfen. Das Christentum ist auf dem Wege, den Paulus anzeigte, aber selber nicht konsequent verfolgt hatte, nicht weiter gegangen. Die allgemeine Freude über Gottes Vaterliebe trieb die herrschende christliche Stimmung vielmehr zu dem optimistischen Urteil: Gott liebt prinzipiell alle einzelnen Menschen und würde am liebsten sie alle einzeln zu seinen lieben Kindern machen. „Gott will, daß allen Menschen geholfen werde.“

Aus dieser Stimmung ist allmählich die konkrete christliche Lehre von der Alliebe Gottes erwachsen, die im wesentlichen zu allen Zeiten in der Kirche herrschend gewesen ist und heute noch herrscht. Mit ihr hängt auch die grundsätzliche Meinung zusammen, auf welcher die Eigenheit unserer gesamten kirchlichen Tätigkeit beruht. Nach ihr ist alles, was in der Welt geschieht, Liebes und Leides, als eine Fügung Gottes, als ein Ausdruck seiner Liebesabsichten mit den betreffenden Menschen zu betrachten.

Diese Lehre birgt eben — so wertvoll und erfolgreich sie immer gewesen ist — von vorneherein ein schlimmes Problem in sich, das **Problem der Theodicee:** Wir verträgt sich das Uebel in der Welt mit dieser göttlichen Liebe?

Viel hat man bekanntlich getan, um dieses Problem aus der Welt zu schaffen. Auf zwei Punkte lassen sich die Lösungsversuche zurückführen:

1. Viele Uebel sind gar keine Uebel, sondern Erziehungsmittel in Gottes Hand.

2. Die Uebel aber, die wirklich Uebel sind, haben ihren Ursprung entweder:

a) In Gottes Heiligkeit bez. Gerechtigkeit, — sie kollidieren scheinbar mit der Liebe, sind ihr aber in Wahrheit doch nicht entgegengesetzt, da ja auch die beiden Seiten des göttlichen Wesens (Liebe und Heiligkeit) eine innere Einheit bilden, oder auch:

b) Im Eigenwillen des Menschen, der den göttlichen Liebeswillen durchkreuzt und alles verdirbt, was Gott hat gut machen wollen.

Diese Lösungsversuche sind, bei Lichte besehen, recht wertlos. Um einen frommen Gedanken denkbar zu machen, stellt man Erwägungen an, die zwar schließlich zu diesem Ziele führen, aber zugleich etliche neue Gedanken nach sich ziehen, die ihrerseits in religiöser, wie in intellektueller Hinsicht gleich unbrauchbar sind. So rettet man in unserm Falle die Alliebe Gottes, trägt aber Züge in Gott hinein, die ihn recht kläglich und klein machen. Dieser Gott ist machtlos gegen den menschlichen Willen (s. 2b) und zugleich zwiespältig in sich — keine Dialektik schafft diesen Widerspruch fort, daß ihm die eine Seite seiner Natur nicht zu tun erlaubt, was die andere will (s. 2a). Außerdem verfälscht man die Wirklichkeit des Lebens, indem man eine Beobachtung gewaltsam in die Verhältnisse hineinträgt, die dem vorurteilslosen Blick gerade das Gegenteil kund tut. Denn so gewiß in vielen Uebeln ein unermeßlicher Segen liegt, andere sind doch in jeder Hinsicht für die Beteiligten ein Fluch (s. 1). Wer deshalb einen offenen Blick fürs Leben sich einigermaßen bewahrt hat und von Gottes Geist einen Hauch verspürt, der wird mit diesen Ausflüchten nichts anfangen können und über die Bedenken gegen die Lehre von Gottes Alliebe nicht hinauskommen. Es ist darum nicht zu verwundern, daß die größten und tiefsten Geister im Christentum von der Alliebe Gottes nichts wissen wollen und wieder auf Paulus zurückgegangen sind. Denn was Augustin und im Anschluß an ihn die großen Reformatoren alle drei vorgetragen haben, das ist doch nichts anderes als eine Ausbildung des erwähnten paulinischen Gedankenkreises und zugleich die schärfste und konsequenteste Kritik der gemeinchristlichen Lehre von der Gottesliebe.

Augustin hatte gefunden: Wen Gott einmal bis ins innerste Wesen erfaßt hat, den trägt er so machtvoll empor, daß alles Widerstreben dagegen nutzlos ist und menschlicher Eigenwille nicht mehr in Betracht kommt. Alles naturhaft Schlimme muß da zum Besten dienen. Wo er aber Gott nicht in dieser Weise wirken und menschlichen Willen noch ungehemmt walten sah, da konnte er auch keine Liebe Gottes, keine

Bestimmung zum Guten finden. Kein Wunder war es dann, wenn die Seele allmählich dem schlimmsten Los verfiel. So kam er zu den beiden Sätzen: Alles in meinem Leben ist Gottes Gnade, und: Nicht aller Menschen Leben ist von dieser Gnade erfüllt.

Auf diesen beiden Sätzen beruht nicht nur seine Lehre von der Prädestination, sondern auch seine ganze Weltanschauung. In ihr sind jedenfalls der Liebe Gottes feste Schranken gezogen; nur noch ein Bruchteil der Menschen gehört zu dieser Liebe, die andern sind in Ewigkeit davon ausgeschlossen.

Und ähnlich sind später die Gründe gewesen, — wenn auch mancherlei neue hinzugekommen — die in den Köpfen der anderen Großen dieselbe Lehre zur Reife gebracht hat. So stark und gut aber immer diese Gründe waren und so hervorragend die Namen derer, die ihnen Geltung zu schaffen versuchten: die christliche Kirche hat dennoch stets den Augustinismus in allen seinen Formen abgelehnt.

Das ist uns wieder eine höchst auffällige Tatsache, aber sie ist begreiflich genug. Denn die bedenklichsten Konsequenzen ergeben sich aus Augustinus, mögen sich seine Anhänger wenden, wie sie wollen. Indem Augustin mit seinem entschiedenen „Nein" jene offene Frage im Problem der Liebe Gottes beantwortet, löst er im Grund zugleich das auf, was allen Christen zu allen Zeiten oberste Gewißheit war: die allgemeine Gottesliebe zur Menschheit. Er macht geradezu aus Gott einen launenhaften Despoten, der auserwählt aus der Masse, was ihm paßt. Diese Lehre ist sodann auch geeignet, den Oberflächlichen sorglos zu machen, den schwerfälligen Grübler aber zur Verzweiflung zu bringen.

Die Kirche ist darum völlig im Recht gewesen, sich dauernd dem Augustinus zu verschließen.

Vieles von dem, was bei Augustin und den andern wirksam war, beschäftigt dabei auch uns heute wieder. Die Vertiefung des religiösen Lebens und psychologisch geschulte Beobachtung der Vorgänge dieses Lebens und des Erlebens ist es, die uns über die breit-christliche Lehre hinaus wieder an Augustins Seite stellt. Mit Augustin wissen wir, daß Gott in der Seele zu suchen, und daß Gutsein und Frommsein heißt von Gott in der Seele ergriffen sein.

Es kommen aber für uns noch ganz andere Gesichtspunkte in Frage, die uns weniger zu Paulus, mehr aber zu Jesus führen. Aus unserer ganzen Erkenntnis von den Dingen steigt so etwas wie ein verworrenes Suchen und Fragen auf, das unbefriedigt an dem Alten vorüber geht und nach einem Neuen verlangt.

Vor allem ist es das Leben mit seinen Schicksalen, das uns heute noch viel mehr zu denken gibt, als einst einem Augustin und den andern. Wir kennen das Leben mit seinem fortgeschrittenen Inhalt auf allen Gebieten ungleich besser als irgend eine andere Zeit der Weltgeschichte. Und wir verstehen allerhand Zusammenhänge unseres Le-

bens mit Vorwelt und Umwelt, die früher niemand finden konnte. Beruht doch die großartige Realistik unserer besten Dichter darauf.

Das Leben und diese Dichter sagen uns, daß es tausend Lebensläufe gibt voll schöner, versöhnlicher Erfahrungen, die abwärts führen mit unabänderlicher Gewalt, und das ist das Erschütternde in unserer Lebenskenntnis. Sie legen den Finger auf ein großes Feld im Leben und sagen: „Seht dahin und zeigt mir doch, wo ein Gott waltet mit seiner Liebe und wo da ein freier, aufwärtssteigender menschlicher Wille lebt?" Man zeigt uns Kinder voll guter Wünsche und Gedanken, die unverstanden bleiben in ihrer Umgebung und deren Einfälle mißverstanden und zurückgewiesen werden. Langsam wird ihr Wesen bitter und ihre Seele verkümmert — und kein Gott hilft.

Weiter sehen wir Kranke, belastet mit unheilbarem Erbe von den Eltern her. Von unheimlichen Mächten wird ihr Geist langsam umnachtet. Die andern merken es nicht und halten für bösen Willen, was doch nur Krankheit ist. So siechen sie dahin in innerer Verödung — und kein Gott hilft.

Dann sehen wir das jämmerlich kleinliche Leben der immer vergnüglichen, behaglichen Alltagsmenschen, das so glatt verläuft im flotten Geschäftsgang und im ungestörten „Familienglück," und doch die Seele versumpft beim Tagesklatsch, bei Spiel und Genuß. Gott aber sieht das alles und fährt nicht dazwischen. Das sind so Bilder, die uns zu Tausenden das Leben zeigt. Da ist kein Wille, der Gottes Liebesabsicht durchkreuzt. Da ist keine erziehende Strafe und keine Heimsuchung. Alle diese Beobachtungen verleiden uns gänzlich die breit-christliche Lehre und die Versuche, die zu ihrer Rettung gemacht werden.

Was sollen wir in dieser Lage tun? Würden wir es mit dem Augustinismus in irgend einer neuen Form versuchen, wir würden den bösen Konsequenzen unweigerlich zum Opfer fallen. Denn der Augustinismus ist auf eine Weltanschauung festgelegt, die der unsern in keiner Weise entspricht und in moralischer Hinsicht mit Urteilen und Vorurteilen arbeitet, die wir überwunden haben. Denn nimmermehr vermögen wir das Böse als eine Art zweites widergöttliches Weltprinzip neben dem Göttlichen zu betrachten. Wir stellen es lieber in den göttlichen Weltplan als eine Macht, die selber uns bewußt dem Guten dienen muß. „Böse" und „unfromm," „gut" und „fromm" fällt für uns überhaupt nicht so ohne weiteres zusammen, wie dies im Grunde im Augustinismus geschieht. Darum muß aus allen diesen Gründen Augustins Lehre für uns gänzlich außer Betracht bleiben. Wir brauchen ein Neues in diesem Punkte, das wirklich dem entspricht, was wir heute von Gottes Liebe wissen und sagen können.

Aber wie wenig kommt uns bei dem Bemühen, das Neue zu formulieren, die Theologie entgegen. Mit Eifer und Scharfsinn ist sie auf

allen anderen Gebieten tätig und scheint nicht zu merken, wie heiß uns an dieser Stelle der Boden unter den Füßen brennt. Bei unsern Fragen ist sie mit einer doppelten Auskunft zur Hand.

Entweder sie empfiehlt uns die „breit-christliche" Lehre trotz allem, oder sie appelliert gern mit großen Worten an den Optimismus des Glaubens, der seinem Gott das Zutrauen schenken müsse, daß er noch irgendwo in Liebe auflösen könne, was uns vorläufig als lieblos erscheint. Was wir in Jesus erfahren, ist mit jener allgemein-christlichen Lehre in keiner Weise identisch. In Jesus vermag der Christ eben nur jenes Doppelte zu erfahren: daß Gott im ganzen zur Welt sich freundlich stellt, und daß er etwa dem einzelnen Christen mit persönlicher Fürsorge täglich nahe ist. Das aber besagt noch gar nicht, war für die vulgär-christliche Lehre das Wesentliche ist, daß nämlich Gott prinzipiell in gleicher Weise alle einzelnen Menschen täglich fürsorglich liebe. In Jesus selber erlebt man garnichts davon, ob Gott den Hottentotten und den Fleischermeister N. N. liebt. Gottes Erbarmen mit der „Welt" ist etwas ganz anderes, als eine persönliche Fürsorge für alle einzelnen Menschen. Von vorneherein mochte es naheliegen, aus einzelnen Worten Jesu und aus der ganzen ursprünglichen Stimmung heraus diese Lehre von der Alleinzelliebe Gottes abzuleiten. Zum Teil ist dies ja schon innerhalb des Neuen Testaments geschehen. Man soll aber nicht sagen, daß diese Lehre in dem, was wir in Jesus erfahren, erhalten sei.

Nur das, was wir in Jesus erfahren, und dann noch die ganze reiche Wirklichkeit des Lebens in und um uns mit allen ihren Härten ist das, was für uns ausschlaggebend ist, wenn wir uns von der Liebe ein zutreffendes Bild zu machen wünschen. Bei dem, was wir wirklich in Jesus erfahren, wollen wir es bewenden lassen. Die andere Frage geht uns garnichts an, wie Gott sich stellen mag zu allen den einzelnen, die nichts von seiner Liebe zu erleben scheinen. Nicht was Gott ist und was er will, sondern was wir von ihm erfahren, darauf kommt es an. Wir wollen, wir müssen durchaus von der Liebe Gottes ein großes umfassendes Bild bekommen.

Die metaphysische Frage nach dem Wesen Gottes und nach der religiösen Erfahrung hat noch immer nicht die tiefgehende Darstellung gefunden, denen sie bedarf. Diese müßte erst gegeben sein und jene Frage müßte beantwortet sein, ehe über die Liebe Gottes abschließend geredet werden könnte. Darauf kann aber jetzt nicht gewartet werden. Einen Schritt vorwärts tun können wir nicht, ohne zugleich in den Nachbargebieten festumrissene Anschauungen erworben zu haben. Sie können hier nur stillschweigend vorausgesetzt und, wo sie ausdrücklich erwähnt sind, jedenfalls nicht des weiteren begründet werden.

II. **Der Tatbeistand.**

Um das einschlägliche Erfahrungsmaterial zu sammeln, kritisch zu sichten und zu einem logisch geschlossenen Ganzen zu verbinden, ge-

hen wir deshalb von der Frage aus: Wo und wie erfahren wir so etwas wie Liebe Gottes? 1. Wir beginnen mit derjenigen Form der Gottesliebe, die immer im Leben der Christen als ihre herrlichste und wichtigste Erscheinungsweise erlebt und gepriesen worden ist: der sogenannten **„sündenvergebenden Gnade“** Gottes. Es ist für uns zunächst ohne Belang, durch welche Vorstellungsweise das Bewußtsein der Sündenvergebung in einem Menschen zustande gekommen. Wir fragen nur, was denn der Fromme von Gottes Liebe erlebt, wenn er sich getröstet weiß in seinem Sündenelend, wenn er sich erlöst und aufwärts gehoben sieht zur inneren Freiheit, Ruhe und Kraft.

Um diese Frage zu beantworten, möchten wir zunächst die Aufmerksamkeit darauf lenken, daß wir bei den hierher gehörigen religiösen Erlebnissen einen doppelten Typus beobachten. Auf der einen Seite finden wir Menschen, bei denen „die Sünde“ im Mittelpunkt steht, die, wie sie glauben, Gottes Unwillen erregt hat, dann aber verziehen wird. Die Menschen dagegen, die auf der anderen Seite stehen, befassen sich mit dem schmerzlichen Gedanken darüber, daß sie die Einheit mit Gott verloren haben und mit dem Versuch, sie wieder herzustellen. Beides ist wesentlich verschieden: Dort eine Angst, die sich quält in Gebeten und Buße, bis sie die Gnade tröstlich durch das Trauergewölk hindurchbrechen sieht, hier mehr eine gemessene Trauer und ein ruhiger Wille zur Versöhnung. Dort mehr ein langes Warten auf Gottes strenges oder mildes Urteil, hier mehr ein Arbeiten an sich selbst. Es fragt sich, ob beides gleichwertige Erscheinungsformen der Sündenvergebung sind, oder ob die eine die andere an Wert überragt und das echte, religiöse Erleben in größerer Reinheit darstellt als jene, sodaß sie allein als Erkenntnisquelle für die Gottesliebe in Betracht zu ziehen wäre.

Manche meinen, daß jene sündengequälte Betrachtung als die primitivere die weniger echte ist, und daß die andere, ruhigere, vor ihr den Vorzug verdient. Denn mit großer Regelmäßigkeit ist in der Entwicklung des Religiösen eine Tendenz von jenem zu diesem Stadium zu beobachten. Im gesamten religiösen Leben geht der Zug der Entwicklung vom erregten zum gemäßigten Stadium. Freilich ist man vielfach der Meinung, daß dies eine absteigende Entwicklung sei, und daß man im Zeichen religiöser und sittlicher Verflachung stünde und aus Leichtsinn und Eigennutz der herben Strenge der Alten den Rücken gewendet habe. Das mag für einige zutreffen.

Wo aber diese Entwicklung mit einer unleugbar starken Frömmigkeit und gleichmäßig unerbittlichen Selbstkritik Hand in Hand geht und gerade durch sie gefördert wird, da kann unter keinen Umständen dieses Urteil angewendet werden. Gerade eine strenge Selbstkritik erkennt, daß die alten quälenden Stimmungen sehr häufig als Folgen krankhafter Zustände oder törichter suggerierter Vorstellungen entlarvt werden. Es kann gar kein Zweifel sein, daß die meisten der

Beunruhigungen, die man im Gefolge der „Sünde" verspürt, auf körperliche und gemütliche Exzesse folgen. Es liegt bei solcher innerer Verfassung nahe, auf Auswirkungen des göttlichen Zornes zu schließen. Der kritische Beobachter durchschaut den wahren Grund. Das wußte seiner Zeit der alte Tholuck schon, der gelegentlich einem Studenten, der seine Gewissensqualen ihm vortrug, den Rat gab, sich untersuchen zu lassen, ob er nicht einen Bandwurm hätte. Nervöse Naturen und pathologisch veranlagte Menschen leiden häufig unter dergleichen Depressionen, ohne daß überhaupt ein nachweisbarer Anlaß dazu vorhanden ist. Am wenigsten hängt das mit dem Zorn Gottes und der Sünde zusammen. Die Entwicklung zum ruhigen Urteil hat erst eigentlich in der neuen Zeit eingesetzt. Es kommt daher, daß früher das Uebel viel verkehrter und deshalb erfolgloser behandelt wurde als heute und meistens gar nicht in seiner physischen Wurzel erkannt, sondern psychisch gedeutet wurde. Das ist doch klar, daß gerade die „großen Sünder" des Christentums, Paulus besonders und Luther, recht leidend waren, ohne es selbst zu wissen, bez. die Art ihres Leidens richtig einzuschätzen. Falsch ist es nicht, was sie über Sünde und Gnade sagen, aber es ist einseitig und mehr vom Gefühl getragen. Es gehört dies zu jenen Erscheinungen in der Geschichte, die nötig waren in ihrer Einseitigkeit, wenn es wieder ein gutes Stück vorwärts gehen sollte, die aber für uns nicht mehr in der gleichen Weise gültig und nötig sind. Damit soll aber keineswegs die Wucht der Sünde geleugnet werden. die auf uns lastet. Noch weniger sind wir geneigt, aus Gott einen allzugutmütigen, lieben Vater zu machen. Deutlich genug reden wir vom Gegenteil. Bei den quälenden Vorstellungen und Gefühlen halten wir uns aber nicht mehr so lange auf und warten nicht ängstlich auf die Wendung von Gott, sondern schreiten lieber immer selber zur Tat, wir reißen das Auge aus, das uns ärgert, suchen Gott und seinen Heiligen Geist und fangen an, neue Menschen zu werden. Es ist uns darum zu tun, vielmehr die andere Seite zu sehen, daß wir los gerissen sind von Gott, von dem Grunde, aus dem wir Kraft und Leben haben, und wissen, daß uns nur eins hilft: Vorwärts zu ihm.

Keine Verflachung ist dies alles, sondern muß sogar als Vertiefund angesehen werden, sofern dadurch beim Frommen die Sensibilität inbezug auf das Böse nicht abgestumpft, sondern noch verschärft wird. Die einzelne Tat als Sünde tritt zwar zurück, an ihrer Stelle aber werden sehr viel mehr an sich „gute" innere Zustände als unzulänglich und alle möglichen an sich harmlosen, inneren Regungen als trennende Mächte zwischen Gott und der Seele empfunden. Ueberhaupt erscheint diese Trennung von Gott als das Wesentliche, als das Verhängnis an der „Sünde," nicht so sehr die Verletzung Gottes. Das Ziel unserer Sehnsucht ist dementsprechend die Wiederherstellung der inneren Einheit mit ihm. **Nicht um die Begriffe Sünde und Gnade,**

sondern um die anderen der Trennung und Einheit mit Gott gruppiert sich das, welches als das Echtreligiöse in dem ganzen Vorgang bezeichnet werden muß. Und dieser zweite Typus ist es deshalb, der uns die Grundlage bieten muß, wenn wir Fragen beantworten, was denn bei allen diesen Akten der Fromme von der Liebe Gottes erlebt. **Die Liebe Gottes wird also in der Einheit der Seele mit Gott erfahren.** Was erfahren wir denn dabei? Diesen Vorgang der Vereinigung mit Gott müssen wir deshalb genauer ansehen. Zunächst fragen wir, berühren wir uns denn überhaupt mit Gott, können wir uns mit ihm verbinden, in ihn eingehen, ihn wieder loslassen?

Es scheint nämlich so, als könne in diesem Prozeß von so etwas wie einer Berührung mit einem andern Wesen überhaupt nicht geredet werden. Das, was wir beobachten, läßt sich zunächst psychologisch korrekt gar nicht anders beschreiben, denn als eine Zustandsänderung unseres eigenen psychischen Ganzen. Diese Vorstellungen alle sind sekundär, sind abgeleitet aus rein sinnlichen Erinnerungsbildern und ergänzt durch die Phantasie. Diese Vorstellungen sind ja auch gar nicht das Wesentliche im religiösen Erlebnis, sie bleiben ganz blaß und schattenhaft im Bewußtsein des normalen Frommen und nehmen nur lebhafte Farben an in der krankhaft gesteigerten Religiösität des Visionärs. Sehen wir von diesen begleitenden Vorstellungen ab, so bleibt nur eine ganz charakteristische Zustandsänderung der Seele als das Wesentliche des ganzen Aktes bestehen.

In unserem innersten Wesen findet tatsächlich so etwas wie eine Verbindung mit Gott statt. Aber sowohl „Gott" als „unser innerstes Wesen" ist nicht anschaulich vorstellbar. Denn von beiden hat man Kenntnis durch Vermittlung der Sinne.

Will man nun aber erkenntnismäßig von den beiden und ihrer Verbindung reden, so braucht man notwendig eine anschauliche Vorstellung. Den religiösen Vorgang denkt man sich gemeinhin so, daß Gegenstände (Erscheinungskomplexe), die sich verbinden, vorher aus- und nebeneinander, nachher aber an- und ineinander sind. Der religiöse Vorgang ist gemeinhin so gedacht, als ob Gott erst „außer uns," ferner von uns gewesen sei, nun aber „nahe" gekommen sei, sich mit uns berühre, mit uns sich „vereinigt" habe. Was wir aber tatsächlich erleben, ist eben nur eine Zustandsänderung, ein Enthülltwerden von Gott, ein „Vergottetwerden," wenn man will — Ich und Du und doch beides völlig ineinander in durchaus unvorstellbarer Weise. Verständlich wird hier, daß der Akt der Vereinigung tatsächlich ein völliges „Aufgehen" im Unendlichen, eine Hingabe der „Selbstheit" ist, wie es die Mystik richtig beschrieben hat. Jedenfalls ist damit denkbar gemacht — und darauf kommt es hier in — daß tatsächlich Gott mit seiner Liebe in jener Zustandsänderung unseres eigenen Wesens wirksam ist. Und nun erst darf man sagen, daß alles, was man bei jenem Vorgang erlebt, nicht ein Produkt der in uns gegebenen Faktoren, sondern ein Ergebnis der Einswerdung mit Gott

und darum zugleich ein Geschenk der göttlichen Liebe ist. Und es ist nicht unsere Tat, sondern die Tat seiner Liebe, wenn uns dann jenes tiefe Gefühl der Beseligung und jenes frohe Bewußtsein ethischer Reinheit und Kraft erfüllt.

Wir sehen uns nun noch im Anschluß an das Bisherige nach einigen anderen Tatsachen um, in denen etwa sonst noch der Fromme die Liebe Gottes zu erleben glaubt. Es gibt ja außer dem eben besprochenen unmittelbaren Erleben ein mittelbares Erleben der Gottesliebe. Hierher gehören alle diejenigen äußeren Ereignisse im Leben, die man als **wunderbare Führungen** bezeichnet. Man ist errettet worden aus Krankheit, wirtschaftlichen Nöten oder anderen Schwierigkeiten in Haus und Beruf. Man glaubt darin die helfende Hand Gottes sehen zu müssen. Das ist alles von ganz anderer Art, als jenes Erleben der Liebe Gottes in der Einheit mit Gott. Dort ein Wirken in der Seele, hier doch offenbar ein Ueberwachen des äußeren Verlaufs der Dinge, dort ein unmittelbares Zusammensein, hier ein Geben und Nehmen. Auch zeitlich fällt beides meist auseinander. Oft wenn sich der Fromme tief in Gott versenkt, wartet er vergeblich auf eine Hilfe in seiner Not. „Er wird zwar eine Weile mit seinem Trost verziehn." Ein andermal aber, wenn er gar nicht an Gott denkt, tritt plötzlich eine Wendung ein, die er auf Gott zurückführen muß, „da du's am mindesten glaubst."

(Fortsetzung und Schluß folgt.)

Die Beziehungen der Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika zur evangelischen Kirche Deutschlands.

(Ein geschichtlicher Rückblick.)

Mit einem ketzerischen Vor- und Nachwort versehen von einem Altmodischen.

Referat, verlesen auf der Jahreskonferenz des Michigan-Distrikts von J. Krause, Bainbridge, Mich.

In dieser Zeit, in der viele irgend etwas darum geben würden, wenn sie die Tatsache rückgängig machen könnten, daß sie deutscher Abstammung sind,

in dieser Zeit, in der andere ihr vollwertiges Amerikanertum dadurch beweisen wollen, daß sie die Verhältnisse des alten Vaterlandes auf politischem und sozialem, kulturellem und kommerziellem, weltlichem und kirchlichem Gebiet kritisieren und nach Kräften verurteilen,

in dieser Zeit, in der große amerikanische Kirchenkörper ihre Loyalität auch damit dartun zu müssen glaubten, daß sie die deutsche Sprache möglichst schnell aus ihrer Mitte verbannten,

in dieser Zeit, in der man in unserer eigenen Synode ängstlich bestrebt ist, den Nachweis zu führen, daß sie amerikanisch ist in ihrem Ursprung, ihrem Zweck und ihrer Organisation,

in dieser Zeit, in der man in unserer Mitte sogar davon redet,

daß es unchristlich sein möchte, unsere deutsch-evangelische Eigenart zu wahren, anstatt mit fliegenden Fahnen in das Lager der im Werden begriffenen Vereinigung aller calvinistischen Kirchen in Amerika hinüberzuziehen — sodaß wir binnen kurzem das beste Erbteil unserer deutschen evangelischen Mutterkirche, nämlich Luthers Tiefe und Innerlichkeit des Glaubenslebens noch mehr verlieren würden, daß wir unsern alten deutschen Ruhm, Menschenseelen zum ewigen Heil erziehen, aber nicht abrichten zu wollen, darangeben würden, und daß wir an die Stelle unserer schlichten evangelischen Konfirmationsfeier, des feierlichen Abschlusses der kirchlichen Kindheitserziehung und der Aufnahme in die Gemeinde der mündigen, für ihr ewiges Heil selbst verantwortlichen Christen, das methodistische Schaustück eines „Decision Day's" setzen würden —

in dieser Zeit ist es das Vorrecht wahrheitsuchender und furchtloser Männer, mit Nachdruck auf das hinzuweisen, was unser neues Vaterland Gutes vom alten Vaterlande herübergenommen hat, was es ihm verdankt, damit es werden konnte, was es geworden ist und in vollkommenerem Maße immer noch werden soll. Mögen andere das auf den verschiedenen andern Lebensgebieten tun; soweit unsere Evangelische Synode in Betracht kommt, soll es in einem geschichtlichen Rückblick auf die Beziehungen geschehen, die zwischen unserer Synode und der Evangelischen Kirche Deutschlands von Anfang an bis zur Gegenwart bestanden haben.

Die deutschen Einwanderer, die in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts von etwa 1815 an in Amerika eine neue Heimat suchten, fanden nach anfänglich großen Enttäuschungen schließlich doch zumeist, was sie erhofft hatten. Mit mühseliger Arbeit und unter harten Entbehrungen schufen sie sich durch unermüdlichen Fleiß und in zäher Ausdauer ein eigenes Heim in einem freien Lande und gelangten zu stets wachsendem Wohlstande. In Illinois, Missouri, Iowa, Wisconsin, Michigan, in den Hafenplätzen des Ostens und Südens und an den Zentren des Flußschiffahrtsverkehrs im Innern des Landes entstanden kräftig emporblühende Kolonieen deutscher Einwanderer. Irdisch angesehen war für ihre Zukunft gesorgt. Und das genügte einem Teil von ihnen freilich auch vollkommen. Schon in der alten Heimat mit dem christlichen Glauben zerfallen und Feinde der Kirche, der Hüterin der ewigen Güter, brauchten sie sie in der neuen Heimat, wo sie sich alles aus eigener Kraft schufen, erst recht nicht. Aber diejenigen unter ihnen, und das waren die meisten, die den Glauben der Väter in die neue Heimat mithinübergenommen hatten, empfanden es schmerzlich, daß sie hier Kirche und Schule, Taufe und Konfirmation und heiliges Abendmahl, die Verkündigung des Wortes Gottes und den religiösen Unterricht der Kinder entbehren mußten. Hier und da freilich tauchten Leute auf, in Europa gescheiterte Existenzen, die sich als Prediger und Lehrer anboten; aber nach

kurzer Zeit zeigte sich, wes Geistes Kinder sie waren, und sie mußten weiter ziehen. Für den im damaligen Westen herrschenden Notstand zeugen noch heute erhaltene Briefe. In einem derselben heißt es: „Unsere Kinder wachsen auf wie Heidenkinder, in gänzlicher Unbekanntschaft mit dem Evangelium, nicht wissend, ob ein Heiland sei, und wer er sei, und wie man zu ihm komme.“ Je und dann kam auch ein Reiseprediger, der von den Christen in den östlichen Staaten geschickt war. Einer von ihnen berichtet: „Die Leute baten mich mit Tränen, ich solle doch bei ihnen bleiben, sie wollten alles mit mir teilen. Allein ich mußte meiner Instruktion gemäß weiter ziehen. Ach, kämen doch viele Boten des Herrn und sähen mit eigenen Augen, wie unsere lieben Landsleute bitten und verlangen nach ihren heimatlichen Gottesdiensten: es müßte einer ein Herz haben wie ein Stein, wenn er dabei keine Liebe fühlte, den Brüdern zu dienen. Es waren Leute 14 bis 17 Stunden weit hergekommen.“

An dieser Stelle muß **Hermann Garlichs** Erwähnung finden, der Pionier der Evangelischen Kirche in Missouri. Er hatte sich 1833 in St. Charles Co., Mo., niedergelassen. In Bremen geboren, gründlich gebildet auf deutschen Universitäten, wollte er, des abhängigen Lebens in Europa müde, das Leben eines unabhängigen amerikanischen Landmanns führen. Den baten seine Landsleute: Predige uns das Evangelium! Und er tat's. Er hatte aber kein Examen gemacht und war nicht ordiniert. So kehrte er nach Deutschland zurück, bestand das Examen und wurde 1835 von dem evangelischen Konsistorium der Provinz Westfalen zum Dienst der Deutschen in Amerika ordiniert. Aber was war ein einzelner evangelischer Prediger unter all den Deutschen, die in Missouri, Illinois und den Nachbarstaaten nach der Verkündigung des Wortes Gottes ausschauten!

In dieser Not richteten sich die Augen auf die Kirche der alten Heimat, die Evangelische Kirche Deutschlands. Und dorther kam Hilfe, bereitwillig, freudig, Hilfe auf den verschiedensten Wegen und in mannigfacher Weise.

Die erste Bitte um Hilfe erhielt die Basler Missionsgesellschaft, und sie ließ sie nicht ungehört verhallen. In ihrem Jahresbericht von 1835 heißt es darüber: „Unser Komitee ging bis jetzt bei der Beratung dieser Fälle von dem Grundsatze aus, daß eine jede von Menschen bewohnte Stelle der Welt, welche nicht innerhalb des Bereiches einer Landeskirche liegt und der Pflege derselben angehört, als ein Teil des Missionsfeldes betrachtet werden müsse, welcher der menschenfreundlichen Aufmerksamkeit der Missionsgesellschaft wert ist. Diesem Grundsatze gemäß glaubten wir bisher, dringlichen Anforderungen dieser Art unser Herz nicht verschließen zu dürfen, und dies um so mehr, da wir für einzelne unsere Missionszöglinge evangelische Arbeitsstellen unter gemäßigten Himmelsstrichen als leibliches und geistliches Bedürfnis erachten müssen, und wir glauben daher, in diesen

einzelnen Fällen unserm evangelischen Missionswerk gemäß gehandelt zu haben." 1833 kam als erster Bote aus Basel **Friedrich Schmid** nach Ann Arbor, Mich. Der vierte war **Johann Jakob Rieß**, der Bahnbrecher der Evangelischen Kirche in Süd-Illinois. Dann kamen **Joseph Rieger**, der unermüdliche Reiseprediger in Illinois, Iowa und Missouri, und **Georg Wendolin Wall**, der Vorkämpfer in St. Louis, Mo. Im Jahre 1850 waren bereits 30 Brüder aus dem Basler Missionshaus unter den Deutschen unseres Landes tätig; mehr als 100 sind ihnen später gefolgt.

Wie die Basler, so hat auch die Rheinische Missionsgesellschaft in Barmen den Deutschen in Amerika evangelische Prediger gegeben. Genannt seien hir nur **Louis E. Nollau**, in dessen Pfarrhaus im Gravois Settlement, St. Louis, Mo., am 15. Oktober 1840 unsere Synode (damals der Evangelische Kirchenverein des Westens) gegründet worden ist, und **Louis von Ragué**, der unermüdliche Gemeindegründer und Arbeiter im Dienst der Inneren Mission.

Mit welchem Eifer man damals in der Evangelischen Kirche Deutschlands sich der nach Amerika ausgewanderten Landsleute annahm, beweist aber am besten die Tatsache, daß von der Zeit an, wo die ersten Bitten um Hilfe hinübergedrungen waren, sich besondere Gesellschaften bildeten mit dem ausgesprochenen Zweck, sich dir kirchliche Versorgung der nach Amerika Ausgewanderten angelegen sein zu lassen.

So wurde 1837 in Barmen die „Evangelische Gesellschaft für die protestantischen Deutschen in Nord-Amerika," der sogenannte „Langenberger Verein "gegründet. 1839 folgte in Bremen der „Evangelische Verein für deutsche Protestanten in Amerika," der „Bremer Verein." Und 1852 entstand die „Berliner Gesellschaft für die deutsch-evangelische Mission in Amerika," der „Berliner Verein." Besonders Wichern brachte der Arbeit unter den Deutschen in Amerika die regste Anteilnahme entgegen, und nachdem er zuerst Jahre lang im Rauhen Hause in Horn bei Hamburg einzelne Boten für Amerika ausgebildet hatte, fügte er der Tochteranstalt des Rauhen Hauses, dem Johannisstift bei Berlin, eine besondere Ausbildungsanstalt für evangelische Pastoren in Nord-Amerika hinzu, das sogenannte „Sternenhaus." Der „Berliner Verein" gab seit 1862 eine eigene Zeitschrift heraus, „Der Ansiedler im Westen." Ich erinnere mich, daß ein paar Jahrgänge dieser Zeitschrift lange auf dem Büchertische meines Vaters gelegen haben, ein Zeichen dafür, wie das Interesse an der Arbeit des „Berliner Vereins" auch bei den Pastoren weit in der Provinz zu finden war.

Durch all die vorgenannten Gesellschaften und Vereine sind den deutschen Auswanderern in unserm Land unschätzbare Dienste geleistet worden. Scharen von Boten, die Gottes Wort verkündigt und Gemeinden gesammelt haben, Seminare für Pastoren und Lehrer ins

Leben gerufen haben und die ersten Lehrer an ihnen gewesen sind, sind durch sie ausgebildet und ausgesandt worden. Und unsere Evangelische Synode hat solche Hilfe in reichstem Maße erfahren. Ich erinnere hier an **Wilhelm Binner**, den ersten Professor an unserm Predigerseminar, an **Adolf Baltzer**, gleichfalls am Predigerseminar, später 14 Jahre lang Präses der Synode, an **Andreas Irion** und **Ernst Otto**, Namen, die man nur zu hören braucht, um zu wissen, welchen Dank wir der Evangelischen Kirche Deutschlands schuldig sind.

So ist es kein Wunder, daß wir beim Durchblättern der Geschichte unserer Synode immer wieder den Hinweis darauf finden, wie eng sich unsere Väter mit der Evangelischen Kirche Deutschlands verbunden wußten. Die Evangelische Kirche Deutschlands war ihnen die Mutterkirche. In dem Protokoll, welches am Gründungstage unserer Synode, am 15. Oktober 1840, in dem Blockpfarrhaus im Gravois Settlement, St. Louis Co., Mo., von dem zum Sekretär erwählten Pastor Ludwig Nollau niedergeschrieben wurde, heißt der zweite Beschluß: „Auf Antrag des Herrn Pastor Nollau wurde nach reiflicher Erwägung einstimmig beschlossen: Daß wir uns von ganzem Herzen zu den symbolischen Schriften unserer evangelischen Mutterkirche in Deutschland bekennen." (In den Statuten des Vereins vom folgenden Jahre, 1841, heißt es noch genauer: „. . . . und bekennen sich dabei zu der Auslegung der Heiligen Schrift, welche in den symbolischen Büchern der evangelisch-lutherischen und der evangelisch-reformierten Kirche Deutschlands niedergelegt ist, insofern dieselben übereinstimmen.")

Der elfte Beschluß aus demselben Protokoll lautet, daß dessen Mitglieder bei ihren Amtsverrichtungen in der in der evangelischen Mutterkirche üblichen Amtstracht erscheinen.

In jener Gründungskonferenz war ein Komitee ernannt worden, welche in der nächsten Versammlung den Entwurf eines Katechismus vorlegen sollte. Das geschah auf der zweiten Konferenz, am 3. Mai 1841, die in der Gemeinde bei St. Charles, Mo., abgehalten wurde. Der Entwurf, der vorgelegt wurde, war die Ueberarbeitung eines in Deutschlands, in Unterbarmen, in Gebrauch befindlichen Katechismus.

Auf der achten Konferenz des Vereins, am 22. Mai 1845 in Femme Osage, Mo., wurde beschlossen, die Württembergische Agende zu gebrauchen und 12 Exemplare derselben zu bestellen.

Wohin wir auch sehen, ob es sich um Dinge handelt, die ganz auf der Peripherie liegen, wie die Amtstracht, oder um Dinge, die von zentralerer Bedeutung sind, Agende und Katechismus, oder endlich um das Zentrum selbst, alles ist herübergenommen aus der deutschen Mutterkirche, als deren Teil unsere Väter sich angesehen wissen wollten, wie das in einem kleinen 1845 erschienenen Schriftchen von L. Nollau ausdrücklich ausgesprochen wird. Dies Schriftchen trägt den Titel: „Ein Wort für die gute Sache der Union." Es war eine not-

gedrungene Verteidigung gegen Angriffe aus den Kreisen der Lutheraner, die später die Missouri-Synode gegründet haben. In diesem Schriftchen heißt es: „Die gegenwärtigen Glieder des Evangelischen Kirchenvereins haben alle bis auf einen ihre Ordination von der Evangelischen Kirche Deutschlands erhalten." „Wir wollen als ein Teil der evangelischen Mutterkirche Deutschlands betrachtet sein, und mit ihr, der wir angehört haben, aus der wir hervorgegangen sind, und die infolge der Auswanderung in diesen Weltteil verpflanzt worden ist, verbunden bleiben."

So haben unsere Väter ihre deutsche Mutterkirche geliebt und geehrt. Sie waren, wenn wir so sagen wollen, stolz auf sie; und dieser Stolz war ganz und gar nicht unberechtigt. Denn auch in englischen Kirchenkreisen unseres Landes wurde solche Wertschätzung geteilt. In diesem Sinne sprach sich der Abgeordnete der Presbyterianischen Synode von Missouri, der der Jahreskonferenz des Vereins im Jahre 1850 beiwohnte, aus. Bei der Beratung über das Predigerseminar bei Marthasville sagte er unter anderm folgendes: „Wir fühlen es alle recht wohl, daß ein gemeinsames Wirken von großer Bedeutung ist, leider aber hat uns bis jetzt die Gelegenheit gefehlt, unmittelbar auf die hier zu Lande lebenden Deutschen einzuwirken. Wir nehmen daher den herzlichsten Anteil an Ihrem Unternehmen, ein Prediger- und Lehrerseminar zu errichten, weil wir dies als eine sehr geeignete Weise erkennen, das Reich Gottes auf Erden zu fördern, indem durch Bildung tüchtiger Geistlicher der Weg gebahnt wird, die Erkenntnis des Heils am schnellsten unter der Masse des Volks zu verbreiten. Ueberhaupt finden die wissenschaftlichen Bestrebungen der Deutschen auf religiösem Gebiet unter uns alle Anerkennung, und wir fühlen uns Euch für die Leistungen Eurer Theologen zu großem Dank verpflichtet, was für uns ein Antrieb mehr ist, Euer Unternehmen nach Kräften zu unterstützen."

Daß es bei dieser Lage der Dinge das Bestreben unserer Väter war, mit der deutschen Mutterkirche in lebhaftem Verkehr zu bleiben, versteht sich von selbst. Im Jahr 1844 erhielt Joseph Rieger, der eine Reise nach Deutschland zu machen beabsichtigte, von der Jahreskonferenz des Vereins den Auftrag, als ihr Agent in Deutschland zu wirken, namentlich um Mitarbeiter von dorther mitzubringen. Zum Evangelischen Kirchentag in Bremen (im September 1852) wurde Georg Wendolin Wall abgeordnet. Er erhielt außerdem den Auftrag, solche Städte Deutschlands, die als besondere Pflanz- und Pflegestätten der Evangelischen Kirche anzusehen sind, zu besuchen, Teilnahme für das Werk in Amerika zu wecken, Prediger für predigerlose Gemeinden zu werben, sich nach jungen Männern umzusehen die willig sein möchten, in unser Predigerseminar einzutreten, Bücher zur Anlegung einer Seminarbibliothek zu sammeln und sonstige Hilfe zu erlangen. Auf seine Anregung hin bildete sich der bereits erwähnte

„Berliner Verein." Nach seinem Besuch in Basel wurden fünf Brüder zum Dienst in unserer Synode abgeordnet, die im Sommer 1853 in New Orleans landeten. Professoren und Pastoren schenkten Bücher, sodaß Wall eine Bibliothek von etwa 2000 Bänden mit herüberbringen konnte; das war der Anfang unserer Seminarbibliothek. Noch ein zweites Mal wurde Wall nach Deutschland abgeordnet, zum Evangelischen Kirchentage in Altenburg, 1864. Auch dort nahm man sich der Sache der deutschen Auswanderer in Amerika mit der herzlichsten Teilnahme an und verpflichtete sich, solche Persönlichkeiten, welche für die Uebernahme eines geistlichen Amtes in Nord-Amerika entweder schon vorgebildet seien oder zur Ausbildung geeignet erschienen, dem Langenberger und Berliner Verein zuzuweisen. Außer Wall vom Kirchenverein des Westens war Pastor Bading von Milwaukee auf dem Altenburger Kirchentag als Abgesandter der lutherischen Wisconsin-Synode zugegen gewesen. Durch den Berliner Verein kam 1865 E. Otto in die Wisconsin-Synode, die er aber, da er die Lehrunion, nicht das lutherische Sonderbekenntnis, vertrat, bereits 1866 wieder verließ. 1867 wurde er Glied unserer Synode.

Wie unsere Väter aber ihre Augen nicht nur dann nach drüben richteten, wenn sie der Hilfe von dorther bedurften, sondern wie sie an allem, was die deutsche Mutterkirche bewegte, regen Anteil nahmen, davon zeugt ein Schriftstück, welches der Generalpräses des Evangelischen Kirchenvereins des Westens, Dr. G. Meinert, unter dem 18. August 1865 von Waterloo, Monroe Co., Jll., aus „an die ehrwürdigen Unterzeichner der Bittschrift an den Großherzoglich-Badischen Oberkirchenrat in Sachen des Evangelischen Predigerseminars in Heidelberg" richtete. Es handelte sich in jenem Proteste darum, Professor Daniel Schenkel von seinem Amte als Direktor des Evangelischen Predigerseminars in Heidelberg zu entfernen, da er „durch grundstürzende Jrrlehre der Kirche ein Aergernis gegeben und sich unfähig gemacht habe, ein Amt in der Landeskirche zu bekleiden, namentlich die zukünftigen Geistlichen für den Kirchendienst vorzubereiten." Jn dem Schreiben Dr. Meinerts heißt es unter anderm: „Nachdem schon früher der vom Professor Jrion in Marthasville, Mo., redigierte „Friedensbote," das Organ des Evangelischen Kirchenvereins des Westens, Jhr gutes Recht in das hellste Licht gestellt, hat nun die ganze Synode in ihren diesjährigen Distriktskonferenzen einstimmig den Beschluß gefaßt, ihre herzliche Zustimmung zu dem Proteste, den Sie, geliebte Brüder, gegen die verderblichen, das Fundament unserer teuren evangelischen Kirche untergrabenden Bestrebungen eines Schenkels eingelegt haben, öffentlich auszusprechen, und den Unterzeichneten beauftragt, Jhnen solches zu wissen zu tun, in der Ueberzeugung, daß es Jhnen zur Stärkung dienen wird zu erfahren, daß die Tochterkirche jenseits des Ozeans mit Jhnen festhält an dem Bekenntnis der Hoffnung und Jhnen im Kampfe für die Aufrechterhaltung dieses Bekenntnisses im Geiste die Hand reicht."

Die bisherige Darlegung hat sich mit den Beziehungen beschäftigt, welche zwischen unserer Synode und der Evangelischen Kirche Deutschlands, soweit sie als sich lebendig betätigende Bekenntnisgemeinde inbetracht kommt, bestanden haben. Es muß noch auf die Beziehungen unserer Synode zur Evangelischen Kirche Deutschlands in ihrer Eigenschaft als staatskirchlich verfaßte Kultusgemeinschaft eingegangen werden. Ich zähle das Tatsächliche auf und weise eine in letzter Zeit im „Evangelischen Magazin" gegebene unrichtige Darstellung zurück. König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen schenkte 50 Taler zum ersten Anfang unseres Predigerseminars. Im Jahr 1854 bewilligte er eine allgemeine Kirchenkollekte in Preußen zum Besten unseres Seminars, die den Betrag von etwa 6000 Talern erreichte. Die Verwaltung dieses Kapitals behielt sich der Oberkirchenrat der Preußischen Landeskirche vor, während die Zinsen etwa 50 Jahre lang jährlich unserm Seminare zugutegekommen sind. Es mag das einer Summe von etwa $8000 entsprechen, die unser Seminar nach und nach durch Vermittlung der Kirchenbehörde von der Preußischen Evangelischen Landeskirche Deutschlands erhalten hat. Zum 50jährigen Jubiläum unseres Seminars im Jahre 1900 bewilligte der Oberkirchenrat eine nachträgliche Jubelgabe von 4000 Mark, wie er auch zum 25jährigen Jubiläum, 1875, eine kleinere Gabe schickte. Das Angebot einer Freistelle im Domkandidatenstift in Berlin für junge Männer, die das Predigerseminar absolviert haben, ist nur einmal benutzt worden (1883—1885), während einer unserer Pastoren von 1902—1904 mit Hilfe des Bethmann-Hollweg-Stipendiums in Berlin studiert hat. Hiermit ist zu vergleichen und entsprechend richtig zu stellen, was im „Magazin für Evangelische Theologie und Kirche" 1919, No. 1, S. 25 zu lesen ist. Dort heißt es: „Es ist allerdings wahr, daß im Jahre 1854 einmal in Preußen eine Kollekte für uns erhoben wurde, die $5000 ergab. Aber das Geld ist uns niemals ausgezahlt worden, sondern die Zinsen wurden bis zum Kriege aufgesammelt. Einmal ist dann von diesen Zinsen einem unserer Studenten ein einjähriges Stipendium an der Berliner Universität ermöglicht worden." Haben nun unsere synodalen Geschichtsschreiber Schory und Mücke recht, denen ich in meiner Darstellung gefolgt bin, oder der Mitarbeiter am „Theologischen Magazin" und sein Gewährsmann? Die Entscheidung dürfte nicht schwer sein.

Um ein möglichst vollständiges Bild der Beziehungen zwischen unserer Synode und der Evangelischen Kirche Deutschlands zu geben, ist noch darauf hinzuweisen, daß unsere Synode zur Einweihung der Erlöser-Kirche in Jerusalem 1898, der Protestations-Kirche zu Speyer 1904 und des neuen Berliner Doms 1904 eingeladen worden ist. 1898 und 1904 konnten wir der Einladung folgen und waren das erste Mal durch Pastor Dr. Paul L. Menzel aus Richmond, Va., das letzte Mal durch den Synodalpräses Dr. J. Pister vertreten. 1905

zur Domweihe und 1906 zur silbernen Hochzeit des deutschen Kaiserpaares sandte unser Synodalpräses Gratulationen, die freundlich erwidert wurden. Zur Jubelfeier unseres Seminars im Jahre 1900 hatten Kaiser Wilhelm und Kaiserin Auguste Viktoria folgendes Telegramm gesandt: Der Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika entbiete ich zur Jubelfeier ihres Predigerseminars meinen herzlichen Glückwunsch. Mit mir gedenkt die Kaiserin der uns in einem Glauben verbundenen Freunde in Amerika mit der frohen Zuversicht, daß der Segen des Höchsten wie bisher über Ihrer kräftig emporblühenden Gemeinschaft walte und Ihre auf gutem Grund gestreute Saat zu reifer Ernte gedeihen lassen werde.

Wilhelm, I. R.

Daß unsere Synode gewillt gewesen ist, diese freundschaftlichen Beziehungen zur Evangelischen Kirche Deutschlands auch weiter zu pflegen, dafür ist Beweis der Brief, den unser jetziger Synodalpräses, Dr. J. Baltzer, am 7. November 1916 an das Auswärtige Amt in Berlin gerichtet hat. Der Anfang dieses Briefes lautet folgendermaßen: „Die „Deutsche Evangelische Synode von Nord-Amerika“ beabsichtigt, den 400jährigen Gedenktag der Reformation und den 100jährigen der preußischen Union in Verbindung mit der Tagung ihrer Generalkonferenz im September 1917 feierlich in Pittsburgh, Pa., zu begehen. Das von der Synode eingesetzte Komitee für Beziehung zu anderen Denominationen und Kirchen im In- und Ausland hat beschlossen, den Kgl. Preußischen Minister der geistlichen Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten zu bitten, zu dieser Doppelfeier eine Persönlichkeit der evangelischen Landeskirche oder einen Professor der evangelischen Theologie von Ruf nach Pittsburgh zu entsenden. Die betreffende Persönlichkeit würde gebeten werden, in deutscher Sprache die im Mittelpunkt der Feier stehende Festrede, sowie, wenn möglich, Vorträge in größeren Städten des Landes zu halten. Die Vorträge werden nach hiesiger Sitte teils in Kirchen, teils in öffentlichen Versammlungslokalen stattfinden. Da es freudig zu begrüßen wäre, wenn diese Vorträge zum Teil in englischer Sprache gehalten würden, würde die Entsendung einer der englischen Sprache mächtigen Persönlichkeit besonders dankbar empfunden werden. (Doch nicht unbedingt nötig.)“ Soviel vom Anfang dieses Briefes. Der Eintritt Amerikas in den Weltkrieg hat den hier angeregten Plan nicht zur Ausführung kommen lassen.

Ich bin am Ende meiner Darstellung unserer Beziehungen zur Evangelischen Kirche Deutschlands und stelle mir selbst die Frage, ob es angebracht war, diesen Beziehungen nachzugehen. Ich beantworte sie, indem ich mir vergegenwärtige, was für mich selbst die Veranlassung dazu gewesen ist. Den ersten Anstoß haben gelegentliche Aeußerungen im „Friedensboten“ und „Evangelical Herald“ im Sommer vorigen Jahres gegeben, dahin lautend, daß unsere Synode in der

Vergangenheit nie von der deutschen Staatskirche unterstützt worden sei. Das war, ganz wörtlich genommen, ja durchaus richtig, da es eine deutsche Staatskirche nie gegeben hat. Es verschleierte aber vollständig die Tatsache, daß die preußische Landeskirche, ja sogar das Kirchenregiment der preußischen Landeskirche, uns wiederholt mit schönen Unterstützungen bedacht hatte. Als dann im Frühjahr dieses Jahres eine Reihe von Themen veröffentlicht wurden, über die auf den Distriktskonferenzen etwa verhandelt werden könne, Themen, deren eins lautete: „Die Evangelische Kirche (das heißt hier: Unsere Synode; Anm. des Referenten) ist amerikanisch in ihrem Ursprung, ihrem Zweck und ihrer Organisation," da habe ich die Frage nach den Beziehungen unserer Synode zur Evangelischen Kirche Deutschlands aufs neue aufgenommen. Mich deucht nun, daß die Fassung dieses Themas nicht irreführend ist. Wir sind und bleiben, was wir nach der Auffassung unserer Väter waren, die Tochterkirche der Evangelischen Kirche Deutschlands, wir sind die auf amerikanischem Boden verpflanzte Evangelische Kirche Deutschlands, die sich selbstverständlich den amerikanischen Verhältnissen angepaßt hat und hier zur Freikirche geworden ist, während die einzelnen evangelischen Landeskirchen Deutschlands staatskirchlich verfaßt sind, wir repräsentieren, wie der Synodalpräses Dr. J. Baltzer in seinem Bericht an die Distrikte vom Jahre 1917 sagt, „wir repräsentieren in Amerika die Evangelische Kirche Deutschlands." Und dessen sind wir uns mit Freude bewußt und sind, wenn wir so sagen wollen, stolz darauf; denn das Beste, was wir haben, verdanken wir unserer deutschen Mutterkirche.

Unsere deutsche Mutterkirche geht jetzt durch eine schwere Zeit hindurch; die äußeren Formen, in denen sie gelebt hat, zerbrechen. Wer sie aber kennt, ist der guten Zuversicht, daß sie die neuen Formen, die sie braucht, finden wird, und zwar finden wird in eigener Kraft, ohne fremden Rat zu gebrauchen, auch nicht unsern Rat. Als vor 100 Jahren die deutsche Burschenschaft aufgelöst wurde, da hieß es bei den deutschen Burschen: „Das Haus mag zerfallen — was hat's denn für Not? Der Geist lebt in uns allen, und unsre Burg ist Gott!" Der Geist der deutschen Evangelischen Kirche lebt noch, es ist das Beste, was sie hat, es ist das Beste, was wir von ihr haben, der Geist der tiefen Innerlichkeit des religiösen Lebens, der Geist der Glaubensinnerlichkeit Doktor Martin Luthers.

Ich schließe mit einem Blick auf unsere Synode. Für sie scheint mir die Zukunft zwei Gefahren zu bergen; die eine ist die, daß wir uns mit englischen Kirchengemeinschaften dieses Landes verewigen sollen, die andere, daß wir die Losung ausgeben sollen: Unsere Kirche muß in der Zukunft die Evangelische Kirche Amerikas werden.

Können wir uns mit irgend einer der anderen Denominationen vereinigen, ohne unsere Eigenart in dem Besten, was wir von unsern Vätern ererbt haben, aufzugeben? Als 1836 Georg Wendolin Wall

und Joseph Anton Rieger von Basel nach Amerika kamen, verweilten sie erst etliche Monate in Hartford, Conn., um dort bei den amerikanischen Freunden, die bei der Basler Missionsgesellschaft um ihre Sendung gebeten hattten, die englische Sprache zu lernen. „Jene wackeren Christen," so heißt es in unserer Synodalgeschichte (A. Mücke, Seite 67), „hatten freilich außer dem Hauptzweck — das Reich Gottes namentlich unter den deutschen Einwanderern im Westen bauen zu helfen — in guter Meinung auch noch einen andern im Auge: sie wollten die deutschen Brüder, Pastoren und Gemeinden, ihrer Mutterkirche entfremden und allmählich in eine der bestehenden amerikanischen Kirchen hinüberziehen; dafür verhießen sie den Predigern eine reichere materielle Unterstützung zu Zwecken des Reiches Gottes. Allein solche oft wiederholte Anerbietungen und Anforderungen wiesen jene beiden Brüder, sowie andere Pastoren der Evanglischen Kirche ihrer Zeit, entschieden zurück." Wir verstehen, warum. Ein Kenner englischen und englisch-amerikanischen Kirchentums spricht einmal von der Auffassung des Evangeliums, wie es dem deutschen Gemüt so eigen ist, und wie es sich so sehr von dem Methodischen der englischen und in zweiter Linie von dem der angloamerikanischen Auffassung unterscheidet (J. Baltzer, Protokoll der 21. Generalkonferenz, Seite 17). Mit andern Worten: Luthersche*) Innerlichkeit, die auf das fromme Herz sieht und die Gefahren kennt, die sich so leicht mit der Uebung frommer Formen verbindet, ist das unterscheidende Merkmal.

Und können wir in Wirklichkeit ernstlich daran denken, einmal **die** Evangelische Kirche Amerikas zu werden? Ein Blick auf alles, was geschichtliche Entwicklung heißt, widerspricht dem. Spielen wir doch nicht mit großen Gedanken, berauschen wir uns nicht an weitausschauenden Plänen! Das ist nicht die Art unserer Väter. Sie taten in aller Einfachheit und Treue ihre Pflicht an dem Orte, an den Gott sie gestellt hatte und ließen Gott zu Stand und Wesen bringen, was seinem Rat gefiel. Tun wir das auch! Das ist deutsche Art, das ist deutsch-evangelischer Geist. Daß dieser Geist, der Geist unserer Väter, auch in uns fortlebt, darauf kommt es an. Das andere walte Gott!

Neutestamentliche Urkunden.

Von Pastor T. Kugler.

Zur Herstellung keines anderen Buches wurde soviel köstliche Zeit und geduldige Mühe verwandt, als zu derjenigen des griechischen Neuen Testaments. Sicher ließen sich auch für kein anderes soviel verschiedene handschriftliche Urkunden finden, die Teile seiner Schriften oder auch nur einzelne Abschnitte solcher oder Bruchstücke mehrerer enthielten. Freilich ist es nur der unvergleichlichen Wertschätzung

*) Luthersche, **nicht** Lutherische.

dieser mannigfaltigen Quellen allein zuzuschreiben, daß allen Schwierigkeiten zum Trotz, jene endlich doch soweit gesichtet, verglichen und geordnet wurden, daß sie zu einem zusammenhängenden Ganzen verbunden und zu einem Kanon christlichen Lebens erklärt werden konnten.

Wie mühselig die vorausgehende Arbeit aber war, läßt ein wenig vielleicht schon der einzelne Umstand erkennen, daß eine der vielen Urkunden, die zur Sammlung und Herstellung des Textes verwandt wurden, nämlich der Kodex H₃, der doch nur Fragmente der paulinischen Briefe enthält, in verschiedenen Bibliotheken des europäischen Kontinents zerstreut ist; mithin sich also selbst dieses seines stückweisen Daseins nur teilweise zu erfreuen vermag. Trotz des heutigen Vorhandenseins mehrerer guter und im Ganzen miteinander übereinstimmender Textausgaben ist doch die Arbeit zur Wiedergewinnung eines vollständigen Urtextes immer noch nicht ganz abgeschlossen.

Vielmehr arbeiten noch länger eifrige und ernste gelehrte Forscher unermüdlich auf die Erlangung dieses Zieles hin, das für sie das Ideal ihres ganzen Lebenswerkes bildet. Und das alles geschieht doch gewiß im vollen Bewußtsein, daß es sich bei einer Verbesserung der letzten uns bereits vorliegenden Textesausgabe ja doch nur handeln kann um unbedeutende Aenderungen des Wortlautes und durchaus nicht etwa um sinnverändernde neue Sätze und Abschnitte, die an Stelle der uns längst bekannten treten und irgend etwas, das zum Glaubensinhalt eines evangelischen Christen gehört, je wieder erschüttern oder in Frage stellen könnten. Somit bezeugt diese rastlose Gelehrtenarbeit nicht nur die berechtigte Hochachtung, die man diesen, doch meist in kindlich schlichten Worten gehaltenen, wenn auch wunderbaren, neutestamentlichen Berichten und Schriften zollt, sondern auch die ermutigende Tatsache, daß auf dieser alten Erde, die ihrem Feierabend mit Riesenschritten zueilt — inmitten eines ganz verweltlichten und gottlosen Geschlechts — doch auch heute noch immer jene 7000 vorhanden sind, die ihre Kniee dem modernen Baal nicht beugen, sondern einer besseren Heimat warten.

Die Quellenstudien besagter Forscher sind vielleicht am ehesten der Arbeit eines Mannes zu vergleichen, der durch keine Hindernisse sich davor zurückschrecken läßt, im Gestein nach Adern edlen Erzes zu suchen; und wenn er eine solche gefunden und ausgebeutet, nach deren etwa unterbrochener Fortsetzung rastlos weiter sucht. Ja, jenes Forscherstudium findet auch sein Abbild in der mühsamen Arbeit des Goldsuchers, der im Flußsande nach Goldkörnern und Goldstaub Ausschau hält, und der, wenn er die rechte Spur gefunden, den Sand solange wiederholt mit Wasser überschwemmt und schüttelt und siebt, bis sich alles Edelmetall in seinem Gefäße unten angesammelt hat. Findet sich dann etwa unter dem gewonnenen Erze auch diesem täuschend ähnliches, doch wertloses Gestein, so prüft er nochmals seine Funde und

sondert und scheidet wieder alles Minderwertige aus, um nur das Beste, das Echte zu behalten.

Erstreckt sich nun ein derartig langwieriges, ja noch ganz bedeutend verwickelteres Verfahren auf das Erzielen eines Befundes, der noch köstlicher ist als viel feines Gold, so kann eine solche Arbeit keinem von uns ganz gleichgültig bleiben. Vielmehr wird sie des besten Interesses aller gewiß sein, die sich vergegenwärtigen, daß wir ja nur dem treuen Fleiß eben solcher Forscherarbeit unsern gegenwärtigen, im Ganzen schon ziemlich genauen griechischen Text des Neuen Testaments verdanken. So mag auch die nachfolgende, kurze und allgemeine Arbeit bei denjenigen willige Aufnahme finden, welche sich ein wenig die Schwierigkeiten vergegenwärtigen oder an dieselben erinnern lassen wollen, die erst überwunden werden mußten, um einen möglichst genauen Text jener Schriften zu erlangen, von denen Erasmus mit Recht sagt:

At felix ille, quem in hisce litteris meditantem mors occupat. . . . Hae tibi sacrosanctae mentis illius vivam referunt imaginem, ipsumque Christum loquentem, sanantem, morientem, resurgentem, denique totum praesentem reddunt.

Ohne auf die Entwicklung der neutestamentlichen Schriften zum Kanon näher einzugehen, soll im Folgenden nur in kurzen Umrissen der Beschaffenheit und Schreibweise der neutestamentlichen Urkunden gedacht werden. Dabei werden wir allerdings auch der Frage etwas näher treten, ob der uns bekannte kirchliche Kanon in seinen einzelnen Bestandteilen uns in der Form überliefert ist, die jenen bei ihrer Entstehung eigen war.

Urhandschriften.

Betreffs der Uebereinstimmung unseres griechischen Textes mit dem ursprünglichen könnten wir nur dann volle Gewißheit erlangen, wenn wir die Urexemplare vor uns hätten; was ja leider nicht der Fall ist. Doch hat uns das vorige Jahrhundert soviel wunderbare Funde in dieser Richtung hin geliefert, daß schon der Wunsch laut wurde, daß man doch endlich einmal auch eine Urschrift der neutestamentlichen Bücher finden möchte. Allein der Verwirklichung dieses Verlangens stehen denn doch zuviel historische und sachliche Hindernisse im Wege.

Allerdings waren ganz offenbar anfänglich auch Urhandschriften der einzelnen Schriften vorhanden, die von Hand zu Hand gingen. Da es aber den damaligen Lesern nur um den Inhalt zu tun war, galt ihnen eine Abschrift etwa geradesoviel als das Original selbst. Und schwerlich ist schon damals einem einzigen Menschen der Gedanke gekommen, daß man später einmal gerade ein letzteres unvergleichlich hoch bewerten würde.

Dazu kommt, daß die Stoffe, auf welche geschrieben wurde, sehr vergänglicher Natur waren. Endlich war auch die Aufbewahrungsweise durchaus nicht derart, daß sich ein solch vergängliches Material,

wie es aus den Papyros hergestellt wurde, längere Zeit hätte erhalten können. Denn sehr wahrscheinlich sind auch die neutestamentlichen Urschriften eben auf solches Papier geschrieben worden. Oder was sollten die chartoi (Karten) anders gewesen sein, deren eine 2. Joh., 12 (dia chartu) erwähnt wird? Denn das gewöhnliche Schreibmaterial bildeten doch schwerlich jene Pergamente, deren Zustellung Paulus nach 2. Tim. 4, 13 (membranai) seinem Schüler ganz besonders einschärft!

Auch der Umstand, ob die Urhandschriften auch alle von den Aposteln selbst geschrieben wurden, läßt sich heute schwerlich mehr zweifellos feststellen. Denn die Frage, ob Pauli Aussage — z. B. Kol. 4, 18 und 2. Thess. 3, 17 — daß er den Gruß eigenhändig geschrieben, auch zugleich die Niederschrift der ganzen Briefe durch ihn bedeuten soll, steht noch immer offen; und könnte ebenso leicht die Annahme berechtigt sein, daß Paulus doch nicht nur den eigenhändigen Gruß betonen würde, wenn er den ganzen Brief geschrieben und durch Zusatz eines Wörtchens das hätte kundgeben können. Dagegen ist die Annahme von Reuß erst recht problematisch, daß nämlich die apostolischen Briefe durch Amanuenses nur ins Reine geschrieben wurden; nachdem die Apostel selbst dieselben nur schnell und flüchtig verfaßt hätten. Man pflegte eben bekanntlich zu jener Zeit gar nicht flüchtig zu schreiben, sondern das Schreiben solchen zu überlassen, die sich gewerbsmäßig damit beschäftigten; also den sog. Kalligraphen. Auch schloß schon die ganze damalige Schreibweise (Lapidarschrift) doch wohl ein eigentliches flüchtiges Schreiben aus.

Man schrieb mit großen Buchstaben, ohne Absatz oder Trennung und auch ohne Interpunktionszeichen, in streng abgeteilten Columnen. Und so waren wohl auch die ursprünglichen neutestamentlichen Schriften abgefaßt, und zwar mit Rohrstift und Rußtinte geschrieben, cf. 2. Joh. 12 und 3. Joh. 13. Dabei stehen die uns bekannten Ueberschriften der Briefe, die bei Paulus die Adressaten nennnen, in den ältesten uns erhaltenen Manuskripten, am Schluß; also als Unterschriften. Auch ist es sehr leicht möglich, daß der Apostel gerade am Schluß noch ausdrücklich vermerkte: An die Römer, Korinther u. s. w. Die Evangelien und Akten aber werden ursprünglich gar keinen Titel getragen haben und derjenige der Offenbarung ist wohl nachträglich ihren Anfangsworten entnommen.

Texttrübende Abschriften.

Von den uns unbekannten Urhandschriften wurden nun offenbar mancherlei Abschriften gemacht. Da man jedoch damals dem geschriebenen Worte durchaus nicht den bevorzugten Wert beilegte, den man ihm heutzutage beizumessen pflegt, so mögen bereits schon die ersten Abschriften Schreibfehler und auch Aenderungen anderer Art gehabt haben. Ja, diese Tatsache ist uns schon für eine recht frühe Periode durch die ältesten uns dafür erhaltenen Zeugnisse verbürgt.

Wenn man nur die Zitate eines Polykarp, Hägesipp, Papias, Justin und Irenäus unter einander vergleicht, so begegnet uns bereits eine außerordentliche Verschiedenheit des Inhalts. Irenäus hebt das selbst hervor; Clemens Alexandrinus wieder zitiert schon denselben Spruch in dreifacher Fassung, und Origenes gar klagt ganz verzweifelt über die bunte Mannigfaltigkeit der schriftlichen Ueberlieferung. Diese betrübliche Quellentrübung ist — soweit historisch und sachlich nachweisbar — einem dreifachen Einfluß zuzuschreiben:

1. Die Handschriften waren durchaus nicht immer offizielle Schreiben, etwa für kirchlichen Gebrauch bestimmt. Von solchen hätte man voraussetzen dürfen, daß sie sorgfältig verfaßt waren. Die meisten jedoch trugen einen mehr privaten Charakter. Aber auch die offiziellen waren offenbar nicht in so ängstlich genauer Form hergestellt, als etwa bei den Juden die alttestamentlichen Synagogalrollen. Vielmehr wird es dabei nicht so sehr viel anders hergegangen sein, als auch bei der griechisch-römischen Profanliteratur, wo wir die Klage über nachlässige Schreiberei aus dem Munde eines so fruchtbaren und silberzüngigen Redners wie Cicero wohl zu würdigen vermögen.

Wie leicht waren gar vielerlei Abänderungen der Originalschreibweise möglich, wenn wir z. B. nur an eins denken, was uns ja auch selbst mitunter ganz unwillkürlich widerfährt, daß wir nämlich ein Wort oder eine Endung doppelt schreiben (Diptographien). Schon an und für sich veranlaßte ja die Scriptio continua, die anfänglich üblich war, eine ganze Menge Mißverständnisse; noch ganz abgesehen von den vielen, ganz zufälligen Schreibfehlern. Ja, es mochten mitunter beim Abschreiben ganze Zeilen weggefallen sein, falls das Auge des Abschreibers etwa auf das gleiche Wort abirrte, das eine oder mehrere Zeilen weit entfernt war — obschon bekanntlich das abgewandt gewesene Auge, für gewöhnlich, den letztverlassenen Ruhepunkt ohne langes Suchen oder Zögern wiederaufzunehmen pflegte, oder vielmehr das nächste Wort oder den folgenden Abschnitt, ohne weiteres, wie von selbst findet.

2. Bedeutend schlimmer aber fiel der weitere erschwerende Umstand ins Gewicht, daß viele andre Schreibfehler sich fanden, die durchaus nicht auf schier unvermeidlichen Irrtümern oder Versehen beruhen konnten. Diesen lag offenbar eine absichtliche und bewußte Abänderung zugrunde. Nun läßt sich ja eine durch nachlässige Abschrift entstandene Version durch Vergleichung mit anderen wohl wieder ins Richtige rekonstruieren, namentlich auch bei Kenntnis des damaligen Sprachgebrauchs und unter Berücksichtigung der sonstigen Schreibweise desselben Verfassers. Dagegen liegt die Sache bei einer willkürlich veränderten Lesart schon ganz bedeutend schwieriger. Gerade wie auch ein versehentlich — etwa an fremdem Orte — Irregegangener sich leichter, weil williger, zurechtweisen läßt, als ein eigensinnig und eigenwillig Fehlgegangener. Und eben solche absichtliche Ver-

änderungen sind beim Abschreiben des neutestamentlichen Grundtextes — wie auch in der griechischen Profanliteratur — z. B. in sprachlichem Interesse wiederholt vorgenommen worden. Tatian berichtet als eine bekannte Tatsache, daß die Abschreiber zu seiner Zeit die Schriften der Verfasser zu korrigieren pflegten; dieselben also nicht nur in besserer Handschrift niederschrieben, sondern auch in gewählterer Sprache. Das waren also gleichsam schon die Prototypen der erst viel später üblich gewordenen Probeleser, Redakteure und Kritiker, deren Arbeit sie zwar eigenmächtig, jedoch auch freiwillig und ohne besondere Entschädigung verrichteten; allerdings aber — wie sich nachträglich herausstellte — zugleich auch zur Schädigung des Textes. Denn ohne die leisesten Gewissensbedenken nahmen diese Herren Kritiker sowohl Erleichterungen oder Kürzungen, als auch ihnen notwendig scheinende Erläuterungen und damit wieder die obigen gewissermaßen ausgleichenden Beschwerungen des Textes vor. Völlig von dem erhabenden Bewußtsein durchdrungen, auf der höchsten Höhe des Wissens und der Bildung ihrer Zeit zu stehen, strebten sie emsig nach Reinheit der Sprache bei gefälligem Ausdruck, Gedankenklarheit und darum durchsichtigem Satzbau; und vor allem endlich nach Gemeinverständlichkeit. Durch Anwendung solch idealer Prinzipien bei ihrer Schreiberarbeit vermeinten sie ganz zweifellos, sich den Dank aller kommenden Geschlechter und Zeiten zu verdienen. Bequemlichkeit und Erleichterung für den Leser war jedenfalls das sie noch am ehesten entschuldigende, wenn nicht rechtfertigende Leitmotiv gewesen; wie ja auch ein ähnliches der Erfindung so mancher arbeitssparenden Maschine zugrunde liegt. Aber eben in den tatsächlichen Ergebnissen und Folgen solch gutgemeinter Leistungen liegt die verhängnisvolle Parallele. Wie nämlich jene selbstvermeintlichen Sprachkenner und freiwilligen Verbesserer den „Forschern nach dem Urtext" eine ungeheure Arbeitslast aufbürdeten und ihnen damit die Arbeit erschwerten; so sind die mehr modernen Weltbeglücker und Daseinsverbesserer mit ihren „sogenannten" arbeitssparenden Maschinerien gerade zugleich auch zu arbeitsraubenden Urhebern des Massenelendes und indirekt auch zu Mitveranlassern des Weltkrieges und Weltbankerottes geworden.

Aeltere, schwerer verständliche Worte ersetzten jene griechischen Sprachkenner ganz selbstverständlich und ohne weiteres, zum allgemeinen Wohl, durch üblichere, moderne Ausdrücke. Selbst Tatsachen, die man bereits aus anderen neutestamentlichen Schriften kannte und die nun diese gutmeinenden Herren „Schriftsteller" vermeinten hier in den ihnen gerade vorliegenden neuen Schriften nur versehentlich anders berichtet zu finden, — solche Tatsachen brachten sie zum Besten von Eintracht und Harmonie miteinander in schönen Einklang. So mag vor allem in den synoptischen Evangelien besonders oft der Fall eingetreten sein, daß man Parallelstellen aus einem anderen Evan-

gelium korrigierte; aber auch Namen und Data meinte erläutern oder genauer feststellen zu müssen. Ja, ganze Verse, wenn nicht gar Abschnitte oder Geschichten, mögen auf diese Weise einmal eingefügt und dann ein andermal wieder ausgeschaltet worden sein. Auch aus dogmatischen Beweggründen mögen Aenderungen vorgenommen worden sein. So hat man z. B. in katholischem Interesse in späteren Manuskripten tatsächlich statt der ursprünglichen Fassung von Gal. 2, 9 (Jakobus und Kephas und Johannes) den Petrus an die Spitze gestellt. Endlich hat man sich sogar liturgische Zusätze, aus den oben angegebenen Gründen erlaubt, wie in Matthäus 6, 13 den bekannten Schluß des Unservaters.

Schreibweise und Textteilung.

3. Schließlich ist es auch noch die Beschaffenheit der Handschriften selbst, die uns so manches erklärlich macht, was an Varianten entstanden ist. Die ältesten Manuskripte waren bekanntlich Majuskeln, d. h. sie waren mit Unzial = d. h. griechischen Anfangsbuchstaben, in der sog. Scriptio continua, folgendermaßen geschrieben: ΕΝΑΡΧΗΗΝΟΛΟΓΟΣΚΑΙΟΛΟΓΟΣ. (Anfangsworte des Johannes-Evangeliums in Unzialschrift. Die späteren Manuskripte werden Minuskeln genannt, weil sie die kleinen Lettern anwenden, und zwar mehr oder weniger in Kursivschrift.)

Bei einer solchen Schreibweise, wie obige Probe sie zeigt, mußte man sich oft nicht nur fragen, ja, wo hört denn eigentlich der Satz auf, und wo fängt der neue an? sondern schon: Wo hört das eine Wort auf und wo beginnt das nächste? Naturgemäß war das besonders bei den vielfachen längeren paulinischen Perioden der Fall. Noch ganz bedeutend häufiger, als wir an strittigen Stellen uns bei der Exegese diese Frage stellen, mußte sie doch offenbar dem damaligen Leser kommen.

Erst als im dritten Jahrhundert der alexandrinische Kirchenlehrer Ammonius eine Evangelienharmonie herstellte, die er in 165 Kefalaia (Kapitel) einteilte, war damit der Anfang gemacht, die Scriptio continua durch Sinnabschnitte zu unterbrechen. Später wurde diese Einteilung auch bei den paulinischen Briefen, dann bei den Akten und endlich bei den katholischen Briefen vorgenommen. Eusebius teilte schließlich das neue Testament in 1162 Kapitel ein, die er wiederum in größere Abschnitte (Kanones) gruppierte.

Im 5. Jahrhundert teilte der alexandrinische Diakon Euthalius (später Bischof in Aegypten) die paulinischen und katholischen Briefe, sowie die Akten in Stichen ein, die sich nicht nach der Länge des Abschnittes, sondern nach dem Sinne richteten; ohne jedoch eine Interpunktion zu bieten. Diese stichometrische Einteilung wurde aber auch für die Evangelien durchgeführt, und zwar vielleicht schon vor Euthalius. Die Kodices C und A haben schon solche Stichen, die sog. titla. Auch Kodex D (Mitte des 6. Jahrhunderts) und Kodex D₂

weisen dieselbe Einteilung auf. Ersterer enthält den größten Teil der Evangelien und Akten, letzterer die paulinischen Briefe; doch mit einzelnen Lücken. Wohl sind auch etliche weniger bedeutende Manuskripte mit dieser Einteilung vorhanden; doch wurde dieselbe wahrscheinlich schon bald wieder aufgegeben, da sie wegen des großen Verbrauchs an Schreibmaterial recht kostspielig war. Zudem wurde endlich auch durch die bald danach eingeführte Interpunktion die ganze Stichenschreibung überflüssig.

Bis zum 7. Jahrhundert schrieb man auch ohne Akzente; nur der spiritus lenis und asper, sowie der Apostroph waren schon üblich geworden. Von da ab wurden nun aber die Kodices akzentuiert. Anfangs zwar geschah das nur unregelmäßig; nach und nach aber immer genauer. Etwa um die Wende des 9. zum 10. Jahrhundert trat dann auch an Stelle der Unzial- die Kursivschrift. Diese finden wir daher in unseren Minuskeln aus dem 10. Jahrhundert bereits vor.

Zur Zeit Jesu und der Apostel schrieb man gewöhnlich auf das damals übliche Papier oder ritzte auch die Schrift in Wachstafeln. Doch schon bei unseren neutestamentlichen Kodices, die zumeist dem 4.—11. Jahrhundert entstammen, handelte es sich immer um Pergamentrollen. Man schrieb auf diese anfangs nur in Kolumnen; auf Seiten, die gleichviel Zeilen, und in Zeilen, die fast gleichviel Buchstaben enthielten. Von den letzteren wieder füllte beinahe jeder seinen eigenen, ihm besonders zugemessenen quadratischen Raum. Dabei haben wir aber Kodices, die (wie C) nur eine Kolumne bei einander haben; andere (wie A) nur zwei, wieder andere mit dreien (wie B) und endlich solche noch anderer Art.

Weil jedoch das Pergament teuer war, nahm man bei Neuschriften öfter seine Zuflucht zu bereits beschriebenen Pergamenten. Man schabte oder wusch die Schrift mehr oder weniger sauber ab und beschrieb dann die Rollen noch einmal. Auch die Profanschriftsteller, wie Cicero und Plutarch berichten schon darüber. Auf die angegebene Weise entstanden die sog. Palimpseste, zum zweiten Mal beschriebene Kodices. Auch Bibelhandschriften solcher Art waren recht häufig. Ja, gerade eine unserer wertvollsten Handschriften (der Kodex C, in Paris) ist ein solcher Palimpsest, der ursprünglich den Text des Neuen Testaments enthielt. Im 12. Jahrhundert hat dann wahrscheinlich ein pietätloser Klosterbruder diese Handschrift möglichst ausgetilgt und patristische Abhandlungen (Ephraemi Syri) darüber geschrieben. Erst Tischendorf hat schließlich die Urschrift auf mühsame Weise wieder hergestellt.

Seit dem 13. Jahrhundert wurde das Baumwollenpapier allgemein üblich, noch später das Linnenpapier. Dann wurde auch die Buchform eingeführt, gewöhnlich in Quaternionen oder Heften von vier Doppelblättern; denn Quinternen oder solche von fünf Doppelblättern finden sich nur selten. Erst seit Erfindung der Buchdrucker-

kunst wurden endlich Bücher in Foliantenform und von allerhand Dicke und Größe üblich; doch für unsere Urkunden kommt das ja bekanntlich nicht in Betracht.

Der im Vorstehenden gebote kurze Rückblick wollte uns nur wieder einmal in bescheidener Weise daran erinnern, welcher Art die Quellen waren, aus denen treubeflissene Forscher schöpften, sortierten und sondierten, deren hingebende Arbeit wir jenes meist ziemlich anspruchslos erscheinende Büchlein verdanken, das uns zum Nachschlagen des neutestamentlichen Grundtextes dienen will. Dasselbe führte in vergangener besserer Zeit, als man noch das Alter und die Vorfahren und das von ihnen Ueberkommene ehrte und auch den Grundsprachen der Heiligen Schrift insonderheit noch eine gewisse Achtung zollte, den schlichten Titel: Η ΚΑΙΝΗ ΔΙΑΘΗΚΗ— oder auch, ein wenig kürzer, mundgerechter und latinisiert, den Namen: Novum Testamentum.

The Church and the State.

PAPER READ BEFORE THE OHIO DISTRICT CONFERENCE BY H. VIETH

The subject I bring before you in this paper is one of the utmost importance and interest at any time and of especial significance at this time, because the relation of the Church to the State seems to be undergoing a radical change everywhere, as indeed it has been changing ever since the French Revolution. And even in our country this relation seems to be far from settled. Many of course are willing to rest on the assumption that the constitution of our country has said the last word on the matter, that the Church and the State are separated and that it is therefore useless to say anything further. But we must not forget that the constitution was not intended to stop all development, nor would it be possible to do so. It is the purpose of the constitution to stop development in certain undesirable directions and so guide it in the proper channels. The Church must have some relation to the State; for both serve the people. Now, since both the Church and the State are historically constantly changing, their relation must change also. As this changed relation in turn affects the character of the Church and the State and so the happiness of the entire nation, we can easily see how timely at a period like the present a short survey of this relation should prove to be. For it is our duty to face these changing conditions with open eyes, and to watch the drift of affairs with sufficient courage to point out and protest against mistakes being made and to suggest remedies looking to better conditions.

It seems to me that the only way to reach proper conclusions as to the best relation of Church and State is, to study the historical development of this relation. But before we go into this, it will be necessary to give definitions of what we are to understand by the two

fundamental conceptions of Church and State. The definitions given are of course intended only for the scope of this paper.

1. The State is the centralization of the inherent governmental powers of a people (with or without the consent of the governed) for the purpose of protection and exploitation.

A people that has no need of protection and no ability or wish for exploitation, never forms a State. (North. Am. Indian.)

2. The Church is an institution created by divine revelation for the purpose of preparing for and bringing about the kingdom of God.

This latter definition will help us to decide at what point to begin the historical study of the relation of Church to State. Even tho our definition of Church is broad enough to include the Jewish religion, there can be no question that there was no organized Church in the world before the formation of the first Jewish State. But the first Jewish State was a Theocracy, in it the Church and the State are practically one. A Theocracy is not a state in the modern sense, nor perhaps strictly speaking a Church, and we will find no opportunity to study their relation. The first empires of the heathen nations on the other hand, had no Church as we understand the term, and they need not be considered. The Theocracy, however, ceased, when the Jewish people chose a king for a ruler and thus caused the organization of the State as apart from their religion. This separation was intensified by the division of the kingdom. This division brought for the first time in history the Church and the State as distinctly separate organizations into juxtaposition, and it is at this point in history that we will have to begin our study of their relation.

The aim of the Jewish State was like that of every other State: protection against any outward foe by aggression or defense and the creation of wealth by exploitation. The State employed only political means in reaching this aim and in so doing sacrificed everything to so-called political advantage, even to the sacred treasures of the temple.

The power of the Church lies in the prophets, who arose against the State policy of worldly-wise politics and taught fearlessly that such a policy was against the best interests of the people that it must inevitably lead to destruction, because it alienated the people from God. To them the spiritual aims of the Church were of far greater importance than the political aims of the State, for they know that the real welfare of the people depended on their attitude towards God and not on the success of the State. Good rulers that knew wherein the salvation of the people lay, were supported, but not one prophet supported a ruler merely for the sake of politics or for reasons of what we today would call patriotism. They never usurped or laid claims to any powers of government, but neither did they ac-

knowledge any power as superior to the direct command of God. They were the moral guardians and monitors of the people.

The State knowing the power of the prophets but finding it impossible to make use of it for political ends, endeavored to set up false prophets, whose only duty it was to prophesy what the king told them. The false prophets could fool the people, but they could not make their prophesies come true, and the Jewish State went down, because it considered itself greater than the kingdom of God.

To sum up, the prophets demonstrated to the fullest extent the need of the freedom of the Church from the State and of the recognization of the higher value of the religious over the merely patriotic obligation. For the sake of brevity we will only cite the case of Jeremiah, who was robbed of his freedom, because he told the people that their course led to destruction and that Jerusalem must fall.

After the fall of Jerusalem the Jews were a subject nation, they never again formed a State for a period long enough to produce any material evidence for our theme. As an organized Church they fought for the freedom of conscience, for the right to serve God according to their own law and the dictates of their own conscience. Tho as a rule they seem little interested in politics, whenever their right of worship was threatened they were up in arms, as for instance under the Maccabeans. Satisfied under Alexander's rule, they fought desperately against Antiochus. So the history of the Jews after Babylon is conclusive proof of the truth, that the life of a nation rests on religious rather than on political issues. And the Jews in subjection approach their ideal as God's people more nearly than ever they did in the time of their political independence.

We now come to the beginning of the Christian Church, the logical successor to the Jewish Church. The Christian Church had in the early decades of its existence no standing among the nations, it was the Church of no nation and no class; loosely organized it was held together by the power of God's word and God's Spirit.

Far from interfering with the affairs of State it taught obedience to the government as long as the government did not interfere with obedience to God. When the State put itself in opposition to the Church, the Christians were passive resisters, offering no violence and suffering all violence. Patriotism was never accepted as an excuse for failure to obey God's word. It was an act of patriotism to sacrifice to the bust of Caesar, to the Christian it was sheer idolatry, and whoever did it, even tho he did it merely for political or patriotic reasons, was put out of the Church. Obedient but not subservient, neither mistress nor slave, the Church became the monitor of the decaying empire. And it should never be forgotten that during this time the Church showed her greatest purity and developed her greatest strength.

When with the rise of Constantin the Christian Church suddenly found itself in a ruling position, it could not long resist the temptation to mix in the political life. From being monitor the Church gradually became the master of the State. This change in history is inextricably interwoven with the rise of the papacy. Tho very slow, the rise of the Church to world power was very steady, till with Gregory VII. and Innocence III. the power of the Church was supreme.

All historians agree that this development was contrary to the true ideals of the Church, it is not based on God's word nor does it further God's plans. When the Church becomes a State, it ceases to be a Church, it changes from a spiritual to a temporal institution, and its aims are the political aims of the State-power and wealth-protection of interests and exploitation of resources. It is prostitution, as the prophets rightly call it. So it is not to be wondered at, that the Church at the very time of her greatest power became spiritually bankrupt, that when it could do everything it did practically nothing. The great lesson contained in this historical development is this: The Church cannot afford to seek political power. It can by so doing neither reach her own aims nor benefit the state. For the Middle ages prove that the Church in the day of her greatest power could control but not better the State. The Church and the State went together on the road to destruction, for the new day worked such radical changes, that the old Church and the old State were practically destroyed.

For Humanism, the Herald of the new day, which is practically the enthronement of individual man, brought alike the reformation and the revolution.

The revolution replaced the autocratic by the democratic State. Since the Church had always been an autocratic institution, the democratic State enters history as the enemy of the Church, i. e. of the established Church. Its tendency is to strip the Church of her political power and of her wealth and privilege (Secularisation). In reality this is a blessing in disguise for it forces the Church back to spiritual issues. Tho that was not the intention, the revolution helped to bring the reformation to successful consummation.

The reformation did not succeed in destroying the papacy, it eventually, after the revolution came, destroyed its temporal power, and by thus making it a spiritual agency, really increased the influence of the pope and his church. On the other hand the reformation failed to unify the opposition to the papacy and thus divided its spiritual forces. The two principal divisions of the Protestant Church, which must be considered separately, bear the imprint of the two master minds, Luther and Calvin.

Tho it is perhaps difficult to estimate Luther's personal attitude on the relation of the Church to the State, without going too

much into a detailed study of his writings, it is easy to see that the determining influence in shaping the policy of the Lutheran Church in this regard was the need of some governmental support for the success of the reformation. The only other alternative—that of joining the open revolt against the existing order, precipitated by the knights on one hand and the peasants on the other—Luther could not or would not face. So the Church leaned on the arm of the State and in turn strengthened the arm of the State and this naturally led to the formation of a State Church, wherein the Church in all practical and sometimes in spiritual matters becomes subservient to the State. The principle of post reformation days: "cujus regio ejus religio," is an apt illustration, as witness the conditions in the Palatinate, where the people had to change their religion three times with their changing rulers. In this lack of independence from the State lies the fundamental weakness of the Lutheran Church, for the Church naturally and necessarily lost spiritual force when it became a political asset. We find her unable to concentrate on her Godgiven tasks, so that Missions, revivals, the foundation of charitable institutions do not have their source in the established Church, but in smaller circles of living Christians, who without leaving the Church yet formed a living organism within it. The rigidity of the forms of life and the overemphasis on these rigid forms, that is so characteristic of all the Lutheran Churches, is due to this development. The Church decidedly did not gain by bartering her independence for the support of the State, and we will find on the other hand that the State did not gain either. Tho the State could and did use the established Church as a prop to its authority, yet the resulting lack of spirituality in the Church made this support doubtful and unreliable at best. And the steady growth of the democratic principle which would have left a free Church alone, made for the Church wedded to a state of monarchic principles a situation in which she could not help but lose popular support. Perhaps this explains at least in part, the movement away from the Church that we have witnessed in Germany for the past 20 years.

The beginning of the Calvinistic Reformation was circumstanced far differently. There was for Calvin no need to seek the support of the State. In fact the political as well as the spiritual power was in his hands, so that there is on that score little difference between him and the Catholic Church. It was due perhaps as much to the influence of France as to that of Switzerland, that there was from the beginning so much of democracy in Calvinism, thru which fact it gained a decided advantage in a time when democracy was in ascendance. This advantage however, brought with it a great temptation towards a striving for political supremacy, and a survey of the history of the countries where Calvinism is strongest, shows that Calvinism has seldom been able to resist this temptation. In

England, in Scotland, even in America, wherever it becomes powerful enough, Calvinism, or the Churches affected by its spirit and principles, strive for undue influence on the State. I call this influence undue, because it is sought not by the exercise of the prophetic office of the Church, i. e. by spiritual means, but rather and indeed chiefly by political means. So that Calvinism contends for the same position in the democratic State that the Roman Church sought and for a time attained in the monarchic State. The effect of this, if the laws of history hold, must be the same today as it was in the middle ages, i. e. a loss of spirituality. Already this is becoming apparent.

Between the two camps of Lutheranism and Calvinism we find a number of Churches, such as the separatist Churches in Germany and some of the noncalvinistic Churches in America and others, that stand absolutely aloof from the political life, neither seeking to influence it in any way, nor yet subject to any control by the State. Disgusted alike with the political aspirations of certain Churches and the political subservience of others, they stood aside from the political life, as if they owed nothing to it. Concerned with their membership alone, they could or would not see any duty to seek a public forum for the truths they had to reveal. Thus they never gained any influence whatever and lost what little of spiritual influence they had perhaps in the beginning. The spirit of the prophets died within the Church or where it was found it could get no hearing in the nation, and when the time came, when the nation needed prophets of God's truth, the fear of the State was greater than the love of the truth.

So it came about that when the great war came, and the forces of unrighteousness and hatred and greed were loosed all over the world, the Church voiced no protest whatever. As a monitor of the people it failed absolutely. I believe that in the light of present day developments there can be no longer any question of this failure. Nor are the reasons far to seek. The established Church was the willing servant of the State long unused to protest and incapable of independent action. The political Church had lost her spirituality and more accustomed to the arm of the flesh than to the sword of the spirit, found it not difficult to assume and to preach that the war was for the greater glory of God and for bringing about the kingdom of God. And the real Evangelical Churches thru their own indifference to the need of a public forum for the truths of God had lost long ago the chance of being heard with any force even where they found the courage for unvarnished truth. By this we do not mean that Christianity has failed, for that can never be. But the Church has assuredly failed. And the question to which we should try to find an answer, is this: How can she be kept from failing again?

Democracy is the slogan of our time, and many leaders of the

Church believe that the democratization of the Church will give back to her her lost position and make her again the prophet of God and the monitor of the people. But democracy is a political and not a spiritual issue, and the Church is not a political but a spiritual institution, and as such cannot deal with the direct means of political life, nor save herself and others by political action. Furthermore the Church is and always has been an autocratic institution, for Christ is her king and her one master, and it is the belief of the Church that his are to be the kingdoms of this world. By democratizing the Church we would therefore merely repeat the same old mistake in a new form, of making the Church a political institution. Surely only disaster can lie along this road, and the modern Church will find success on it as little as did the Roman Church of the middle ages.

To many Union of the split forces of Protestantism seems to be the proper means to reestablish the Church in her relation to the State, i. e. give her a strong spiritual influence in the life of the nation and thru that on the justness of the State. Or perhaps we had better call it consolidation instead of Union. Consolidation is certainly gaining in the world of today, in business, in education, in labor, everywhere, this is very apparent. And the Church seems to have caught the spirit. It is certainly a very beautiful idea, and it has at least a semblance of spirituality. But we must not forget, that the advantages of consolidation are only to be bought at the price of individuality. Can the Church of Jesus Christ afford to pay that price? It seems to me, that if the undoubted spiritual oneness of the Church is to be made outwardly visible, then the union must rest on outward things, things of this world. For the causes of the divisions in the Church are not the things of this world, but the things of the spirit and our conception of spiritual truths. An outward union would very likely sacrifice these truths. The Church of Christ is one, that is to us an article of faith, but she is one, because she has one Lord and Master, and this oneness can therefore never be made manifest, without the manifestation of her Lord. Union at any price will not further the cause of Christ. Any rightful Union, tho certainly a thing to strive for, is impossible till Christ do come. (Historically our Church is not the Church of the Union but simply the Evangelical Church.) The Union is political, the Evangelical Church is spiritual.)

The third road to better things advocated by many is that of social welfare work, perhaps we might even call it, if the term be not misunderstood, socialism. We hear much of a social Gospel and are asked to preach it. Tho it is selfevident that any spiritual truth affecting and changing the individual life must thru the individual also affect the social life, yet I fail to see where either Jesus or the apostles had any definite plan of social betterment, nor

made they any practical attempt at such betterment. For instance they never attacked the institution of slavery. They simply preached a new way of life, and left it to the world to either accept or reject it. But they also knew and clearly stated that the kingdom of God was not of this world and that this world is not fit for the kingdom of God, that no historical evolution could change the world so radically, as to make it fit for the kingdom of God. Recreation in the coming of Christ, who says: Behold I make all things new, would change the world, nothing else could. For the Church to undertake the task of remaking the world socially by political means, would be to renounce the hope of the coming of Christ. Again she would pass from the spiritual to the political ground, and gain nothing. Such social work as the Church has always done in her institutions of charity, she will continue to do, we hope with increasing efficiency. But she will also know these things as makeshifts, till the Lord shall come and make all things new.

The Church then has no business in the political arena. Her only hope for regaining her lost influence and power lies in her return to the sources of her spirituality, Jesus, the Son of God and his Holy Gospel.

The Church must again like in the days of old produce preachers with the spirit of prophecy in their hearts and the fire of God's holy zeal on their lips, men who can lay to the doings of man the measure of God's holiness and show them to be wanting, men, who can and will say to this idolatrous generation that worships at the shrine of democracy and science and socialism and business and says: these are the gods that have brought us out of the house of bondage and will lead us into the land of freedom and plenty, that will say to them: "Your gods are idols, in vain you cry to them for help." The Church needs men, unafraid to preach the coming doom of our civilization, because the people have forgotten their God, men that can move the sinner to tears of repentance, men that will make salvation a joy and the coming of Jesus a glorious certainty.

For to preach is the task of the Church, not to lecture on politics and evolution and democracy and good business methods, but to preach the word of God as a two edged sword. Such a Church would ask nothing of the State but the freedom of conscience. What God has told her she must speak. She will give the State his due, but she will not and cannot consider the State as a sacred institution or as her master. She has but one Lord, and his will be the kingdoms of the world.

For to understand the real relation of Church to State, one must understand their essential and fundamental difference. The State is entirely of this world. It's end and aim is the protection of wealth created by exploitation of natural resources and commer-

cial activity. The State is an economic even before it is a political institution, and the persons or powers controlling the economic life and its fruits, are the real State. In a democracy the people theoretically rule, i. e. they control the exploitation of natural resources and commercial activity, but they have never yet succeeded in freeing this exploitation from the influence of sin and making it righteous and just, and if I read my Bible right, they never will. So when the Church has a part in the effort, she will have a part in the failure and the **sin.**

The Church has no aim as far as this world is concerned, she is dependent on her master, who is in heaven, and knows that no solution of the vexing problems of life is possible till Christ shall come. For only in Christ have we an authority to which all can bow and which none can corrupt. In acknowledging this authority we will find the only freedom possible for the world and its people. No State is possible without authority, and the authority of Christ, absolute and absolutely just and incorruptible, will unite the ideal State and the ideal Church in the coming Theocracy.

The Church is no rebel. She is not interested in the supplanting of one economic or political order by another. But by her very life she is and must be in constant protest against any order that fails to acknowledge Christ as king. As preacher of the kingdom of God, the Church is the critic of the State and the conscience of the people.

It is too much to hope that many will agree with what I have written, but if I have set some to thinking and inquiring whether after all the ways in which many of us have been walking are the ways of truth, I shall be satisfied.

A Study of the Relationship between Lutheranism and Calvinism:

A Vital Problem of American Protestantism

Rev. J. H. Horstman, Editor of The Evangelical Herald

II. Calvinism versus Lutheranism

In the previous paper it was the writer's aim to indicate briefly the reasons why Roman Catholicism, tho it was first on the scene in the New World, and had all the advantages of ecclesiastical organization and political prestige and power, nevertheless failed to gain control, and also to state in a nutshell the reason for the practical triumph of Protestantism. By the close of the seventeenth century the Protestant divisions of European Protestantism, Lutheranism and Calvinism, were beginning to make themselves felt in America, the predominance being on the side of Calvinism. This article

will try to show their further development, as well as some of the differences and diversities which this development brought out. In the interest of brevity and clearness we shall be obliged to confine our treatment to general statements concerning what may be called denominational families, rather than attempt to deal with individual denominations and their genealogy.

Perhaps the development of Calvinism and Lutheranism in America can be made most easily intelligible thru the use of the present denominational nomenclature, tho it must be borne in mind that this arose only gradually in the course of three centuries. Protestant convictions in England and also in America were almost wholly shaped by the Westminster Assembly, London, 1645—49, and the doctrinal and ecclesiastical system which found a thoroly practical and logical presentation in the Westminster Confession was virtually that of Calvin, modified somewhat in Holland and France, and strongly influenced by John Knox in Scotland. The Westminster Assembly represented all English Protestants, tho the Anglicans took no part in its deliberations, and its influence determined not only the religious but also the civil and national development of English-speaking peoples. From it both Presbyterians and Congregationalists derive their fundamental moral and religious convictions, and historically these bodies thus represent what may be called the background of Calvinism as a system of belief and doctrine.

The Congregational Church

By 1650 there were some 50 Congregational churches in New England and Congregationalism became practically the State religion, tho it was not ecclesiastically organized. With the beginning of the eighteenth century other forms of church life began to develop in New England, and Baptists, Quakers and Episcopalians protested against being taxed for the support of Congregational churches, so that the state church practically ceased to function. Public taxation for the support of the Church ceased in 1816 in Connecticut, and in 1833 in Massachusetts.

In polity and organization Congregationalism sought greater freedom than that practised by Presbyterians, and granted to each local church full authority in the regulation of all its own affairs. Its departure from the rigid declaration of the Westminster Confessions has been no less marked. The first National Council, 1865, declared its adherence to "the faith and order of the apostolic and primitive churches held by our fathers, and substantially as embodied in the confessions and platforms which our Synods of 1648 and 1680 set forth." At the same time it held forth the right hand of fellowship to all believers, on the basis "of those great fundamental truths in which all Christians should agree."

This was not permanently satisfactory, however, and in 1880

the Council appointed a commission of 25 representative men, who presented to the Council of 1883, and issued to the world, a statement of belief which, while it can hardly be identified with any one of the great theological systems, is in sympathy with many features of all of them, and still retains distinctly Calvinistic features. The statement affirms the great principles of the sovereignty of God, the sinfulness of man, redemption thru Christ as mediator, the indwelling of the Spirit, the observance of the sacraments, the life of love and service, and the future of joy or sorrow. It leaves room for diversity of statement of these great principles, and even for diversity of opinion, especially in the case of topics that are subjects of scholarly investigations.

The Presbyterian Churches

There were Presbyterians in America as early as 1611 (Virginia), but the Rev. Francis Makemie, who came to America from Ireland in 1683, is the apostle of American Presbyterianism and succeeded in bringing into organic unity the scattered Presbyterian churches thruout the colonies. In 1706 a presbytery was organized at Philadelphia, and ten years later it constituted itself a synod with four presbyteries. The Westminster Confession and the Larger and Shorter Catechism were adopted as the standards of doctrine in 1729. The synod of New England was not organized until 1775. The first General Assembly met in Philadelphia in 1789.

In 1902 two chapters "Of the Holy Spirit", and "Of the Love of God and Missions", were adopted as amendments to the Westminster Confession and Larger Catechism. A declaratory statement was also added, setting forth the universality of the Gospel offer of salvation, declaring that sinners are condemned only on the ground of their sin, and affirming that all persons dying in infancy are elect and therefore saved. As a whole these standards are distinctly, tho moderately, Calvinistic. They emphasize the sovereignty of God in Christ in the salvation of the individual; affirm that each believer's salvation is a part of the eternal divine plan; that salvation is not a reward for faith, but that both faith and salvation are gifts of God; that man is utterly unable to save himself; that regeneration is an act of God, and of God alone, and that he who is once actually saved is always saved.

Closely related to Presbyterians are the two branches of the Reformed Church, the Dutch and the German. The first Dutch Reformed Church was organized in New Amsterdam in 1628; German Reformed churches were first organized almost a century later. The organization of both as separate bodies began in 1747, and both became independent denominations toward the close of the eighteenth century. The Reformed Church in America (formerly

Dutch) is a distinctively Calvinistic body, while the Reformed Church in the U. S. (formerly German) is only moderately so.

The Baptist Churches

The first Baptist church in America was probably established by Roger Williams, "the apostle of religious liberty," in 1639 at Providence, R. I. Williams was a Separatist minister of the Massachusetts colony, and was banished not so much for his religious views as because "he broached and divulged new and dangerous opinions against the authority of magistrates." The early Baptist churches formed soon after in New England were strongly Calvinistic, emphasizing the doctrine of election with a limited atonement, and these views were ultimately generally accepted by the main body of Baptists in the colonies. Arminianism practically disappeared from the Baptist churches of New England by the middle of the eighteenth century, but found a permanent foothold in the South. A colored Baptist church was organized in 1788.

With the general revival movement at the close of the eighteenth and the opening of the nineteenth centuries a reaction toward a sterner Calvinism developed, which, combined with the natural Baptist emphasis upon individualism, produced a number of strictly, even rigidly Calvinistic associations, some of them even going to the extent of dualism, as in the doctrine of the two seeds.

The cardinal principle of Baptist doctrine is implicit obedience to the plain teachings of the word of God. Baptist beliefs are incorporated in confessions of faith, of which the Philadelphia Confession, originally issued by the London Baptists in 1689, and adopted with some changes by the Philadelphia Association in 1742, and the New Hampshire Confession, adopted by the New Hampshire State Convention in 1832, are the most important. The former is strongly Calvinistic, the latter moderately so. There is nothing binding in these confessions, however, and they are not regarded as having special authority. The final court of appeal for Baptists is the Word of God, with all possible opportunity to modify belief as new light may break from or upon the Word.

With the Baptists must also be classed the Disciples of Christ, the Adventists, Brethren (Plymouth and River), Dunkers, Mennonites, etc.

The Protestant Episcopal Church

Before the Revolution the Episcopal, or Anglican Church was the recognized state church in New York, New Jersey and several Southern states; for a considerable time it was the only form of worship tolerated in Virginia. The close of the war found the Episcopal Church totally disorganized. In 1787 three bishops were

consecrated in England, and two years later the Protestant Episcopal Church in the United States was fully organized.

The doctrinal symbols are the Apostles' and Nicene creeds. The Athanasian creed was rejected because of its damnatory clauses. The Thirty-nine Articles of the Church of England, with some exceptions, were accepted by the convention of 1801 as a general statement of doctrine, and are appended to the prayer-book. The general position of the Church must be classed as Calvinistic, tho various opinions are held by individual members, and there is little inclination to be rigid where the fundamental principles of the Church are maintained.

According to the above brief survey we have therefore five denominational groups, or families of churches, more or less strongly Calvinistic in character, as far as their doctrinal standards and statements are concerned. These denominations with their several numerous connections, more or less related, comprise 13,415,044 members (Federal Council Year Book, 1919).

Lutheranism

Lutheranism in America is represented by seventeen general and independent bodies, the most important of which are the United Lutheran Church of America, and the Evangelical Lutheran Synodical Conference of America. The confessional standard of Lutheranism is the Augsburg Confession, and the doctrinal differences between the various bodies are largely differences of interpretation of the Augsburg Confession, or differences of opinion as to the degree to which it is authoritative. The cardinal doctrine of Lutheranism is that of justification by faith alone, and that the Word of God is the only rule and source of faith and life, and the preaching and teaching of the Gospel of Christ as the only means of salvation, thru daily repentance and faith, for fallen man, is the real center of the system.

Dutch Lutherans are found in New Amsterdam as early as 1623, and 15 years later Swedish Lutherans had settled in Delaware. Early in the eighteenth century the large German Lutheran immigration began, most of which went to New York and Pennsylvania. The pioneer organizer and patriarch of American Lutherans was Henry M. Muehlenberg, who came to Philadelphia in 1742, and in 1748 organized the first Lutheran Synod, the Ministerium of Pennsylvania.

The first General body to be organized was the General Synod, 1820. Doctrinal dissensions caused the organization of the General Council in 1866. The United Synod of the Evangelical Lutheran Church of the South was organized in 1863 for reasons arising out of the Civil War. In November, 1918, the General Synod, the General Council and the United Synod of the South reunited and formed

the United Lutheran Church of America. The numerical strength of all Lutheran bodies, not including those of the Synodical Conference (Missouri, Wisconsin, Minnesota, Michigan, Nebraska and Slovak Synods), is given by the Federal Council Year Book, 1919, as 1,689,815.

Beliefs of Lutherans and Calvinists Compared

In the following, an effort is made to set side by side, for purposes of comparison, the essential beliefs held by Calvinists and Lutherans, according to the most recent authoritative statements available. The comparison would be more convenient if the beliefs in both statements were grouped under corresponding heads. Such statements, however, are not in existence, as far as the writer is informed, and any rearrangement of the statements quoted would have robbed them of their authority. Readers sufficiently interested will not find it difficult to group the beliefs stated in such a manner for their own satisfaction.

Ten years ago, on the occasion of the fourth centenary of the birth of John Calvin, Dr Philip Vollmer, of Central Theological Seminary, Reformed, with the collaboration of Drs. J. I. Good and W. H. Roberts, all three recognized authorities on Calvinism, published a very valuable "Life of John Calvin", from Chapter XXIV of which we quote the summary given below of what is today regarded as the teaching of Calvinism.

In his notable volume "The Confessional History of the Lutheran Church" (1909), Dr. James W. Richard of Gettysburg Theological Seminary (General Synod, until merged in the United Lutheran Church in America) gives the distinctive teachings of Lutheranism as stated in the first paragraph under "Lutheranism"

In the interest of a fuller statement this declaration is well supplemented by an official Lutheran declaration recently published in *The Lutheran,* Mar. 27, 1919. In September, 1918, the Lutheran bodies of the country organized the National Lutheran Council for the purpose of dealing with questions arising from the abnormal conditions created by the war, and for cooperation in matters of a more external character. Inevitably a number of questions arose in which it was difficult to draw the line between those which might be classed as external, and those that would come under the heading of internal relations. Prominent among these was that of the over-lapping and duplication of the home mission work of the various bodies represented in the Council. This difficulty was made the more real because of the great demand for work in the new war emergency industrial centers.

Accordingly a meeting of representatives of the several mission

boards of the Lutheran bodies represented in the National Lutheran Council was called and held in Columbus, Ohio, on Dec. 10, 1918, for the purpose of considering the needs and opportunities for home mission work in industrial centers. There were present representatives from the Joint Synod of Ohio, the Iowa Synod, the United Danish Synod, the Lutheran Free Church, the Augustana Synod and the Buffalo Synod. The question of cooperation in home mission work could not of course be separated from that of the doctrinal and practical relation of the various synods to one another and to the confessions of the Lutheran Church, and the necessity of definitely establishing the fact of doctrinal agreement among the various synods in all essential points of teaching and practise was clearly recognized. The presidents of the various synods represented in the Council were therefore requested to appoint a joint committee, of which they themselves were to be ex officio members, to confer on questions of doctrine and practise, with a view to the co-ordination of the home mission and other work of the above mentioned bodies. This joint committee met in Chicago, Mar. 11-13 1919, and below are given the main resolutions adopted by them at this conference.

The Lutheran since May 1, 1919, the official journal of the United Lutheran Church in America, comments editorially upon these resolutions as follows: "It is safe to say that this committee is fully competent to pass upon all questions that have hitherto divided us Lutherans, or kept us apart, and that their conclusions will be heartily endorsed by all the bodies represented." While the statement does not represent all of American Lutheranism (the Synodical Conference, Missouri Synod, was not represented at the meeting or on the joint committee, as it is not a member of the National Lutheran Council) and tho it may be claimed that the statement is by no means exhaustive, we believe that it does give a fairly clear and accurate picture of the general consensus of Lutheran opinion in this country in regard to the various points touched upon.

CALVINISM

On Sin

"Man as a sinner is guilty and corrupt. The first man was made in the image and likeness of God, which not only implies man's superiority over all other creatures, but indicates his original purity, integrity and sanctity. From this state Adam fell, and in his fall involved the whole human race descended from his. Hence de-

LUTHERANISM

"That salvation has its source in the paternal love of God; that Jesus Christ, very God and very man, is the center of the Evangelical System, and died for the whole race of mankind; that salvation is sincerely offered to all men who hear the Gospel; that the cause of the condemnation of some men who hear the Gospel is their own voluntary rejection

pravity and corruption diffused thru all parts of the soul, attach to all men, and this first makes them obnoxious to the anger of God, and then comes forth in works, which the Scripture calls works of the flesh, Gal. 5: 19. Thus all are held vitiated and perverted in all parts of their nature, and on account of such corruption deservedly condemned before God, by whom nothing is accepted save righteousness, innocence and purity. Nor does that mean that we are being bound for another's offense; for when it is said that we, thru Adam's sin, have become obnoxious to the divine judgment, it is not to be taken as if we, being ourselves innocent and blameless, bear the fault of his offense, but that, we having been brought under a curse thru his transgression, he is said to have bound us. From him, however, not only has punishment overtaken us, but a pestilence instilled from him resides in us, to which punishment is justly due.

Redemption

"To redeem man from this state of guilt, and to recover him from corruption, the Son of God became incarnate, assuming man's nature into union with His own, so that in him there are two natures in one person. Thus incarnate, He took on him the offices of Prophet, Priest and King, and by His humiliation, obedience and suffering unto death, followed by His resurrection and ascension to heaven, He has perfected His work and fulfilled all that was required in a Redeemer of men, so that it of the offer of salvation; that the Word of God and the sacraments offer grace to all alike, and actually convey grace to all who receive them with faith; that Christ is present in the Eucharist; that original sin is truly sin, as against Pelagius and some others; that justification is by grace for Christ's sake thru faith alone, as against the teaching of the Roman Catholic Church on this subject; that all ministers of the Gospel, whether Presbyterially or Episcopally ordained, are equal, as against the views of some sacerdotically constituted churches."

Preamble

"All Lutheran bodies represented in the National Lutheran Council are agreed in the fundamental doctrine that the canonical books of the Old and New Testaments are the inspired and inherent Word of God, and the only rule of faith, doctrine and practice, and

"That the Unaltered Augsburg Confession and Luther's Small Catechism present a true exposition of doctrines contained in Holy Scripture, and therefore, without reservation, acknowledge them as their confession; but

"Because even in the Lutheran Church at large disputes and controversies about specific doctrines have disturbed our Church more or less, we regard it both as a duty and as a privilege to declare our position

In Regard to Doctrine

Christ, Redemption and Reconciliation

"Jesus Christ, God and Man, has not only for the benefit of, but in the place of the human

is truly affirmed that He has merited for man the grace of salvation.

Salvation

"But until a man is in some way really united to Christ, so as to partake of Him, the benefits of Christ's work cannot be attained by him. Now it is by the secret and special operation of the Holy Spirit that men are united to Christ, and made members of His body. Thru faith, which is a firm and certain cognition of the divine benevolence toward us founded on the truth of the gracious promise in Christ, men are, by the operation of the Spirit united to Christ, and are made partakers of His death and resurrection, so that the old man is crucified with Him, and they are raised to a new life, a life of righteousness and holiness. Thus joined to Christ the believer has life in Him, and knows that He is saved, having the witness of the Spirit that he is a child of God, and having the promises, the certitude of which the Spirit had before impressed upon his mind, sealed by the same Spirit on the heart. From faith proceeds repentance, which is the turning of our life to God, proceeding from a sincere and earnest fear of God, and consisting in the mortification of the flesh and the old man within us and a vivification of the Spirit. Thru faith, also, the believer receives justification, his sins are forgiven, he is accepted of God and is held by Him as righteous, the righteousness of Christ being imputed to him, and faith being the instrument by which man race, taken upon Himself the sins of the world, with the just penalties for them. In the place of the world and for its benefit, He has, by His holy life, fulfilled the law, and by His suffering and death, by His blood, paid the penalty for the whole world for the guilt and punishment of sin, and brought about the reconciliation of the triune God, Whose wrath had come upon mankind on account of sin, and Whose justice required satisfaction.

The Gospel

"The Gospel is not only a story, a narrative of what Jesus Christ has done, but at the same time it offers and gives the result of the work of Christ —above all, forgiveness of sin. Yea, it even at the same time gives the power to accept what it offers.

Absolution

"Absolution does not essentially differ from the forgiveness of sins offered by the Gospel. The only difference is that absolution is the direct application of forgiveness of sins to the individual desiring the consolation of the Gospel. Absolution is not a judgment passed by the pastor on those being absolved, declaring that they now have forgiveness.

Baptism and the Gospel

"The Holy Ghost works regeneration of the sinner both thru Baptism and thru the Gospel. Both are therefore justly called means of regeneration.

Justification

"Justification is not an act in man but an act by God in

lays hold on Christ, so that, with His righteousness, the man appear in God's sight as righteous. This imputed righteousness, however, is not disjoined from real personal righteousness, for regeneration and sanctification come to the believer from Christ no less than justification; the two blessings are not to be confounded, but neither are they to be disjoined.

ELECTION

"The assurance which the believer has of salvation he receives from the operation and witness of the Holy Spirit; but this again rests on the divine choice of the man to salvation; and this falls back on God's eternal sovereign purpose, whereby He has predestined some to eternal life, while the rest of mankind are passed over for their sin. Those whom God has chosen to life He effectually calls to salvation, and they are kept by Him in progressive faith and holiness unto the end.

MEANS OF GRACE

"The external means or aids by which God unites men into the fellowship of Christ, and sustains and advances those who believe, are the Church and its ordinances, especially the sacraments. The Church universal is the multitude gathered from diverse nations, which, tho divided by distance of time and place, agree in one common faith, and it is bounded by the tie of the same religion: and wherever the word of God is sincerely preached, and the sacraments are duly administered according to Christ's institute, there, heaven, declaring the repentant and believing just, or stating that he is regarded as such on account of the imputation of the righteousness of Christ by faith.

FAITH

"Faith is not in any measure a human effort. Faith is an act of man insofar as it is man who believes. But the power to believe and the act of believing are God's work and gift in the human soul or heart.

CONVERSION

"Conversion, as the word is commonly used in our Lutheran Confessions, comprises contrition and faith, produced by the Law and the Gospel. If man is not converted, the responsibility and guilt fall on him, because he, in spite of God's all sufficient grace thru the call, would not, according to the words of Christ in Matt. 23: 37: 'How often would I have gathered thy children together even as a hen gathereth her chickens under her wings, and ye would not'.

"If man is converted, the glory belongs to God alone, whose work of grace it is thruout. Before conversion or in conversion, there is no cooperation of man, but at the very moment man is converted, cooperation begins thru the new powers given in conversion; tho this cooperation is never independent of the Holy Spirit, but always to such an extent and so long as God by his Holy Spirit rules, guides and leads him.

ELECTION

"The causes of election to salvation are the mercy of God and the most holy merit of

beyond doubt, is a church of the living God.

CHURCH OFFICERS

"The permanent officers in the Church are pastors and teachers, to the former of whom it belongs to preside over the discipline of the Church, to administer the sacraments, and to admonish and exhort the members, while the latter occupy themselves with the exposition of the Scripture, so that pure and wholesome doctrine may be retained. With them are to be joined for the government of the church, certain pious, grave and holy men, as a senate in each church; and to others, as deacons, is to be entrusted the care of the poor. The election of officers in a church is to be with the people and those duly chosen and called are to be ordained by the laying on of the hands of the pastors.

SACRAMENTS

"The sacraments are two—Baptism and the Lord's Supper. Baptism is the sign of initiation, whereby men are admitted into the society of the church, and, being grafted into Christ, are reckoned among the sons of God; it serves both for the confirmation of faith and as a confession before men. The Lord's Supper is a spiritual feast, whereby Christ attests that He is the life-giving bread by which our souls are fed unto true and blessed immortality. That sacred communication of His flesh and blood whereby Christ transfuses into us His life, as if it penetrated into our bones and marrow, He, in the Supper attests, and seals; and that not by a vain or empty sign set before us, but there He Christ; nothing in us on account of which God has elected us to eternal life.

"On the one hand we reject all forms of synergism which in any way would deprive God of His glory as the only Saviour. On the other hand we reject all forms of Calvinism which directly or indirectly would conflict with the order of salvation, and would not give to all a full and equally great opportunity of salvation, or which in any manner would violate the Word of God which says: that God will have all men to be saved and to come unto the knowledge of the truth. 1 Tim. 2: 4.

In Regard to Practice

"It lies within the nature of the affairs proposed for adjustment, and in the authority such as this body is vested with, that the articles laid down can only be of an advisory and not of any legislative or mandatory force.

"The difficulties to be adjusted being due largely to a divergency of views touching the life of the Church and its work, it is hoped that wherever shortcomings are met with, these will be ascribed to the mind rather than to the heart; and this in accord with 1 Cor. 13.

"The Lutheran Church does not believe and claim that it is the Holy Catholic Church, or that it is the only saving Church. On the contrary, it believes that true Christians are found in every denomination which has so much of divine truth revealed in Holy Scripture that children of God

puts forth the efficacy of His Spirit whereby He fulfills what He promises. In the mystery of the Supper, Christ is truly exhibited to us by the symbols of bread and wine, and so His body and blood, in which He fulfilled all obedience for the obtaining of righteousness for us are presented. There is no such presence of Christ in the Supper as that He is affixed to the bread, or included in it, or in any way circumscribed; but whatever can express the true and substantial communication of the body and blood of the Lord, which is exhibited to believers under the said symbols of the Supper, is to be received, and that not as perceived by the imagination only, or mental intelligence, but as enjoyed for the aliment of the eternal life."

can be born in it. But the Lutheran Church believes that in all essentials it is the Apostolic Church, with the Word of God in its purity and the Sacraments as instituted by our Lord.

"Our Church, therefore, regards it a matter of principle that its members attend services in their own churches, that their children be baptized by their own pastors, and that they partake of the Holy Supper at their own altars, and that pulpit and altar fellowship with pastors and people of other confessions are to be avoided, as contrary to a true and consistent Lutheranism.

"Any association or society which has religious exercises, from which the name of the triune God or the name of Jesus as a matter of principle is excluded, or which teaches salvation thru works, must, according to Holy Scripture, be regarded as in its very nature incompatible with the faith and confession of the Christian Church and more especially the Lutheran Church, whether this be realized or not.

"We promise each other that it shall be our earnest purpose to give a fearless testimony and do our utmost to place our respective church bodies in the right Christian position in this matter."

It is not within the scope of this article to discuss the differences of belief, or the differences of expression used for similar or identical beliefs, as they appear from the above comparison. This will always remain largely a matter of individual and subjective viewpoint, concerning which, as the experiences of nearly four centuries seems to show, full and perfect agreement is practically impossible. The aim of the present writer is merely to study the relationships between the two great divisions of Protestantism, to set

forth the essential characteristics of each, the part they have played in the development of American religious and national life, and how, if at all, their conflicting tendencies may be reconciled. Space was lacking to include in this article also the deeper differences appearing in the outlook of each upon life and the world in their relation to God and His kingdom, and the manner in which these again are affected by racial and national reactions. The discussion of this phase of the subject must therefore be postponed for the next issue.

Editorielle Aeußerungen

Die Völkerliga.

Wir sind uns wohl bewußt, daß in der Regel kirchliche Fragen in diesem Teil besprochen werden sollten, wie denn ja auch unser Magazin ein Magazin für „Theologie und Kirche“ sich nennt. Doch wäre es eine wunderliche Engherzigkeit, wenn wir uns deshalb von der Diskussion von Gegenständen abhalten ließen, die jedermann aufs innigste interessieren, oder die gar für die ganze Welt von der tiefgehendsten Bedeutung sind. Kein theologisches Magazin und keine kirchliche Zeitschrift legt sich eine solche Beschränkung auf. Am allermeisten würde das tunlich sein zu einer Zeit wie die, in der wir leben. Auch in der „Rundschau,“ obwohl sie „Kirchliche“ Rundschau heißt, bringen wir Artikel, die mit der Theologie und Kirche nicht direkt in Berührung stehen. Wollten wir unserm eigenen Urteil folgen, so würden wir sie „Zeitgeschichtliche“ Rundschau nennen, wie andere theologische Blätter tun, oder einfach „Rundschau.“ Doch auch ohne den Namen zu ändern, glauben wir der Zustimmung unserer Leser sicher zu sein, wenn wir fortfahren, dem Charakter unserer Nachrichten nicht zu enge Grenzen zu ziehen.

Die Völkerliga insonderheit ist ein Gegenstand, von dessen Besprechung wir unter keinen Umständen abstehen könnten. Sie liegt jetzt dem Senat zur Verhandlung und Beschlußfassung vor, und das ganze Land folgt gespannt dem Gang der Ereignisse. Als wir in den Krieg gingen, war das große Ideal, das uns vorschwebte, das Zustandekommen einer friedlichen Verbrüderung der Völker. Die großen Opfer, die nötig waren, rechtfertigten wir vor uns selbst mit dem Argument, daß dieser Krieg geführt werden solle, um in Zukunft wo möglich allen Kriegen größeren Maßstabes ein Ende zu machen. Das sollte geschehen, indem durch einen Völkerbund ein Tribunal geschaffen würde, das an stelle des Schwertes schiedsgerichtliche Schlichtung aller Differenzen zwischen den Völkern setzte. Was das Oberbundes-

gericht für unser Volk ist, das sollte der von der Liga einzusetzende Gerichtshof für alle Völker sein.

Nun ist von unserm Präsidenten der Verfassungsentwurf einer Völkerliga dem Senat unterbreitet worden. Was für eine Stellung sollen wir dazu einnehmen? Es ist außer Frage, daß unser Volk einen Völkerbund an und für sich eifrig ersehnt. Es ist aber eine große Frage, ob wir dem Entwurf, so wie er vorliegt, unsere Zustimmung geben sollten. Der Widerstand, der sich gegen den in Versailles entworfenen Plan erhoben hat, stützt sich wesentlich auf nationale Bedenken. Man besorgt, daß er unsere Konstitution verändert und unsere Unabhängigkeit beeinträchtigt. Leider aber wird zu wenig, oder fast gar nicht, berücksichtigt, daß der Ligaplan mit dem Friedensvertrag so verbunden ist, daß, wenn wir den ersten annehmen, wir auch zu dem zweiten unsere Zustimmung geben. Der einzige Punkt, wo die Opposition sich auch gegen den Versailler Frieden richtet, ist die Bestimmung über die Shantung-Provinz. Dieselbe soll unter japanische Oberherrschaft gestellt werden, trotzdem China, dem Druck der Alliierten nachgebend, selbst ihr Bundesgenosse in dem vergangenen Krieg war. Es ist gar wohl zu verstehen, daß rechtlich denkende Leute sich einer solchen Zumutung aufs entschiedenste widersetzen.

Aber hat denn der Friedensvertrag sonst nichts, was dem natürlichen Gerechtigkeitsgefühl und den „14 Punkten" Herrn Wilsons widerspricht? Wie wendet er das „Selbstbestimmungsrecht" gegenüber den Zentralmächten an? Warum soll nicht ein Plebiscit in Westpreußen und Polen über die Zugehörigkeit entscheiden? Wie läßt es sich rechtfertigen, daß das Saartal internationalisiert werden und die Bevölkerung nach 15 Jahren der Fremdherrschaft entscheiden soll, wohin sie gehören wollen? Oder daß 300,000 Tiroler gegen ihren Willen an Italien gegeben werden, oder das Österreich nicht erlaubt werden soll, sich an Deutschland anzuschließen? Und vieles andere mehr derselben Art. Soll nicht ein Recht für alle gelten? Und will der Senat zu all den furchtbaren Härten ökonomischer Art, die der Friede für Deutschland enthält, Ja und Amen sagen? Oder will er all den Grenzfestsetzungen, die der Viererrat in Versailles beschlossen, durch seine Zustimmung Permanenz geben und die bewaffnete Macht der Ver. Staaten für ihre Behauptung zur Verfügung stellen, wenn sich doch in der Zukunft herausstellen könnte, daß dieselben zum Teil recht einseitig und unhaltbar wären?

Wenn alle diese Dinge außer Acht gelassen und nur nationalistische Prinzipien berücksichtigt werden sollen, so können wir nicht glauben, daß die zu schaffende Völkerliga auf dauerndem Grund errichtet werden wird. Herr Wilson hat selbst gesagt, daß „ein Friede, der von dem Sieger dem Besiegten aufgezwungen wird und ihm unerträgliche Lasten auferlegt, kein dauernder Friede sein kann, sondern auf Triebsand gebaut ist." Wir stimmen darin völlig mit ihm über-

ein und glauben deshalb auch, daß eine Völkerliga, die einem solchen Frieden Sanktion gibt und ihn zur Ausführung bringt, der Welt nicht Gesundung, noch internationaler Gerechtigkeit Geltung und Anerkennung verschaffen wird.

Das Gespenst der Reaktion in unserem Lande.

Vor einigen Monaten, bald nachdem Deutschland sich nach dem Zusammenbruch der Monarchie eine republikanische Verfassung gegeben hatte, schrieb ein englisches Blatt: „Wir haben den Sieg und die Deutschen haben die Freiheit.“ Damit wollte es andeuten, daß in den siegreichen Ländern die Gefahr der Reaktion eine sehr dringende sei. Zum Krieg ist immer Geld, viel Geld erforderlich; zu gleicher Zeit werden Männer, die sich im Finanz- oder Geschäftsleben hervorheben, an leitende Stellen gesetzt. Wenn dann der Friede kommt, ist es schwer, dem Kapital und seinen Helfershelfern die Macht wieder zu entreißen, die ihm während des Krieges notgedrungener Weise zugestanden wurde. Das ist besonders in dem letzten Kriege der Fall gewesen. Die Kosten waren ungeheuer und die leitenden Bankhäuser waren die großen Nothelfer. Sie finanzierten den Krieg, und das wurde ihnen dann als Patriotismus angeschrieben. Sie selbst aber sahen es als eine gute Kapitalanlage an. Als der Friede geschlossen wurde, kam ihre Gelegenheit. Die Verwüstung durch den Krieg, der allgemeine Bedarf an Rohmateralien, Nahrung, Kleidung, Maschinerie, die Konzessionen und Vorrechte, die sich die siegreichen Nationen ausbedingten, boten den Geldmännern unermeßliche Möglichkeiten zur Kapitalanlage und zur Ausbeutung. Senator Borah hat ja im Senat gesagt, daß der Friede hauptsächlich im Interesse dieser internationalen Bankiers geschlossen sei, und daß die Annahme des Friedens und des Ligapakts seitens der Ver. Staaten gesucht werde, um diesen Ehrenmännern die Früchte ihrer Spekulationen zu sichern.

Nun aber war auf der anderen Seite der Krieg unter der Devise, „die Welt für die Demokratie sicher zu machen,“ geführt worden. Die großen Massen der Völker hielten unter dem Einfluß der alliierten und amerikanischen Preßpropaganda die Stunde der Freiheit für gekommen. Throne stürzten, Republiken erhoben sich anstelle der Monarchien. Emanzipation, politische Freiheit schien gekommen und mit der politischen Freiheit die wirtschaftliche. Denn mit dem Stimmrecht allein waren die Massen, die eben noch fürs Vaterland gekämpft hatten, nicht zufrieden. Nach den furchtbaren Entbehrungen, Leiden und Verlusten wollten sie einen gleichen Anteil an dem haben, was des Leben lebenswert macht. Zudem hatten sie erfahren, was die Organisation bedeutete. Sie wußten, daß sie unter rechter Führerschaft im ökonomischen Kampf ebenso unwiderstehlich sein würden, als sie es in dem militärischen gewesen. Sie waren der Meinung, daß sie ebenso frei werden müßten von dem einheimischen Bedrücker, als von dem fremden Feind.

In Rußland ging diese Emanzipation der Massen am entschiedensten und radikalsten von sich; zugleich auch am einseitigsten. Der Bolschewismus schließt alle anderen Klassen von der Regierung aus, als Arbeiter und Bauern. Eine Zeit lang schien es, als wenn der Bolschewismus sich über den ganzen europäischen Kontinent ausdehnen werde. Doch heute kann man sehen, daß diese Gefahr überwunden ist. Niemand aber jagte die bolschewistische Gefahr eine solche Angst ein als dem Kapital und besonders dem amerikanischen. Die Propaganda dieser ökonomischen Irrlehre schien ihm gefährlicher als einst die deutsche. Zwar waren die Erfolge des Bolschewismus in unserem Lande minimal, ja nur imaginär. Aber doch wurde mit aller Macht Sturm geblasen. Die ganze Presse stellte sich in den Dienst der heiligen Sache. Von den Kanzeln ertönten Warnungssignale. Die Polizei tat ihr möglichstes, um irgendwie und irgendwo der Umstürzler habhaft zu werden oder Bombenattentate zu entdecken. Mit gar wenig Erfolg. Leider hatten sich aber auch einige Sozialistenvereine für den Bolschewismus erklärt. Nun ging es, da die Sozialisten schon als Pazifisten verhaßt waren, über diese her. Sozialist, Bolschewist und Anarchist gilt vielen eins. Die rote Fahne der Sozialisten wurde als das Symbol des Aufruhrs erklärt.

In dieser Bewegung stehen wir noch. Das Kapital und die von ihm unterstützte Presse sehen im Sozialismus ihren geborenen und geschworenen Feind. Oekonomische Emanzipation der Arbeiter ist dem Kapital, was das rote Tuch für den Stier ist. In diesem Zusammenhange verstehen wir nun, was es um die Kampagne gegen die Radikalen, die sich durch das ganze Land erstreckte, bedeutete: Es ist eine wohlorganisierte und zielbewußte Bewegung, alle freiheitlichen Elemente, die den die Macht habenden Geldinteressen gefährlich scheinen, zu unterdrücken. Dabei helfen Gesetzgeber, Presse, Geschäftsleute, Polizei und alle, die an der bestehenden Ordnung nichts geändert wissen wollen, mit. So ist im Kongreß ein Gesetz eingebracht worden nach Art des bisherigen Spionageakts, welches sich nicht nur die Ueberwachung und Unterdrückung gesetzesgefährlicher Elemente zum Ziel setzt, wogegen natürlich niemand etwas einzuwenden hat, sondern sogar soziologische Vereine und Bestrebungen unter Polizei- und Regierungskontrolle bringen will. So soll der „Rand School" in New York, welche sich das Studium der sozialen Frage und Hebung des Arbeiterstandes zur Spezialität gemacht hat, der Charter entzogen werden. So werden Sozialistenversammlungen entweder ganz verboten, oder aus lächerlichen Gründen polizeilich aufgehoben, wie z. B. kürzlich in Cleveland, bloß weil der Redner Ruthenberg gesagt hatte, Krieg sei Massenmord. Und doch ist gewiß nichts wahrer als das, wie namentlich die letzten 4½ Jahre gezeigt haben. So wird großen kirchlichen Versammlungen feierlich von bürgerlichen und kirchlichen Autoritäten gesagt, ihre erste Aufgabe sei den Bolschewismus

zu bekämpfen. Dabei weiß jeder verständige Mensch, daß der Bolschewismus nirgends weniger gefährlich ist als hier.

Auf diese Weise soll das ganze Land so bange gemacht werden, wie der Kapitalismus vorgibt zu sein, damit die öffentliche Meinung bereit ist, all die Opfer an Freiheit der Rede, der Versammlung und Bewegung zu bringen, die der Geldmacht nötig oder wünschenswert scheinen. Das ist das Gespenst der Reaktion in unserem Lande; nur daß es leider nicht bloß ein Gespenst ist, das keine Wirklichkeit hat, sondern eine Realität, die sich in Bälde noch zu großen Dimensionen entwickeln mag. Sie birgt eine Gefahr in sich, welche für freiheitliche Entwicklung verderblicher ist, als der Bolschewismus dem Besitz je werden kann, und wer uns von dem Krieg vorausgesagt hätte, daß Rede- und Sprechfreiheit, diese Bollwerke demokratischer Institutionen, bei uns bald mehr in Frage stehen würden als in den rückständigen Ländern, dem würden wir nicht geglaubt haben. Dem gegenüber heißt es denn Wachsamkeit zu üben und sich dieser Kampagne der Volksbeschwindelung mit allen Kräften zu widersetzen.

Kirchliche Rundschau.

The Return

No amount of official welcoming, no array of battleships however imposing, no amount of enthusiasm however stimulated, can hide in the long run the fact that Woodrow Wilson returns from Paris an utterly defeated man. That he is prepared to deny this is obvious; the summary of his program for further deluding the American people, cabled after his interview with the American correspondents, reveals what his procedure is to be. He is to assert unblushingly that this was the most successful peace conference ever held; that it has established a new charter of liberties for the world and especially for the small nations. He is to dwell upon old nations reestablished and ancient wrongs undone, and then he will deprecate the gross injustice to Japan, to China, and all the others, and the violation of every one of his Fourteen Peace Points as inevitable, in view of the forces with which he has had to contend. He will plume himself upon having comprised as much as he did. The London *Labour Leader* declared the other day that "even his colossal vanity" will hardly be brought into service for the amount of self-deception necessary to the assertion that the treaty conforms to the Fourteen Points. It does not know him. His egotism would not stop at that.

For ourselves we have today only pity for the weak, compromising, morally-defeated man who returned from Paris on Tuesday. Never was there such an opportunity vouch-safed to anyone in modern times to make over the world. Never did anyone ever go into a conference room so admirably equipped or with a better program drafted by his

own pen. Every trump card was Mr. Wilson's. Ships, all the remaining money in the world, and a large share of the food, were his with which to reinforce his demands. And what were those demands? Only that the Allies should live up to their plighted faith, solemnly given when the armistice was proposed and accepted. What, we hear it said, would you have had him dictate everything to the Allies? No, dictation was unnecessary. We would simply have had him demand that the Allies live up to their pledges, and would have had him withdraw the instant he discovered that they had no intention of living up to their troth—the Fourteen Peace Points, no annexations, no punitive indemnities, freedom of the seas, and all the rest. But they took his measure at the start. Perhaps they had studied the career of Mr. Wilson before they measured swords with him; if they did, they must have learned that there is no outstanding place in his entire career when, having taken a position, he held to it thru thick and thin, come what might. Never, so far as we are aware, has he put his back to the wall and declared that sink or swim, survive or perish, he would not abandon a given principle if it cost him his career. When he surrendered on the first of his Fourteen Peace Points, open covenants of peace openly arrived at, Clemenceau, Lloyd George, and all the rest knew what they could do. The freedom of the seas was sidetracked without even a discussion, so far as published. Everybody in Paris who was at all cognizant of what was going on knew when the Conference opened that Mr. Wilson came prepared to give away a large part of his program if he could only get the League of Nations. For the proposed League, Mr. Wilson threw away the chance to introduce in fact the new order of things which he falsely boasts that he has accomplished. He lost in Paris because he went there mentally prepared to lose, because he was neither saturated with conviction nor steeped in principle.

It would be very easy to pen further indictments of the President out of his own mouth, to convict him for the thousandth time of treachery to his own ideals—such noble and lofty ideals, and so full of glorious promise to humanity as to make his abandonment of them the highest form of treason to the nation and to humanity. Were there one statesman in Congress but half a Burke, Mr. Wilson would shrivel up in a day under his oratory and his logic. Were it permitted to heckle the President, his coming tour would collapse at the very first meeting under the unanswerable questions which would be hurled at him from every part of the hall—unanswerable because they would be his own words, his own broken promises, his own falsified pledges, his own laying down of principles upon which he once based the whole moral standing of the American nation. We merely wish to remind our readers, and to set down for the future records our belief that when the truth is understood, it will be a pitiful figure that Mr. Wilson will cut.

As we write this, we are, of course, well aware that he will have his way. The public, wearied of the war and its problems, annoyed at the existing social unrest, is making no effort to understand what entangling alliances we are committed to. It is eager to get back to the business of making money and to resume its habit of extracting all the pleasure out of life that it can without Governmental interference. It

wants the rest of the army home and the last page of the chapter closed; its interest was far deeper in the Willard-Dempsey battle than in the peace treaty, in the dirigible balloon than in Mr. Wilson. The President is fortunate, too, in the attitude of his adversaries in Congress. They have, as we have so often pointed out, made the fatal mistake of basing their opposition on nationalistic instead of upon moral and ethical grounds. So the treaty will be ratified in all its imperialistic wickedness. The President will obtain the sanction he desires.

Yet we cannot believe that even his colossal egotism can conceal all the facts himself. No amount of self-deception, no amount of beautiful language and imagery, can hide the truth that those liberals in England, France, Italy and America who most warmly welcomed his Fourteen Points and fought for them tooth and nail are today disillusioned, disheartened, discouraged, because, after all his promises to the plain people of Europe, Mr. Wilson did not, when the final show-down came, appeal over the heads of the men who euchred him on every trick. What the Rome *Tribuna* said editorially on July 1 contains the exact truth as to the fall of Mr. Wilson—a fall as profound as it is pathetic and tragic:

Seven months ago an immense halo of popularity surrounded President Wilson. Europe awaited him as the Messiah of a new era of history, and now he leaves amid almost general indifference. . . . It has been a psychological drama, as President Wilson believes, perhaps sincerely, that he incarnated not only the aspirations of America, but also the aspirations of Europe. Instead, President Wilson, despite his pure intentions, failed of his object. He returns to America leaving behind him a chaos of disorder, passion, and disillusion, since he could not conclude peace according to his principles, but made a compromise brought about by the overbearing attitude of the strong toward the weak.—*Nation.*

The Case against the Treaty

The following manifesto on the Peace Treaty, recently made public by the *Union of Democratic Control of Great Britain,* was signed for the executive committee of the Union by Charles Roden Buxton, J. A. Hobson, F. W. Pethick-Lawrence, J. Ramsay Macdonald, E. D. Morel, R. C. Lambert, H. B. Lees Smith, Arthur Ponsonby, Mrs. Ethel Snowdon, H. M. Swanwick, and Charles Trevelyan.

We desire on behalf of this Union, which since its foundation in November, 1914, has pressed for such a political settlement of the war as would lay the foundations of an enduring peace, to register an immediate protest against the proposed Treaty of Peace with Germany. In our opinion it violates the terms and principles on the faith of which the German nation laid down its arms. As such it constitutes an indefensible breach of that international morality whose vindication it was the declared aim of the Allied and Associated Governments to ensure.

On October 20, 1918, the new German Government under Prince Max of Baden, having carried out far-reaching constitutional reforms, notified President Wilson of its willingness to make peace on the basis of the terms specified in the President's speech to Congress in the pre-

ceding January (the "Fourteen Points" declaration) and of the principles outlined therein and in subsequent addresses. On November 5, the Allied Governments notified the Government of the United States that they accepted those terms and principles with two reservations. They drew up the condition of the armistice, which were accepted by Germany. These were of such a nature as to leave the German people with no defence other than reliance upon the plighted word of the Allied and Associated Governments. Thus on both sides it was agreed that the Fourteen Points were the fundamental basis of the Peace.

It had long been contended by the Allied and Associated Governments that their quarrel was not with the people but with the rulers of Germany. These rulers have now been overthrown by the German revolution. The Emporor has abdicated and the reigning dynasties have fallen. The Allied and Associated Governments are now dealing with the German people.

The Peace Terms presented to Germany are, therefore, presented to the new German Republic, beset with internal and external difficulties of the gravest kind. Refusal to sign would be followed by a further prolongation of the blockade, a process of starvation—against which our soldiers have protested and which has filled the neutral world with horror.

The territorial arrangements arrived at without ascertaining the wishes of the peoples affected, particularly as regards the eastern portions of the German state, the Saar Valley, and Alsace-Lorraine, are marked by the same lack of vision and disregard for human rights which the German Government displayed in 1871, and at Brest Litovsk. The severance of East-Prussia from the rest of Germany is a recurrence to the traditions of a disastrous past which it was hoped had been definitely repudiated. A Polish state thus constituted, and including large districts of a purely German population, cannot but prove a centre of bitter racial conflict in Europe.

The conditions under which the German population of the Saar Valley is to be detached from Germany against its will; the military occupation for a period of fifteen years of German territory on the left bank of the Rhine, an occupation which may be indefinitely prolonged in the event of Germany being unable to fulfill the whole of the obligations imposed upon her; the seizure of all the German colonies—these measures constitute not a peace of justice but a peace of violence.

But these particular examples merely typify the general purpose underlying every section of the Treaty.

That purpose is obvious. It is to reduce the new democratic Germany to the position of a vassal state to render her commercial recovery impossible; to drive her out of international life; to crush the spirit of her people. Their exclusion from the League of Nations; their disarmament alone among the Powers of Europe; the imposition upon them of enormous and indefinite financial burdens, combined with numberless handicaps to their commercial and industrial rehabilitation display this purpose in the clearest light. They are robbed of the greater part of their ocean and river craft, and of many of their commercial cables. They may not discriminate against Allied trade, but

the Allies can discriminate against theirs. They are forced to dispose of enormous stocks of coal annually to the Allies after being dispossessed of a large proportion of their own coalfields, to consent to an embargo upon their dyestuffs and chemical products, and to build one million tons of shipping for the Allies in five years. Their property in Africa and Asia is confiscated and their enterprise barred from those continents. The prospect for the German people under the Treaty is that of a people of serfs working for their conquerors in arms.

Not thus can a better world arise from the ashes of the past. Not thus can atonement be made to the peoples for the long agony of the war. A victory which was to have made the world safe for democracy is consummated in a peace which is a betrayal of democracy.

It may be that the people of Germany, broken by the protraction of a scientific method of enforced starvation under the blockade, have no option but to sign a Treaty whose rejection would condemn them to see their children perish before their eyes.

But we are convinced that it will rouse every true democrat to labor ceaselessly for its revision. The Treaty shows that the perpetuation of national hatreds and the pursuits of imperialist annexations and short-sighted vengeance are still the aims of an officialdom which no experience can enlighten.

For our part we do not recognize it as having any moral validity and regard as our chief task the substitution for it of a peace which will correspond with President Wilson's Fourteen Points and with the aspirations and ideals of the common people everywhere.

The Failure of Moral Leadership

What has confronted us at Paris and what confronts us at Washington is the failure of moral leadership. It ought not, we suppose, to shock us that there are dozens of our leaders, Senators and public men everywhere, who privately denounce the peace treaty on the ground of its hideous bad faith and immorality, yet dare not speak out against it, for this state of affairs merely illustrates the ordinary timidity of the congressional mind. The Opposition in Washington concerns itself openly only with the League covenant, but Democratic and Republican Senators alike do not hesitate to tell the newspaper men how absolutely they abhor the Wilson surrender at Paris and the character of the treaty. In private they freely admit their cowardice; yet they will not break with the machine, and they do not see how utterly they damn the whole system of which they are the product by their refusal to speak out.

The world is at its most terrible crisis. Perhaps the fate of civilization itself is at stake, yet our Opposition leaders play politics with the moral issue. They dare not voice the truth, refuse the treaty, and save the honor of the United States. Truth and high ideals abide firmly in the hearts of the American people. One has but to appeal to them in order to strike the spark from the anvil, but nowhere in Washington is there any one to rise and make a true and genuine and honest moral appeal to offset the flow of sweet-sounding, exquisitely phrased sentences with no moral firmness whatever behind them, which are soon to be

heard again in the land, explaining that all is well, that a terrible disaster and defeat are really a glorious victory.

There is no escaping the basic law of leadership; if its positive function is not utilized, it will exercise a negative function. President Wilson, claiming to follow instead of to lead the mass will lead it nevertheless, but leads it downward. Sunk in our lethargy of democracy, waiting for a vote of opinion upon unknown issues, our mass expression becomes confused and dissipated, the issues themselves become lost in irrelevant superficialities, and instead of a deep moral integrity of purpose we manifest a shallow and vacillating inconsistency. The land appears to be caught in the snare of the most menacing delusion that could fasten itself upon the heels of human freedom. The less true its thought, the less clear its understanding, the more right and wise it believes itself to be.

Where is our positive leadership? Where is our healthy and honorable Americanism, our heritage of just dealing and right inclination? Where is the Republican of Abraham Lincoln, the Democracy of Thomas Jefferson? Where are the men to stand up for truth and honor and the safety of humanity? Not a solitary voice is raised among our leaders to sound the true note of the moral issue. The Opposition cowers with the Administration in the shadow of negative leadership—in fear of the phantom of war emotionalism with which it dares not grapple.

Thru this failure of moral leadership it has been possible for America in six months' time to turn right-about-face on all her avowed principles in the war, and to be serenely unaware that she has turned. We were pledged to fight for the democratization of Germany. We were pledged to fight for self-determination and the rights of small nations. We were pledged to fight for a fair peace—a peace without economic discriminations or punitive indemnities. The honor of the nation, as well as the personal honor of President Wilson, was involved in these and many other pledges. We went out to fight for them. We made the victory possible. The enemy broke in revolution; the democratization of Germany had been accomplished. Again pledges were given, this time in the name not only of America, but also of all the Entente Allies. It was on the basis of these repeated pledges that the enemy entered into the armistice. Immediately additional armistice terms contrary to the whole spirit and letter of our pledges were presented to her. She accepted these terms, partly as a penance, and partly because she still had faith in the honor of her conquerors. And after six months, during which her people have been starved with callous cruelty almost beyond parallel or belief, a treaty denying every pledge that we had made, fulfilling every evil purpose against which we voluntarily had called our pledges into being, has been imposed upon her under threat of invasion. The fact of the democratization of Germany has been dismissed without a shadow of consideration. Self-determination and the rights of small nations have been gainsaid on every hand. Punitive indemnities of staggering proportions, impossible of fulfilment, have been demanded. Economic freedom has been utterly denied. The first and the last and all the intervening words of our pledges have been broken; the moral issue has been forsaken, the moral victory has been irretrievably

lost. The result of our unmoral leadership at Paris, Mr. Wilson now tells the country, is a just and righteous peace. For the moment, the country cannot see and does not understand. Who is to awaken it from its evil dream?

But it is not only in foreign affairs that we need moral leadership. The country is filled with unhappiness and unrest due directly to the rise in the cost of living and the intolerance and ruthlessness of government since the war began. The country has once been drugged by words about "The New Freedom" and true democracy and the promised divorce of business from politics; it may be again. But if it comes to pass that the hypnotic powers of Mr. Wilson, to which *The Nation* succumbed in its turn, again succeed in substituting empty phrases for real leadership, then will our political estate merely grow worse. For the day of awakening is bound to come, the day when the masses will everywhere see that the United States has gone backward, not forward, under the leadership of Mr. Wilson, with its hopeless contradictions and never-ending insincerities; when they will realize that the League of Nations as drawn commits us to a policy of imperialistic interference in the affairs of all the world, and threatens to fill the future with constant warring in behalf of men and causes alien to our entire historic spirit and purposes.

We are paying the price for the falsities and hypocrisies which are the inevitable accompaniment of any war, but which, in the great struggle just ended, were raised to a pitch never before deemed possible. Out of the morass there is but one way—the road of truth and honest speaking, the proclaiming of the moral issue in reconstruction, and unswerving devotion to it. If there is one man in political America who is capable of grasping and voicing this issue, the future is his; the people are eager for it, perhaps the salvation of America itself depends upon it. Without it, we may have a hundred investigations of Bolshevism, and yet see the tide of unrest to engulfing heights. We need a spiritual revival.—*Nation.*

General Smuts on the Peace

(By Cable to *The Nation*)

Paris, June 28

General Smuts released the following statement today after the ceremony at Versailles:

I signed the Peace Treaty, not because I consider it a satisfactory document, but because it is imperatively necessary to close the war; because the world needs peace above all else, and nothing oculd be more fatal than the continuance of the state of suspense between war and peace. The months since the armistice was signed have been, perhaps, as upsetting, unsettling, and ruinous to Europe as the previous four years of war. I look upon the Peace Treaty as the close of these two chapters of war and armistice, and only on that ground do I agree to it.

I say this, not in criticism, but in faith, not because I wish to find fault with the work done, but rather because I feel that in the treaty we have not yet achieved the real peace to which our peoples were looking, and because I feel that the real work of making peace will only begin

after this treaty has been signed, and a definite halt has thereby been called to the destructive passions that have been desolating Europe for nearly five years.

This treaty is simply a liquidation of the war situation in the world. The promise of the new life, the victory of the great human ideals for which the peoples have shed their blood and their treasure without stint, the fulfilment of their aspirations towards a new international order and a fairer and better world are not written in the treaty.... A new heart must be given, not only to our enemies, but also to us—a spirit of pity, mercy, and forgiveness for the sins and wrong which we have suffered. A new spirit of generosity and humanity born in the hearts of the people in this great hous of common suffering and sorrow can alone heal the wounds which have been inflicted on the body of Christendom. And this new spirit among the peoples will be a solvent for the problems which statesmen have found too hard at the Conference.

There are territorial settlements which in my humble judgment will need revision. There are guarantees laid down which we all hope will soon be found out of harmony with the new peaceful temper and unarmed state of our former enemies. There are punishments foreshadowed, over most of which a calmer mood may yet prefer to pass the sponge of oblivion. There are indemnities stipulated which cannot be exacted without grave injury to the industrial revival of Europe, and which it will be in the interest of all to render more tolerable and moderate. The real peace of peoples ought to follow to complete and amend the peace of the statesmen.

In this treaty, however, two achievements of far-reaching importance for the world are definitely recorded. One is the destruction of Prussian militarism; the other is the institution of the League of Nations. I am confident that the League of Nations will yet prove the path of escape for Europe out of the ruin brought about by this war. But the League as yet is only a form. It still requires the quickening life which can come only from the active interest and vitalizing contact of the peoples themselves. The new creative spirit which once more is moving among the peoples in their anguish must fill the institution with life and inspiration for the specific ideals born of this war, and so convert it into a real instrument of progress. In that way the abolition of militarism, in this treaty unfortunately confined to the enemy, may soon come as a blessing and relief to the Allied peoples as well, and the enemy peoples should at the earliest possible date join the League and in collaboration with the Allied peoples learn to practice the great lesson of this war—that not in separate ambitions or selfish domination, but in common service for the great human cause, lies the true path to national progress. This joint collaboration is especially necessary today for the reconstruction of a ruined and broken world.

The war has resulted not only in the utter defeat of the enemy armies, but it has gone immeasurably farther. We witness the collapse of the whole political and economic fabric of Central and Eastern Europe. Unemployment, starvation, anarchy, war, disease, and despair stalk thru the land. Unless the victors can effectively extend a help-

ing hand to the defeated and broken peoples a large part of Europe is threatened with exhaustion and decay. Russia has already walked into the night, and the risk that the rest may follow is very grave indeed.

The effects of this disaster would not be confined to Central and Eastern Europe, for civilization is one body, and we are all members of one another. The supreme necessity is laid on all to grapple with this situation. And in the joint work of beneficence old feuds will tend to be forgotten, and the roots of reconciliation among peoples will begin to grow again and ultimately flower into active, fruitful and lasting peace. To the peoples of the United States and of the British Empire, who have been exceptionally blessed with the good things of life, I would make a special appeal. Let them exert themselves to the utmost in this great work of saving the wreckage of life and industry on the Continent of Europe. They have a great mission, and in fulfilling it they will be as much blessed as blessing.

All this is possible, and, I hope, capable of accomplishment, but only on two conditions. In the first place, the Germans must convince our peoples of their good faith, of their complete sincerity, thru a real honest effort to fulfill their obligations under the treaty to the extent of their ability. They will find the British people disposed to meet them half-way in their unexampled difficulties and perplexities. But any resort to subterfuges or underhanded means to defeat or evade the peace treaty will only revive old suspicion, rouse anger, and prove fatal to good understanding. In the second place, our Allied peoples must remember that God gave them overwhelming victory, victory far beyond their greatest dreams, not for small, selfish ends, not for financial or economic advantages, but for the attainment of the great human ideals for which our heroes gave their lives, and which are the real victors in this war of ideals.

Expulsion of Missionaries

"Some missionaries in China object very strongly to the action of the Allies in compelling the Chinese Government to expel two hundred German Protestant missionaries from the Republic.... The missionaries of Allied countries do not desire the enforcement of this decree, but the Allied Governments demand it." We take these sentences from *The Missionary Review.* The churches, schools, and hospitals of these German missionaries must be closed, and "thousands of young Chinese Christians left unshepherded unless other Protestant missionaries can assume responsibility for the work." The Chinese, it appears, who have been connected with the German missions have begged that their pastors might remain, but their appeals have availed them naught. Doubtless they found it hard to reconcile this with the doctrine of Christian forgiveness and a few other Christian tenets of the kind, but then they cannot know of the great wisdom of the Big Four, who from their seats of power in Paris, decreed that whoever else might have the privilege of saving the souls of the Chinese, the Germans should not, now or at any future time. Hence the abandonment of these long-established and useful missions. It has its regrettable side, of course; at the same time we must solemnly warn *The Missionary Review* that if it continues to question the wisdom of the lords of Paris it will inevitably find itself classed as pro-German, or Bolshevist. —*Nation.*

Woodrow Wilson *versus* Woodrow Wilson

The Promise

Nothing entangles, nothing enmeshes a man except a selfish combination with somebody else. Nothing entangles a nation, hampers it, except to enter into a combination with some other nation against other nations of the world. And this great disentanglement of all alliances is now to be accomplished by this covenant, because one of the covenants is that no nation shall enter into any relationship with another nation inconsistent with the covenants of the League of Nations. *Nations promise not to have alliances. Nations promise not to make combinations against each other.* Nations agree that there shall be but one combination, and that is the combination of all against the wrongdoer. March 4, 1919.

The Violated Promise

I shall presently have occasion to lay before you a special treaty with France, whose object is the temporary protection of France from unprovoked aggression by the power with whom this treaty of peace has been negotiated. Its terms link it with this treaty. I take the liberty, however, of reserving it for special explication on another occasion. July 10, 1919.

Before the War

It is plain enough how we were forced into the war. The extraordinary insults and aggressions of the Imperial German Government left us no self-respecting choice but to take up arms in defence of our rights as a free people and of our honor as a sovereign Government. The military masters of Germany denied us the right to be neutral. They filled our unsuspecting communities with vicious spies and conspirators and sought to corrupt the opinion of our people in their own behalf....They sought by violence to destroy our industries....They tried to incite Mexico to take up arms against us and to draw Japan into hostile alliance with her. ....They impudently denied us the use of the high seas and repeatedly ex-

After the War

The United States entered the war upon a different footing from every other nation except our associates on this side the sea. We entered it, not because our material interests were directly threatened, or because any special treaty obligations to which we were parties had been violated, but only because we saw the supremacy and even the validity of right everywhere put in jeopardy and free government likely to be everywhere imperilled by the intolerable aggression of a power which respected neither right nor obligation and whose very system of government flouted the rights of the citizen as against the autocratic authority of his governors. July 10, 1919.

ecuted their threat that they would send to their death any of our people who ventured to approach the coast of Europe. June 14, 1917.

The Promise

Men have at last perceived that the only permanent thing in the world is the right, and that a wrong settlement is bound to be a temporary settlement—bound to be a temporary settlement for the very best reason of all, that it ought to be a temporary settlement, and the spirits of men will rebel against it, and the spirits of men are now in the saddle. March 5, 1919.

As Mr. Wilson Beholds It

They (the Paris statesmen) saw it as the hope of the world and that hope they did not dare to disappoint. Shall we or any free people hesitate to accept this great duty? Dare we reject it (the League of Nations) and break the heart of the world?

The Performance

The Treaty, as a result, is not exactly what we would have written. It is probably not what any one of the national delegations would have written....I think it will be found that the compromises, which were accepted as inevitable, nowhere cut to the heart of any principle. July 10, 1919.

"The terms of the treaty are in some respects terrible...." Lloyd George to the House of Commons, July 3, 1919.

As Lloyd George Sees It

(From the Associated Press Account of Lloyd George's Speech of July 3)

When the Premier first mentioned the League of Nations many members cheered, but seemingly nearly an equal number burst into laughter. "I beg of you to try it. I beg of you to take it seriously," the Premier protested. Proceeding, he declared, "If it saved only one generation from the horrors of war it would be a great achievement." One member shouted, "Nobody wants it."—*The Nation.*

Why We Give so Much Space to the "Nation" Can Be Seen from This Letter from a United States Judge

TO THE EDITOR OF THE NATION:

Sir: I wish to speak the good will I feel from week to week as I read *The Nation.* It brings a message of sanity and faith. At a time when the world seems under the insanity of fear, and is turning back to the cruel work of answering unwelcome truth, or possible error, not by reason, but by force, those who keep their head and know that such a use of force means going back on the only saving power that has brought the race on, ought to greet one another.

"Let truth and error grapple;
whoever knew truth to be
beaten in a fair fight?"

That was Milton's character of liberty both of religious and government. There is no other way in which democracy can be saved. If it is not safe, and may not be trusted, then all democracy is based on sand. Our faith is that if men are permitted freely to hear error and truth, a majority will choose truth. That is what the First Amendment to the Federal Constitution means. The founders of the Republic put it first because they knew it was chiefest in the safety of the nation they were founding. When we forsake that and resort to force, we commit the sin against the holy spirit of American Democracy which cannot be forgiven.

It is because *The Nation* is one of the few organs of that faith that I send this greeting. I know there must be hours for such a journal that are dark—when one is tempted to say, "The struggle naught availeth." I hope *The Nation* in such an hour will not surrender and permit those who are buying up all the organs thru which the soul of democracy is trying to keep alive, to win. That would be treason indeed—treason not only to democracy, but to the hope of man.

Appell der Deutsch-Tiroler an Wilson.

Als die Kunde nach Tirol kam, der in Paris versammelte Rat der Vier habe beschlossen, das deutsche Tirol den Italienern zu geben, löste sie stürmische Proteste aus. In Stadt und Land wurde dieser Stimmung durch flammende Beschlüsse Ausdruck gegeben, die allerorten ein lautes Echo fanden. Auch ein Appell an den Präsidenten Wilson wurde beschlossen, von dem man gehört hatte, daß er ein unentwegter Verfechter des freien Selbstbestimmungsrechts der Völker sei. Dieser Protest hat folgenden Wortlaut:

Herr Präsident!

Wenige Wochen trennen uns von der Entscheidung, die im Rate der Verbündeten über das Schicksal Deutsch-Südtirols und seines Volkes gesprochen werden wird. Schweigend ertrug bisher das Land das ihm auferlegte Geschick und wartet, denn es hofft, daß ihm sein Recht werde!

Herr Präsident! Tirol von Kufstein bis Salurn ist deutsch. Die Tiroler müssen zu Grunde gehen, sei es im Joch, sei es im Kampf, wollte man sie fremder Sitte, fremder Sprache ausliefern. Von den 900,000 Menschen, die das Tirol vor dem Krieg bevölkerten, sind 50,000 dem Kriege zum Opfer gefallen. Das Land hat gehungert und gedarbt an allem, es hat — an seiner Kleinheit gemessen — die gewaltigste Last in diesem Kriege getragen. Es hat den Krieg durch dreieinhalb Jahre in seinen Grenzmarken erdulden müssen. Der größte Teil der Tiroler Truppen geriet nach dem Waffenstillstand in italienische Kriegsgefangenschaft, weil sie an der Front standhielten. Und nun soll diesem, bis in den Tod getreuen Lande Zerstückelung und damit ein Auslöschen seiner uralten Tradition als ein unverdientes, durch nichts zu rechtfertigendes Schicksal werden?

Herr Präsident! In Tirol handelt der Italiener mit der Gebärde des Eroberers. Noch ehe die Grenzlinie bestimmt ist, geht er daran, deutsche Schulen aufzulösen und die italienische Sprache einzuführen. Er hat die

italienische Amtssprache bei Gerichts- und Verwaltungsbehörden anbefohlen und das ihm im Waffenstillstand zugebilligte Kontrollrecht der Verwaltung dazu mißbraucht, die einheimischen Verwaltungsbehörden aufzulösen. Nicht genug damit, wurde die Wehrpflicht der deutschen Süd-Tiroler im italienischen Heer festgesetzt. Die Folgen derartigen Zwangs läßt er die Welt als freie Wahl und Zustimmung deuten. Mit allen Mitteln arbeitet er vor, um einer möglichen Volksabstimmung alle Freiheit wegzunehmen. So sammelt er gegen Zuweisung von Lebensmitteln von den Bauern Unterschriften, und der Bauer, der italienischen Sprache nicht mächtig, unterschreibt die vorgewiesenen Zettel ahnungslos, daß er damit sein Volkstum preisgibt.

Eine lebhafte Propaganda arbeitet an der Irreführung der romanischen und anglo-sächsischen Völker über die nationale Zugehörigkeit des Landes. Weil der Tiroler, entgegen der ihm so wahlunverwandten welschen Rasse nicht mit lauten Klagen und Protesten gegen die Vergewaltigung sich wehrt, weil er von schwererem Blut, hinter allem großen Geschehen ein Schicksalsmächtiges fühlt, und dies erträgt in dem festen Glauben und Vertrauen, daß das Geschick Gerechtigkeit einschließt, weil er stumm duldet und der Geist Andreas Hofers noch nicht von den Bergen gestiegen ist und die Volkswut die Italiener noch nicht mit Waffen in der Hand zum Lande hinaus getrieben hat — darum erkühnen sich italienische Zeitungen zu verkünden, das Volk in Süd-Tirol habe sich abgefunden mit dem Geschick, einer fremden Nation unterjocht zu werden. Der Irrtum ist ein ungeheurer, ein neues Elsaß-Lothringen würde entstehen und dieser Kampf — seine Flammen über die ganze deutsche Welt verbreitend — mit stets wachsender Erbitterung geführt werden, bis das deutsche Tiroler Volk sich entweder seine Freiheit zurück gewonnen oder vollkommen untergegangen wäre.

Herr Präsident! Aus entferntesten geistigen Zentren der Welt kommen uns Beweise der Teilnahme zu an dem gefürchteten Schicksal, und zeigen uns, daß wer immer Süd-Tirol kennt, fühlt, daß das Volk dort seelisch zu Grunde gehen müßte unter der Fremdherrschaft. Denn immer bliebe es eine solche. Nie gelänge es, den deutschen Bauernstand zu romanisieren, und wir bekennen offen, daß wir nicht ruhen würden, bis das deutsche Tirol sich wieder deutsch nennen darf. Tiroler Art symbolisiert sich in jedem Stück Land, und alles weist uns wie eine aufgeschlagene Chronik auf deutsche Vorfahren, auf unser Blut, auf unsere deutsche Geistigkeit. Die Ruinen der alten Burgschlösser, die Gemälde unserer Kirchen, die Denkmäler der Friedhöfe, die Schnitzwerke und der Hausrat in unsern Höfen, sie sind deutschen Geistes, sowie die Rhythmen und die Melodien südtirolischer Volksgesänge.

Die vielfältige Teilnahme zeigt uns aber auch, daß unsere Angelegenheit gleich wie der Name Tirol und unsere ruhmbedeckte Vergangenheit zugleich eine Angelegenheit all jener Herzen ist, die in der niedrigen Epoche einer völlig in das Materielle geratenen Weltorientierung noch an die Forderung eines wahrhaft freien und stolzen Gemüts glauben. Herr Präsident! Sie stehen im Brennpunkt aller dieser Forderungen, die in ihrer Erfüllung dazu angetan sind, der Welt ein Antlitz zu geben, das sich vor der sittlichen und göttlichen Sendung, zu der wir die Welt berufen glauben, nicht mehr verhüllen muß. Herr Präsident! Das kleine stolze Land fordert von Ihnen Gerechtigkeit! Lassen Sie ihm diese werden!

Düsteres Bild aus der alten Heimat
(vor der Aufhebung der Blokade.)

Einem illustrierten Blatt aus Frankfurt a. M. das uns über die Schweiz zuging, entnehmen wir folgende Schilderung der Zustände im zusammengebrochenen Deutschen Reich:

Das deutsche Volk ist krank. Der Hunger wühlt in seinen Eingeweiden und entnervt sein Gehirn. Alle Instinkte und Begierden sind erwacht und rasen sich in tödlicher Verzweiflung aus dort, wo die Pöbelherrschaft die jahrhundertealten Gesetze der menschlichen Gesellschaft niedergerissen hat. Niemals hat man in Deutschland derartige Massenbluttaten für möglich gehalten. In der Hauptstadt des Reichs, wo früher jeder Betrunkene aufgelesen, jeder Unfall gewissenhaft im Buche der Statistik verzeichnet wurde, herrscht heute der Paroxysmus der Mordgier. Was sich heute in den Straßen Berlins begibt, ist ein Amoklaufen der Massen, der zügellose Ausschrei eines durch Hunger und Elend gemarterten Volkes. Während im Herzen der Reichshauptstadt blutige Straßenschlachten zwischen Regierungstruppen und Spartakisten geliefert werden, finden wenige Schritte davon entfernt in den Seitenstraßen öffentliche Bälle statt, feiert Vergnügungssucht fiebernde Orgien. Der Spartakismus oder Bolschewismus hat in der Form, wie er heute auftritt, nichts mehr mit einer großen politischen Idee gemein. Der Weltanschauungsgedanke, der eine neue Menschheitsreligion verkünden sollte, ist zu einer furchtbaren Fratze geworden. Die Menschheitsapostel haben sich in Verbrecher verwandelt. Die Dichterworte: „Da werden Weiber zu Hyänen," haben sich furchtbar verwirklicht. Die Frauen, die in Lichtenberg hilflose Verwundeten zerstampften und ihnen die Kleider vom Leibe rissen, sind Bestien aber keine Menschen mehr. In ihnen muß jedes mütterliche Gefühl erstorben sein, daß sie Männer und Söhne ihres eigenen Volkes niedermetzeln können. Selbst die berüchtigten Pariser Fischweiber spürten ein menschliches Rühren, als die unglückliche Marie Antoinette an die Mutterliebe ihrer grausamen Anklägerinnen appellierte.

Die Zahl der von den Spartakisten Hingemordeten geht in die Hunderte, die der Verwundeten in die Tausende. Die Leichenschauhäuser Berlins vermochten nicht mehr die Toten aufzunehmen. Unter den Opfern befinden sich zahlreiche Frauen und Kinder, die von verirrten Geschossen getroffen wurden. Der Kriegsminister Noske greift nach den Massenerschießungen regierungstreuer Soldaten und Beamten durch Spartakisten mit eiserner Energie durch. Das Standrecht wird rücksichtslos angewandt, und wer mit der Waffe in der Hand in der Kampfzone getroffen wird, wird ohne weiteres erschossen. In diesem unseligen Bürgerkrieg werden von allen Parteien die modernen Kampfmittel des Weltkriegs angewandt. Da Maschinengewehre nicht zur Niederkämpfung der spartakistischen Bollwerke und Barrikaden genügen, wird Artillerie angefahren. Gegen den Vorort Lichtenberg, in dem sich die Hauptmacht der Aufständischen konzentrierte, hat man sogar die schweren Feldhaubitzen vorgehen lassen. Auch der Flieger bedienten sich die beiden Gegner, und es kam zu Luftkämpfen über den Dächern Berlins. Die Verwendung der Artillerie bringt es mit sich, daß die Zerstörungen an den öffentlichen Gebäuden und Privathäusern sehr beträchtlich sind. Der Schaden, der durch die Einschläge der schwerkalibrigen Geschosse und besonders durch die Minenbomben der Flieger entstanden ist, beträgt viele Millionen. Es wird noch lange dauern, ehe die letzten Spuren

der Straßenkämpfe, die mit großer Erbitterung geführt wurden, aus dem Straßenbild hinweggefegt sein werden.

Die Konzentrationslager sind heute wieder aufgelebt, nur viel schrecklicher. Ganz Deutschland ist heute ein solches Konzentrationslager, in dem täglich 800 Menschen an den Folgen der schlechten Ernährung zu Grunde gehen.

Die kommende deutsche Auswanderung.

Die deutsche Regierung weiß es zu würdigen, daß sie infolge der verkrüppelten Industrie, des beschränkten Rohmaterials und des Mangels an einer Armee, einer Flotte und einer großen Handelsmarine damit rechnen muß, das es in Deutschland vielleicht Millionen von Menschen geben wird, für welche es schwer, wenn nicht gar unmöglich sein wird, den Lebensunterhalt zu schaffen, und aus diesem Grunde steht sie dem Plan einer Massenauswanderung mehr oder weniger ermütigend gegenüber. In diesem Zusammenhang wurde dem Inlandministerium eine Abteilung für Auswanderung hinzugefügt. Sie steht unter der Leitung des Geheimrats Junck und soll deutschen Auswanderern nicht nur alle mögliche Hilfe und Rat gewähren, sondern auch den deutschen Auswandererstrom nach solchen Ländern lenken, die für die Leute sich am geeignetsten erweisen.

In Breslau ist bereits eine „Deutsche Auswandererzeitung" gegründet worden, ein interessantes und gut geleitetes Blatt, welches Informationen aus den in Betracht kommenden Ländern bringt und Berichte über Arbeitsgelegenheiten für Deutsche, über Geschäftsleben, über ihre Arbeiterverhältnisse, über ihre klimatischen Verhältnisse und über ihre Einwanderungsgesetze veröffentlicht.

Zahlreiche Deutsche denken bei der Auswandeeung an die südamerikanischen Länder. In Berlin wurde bereits ein argentinisches Auswanderer-Büro errichtet, woselbst die Information zu haben ist, daß die argentinische Regierung den Einwanderern einen Teil ihrer Reiseauslagen bezahlt, ihnen nach ihrer Ankunft freie Bahnfahrt vom Hafen zum Bestimmungsort gewährt und sie zehn Tage lang in Buenos Aires mit Unterkunft und Nahrung versorgt.

Unmittelbar nach Argentinien gilt Süd-Brasilien als das günstigste Land für deutsche Auswanderer, und dann folgen Mexiko und Chile und Paraguay. Im September soll das erste Schiff mit 500 deutschen Auswanderern an Bord nach Mexiko auslaufen.

Die Zahl der Auswanderer, welche freiwillig gehen werden oder mit Hilfe der Regierung abgeschoben werden müssen, wird auf wenigstens 5,000,000 geschätzt. („Apol.")

Der Abrüstungsgedanke in der Geschichte.

Der Gedanke der Abrüstung gehört geschichtlich zu den jüngsten Gesichtspunkten, die von den Friedensfreunden vorgebracht sind; er könnte ja erst hervortreten, als mit der Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht die stehenden Heere außerordentlich erhöht worden waren und die Völker selbst in Waffen standen. So lange es keine stehenden Heer gab, war ja die „Abrüstung" nach Friedensschluß etwas Natürliches, und im 16. und 17. Jahrhundert pflegte man nach Beendigung der Kriege beiderseitig „abzudanken,"

d. h. die Heere zu entlassen. Im 19. Jahrhundert aber bildeten die stehenden Heere die Grundlage für die militärische Erziehung des ganzen Volkes und sind so zu einem organischen Faktor geworden. Deshalb mußte die Idee der Abrüstung als besonders kühn und schwierig erscheinen.

Zuerst trat mit diesem Vorschlag 1856 nach dem Krimkrieg der Franzose Patrice Larroque in seinem Werk: „Der Krieg und die stehenden Heere," hervor; er erklärte es für einen großen Fehler, daß man nicht schon beim Zusammenbruch der Macht Napoleons I. die Heere abgeschafft habe, und forderte nun die Durchführung dieses damals Versäumten. Drei Jahre später setzte sich der bekannte Schriftsteller Emile de Girardin für die „europäische Entwaffnung" ein und gab das Schlagwort aus: „Kein Feuer ohne Brennmaterial, kein Krieg ohne Armee!" eine Phrase, die logisch recht anfechtbar ist, aber weithin wirkte. Noch drei Jahre vor dem Deutsch-Französischen Krieg wurde die Entwaffnung der Völker wieder viel erörtert. Es hatte sich unterdessen in Paris eine „Liga der Entwaffnung" gebildet, und ihre Forderungen wurden von führenden deutschen Männern aufgenommen. Arnold Ruge verlangte, daß Frankreich mit der Abrüstung vorangehe, während Schulze-Delitzsch riet, man möge zunächst in den Parlamenten der verschiedenen Länder Anhänger für den Gedanken gewinnen. So trat denn am 21. Oktober 1869 Rudolf Virchow im Norddeutschen Bund mit dem Antrag hervor, „durch diplomatische Verhandlungen eine allgemeine Abrüstung herbeizuführen." Der Antrag wurde mit überwältigender Mehrheit abgelehnt.

Während des Deutsch-Französischen Krieges stockte die Bewegung, aber schon zwei Jahre nach dem Frankfurter Frieden veröffentlichte die im Haag versammelte „Gesellschaft für Reform und Kodifikation des Völkerrechts" eine Erklärung, daß es die Pflicht der Regierung sei, über die Verminderung der Rüstungen in Verhandlungen zu treten, und das britische Unterhaus nahm gleichzeitig einen derartigen Vorschlag an. Im Jahre 1876 kam der Abrüstungsgedanke im österreichischen Parlament zur Verhandlung, und 1879, zehn Jahre nach Virchows Abrüstungsvortrag, brachte der Abgeordnete Bühler im Deutschen Reichstag wiederum den Antrag ein, „der Reichstag wolle beschließen, einen europäischen Staatskongreß zum Zweck der Herbeiführung einer wirksamen allgemeinen Abrüstung etwa auf die durchschnittliche Hälfte der gegenwärtigen Friedensstärke der europäischen Heere für die Dauer von 10 bis 15 Jahren zu veranlassen." Der Antrag wurde abgelehnt, und Bismarck äußerte sich damals in interessanter Weise zu dem Plan. Er sagt in einem Brief an Bühler vom 2. Mai 1879: „Ich bin leider durch die praktischen und dringlichen Geschäfte der Gegenwart so in Anspruch genommen, daß ich mich mit der Möglichkeit einer Zukunft nicht befassen kann, die, wie ich fürchte, wir beide nicht erleben werden. Erst nachdem es Ihnen gelungen sein wird, unsere Nachbarn für Ihre Pläne zu gewinnen, könnte ich oder ein anderer Kanzler für unser stets defensives Vaterland die Verantwortlichkeit für analoge Anregungen übernehmen. Aber auch dann fürchte ich, daß die gegenseitige Kontrolle der Völker über den Rüstungszustand der Nachbarn schwierig und unsicher bleiben und daß ein Forum, welches sie wirksam handhaben könnte, schwer zu beschaffen sein wird."

Bismarck ist in dieser Kritik dem Fehler aller Realpolitiker verfallen, die Tragweite und Zukunft der Idee unterschätzt zu haben. Ideen können

freilich erst Wirklichkeit werden, wenn genügend starke Volkskräfte dahinter stehen. Dieser Moment scheint jetzt für den Abrüstungsgedanken gekommen zu sein, der seine Volkstümlichkeit und Massenbeherrschung der sozialistischen Propaganda verdankt. („Vorwärts.")

Analphabeten in den Vereinigten Staaten.

Prof. W. S. Athearn, Vorsitzender des Erziehungskomitees der Internationalen Sonntagschul-Gesellschaft, soll in einer Rede neuerdings gesagt haben, daß in den Vereinigten Staaten 5,516,163, die bereits das zehnte Lebensjahr überschritten haben, weder lesen noch schreiben können; daß von den im militärpflichtigen Alter stehenden Männern 700,000 in keiner Sprache lesen oder schreiben können; daß von den oben genannten Analphabeten 4,600,000 über 21 Jahre alt sind, und beinahe 3,000,000 im Alter von 21 bis 45 Jahren stehen; daß 58 Prozent der weißen und 1,500,000 der eingeborenen weißen Bevölkerung angehören; daß 3,700,000 derselben dem Bauernstand angehören, d. h. daß 10 Prozent der Bauern in den Vereinigten Staaten weder lesen noch schreiben können; daß von den jungen Männern in der Armee zwischen 30,000 und 40,000 weder ihren Namen schreiben, noch ein Signal, eine Notiz oder ein Telegramm lesen können. — Die „Rekonstruktion" möge Wandel schaffen! („Apol.")

Influenza in vergangenen Zeiten.

Der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift" zufolge machte im Greifswalder Medizinischen Verein Dr. E. Friedberger folgende interessante Mitteilungen: Er wies auf die Pandemien hin, die nachweislich von 1173 an, bezw. 1387 ab in jedem Jahrhundert zwei- bis dreimal auftraten und die der Greifswalder Arzt Calenus (1379) „durch eine gewisse geheimnisvolle Beeinflussung des Himmels" abhängen läßt, so dieser Krankheit zuerst den Namen gebend. Das Wort Grippe ist französischen Ursprungs und wird hergeleitet von „gripper," erwischen, oder von einem „la grippe" bezeichneten Insekt, das bei der Epidemie um die Mitte des 18. Jahrhunderts als die Ursache der Krankheit angesehen wurde. Hat doch auch Kant die Ansicht geäußert, daß schädliche Insekten, aus Rußland verschleppt, „jene merkwürdige und wundersame Influenza" verbreitet hätten, die er selbst 1782 miterlebte. Jedes Jahrhundert hat zwei bis drei große Pandemien gehabt; das vorige speziell die von 1830 bis 1833 und (neben einer kleineren um 1848) die vn 1889 und 1890. Mit den früheren Pandemien stimmt die diesmalige überein in der kolossalen Ausdehnung, in der enormen Empfindlichkeit der exponierten Individuen und endlich in der schnellen, vielfach explosionsartigen Verbreitung und im schnellen Wiederverschwinden, ein Verhalten, das schon früher der Influenza den Namen „Blitzkrankheit" eingetragen hatte. Die Schnelligkeit der Verbreitung ist jedoch nie größer gewesen als die Schnelligkeit unserer Transportmittel in der betreffenden Zeitperiode. So mag es zu erklären sein, daß diesmal die Seuche sich anscheinend etwas langsamer ausgebreitet hat, als 1889—1890, wo sie auf ihrem Wege von Rußland aus Spanien nach zwei Monaten ergriff (1830—1831 brauchte sie hierfür elf Monate). Ein wesentlicher Unterschied besteht in den zeitlichen Verhältnissen und der Art der geographischen Verbreitung der jetzigen Epidemie gegen die Mehrzahl der früheren. Nach der klassischen Zusammen-

stellung von A. Hirsch haben von 125 von ihm aufgezählten Pandemien nur 16 im Sommer begonnen. Die Influenza ist sonst eine Krankheit des Winters. Ferner hat sie fast ausnahmslos den Weg von Osten nach Westen genommen, und auf dem europäischen Kontinent immer zuletzt Spanien erreicht. Nur die Epidemie von 1510 und anscheinend teilweise die von 1847—1848 (und die jetzige) sind in umgekehrter Richtung gewandert.

BOOK REVIEW.

(When ordering books, please mention this Magazine.)
NOTE—Reviews, when not signed, are by the Editor.

The Centenary at Old First by *Harvey Reeves Calkins.* The Methodist Book Concern. 1919. 361 pages. $1.50 net.

This is a very good Centennial story. It was written with a purpose, namely, to show in what spirit the Methodist Centennial should be celebrated, but it is, nevertheless, a very acceptable book. The characters displayed are life-like, they are real men and women. The atmosphere in which the members of "Old First" move is that of a modern, prosperous congregation in one of our large cities. The board of the church, with which we become intimately acquainted, is composed of successful bankers and business men. The chief character of the book is Dr. Locke, the minister. He is a young man of about thirty, of old American stock, a blend between the Virginia cavalier and the New England Puritan. He is a manly man, and knows how to handle men. Besides, he is a man with a *program.* He has caught the modern idea of the *stewardship* of wealth, or, in fact, the stewardship of life. This idea runs as the leading idea thru all his life and thru the whole book. His program is to convert the board and Old First Church itself to the vision and principle of stewardship. In trying to do this he shows ideal leadership. It would be hard in actual life to find a man so young endowed with such clearness of vision and such tact and persistence in carrying out his task. But, then, it is the privilege of the writer to idealize men and conditions in order to write a satisfactory story. We are glad if plans and programs succeed better in our fiction than in our humdrum life.

The Church has only recently begun to fathom the possibilities that lie hidden in Christ's idea of the stewardship idea of wealth. The conception is so simple, he arrives at it without an effort, and yet it is so revolutionary. And it is just as workable as it is sublime. His miracles are no stronger evidence of his divinity than his marvelous insight and his easy grasp of the moral facts underlying human life. Dr. Locke comes to see his vision realized. One of his plans is to build a parish house. At a meeting of the board he, with consummate generalship, carries his program to triumphant victory. The impetus needed for

this grand onward movement is furnished by a donation of $3,000 made by a club of Italian boys, "shiners," which had been started under the auspices of the church. Their leader, an Italian, by the way dies a hero in the blood-soaked fields of France, sacrificing his own life to save that of the captain.

The all-appealing love element is not absent from the story. Dr. Locke, after losing his first fiancée by an accident, falls in love with a young lady missionary from India. She does not, however, win him only for herself, but he follows her into the foreign field. In this way the missionary idea, so prominent just now in the Church, is enabled to make its strong appeal.

Then the story itself is of compelling charm at times. One of the bankers is smitten with the craving for wealth and caught in its ensnaring strands. He becomes a fugitive, and the account of how the minister saves him from despair and suicide, is fascinatingly told. So it is in every sense a good book, devoted to an idea and yet full of human interest.

Jesus for the Men of Today by *Geo. Holly Gilbert*. Hodder and Stoughton. 1917. 176 pages.

The writer of this book is also the author of "Student's Life of Jesus," "Student's Life of Paul," "Interpretation of the Bible," and others. He writes for men who have the scientific view-point of the twentieth century. This does not mean that he writes in the technical language of the professional theologian. His style could not well be clearer and simpler. On the contrary, it has the simplicity and chasteness almost of Scripture language. Not infrequently it rises to levels of high beauty, and the spiritual atmosphere of the Israel of the times is most happily reflected. It does mean, however, that he seeks "to mediate between a past that was religious but unscientific and a present that exalts science to the seat of religion." In other words, he wishes to make the person and teaching of Jesus acceptable to men who are used to a naturalistic explanation of life. To this purpose he divests the gospel story of all "that cannot bear the revealing light that has fallen upon it with increasing intensity during the past hundred years," and shows that the character of Jesus and His power to lead men to God have not been affected by the results of scientific investigation.

We see John the Baptist rise from the desert in the garb and power of Elijah. This chapter about the herald of the Christ is one of the most impressive, in fact, it grips one with compelling force. The voice from the wilderness brings Jesus forth from Nazareth, where He had spent thirty years in quiet work and intense religious meditation. He realizes that the day of the Lord is at hand and that He Himself is God's chosen instrument to establish His rule in the hearts of men. After much heart searching and communing with the Spirit He chooses the way of the prophet and His message to the conscience rather than that of the conquering hero with His appeal to patriotism and force. His influence presently spreads over Galilee. He is soon the man of the hour. But dissent and hostility are not absent, and at the end of the

year the crisis is there. His career in Galilee ends in the disillusionment of the people and the bitter enmity of the leaders. He now devotes Himself to the training of the faithful few. The coming passover finds Him in Jerusalem, and His uncompromising firmness and denunciation of the hypocrisy of those in power bring about the catastrophe. After the death of their Master the disciples find themselves again. They feel that Jesus was the true Prophet of the Most High and that in influence and spirit He is immortal. Then they determine to perpetuate this spirit by becoming the messengers of the Messiah crucified, yet living.

Now the author seems to think that this view of Jesus will win the heart of the modern man. He is not expected to believe in miracles in the ordinary sense of the word. There is not a word about the pre-existence of the logos, or the virgin birth or about the two natures in the one man. Sin is hardly mentioned, at least it is not prominent, nor is Jesus placed before us as the Saviour from sin. Christ's death on the cross is only the death of the martyr of his convictions. Indeed the book is never so weak as in the description of this greatest scene of all history. The author seldom shows any dramatic power, but under the cross this lack is felt more keenly than ever before.

And Christ never rose from the dead, only His spirit lives and His example of trustful confidence in God and love to man. (Harnack). How then the disciples ever found themselves and their faith again to the extent of consecrating their lives to the preaching of the cross and His resurrection, is beyond our comprehension. This kind of Jesus may appeal to some men, no doubt. But He could never have founded the Christian Church nor exert the influence that He does today over the Christian world.

Jesus and the Christian Religion by *Francis A. Henry.* G. P. Putnam's Sons. 1916. 444 pages.

One who dislikes the book of a "liberal" should not read this. He, however, who can appreciate an able work altho not agreeing with its premises, will find good reading here. The style is of limpid clearness, the writer's positions are plainly shown and well maintained. His grasp on the subject is comprehensive, his acquaintance with modern theology is uncommon.

Mr. Henry discusses three stages in the development of the Christian religion, the gospel or the teaching of Jesus Christ, Paulinism, and Catholicism. According to him the apostle Paul is responsible for many serious modifications of the Christian religion. If we wish to see it in its original simplicity we must go back to the Jesus of the gospels. It must be our aim, he says, to find "the truth as it is in Jesus," and not as it is in the churches or even the letter writers of the New Testament. Jesus Christ took up the teaching of the Baptist that the Kingdom of God was at hand. But He freed this statement from the eschatological and apocalyptic that adhered to it in the preaching of John. He did not contend that the judgment was about to come, nor that the Kingdom was to be ushered in by a divine catastrophe. To Him the King-

dom was altogether an invisible thing, a spiritual reality. Whatever of eschatological element may be found in His later speeches is an interpolation from other sources. The Kingdom of God is within you, He says. It is a condition, not an organization, a rule, not a realm. Moral righteousness is identical with the Kingdom.

The chief truth of His teaching is that man is a child of God. God is presented as a Father, not as a ruler or autocrat. He has wonderful faith in man's native goodness. Underneath all his corruption there is the better nature waiting for the voice of truth to set it free. Christ tells him that God is his Father who desires him to claim the rights and position of a son. If he accepts this message the way to salvation is clear. For the Father's first gift is forgiveness of sins. This forgiveness is for all who are sorry for their part and desire the better life. Moral regeneration is the indispensable condition for entering His Kingdom. To obtain this, man must do his part. The Jews expected the Kingdom to come by a divine fiat; but no, it comes by man's own exertion called forth by his hearing the truth of God's fatherhood. In this simple scheme of liberating and regenerating man, Jesus performs the role of teacher and inspirer. And those who are susceptible are started on the road of a gradual development towards likeness with the Father's first-born Son. Thus does the Kingdom of God come, by the unfolding of Christian character, not by a change in circumstances. Henry is, then, a believer in Christian individualism rather than Christian socalism. He is, to use a word of Rauschenbusch, a combination of intellectual liberal and social reactionary, not infrequently to be found.

In a special chapter Henry takes up the question of Jesus' Messianism. Jesus was certainly not the Messiah in the generally accepted term of the word. He repudiated the character of the conquering hero from the first. Was He then the Messiah in any sense? The author says, "The Hebrew Scriptures contain no prophecy of the appearance on earth of such a personage as Jesus of Nazareth," and he quotes approvingly Martineau's words in this connection that it is well to let this untenable conception fall, "for it has corrupted the religion of Jesus into an apocalyptic fiction; and that so monstrous in its account of man, in its theory of God, in its picture of the universe, in its distorted reflection of life and death, that if the belief in it was real society would relapse into a moral and intellectual darkness it has left long ago."

We can see that our author's view of Christ's person and work are as far from ours as the east is from the west, but that should not prevent us from appreciating the good points of the book, nor following him in the interesting things he has to say on Paulinism and Catholocism. A cry often raised in our times by theologians of the modern school, is "back to Christ!" The Church of the Reformation came to life thru the influence of the writings of Paul. The question on the conscience of Luther was, how can man be justified before God? And the answer was found in Paul's teaching: Man is justified by faith. There is some truth in Wrede's statement, "Tertullian, Origes, Athanasius, Augustine, Anselm, Luther, Calvin—not one of these great teach-

ers can be understood on the ground of the preaching and historical personality of Jesus; the key to their comprehension, with sundry links between, is Paul." But now we are told that Paul in many respects changed and vitiated the gospel of Jesus, and that it is the problem of the day to substitute again the simple and natural religion of Jesus for the elaborate, artificial, technical theology of Paul. Our author is of that opinion. The preexistence of Christ is a doctrine borrowed from the school of Philo. The "only begotten Son, being in the form of God and becoming a man," is a Hellenistic fiction. A salvation by the expiatory death of Christ, a reconciliation of God by the sacrifice of the Son, is contrary to Christ's teaching of the Fatherhood of God. And so the whole system of our Christian theology as constructed by Paul is almost turned into ridicule, is declared to be preposterous. Paul's view of the world and sin is pessimistic, his way out of it is deemed morbid, visionary, even immoral. It is no wonder, the sober, somewhat superficial, Unitarian moralist can neither understand nor appreciate the tremendous seriousness, nor the sublime spiritual experiences of a mystical nature. The comfortable minister of a prosperous twentieth century American congregation cannot comprehend the sharp contrasts in the faith of man in whom a world of religious thought went down and another came into being.

The last chapter, on Catholicism, occupies two-thirds of the book. Here the writer seeks to show that Catholicism is the perpetuating of Judaism in the Church and the world. Since Christianity is opposed to Judaism in principle, Catholicism marks the survival of the anti-Christian spirit. He finds the roots of Catholicism in the New Testament. The emphasis on the priesthood idea of Christ in Hebrews paved the way for sacerdotalism. The two sacraments insisted on by Paul and others as conveying divine grace, led to the adoption of the "Mass" superstition and the institution of other sacraments. The view of the Old Testament as an authoritative code of divine revelation was made to include the New Testament as well in the forming of the "Canon." As the old Jewish Church had officially interpreted and enforced the laws of Israel, so the Church of Rome assumed authority for the truth and interpretation of the Creeds. The individual is obliged to give assent. The Church is the mediator of salvation, to be outside the Church is to be lost.

After all this we are not surprised to hear that the whole history of the Christian religion is little else than a record of the aberration from the primary essential truths of the gospel. The medieval Church found its highest ideal in the monk who tries to anticipate the life of a disembodied spirit while in the flesh. The highest service it can render is to prepare for another world. It finds God in a book of the past but not in the living present. The Reformation has forced the individual from the authority of the Church but not from the Bible, nor from the dogma. The day has now come for the Church to return to the simple gospel of Jesus, it has to try to understand, and live up to, His teaching of the Fatherhood of God and the brotherhood of man.

Old Truths and New Facts. Christian Life and Thinking as Modified by the Great War. *Charles E. Jefferson.* Fleming H. Revell Co. 1918. 223 pages.

C. E. Jefferson, the pastor of the Broadway Tabernacle, New York City, is no stranger to many of us. He was born at Cambridge, Ohio, in 1860. After a most successful pastorate in Chelsea, Mass., he was called to the New York Tabernacle in 1897, which position he still holds He is one of the many celebrities in the metropolis that a transient visitor seldom fails to look up. He has enjoyed an uninterrupted popularity in the pulpit for many years. He has an easy flow of Anglo-Saxon. His sentences are short, and his language is direct and lucid. Our age has no appreciation and patience for the rounded and involved periods of the past. The modern hearer wishes to understand at once, and he prefers the conversational style to the more pretentious oratory of the fathers. Dr. Jefferson meets this desire, but he would be far afield who judged him to be shallow. He takes up difficult themes at times, the old doctrines for instance, and he has lots of thought; yet he makes them clear, intelligible, and shows up their practical bearings. In the present volume, the Cole Lectures for 1918 before Vanderbilt University, he deals with some Christian conceptions as modified or accentuated by the war.

In the first chapter he points out how our idea of Jesus Christ has been affected by the times of storm and stress thru which we were passing. Back to Christ! had been the cry for some time, but the picture of Him then in the eyes of the people was the gentle Christ of the "Great Invitation," or the Preacher of sound and exalted morality, the Teacher of the Golden Rule. The war brought before us the Christ of the Revelation, with eyes of fire and a two-edged sword in His mouth. We come to understand now what John meant when he said the Lord would come in stormy times, in vast social upheavals and commotions, in mighty reformations and revolutions, in political convulsions and national tragedies. It was a day of judgment. Our civilization was judged, our politics, our education, international law, and it was found wanting. For it is a capitalistic civilization. The production of wealth has been our chief aim and not the production of men. Bitter rivalry, and not fraternity, has been the outstanding feature of the Christian world. And if our civilization is on its death-bed, still we must say as we said of old: "The judgments of the Lord are true and righteous altogether." What then is the modification we may reasonably expect in our conception of Jesus Christ? A shifting of the emphasis from His humanity to His divinity, a less exaggerated estimate of His gentleness and meekness, and a fuller recognition of His majesty, severity, and power.

I wish I had time to tell how in the next chapter he demonstrates how the idea of *vicarious suffering*, so much condemned and repudiated in modern theology, found a glorious vindication in the war, and how it threw in relief the cosmic significance of the cross. Or how he rescues the idea and practice of *prayer* from the eclipse that had come over it thru its apparent inefficacy in the past conflict. He shows why

prayer could not stop the war. The law of the harvest was against it. Whatever a man, or nation, has sowed they must reap. The law of limitations was against it. Prayer is powerless, unless life and conduct and principles are in accord with God's law. Just as prayer cannot take the place of the plow, or of mental toil, just so cannot praying for peace take the place of working for peace. And this had been neglected, even scorned and combatted by the nations, and therefore they were at last plunged in the bitter waters of world strife.

In the remaining chapters the attitude to the Church that many people took because it had not prevented the war, the wrong use of the Bible made by pacifists and chauvinists, and the world missions of Christianity receive intelligent treatment. Altho the book, in our opinion, is by no means fair to Germany, in its running comment, we cannot advise our readers too strongly to get it (thru Eden Publishing House). It is full of suggestions for practical sermons and wholesome food for the intellectual and spiritual man besides.

The Ministry, an Appeal to College Men by *Chas F. Thewing.* The Pilgrim Press. 89 pages. 1916.

President Thewing of Western Reserve, in making his appeal for the study of the ministry, discusses the attraction of the calling as well as the objections to it. Under the first head he says, the ministry offers opportunities for self-culture; it deepens the intellectual life; it gives public influence; cultivation of literature is easy for the minister; he gets a large share of the love of the people; he is one of the chief agents for the progress of Christianity at home and abroad. Objections to the ministry are such as these: The period of usefulness is short (dead-line at fifty); the ability of the average minister is low; his livelihood is insufficient as a rule; the church has lost its leadership in the higher affairs of the community; the minister often has to sacrifice freedom of thought and speech. The author answers and refutes all these objections. Then he discusses the qualities necessary for choosing a ministerial career: good fellowship, efficiency, ability for public speaking, the desire to use his gifts for moral and religious ends. The standards Dr. Thewing applies are not as spiritual as those generally set up by practical theologians, but as far as they go they are sound and reasonable enough. He closes with testimonies concerning the satisfactions and opportunities of the ministry by such men as Brooks, Beecher, Bishop Green, Washington Gladden, Geo. A. Gordon, and others, which are worth pondering. The little book is an interesting treatise on the particular phase of the subject.

Training the Christian Reserves by *G. Franklin Ream.* The Methodist Book Concern. 1919. 91 pages. 50 cents.

For the great work of reconstruction a great number of young people are needed who are willing and able to fill the many positions of leadership and usefulness this movement requires. These people are called by this book the Christian Reserves, and suggestions are given how to find them and how to equip them for their service. The purpose

of the Church is to realize the Christian life in its members, then to make it accessible to others, and finally so to change conditions that the Kingdom of God can be established everywhere. In setting forth the ideals of the Christian life and in studying the facts that have any relation to it, she has a five-fold program or task: a program of spiritual culture, of religious education, of community and neighborhood service, of social life, and of world-wide missions. Each of these points is lucidly discussed. But they are preceded by a very full description of a survey which is to be made in order to study the conditions under which the work is to be carried on in each given case. Instruction is given under each chapter on the practical steps each particular part of the program calls for. The literature bearing on the different phases of the work is fully given in the bibliography. The book is written for larger cities and parishes, but even the minister in the small church and small town will learn from it how many-sided his task is and how and where to find a corps of efficient co-workers.

The Christian Doctrine of Reconciliation by *James Denney.* Geo. H. Doran Company. 1918. 339 pages.

Superintendent General Dr. Büchsel, whom most of us know from his "Erinnerungen aus dem Leben eines Landgeistlichen," somewhere has said, a minister should every year buy and read two two-dollar books to keep abreast of the times in his studies. He meant, of course, that he should be very discriminating in the selection of these two books since there were to be only two of them per year. And his idea was furthermore that he should not read them in the manner of a reviewer. A reviewer has to read dozens of books a year, so he has to do it quickly. In many cases he seeks at once to penetrate to the marrow of the argument, leaving much of what is also important un-read. When he believes to have discovered the particular contribution an author has to make, he is satisfied. A single but cardinal chapter containing the substance of a writer's service to the cause of knowledge, may suffice him. The ordinary reader, however, can take time to read the whole book. What is a task for the reviewer is a treat for him. The book now under discussion belongs in the class of two-dollar books recommended by Büchsel. Its subject is a fact not surpassed in consequence by any other in our Christian experience. The reconciliation of God and man is the great theme of the Christian religion. At the same time it presents so many difficulties to the understanding that, after 2000 years of Christian living and thinking, its interpreters are as far apart as the poles. In order to get a conception of it that satisfies an intelligent Christian we have to bear in mind that the whole content of our Christian faith is a subject of our religious experience. Whenever we begin to speak of the meaning of a doctrine we start from our own personal experience. The fundamental fact of our religious development is our getting into right relation with God. The experience we made then was that God forgave us our sins and took us into gracious fellowship with Himself. In this transaction Christ performed a vital part. He acted as mediator. Without Him there would be no forgiveness and

no reconciliation. Yet He did not act simply as a revealer of God's love, which was to be had for the asking, without any action on His part. On the contrary, He removed the obstacle which kept this love from us. Had He not by His life and death interposed between God and man, they would for ever have been kept apart. The change between God and man He brought about is called *reconciliation* in Scripture language. It is true, only Paul uses this expression, but in other parts of the word it is said, "He payed a ransom for us," or "He brought a sacrifice," the sacrifice of His own life, "He redeemed us with His blood." By doing this He in some way made it possible for God to forgive us. All this seems equivalent to Paul's expression that He "reconciled us to God." The theory has been advanced in old and modern times that the reconciliation took place in man, not in God. Man was an enemy to God, but Christ by revealing God's love to him made his heart melt in love to God. Is this an adequate statement? If we keep close to Scripture teaching we will say it is not. It is clear that we in the experience and understanding of Christian teachings are dependent on the New Testament. It is the source and norm of our belief and theology. And according to the New Testament the reconciliation we are speaking of is not subjective but objective, it relates to God first and foremost, not to man only. This clear scriptural teaching squares with the facts of our Christian experience.

In an interesting and instructive chapter the author reviews the *history* of the doctrine of reconciliation from Origen to Ritschl. He shows that the church fathers of the Orient centered their thought on the incarnation of Christ, not His death. The union of the logos with the man Jesus was to them the chief subject of faith. By it man was saved from death, the consequence of sin. It was Augustine who advanced from soterology to soteriology. Man is saved by Christ's suffering the consequences of sin in His own body. He is then the supreme revelation of God's love to sinful man. He emphasizes strongly the mystical union between Christ and man, by which what is Christ's becomes ours, and vice versa. But he does not discuss the question whether it was necessary for Christ to die in order to enable God to forgive. The idea of the absolute sovereignty of God, so strong with him, precludes his instituting any such inquiries. After Augustine he passes over to Anselm's satisfaction theory of the reconciliation. Man's sin does infinite injury to God's honor. To vindicate this honor Christ presents to him the infinite satisfaction of His atoning death. The Reformation did not go much beyond this. The satisfaction theory remained central. By this its advocates were forced to the seemingly absurd conclusion that God needed satisfaction for man's sin, and yet that He furnished this satisfaction Himself. Discord was also brought into the divine being, for it was said His justice demands the punishment of the sinner and His mercy desires his salvation. Christ's interposition was thus needed to save God from the conflict of two of His vital attributes. Ritschl—to mention the last of the modern expounders of the doctrine—does certainly not solve the problems of reconciliation. To him it is subjective altogether and not objective in any respect.

The *New Testament* doctrine of reconciliation is worked out in

Paul's letters, especially that to the Romans. Man's condition is hopeless thru sin. He is under the wrath of God, and he is saved from it by God's sending Christ and making him the sinner's ἱλαστήριον =propitiation (Rom. 3: 25). Thus God's righteousness is made accessible to him, and he appropriates it by faith in His blood. Christ's death bears witness to the goodness of the Lord, for it is God who provides it, and to His justice, for it is vindicated by it. So there is no discord in His being or His conduct toward us. And man, by faith, places himself in right relations to God. On the basis of it God justifies him, declares him right with himself, and he is right. The author's exposition of Paul's teaching is not only clear and correct, but it moves some parts of it into new light and points out the harmony and comprehensiveness of it all.

After the history of the doctrine and the teaching of Scripture have been thus set forth, the author proceeds to give us his own views on the subject. It is characteristic of him that he never allows himself to be halted or confused by speculative objections. He reasons only from the facts of Christian experience. So when he speaks of the *need* of reconciliation. The natural man when brought under the influence of the Christian religion awakens to the sense of sinfulness. He feels that he is not in right relation to God, for he has no abstract notions of the moral law, his relations are altogether personal. With David he cries, "In Thee only have I sinned." And like David he realizes that his sins are not so many wrong acts, but that sin is deeply inherent in his nature. Under the experience of the guilt and power of sin, there is no peace in his mind, and with ever increasing force then presses upon him the solemn truth of Scripture, "The wages of sin is death." The explanation of the evolutionist that sin is a necessary stage of his development is no consolation to him. He feels it as guilt and he longs for deliverance. At the same time, his own protest against sin and his desperate desire to be freed from it bear within them the promise that there is a way to salvation. From where is it to come? It can come from above only. God almighty and all-merciful must provide it.

When finally the writer comes to consider the question how the reconciliation was *achieved by Christ*, we confess to a feeling of disappointment. His statements lack definiteness and clearness. He spends too much time in discussing the opinion of others, and when we get to sift out his own, there is not enough to satisfy us for the trouble of the long way we have traveled with him. He rightly rejects the moral influence view of Christ's work. Of course the cross will always exert a powerful moral influence, but it means more. Christ suffered for the sin of man, He bore God's reaction againt sin in His flesh and soul. He offered His life of perfect obedience in doing and suffering. His death has often been over-emphasized as tho that was all and the rest of His life did not matter. That was a mistake, but, nevertheless, His death is the climax of His life of obedience and the essence of His saving work. All this is said by the author. That, however, God is the subject of reconciliation, not the object; that His love provides the sacrifice

for the sinner to save him from the divine wrath he is under by nature; that Christ suffered the penalty of sin, altho in principle only, not quantitatively; that Christ's death vindicates the righteousness of God as well as his grace, and that in no other way the holiness of God's love would be so impressively emphasized, all this is not taught with such force as it might have been. Above all, the position of Christ as the second Adam, the one who enters into the state and nature of the old race to share their weakness and assume their guilt, and, by perfect obedience and fellowship with God, rises to the victory over sin and Satan, to be the head of a new race, who, His members by the spiritual relationship of faith, derive from Him freedom, grace and life: this grand view of the apostle with its marvelous suggestiveness the author barely touches upon. But whatever little criticism we may choose to make, we repeat what we said in the beginning, there is no one who decides to get the book and will take the author as a guide into the history and meaning of this great doctrine, but what will thank us for having acquainted him with the book.

Christian Internationalism by *William Pierson Merrill.* The Macmillan Co., N. Y. 1919. 300 pages. $.150.

One of the questions before people today is that of the League of Nations. This book treats of this subject from a Christian view-point. The first question that is raised is this: "What is the function and mission of Christianity in the world?" Two conflicting conceptions are prevalent here, one that Christianity has no interest in the practical affairs of this world, but should be mainly interested in the "other" world, the other that Christianity has a natural place and function in this world. The latter seems to be the logical one to accept. On this foundation then he builds up the argument that as Christians we must also be international. This thought is fundamental to Christianity and the Bible. The Jews seemed to be exclusive and national, but the prophets rose to a higher plane; think only of Isaiah, Jonah, Micah. The New Testament thru the teachings of Christ and the apostle Paul is clearly international in its teaching of Brotherhood. The history of the first Christian Church, as so ably pointed out in Harnack's "Mission and Expansion of Christianity" was international in its scope. Missionary work has never been limited to one nation, but has been in accordance with the spirit of its founder, has been international. Democracy is shown to be something that "gives a square deal and a fair chance to the average man and family." Patriotism and internationalism are not opposed to each other. The League of Nations must be founded on this broad Christian basis. Kant's classic pamphlet "Zum ewigen Frieden" is repeatedly quoted. Serious problems confront such a League of Nations. How will it meet the changing needs of the world situation? How about the problem of the small state? How about administration? Police? Graded scale of armament? Economic relations? Christianity would solve these problems. The 15th Psalm is beautifully transcribed by putting "NATION" in place of pronouns. The Church can foster the spirit of optimism and hopefulness. The

book closes with the words of Lincoln, "With malice toward none, with charity for all, with firmness in the right as God gives us to see the right, let us strive onward to finish the work, in which we are engaged to do all that may achieve a just and lasting peace among all nations."
—*T. Lehmann.*

Money the Acid Test by *David McConaughy.* (Laymen's Missionary Movement, N. Y.) 1918. 190 pages. 65 cents.

Amongst the recent books on stewardship the one by Mr. McConaughy is one of the most interesting and practical. It is somewhat superficial. It is dedicated to all Stewards of the manifold grace of God who look upon all of life as a sacred trust and would so use it as to have a conscience void of offense toward God and men always. The discussion lifts stewardship to a high plane of Christian idealism. His fundamental conception of stewardship is that of partnership with God who is a preferred creditor. This partnership involves a stewardship which is not of a servile nature, but one of honor as well as responsibility. That the use of money is the acid test of character is abundantly true. For whatever a man works at, whether it be manual or mental labor, the only asset he can "carry forward" to his eternal account is how he has used his gifts to the uplift of his fellowman, and to the glory of God. It conceives of ALL OF LIFE AS A STEWARDSHIP. It speaks of "ACQUIRING" being done in the right spirit only if the program of God is undertaken. It speaks of "SPENDING" only from the view-point of "use me or lose me." It speaks of "SAVING" in relation to the kingdom of God. "GIVING" is spoken of from the view-point of undertaking this act not from the "top of the purse, but from the bottom of the heart." The Biblical idea of PROPORTIONING, ACCOUNTING and USING YOUR MONEY TO INFLUENCE OTHERS, is brought out thru very practical illustrations. How character is influenced by money is brought out by this inscription that was put on the gravestone of a western grocer:

"Born June 7, 1859. A human.
Dies— 19—
A wholesale Grocer."

A valuable bibliography is found at the end for further information on present-day conceptions of Stewardship. —*T. L.*



❁ Magazin ❁

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 21. Band. St. Louis, Mo. November 1919.

Die Evangelische Kirche.

Referat verlesen am 12. Juni 1919 auf der Konferenz des West-Missouri-Distrikts in Blackburn, Mo.

Pastor G. H. Krueger, St. Joseph, Mo.

Das gegebene Thema ist kaum zu erschöpfen, selbst wenn es in Buchform behandelt würde. Ein Referat darüber kann bei der zur Verfügung stehenden Zeit nur weniges im Umriß bieten, und es bleibt der Diskussion noch viel Gelegenheit, zu ergänzen und zu verbessern. Daß von der Zeitschriftenbehörde vier Punkte gegeben oder gleichsam vier Pfosten gesteckt worden sind, um die sich der Zaun des Referates schließen soll, ergibt an sich eine Begrenzung des Themas, zeigt auch zugleich die aktuellen Fragen der Gegenwart hinsichtlich unseres Gegenstandes. Die vier gegebenen Punkte sind die folgenden:

1) Ihre besondere kirchliche Stellung.
2) Ihre Stellung zu und unter andern Kirchen.
3) Ihr Unions-Motiv.
4) Ihre Pflichten.

I. Ihre besondere kirchliche Stellung.

Habe ich eben im Bilde von einem Zaun gesprochen, der unser Referat in gewissem Sinne auf ein bestimmtes Gebiet begrenzen soll, so kann man beim ersten zur Besprechung vorliegenden Punkte gleich darauf hinweisen, daß die Evangelische Kirche keinen Zaun anerkennt, der da irgend jemand von den himmlischen Gütern ausschließt, die der Menschheit durch Christum erworben worden sind und ihr durch sein Evangelium angeboten werden. Sintemal wir nur einen Gott und Vater haben, einen Erlöser, ein Evangelium, und der Mensch nur durch den einen Heiligen Geist Jesum einen Herrn heißen kann, steht die Evangelische Kirche für jeden offen, und man reicht in ihr jedem die Bruderhand, der da an den dreieinigen Gott glaubt oder in ihr den Vater in Christo unter dem Einflusse des Heiligen Geistes suchen will. Damit ist also ausgeschlossen, daß die Evangelische Kirche eine Aller-Welts-Kirche sein will im Sinne des Wortes: Juden, Türk und Hottentott glauben all an einen Gott. Evangelische Kirche — dieser Name

deutet nicht nur an, daß unsere Kirche eine andere ist als die katholische, sich auch unterscheidet von den ausgesprochenen Lutherischen und der Reformierten Kirche, sondern zeigt auch sofort, daß sie auf dem Evangelium von Christus Jesus, dem Sohne Gottes, fußt. Nicht will sie sich eines Menschen rühmen im parteiischen Sinne (1. Kor. 3, 21), wie einst in Korinth: Paulisch, Kephisch, Apollisch oder gar Christisch. Nicht Christisch, sondern christlich, eine christliche Kirche will sie sein voll und ganz. Christus ist ihr alles in allem. Daher weiß sie alles das zu schätzen, was große christliche Führer seit Gründung der christlichen Kirche und besonders vor, während und nach der Reformation gewirkt haben in der Absicht, daß nur Christus verherrlicht werde als Herr des Königreichs der Himmel. Christus wird aber nicht durch Trennung der Gläubigen verherrlicht, Trennung, die durch menschliche Führerschaft in individueller Behandlung theologischer, obgleich untergeordneter Fragen, vielen Gläubigen und den Ungläubigen nicht minder Aergernis und Anstoß geworden ist. Nicht die theoretische Seite im Christentum hat der Heiland als ein Erkennungszeichen seiner Jünger hervorgehoben, sondern die praktische: „Daran wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe unter einander habet," Johs. 13, 35. Und Paulus sagt in ähnlichem Sinne: „Das Wissen bläset auf, aber die Liebe bessert," 1. Kor. 8, 1. Die Orthodoxie und ihre Zeit hat den Beweis geliefert, daß theoretisch alles korrekt sein konnte, die Gemeinden aber in praxi tot.

> „Die Orthodoxie fing an, zum Orthodoxismus auszuarten; n a c h a u ß e n h i n über den allerdings nicht unbedeutenden Differenzen die breite Basis der gemeinsamen Heilserkenntnis zu mißachten und in gehässige und maßlose Polemik sich zu verlieren; n a c h i n n e n h i n aber über dem äußern Bekenntnis der reinen Lehre die Verinnerlichung und Bewährung derselben im Leben zu versäumen und in äußerliches Gewohnheitskirchentum sich zu verlieren." (Kurtz, Abriß der Kirchengeschichte, 9. Auflage, Paragraph 89, pag. 163.)

Ist nun diese Liebe, an der der Herr seine Jünger erkannt haben will, ein Zeichen der Evangelischen Kirche oder doch zum wenigsten ein Ziel, dem sie nachjagt, so ist Rücksichtnahme auf den andern, ein Vertragen des andern, der in minderwichtigen Fragen verschiedener Ansicht ist, schon von selber geboten. Diese Liebe oder auch Toleranz, von Christus selbst gefordert, macht es auch ganz gut möglich, daß die Evangelische Kirche in ihren Statuten

> „die heiligen Schriften des Alten und Neuen Testaments für das Wort Gottes und für die alleinige untrügliche Richtschnur des Glaubens und Lebens erkennt u n d s i c h d a b e i bekennt zu der Auslegung der Heiligen Schrift, wie sie in den symbolischen Büchern der l u t h e r i s c h e n u n d r e f o r m i e r t e n Kirche, als da hauptsächlich sind: die Augsburger Konfession, Luthers Katechismus und der Heidelberger Katechismus, niedergelegt sind, insofern sie miteinander übereinstimmen;"

in ihren Differenzpunkten aber sich „allein an die darauf bezüglichen Stellen der Heiligen Schrift" hält und ihren Gliedern christliche Gewissensfreiheit gestattet, also nicht unbedingten Autoritätsglauben ver-

langt. "In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas." „Alles ist euer, ihr aber seid Christi." 1. Kor. 3, 25.

Nach dem Bekenntnis: "Credo in unam sanctam, catholicam et apostolicam ecclesiam" wurden die vier Prädikate: Einigkeit, Heiligkeit, Katholizität (Allgemeinheit) und Apostolizität als Erkennungszeichen der wahren Kirche angesehen. Nach evangelischer Lehre bilden diese vier Prädikate mehr eine Beschreibung des Ideals der Kirche. (Zeller, Theologisches Handwörterbuch, p. 932.) Bei allen Versuchen, eine reine Lehre und demgemäß eine reine oder rechtgläubige Gemeinde herzustellen, ist es immer wieder empfunden worden, wie schwer, ja unerreichbar, die Verwirklichung eines solchen Ideals bleibt. Wo aber dieselbe schon als Realität beansprucht wird, da täuscht man sich eben über die Wirklichkeit hinweg mit der haltlosen Behauptung: Wir sind die Rechtgläubigen, weil wir die reine Lehre haben. In Bezug auf die unitas (Einheit) und die sanctitas (Heiligkeit) zeigt es sich immer wieder, daß, obwohl die Gläubigen auf Erden schon nach diesem Ideal streben sollen, sie es doch nie voll und ganz erreichen können. Bis zum Erntetag wird Unkraut unter dem Weizen bleiben; und wer da von unnüchternem Reinigungseifer bezüglich der Kirche befallen wird, mag nach Jesu eignen Worten eher schaden als nützen: er könnte den Weizen mit ausraufen.

In seiner Predigt zur Eröffnung der Generalkonferenz am 19. Juni 1862 zu Cincinnati, O., sagte Prof. A. Irion in der Evangelischen Zions-Kirche, ausgehend von dem Text: Matth. 13, 24—30, zu unserm Punkte folgendes:

„Welche Masse religiöser Literatur aus allen Zweigen ist vorhanden, und doch wie wenig Einheit in den verschiedenen Schriften! Sind es ja gerade die Lehrabweichungen und Unterschiede, die die verschiedenen Kirchen von einander trennen. Wäre das möglich, wenn in das Saatfeld der Lehre der Kirche der Feind nicht hätte das Unkraut der Lüge streuen können? Wohl ist ein bedeutender Unterschied in dieser Beziehung bei den verschiedenen Kirchen vorhanden, aber die Lehre keiner Kirche ist rein, so rein, daß nicht noch Unkraut unter dem Weizen stände, und gäbe sich das Unkraut auch nur in der zu engen Beschränktheit und Einseitigkeit der Wahrheit kund. Von der allgemeinen Denkweise der Christenheit im weitesten Sinne will ich gar nicht reden."

(Mücke, Geschichte der Deutschen Evangelischen Synode von N. A. pp. 165 und 166.)

Auf pag. 172 ist folgender beachtenswerte Gedanke ausgesprochen:

„Der Herr hat uns als seine Knechte auf seinen Acker gestellt, nicht um uns zu scheiden, sondern um Unkraut und Weizen miteinander wachsen zu lassen und durch treue Arbeit beides zur Reife treiben zu helfen. Nicht als ob wir immer mit dem einen umgehen müßten, wie mit dem andern, als ob wir etwa in eigener sittlicher Schwäche weiß machen sollten, was doch schwarz ist, gut heißen oder doch ungestraft lassen sollten, was schlecht ist vor Gott und Menschen."

Die besondere kirchliche Stellung unsrer Evangelischen Kirche entspricht ganz dem Standpunkte der Augustana, wo unter Art. VII die Kirche definiert ist als

„die Versammlung aller Gläubigen (congregatio sanctorium), bei bei welchen das Evangelium rein gepredigt und die heiligen Sakramente laut des Evangelii gereicht werden.

Denn dieses ist genug zu wahrer Einigkeit der christlichen Kirchen, daß da einträchtiglich nach reinem Verstand das Evangelium gepredigt und die Sakramente dem göttlichen Wort gemäß gereicht werden. Und ist nicht Not zu wahrer Einigkeit der christlichen Kirchen, daß allenthalben gleichförmige Zeremonien, von den Menschen eingesetzt, gehalten werden, wie Paulus spricht Ephes. 4, 5. 6: Ein Leib, ein Geist, wie ihr berufen seid zu einerlei Hoffnung eures Berufs, ein Herr, ein Glaub, ein Taufe."

Hierzu vergleiche man, was in Zeller's Theologischem Handwörterbuch, p. 932/33 gesagt ist:

„Während nach römischer Lehre die Einheit das Wichtigste ist, nach der Lehre der meisten Sekten die Sanctitas, ist nach evangelischer Lehre die Apostolizität, die Uebereinstimmung mit den Grundsätzen der Schrift, der wichtigste Faktor, — so sehr, daß daran sich entscheidet, ob eine Partikularkirche im ganzen als eine wahre oder als eine falsche anzusehen ist. Rechte Predigt des Evangeliums und rechte Verwaltung der Sakramente ist das Kennzeichen der wahren Kirche. Allein damit ist nicht gesagt, daß dieses Merkmal nicht auf verschiedene Kirchen, wenn auch in verschiedener Abstufung, zutreffen könne, da es sich bei der **doctrina evangelii** nur um die Grundprinzipien, um die **articuli fundamentales**, handelt. Ja selbst gegen die Mitglieder solcher Kirchen, welche die Grundwahrheiten des Christentums verkehren, scheut sich die evangelische Lehre den Satz (Innocenz III) anzuwenden: "**extra ecclesiam nulla salus**", sondern läßt die Möglichkeit frei, daß Gottes Geist auch bei sehr unvollkommener Wahrheitserkenntnis eine Seele zum Glauben an Jesum Christum führen könne. Eben darin bewährt die evangelische Kirche ihren echt katholischen Sinn.

Inbezug auf unitas und sanctitas, die auch die Evangelische Kirche im Apostolicum mitbekennt und nach Kräften anstrebt, verweist sie doch zuletzt auf die ecclesia invisibilis, die unsichtbare Kirche, in der schon jetzt die Schafe verschiedener irdischer Hürden eine Herde unter dem einen Hirten bilden und einst in der Vollendung erst voll und ganz bilden werden, wie es der greise Apostel Johannes in seiner Vision von der großen Schar aus allen Heiden, Völkern und Sprachen, vor dem Stuhle stehend und dem Lamm, vorausgeschaut hat. In Uebereinstimmung mit diesen Gedanken sagt das „Evangelical Yearbook" von 1919 auf Seite 16 in schöner Fassung:

"We believe in the Christian Church, the assembly or entire body of those believing in Jesus Christ, because we believe in Jesus Christ, the Son of God and the Lord and Saviour of men, who is the Founder and Head of the Church, which is His body. We believe in the Christian Church because it is a catholic or universal Church, into which every sinner of all nations and times can be admitted, and where every one finds what he needs. The Christian Church cannot belong to any nation or race. Among those who have put on Christ there can be neither Jew nor Greek, neither American, Englishman or German; neither Latin, Turk or Slav; neither Negro, Indian or Mongolian: they are all one in Christ Jesus."

II. Ihre Stellung zu und unter andern Kirchen.

Die besondere kirchliche Stellung der Evangelischen Kirche zeigt somit auch gleich ihre Stellung zu andern protestantischen Kirchengemeinschaften. Ist ihr Motto Epheser 4, 3—6: „Seid fleißig zu halten die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens. Ein Leib und Ein Geist, wie ihr auch berufen seid auf einerlei Hoffnung eures Berufs. Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe, Ein Gott und Vater unser aller, der da ist über euch allen und durch euch alle und in euch allen," so ergibt es sich von selbst, daß sie andern Kirchengemeinschaften friedlich gegenüber steht. Sie ist der Ansicht, daß für alle genug Arbeit für das Reich Gottes vorhanden ist, daß sozusagen „Raum für alle die Erde hat," ja daß es noch immer an der Zahl derer gebricht, die da den Kampf mit dem Unglauben und der Sünde aufnehmen und dem Herrn den Weg bereiten wollen. Ein solcher Standpunkt schließt von vornherein jegliche Konkurrenz aus. Die Evangelische Kirche geht nicht darauf aus, auf Kosten andrer ihre Gemeinschaft aufzubauen. Das zeigen neuere Bestrebungen betreffs Vereinbarungen mit anderen Kirchenkörpern seitens der Arbeiter der inneren Mission, um nicht ein Feld aufzunehmen, da schon etwa genügend Fürsorge vorhanden ist. Solche Rücksichtnahme innerhalb der verschiedenen Denominationen gereicht der Kirche als Ganzes nur zur Ehre und ist im echten christlichen Geiste begründet. Auch die von den Kirchen dargereichten Gaben werden eine segensreichere Verwendung finden, wenn in solchem Geiste des Friedens und der Kooperation „treue Lehrer der Seelen nicht für ihre Kirche, sondern für das Haupt der Kirche werben," wie Pastor E. L. Nollau schon anno 1845 in seinem Schriftchen: „Ein Wort für die gute Sache der Union" gesagt hat. (Mücke, Gesch. der Ev. Synode von N. A. p. 109.)

Wo aber solche Denominationen sind, die da als vermeintlich rechtgläubig es als ihre Pflicht ansehen, die „reine Lehre" auch dort zu zu verkünden, wo schon Evangelische Gemeinden sind, ähnlich wie die katholische Mission der Kette Evangelischer Missionsstationen zu folgen müssen glaubte, um auch da die „allein seligmachende Kirche" zu vertreten, was dann? In solchen Fällen verbleibt die Evangelische Kirche dennoch bei ihrem Motto: „Seid fleißig zu halten die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens." Ist eine Annäherung oder gar Vereinigung nicht möglich wegen des exklusiven Standpunktes anderer, dann beansprucht die Evangelische Kirche nur die gerechte Anerkennung und Duldung des schiedlich-friedlich. Diesen Anspruch hat die Evangelische Kirche erhoben, als sie in den ersten Jahren ihres Bestehens von der Missouri-Synode als „gefährlichste Gegnerin" angegriffen wurde:

„Weil unsere Gegner nach ihrer Ueberzeugung sich kirchlich nicht mit uns vereinigen können, so fragen wir sie: können wir denn auch nicht neben einander wirken für das Reich Gottes und das Heil der Seelen, so lange es Tag ist? . . . Wir bitten unsere Gegner, doch ferner nicht ihr Schwert gegen Brüder zu führen und diese

als Feinde Christi zu behandeln, man möchte sonst wider Gott streiten! Lasset uns doch gemeinschaftlich wider den wahren, gefährlichsten Feind, gegen den Unglauben und die Sünde in den Herzen, in der Kirche und außer der Kirche kämpfen, und zwar mit geistlichen Waffen. Wenn wir das tun und dabei nie vergessen, daß wir alle mannigfaltig fehlen und daß unser Wissen und Erkennen hienieden Stückwerk bleibt: dann können wir uns als Brüder begegnen und uns in Liebe vertragen. Das können, das dürfen und das müssen wir aber auch, wollen wir anders Christi Jünger sein und am Tage seiner Offenbarung nicht beschämt werden." (Pastor C. L. Nollau, siehe Mücke, Gesch. der D. Ev. Synode von N. A. p. 109.)

Die Stellung unsrer Evangelischen Kirche also zu andern Kirchengemeinschaften, deren Streben und Ideal gleicherweise die Apostolizität der Kirche ist, d. h. „die immer bessere und vollere Ausprägung und Auslebung der apostolischen Grundsätze," und die uns anerkennen als ein Teil der Gesamtkirche auf Erden oder als ein Glied am Leibe Christi, ist gekennzeichnet durch den Geist der Brüderlichkeit und Freundschaft und die Willigkeit der Kooperation. Letzteres zum wenigsten so weit, als dazu die Vorbedingungen gegeben sind, z. B. hinsichtlich gemeinsamer, für die Predigt notwendigen Sprache und die Fähigkeit der Arbeiter im Gebrauch der zur kirchlichen Arbeit in den besonderen Fällen nötigen Sprache oder Sprachen. Bei Missionsfesten ist diese Kooperation z. B. schon oft verwirklicht worden, natürlich auch bei andern Anlässen.

Die Stellung der Evangelischen Kirche solchen gegenüber, die besondere Vorzüge zu haben glauben und sich daher verpflichtet fühlen, dieselben durch Absonderung zu wahren, oder durch Polemik herauszustellen und anzupreisen, wird durch den bescheidenen Anspruch des Menschenrechts der Duldung: schiedlich-friedlich, charakterisiert.

In Hinsicht auf religiöse Gemeinschaften, wie z. B. „Christian Science", Russelliten und andere, sucht die Evangelische Kirche die Lehre der Heiligen Schrift ins Licht zu stellen und aufklärend zu wirken. Wie staunen doch manche, wenn sie hören, daß Mrs. Eddy ursprünglich eine Wahrsagerin gewesen ist, daß sie sich von ihrem zweiten Manne hat scheiden lassen etc. Wie aufklärend wirken schon diese Nachrichten über ihre Person, von dem Gemisch heidnischer Philosophie nicht zr reden! (Fr. Edw. Marsten D. D. „The Mask of Christian Science." Am. Tract Society, New York.)

Solchen verführerischen Irrlehren gegenüber kann die Evangelische Kirche nicht schweigen, und sie kann nicht zusehen wie Gottes Ehre andern gegeben wird.

Durch Pastor W. F. Henninger's Antwort im „Magazin für Evangelische Theologie und Kirche", No. 5, 1919, auf P. R. Niebuhr's: "Where shall we go?" No. 2, 1919, ward ich auf die Stellung der Evangelischen Kirche unter andern Kirchen aufmerksam. Freudig überrascht sah ich, daß sie nicht gerade "a small denomination" ist, sondern mit an der Spitze so vieler Kirchenkörper erscheint. Und im

„Friedensboten“ vom 1. Juni 1919, No. 22, wird die Stellung der Evangelischen Kirche unter anderen folgendermaßen angegeben:

„Unsere Evangelische Synode steht inbezug auf Zahl der Gotteshäuser unter den 170 Vereinigungen an elfter Stelle, inbezug auf Glieder an dreizehnter Stelle, inbezug auf Geistliche an sechzehnter Stelle.“

Gewiß eine Ursache zum Dank, daß auch unsere Kirche ein Werk aus Gott ist, auf dem sein Segen ruht.

III. Ihr Unions-Motiv.

Das Unions-Motiv der Evangelischen Kirche liegt, wie schon oben berührt, im Evangelium Jesu selbst. Wir können auch sagen, es liegt in dem Bestreben ihrer Mitglieder, dem Gebote Jesu und seiner Apostel nachzuleben: Liebet euch unter einander. Den Höhepunkt solcher Liebe, die jeden Jünger Jesu für die Unionsbestrebungen gewinnen muß, finden die Gläubigen im hohenpriesterlichen Gebet des Herrn: „auf daß sie eines seien.“ Und da alle, die an Jesum glauben, durch ihn einst dieselbe Seligkeit im gleichen Bereich der Herrlichkeit zu genießen hoffen, warum sollten sie nicht schon auf Erden einander näher treten und sich vereinigen? Und wenn in der Welt in außerchristlichen Kreisen das Verlangen nach einer internationalen Bruderschaft sich findet, sollte es da einer Kirche als Charakterschwäche angesehen werden, wenn sie andern Christen die Bruderhand reicht in dem redlichen Bemühen, Jesu Gebot der Liebe wie auch den Reich-Gottes-Gedanken in die Tat umzusetzen? In diesem Bestreben wird es immer mehr verwirklicht werden, daß sich die Glieder der verschiedenen Kirchen über die Scheidewand derselben die Bruderhand reichen. Darauf ist im Bericht des ehrwürdigen Synodal-Präses über die „Conference on Organic Union“ (Dezember 4—6, 1918) mit folgenden Worten hingewiesen:

„Prinzipiell müssen wir uns mit einer Unionsbewegung in herzlicher Sympathie erklären, die da sucht, alle protestantischen, oder wie es jetzt heißen soll, alle „Evangelischen“ Kirchen aufgrund von Ephes. 4, 4—6 und Johs. 17, 21 so zusammen zu bringen, daß jede Scheidewand zwischen den Denominationen so niedrig gelegt wird, daß sich die Brüder über dieselbe die Bruderhand reichen können.“ (Berichte der Synodalbeamten und -behörden 1919, p. 10.)

Wenn Pastor E. L. Nollau schon 1845 sagen konnte: „Die Union ist eine Tatsache, der als solcher ihr Recht gebührt,“ (Mücke, Gesch. der D. Ev. S. von N. A. p. 109) so ist sie heutigentages nicht nur eine Tatsache, sondern eine mächtige Bewegung, zu der die Christen Stellung nehmen müssen. Diese Bewegung, die besonders 1846 mit der Evangelischen Allianz in London begann, ihren schönsten Ausdruck auf der Welt-Missionskonferenz in Edinburgh anno 1910 fand, und unter den Heidenchristen schon zu Vereinigungen geführt hat, wird weitergehen trotz der traurigen Ernüchterung der letzten Jahre. Mit Bezug auf die Welt-Missionskonferenz hat der Präsident der Universität in Cairo, Aegypten, Dr. Ch. R. Watson von Philadelphia, Pa., die

Ausschaltung der deutschen Mission eine Tragödie genannt. („Friedensbote“ 1919, No. 20.)

So lange die Union oder Föderation kein „Supergovernment“ über die einzelnen Kirchen bedeutet, keine politischen oder staatlichen Ziele damit angestrebt werden, und sie nicht nur unter den Vertretern der Kirchen existiert, sondern durch sie auch die Kirchen selbst einander näher gebracht werden, wird wohl jeder ernste Christ die Unionsbestrebungen unterstützen.

Wenn wir als Evangelische Kirche das Unions-Motiv in den Weisungen der Heiligen Schrift finden, so ist es uns unerklärlich, wie ein Schriftgelehrter wie Walther einst die Union „ein widergöttliches, unheilvolles Werk“ bezeichnen konnte, wenngleich auch einiges Gute daraus hervorgegangen sein sollte (Mücke, p. 108). Welch einen andern Geist atmet dagegen doch der Bericht des Komitees „on Organic Union“ in seinem dritten Abschnitt vor allem, siehe p. 7 der Berichte der Synodalbeamten. Christliche Union bedeutet eben durchaus nicht Religionsmengerei.

Der Wunsch, der schon in dem Bericht der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft für 1903/04: "After A Hundred Years" auf Seite 102 ausgesprochen worden ist, war auch für uns schon lange ein Herzenswunsch. Dort heißt es:

> "The representatives of the Christian Churches all go the same Bible for inspiration, and our earnest hope is that they may be given guidance to seek their points of agreement, rather than their points of difference."

Es sei mir gestattet, zu diesem Paragraphen nachträglich die Aufmerksamkeit auf die Juni Nummer von „Men and Missions“ (1919) zu lenken, die ich nach der Rückkehr der Konferenz vorfand. In ihr wird der kühne Plan eines „Interchurch World Movement“ besprochen, für den Referenten, der zwölf Jahre im Dienst der Aeußern Mission gestanden, von höchstem Interesse. Für ihn erscheint eine solche Union aller Protestantischen Kirchen als eine logische Entwicklung des sich im Dienst des Reiches Gottes betätigenden Christentums. Inbezug auf solche Union sagt J. Campbell White unter der Ueberschrift: „Christ's Program“ (p. 298):

> "Protestantism has never seen an hour like this since Martin Luther nailed his theses to the door. A real united Protestantism, filled with the Spirit of God, may undertake anything and a divided Protestantism, with all our communions in separate compartments, must stand with its hands palsied in the presence of the needs of the world today. . . . ."
>
> "Far away back in His great intercessory prayer, our Lord asked that "they all may be one, that the world may believe," and it would be a strange thing if those who give their lives to helping the world to believe could be divided in their sympathies. . . . ."
>
> "There are denominations in this country that are afraid to come into this movement now for fear that their autonomy, their sovereignty, their individuality might be sacrificed. It is the last thing that need happen."

IV. Ihre Pflichten.

Die Hauptpflicht der Evangelischen Kirche bleibt die Verkündigung des Evangeliums von Christo Jesu als einer Gotteskraft, selig zu machen alle, die daran glauben. Diese Predigt schließt ein die Erbauung der Gläubigen, die Vertiefung ihres geistlichen Lebens, aber auch die Erweckung derer, die noch lau und unentschieden der Kirche angehören. Ueber die Fürsorge für die jüngere Generation darf sie die ältere nicht versäumen, welcher erstere viel Segen und Wohltaten zu verdanken hat. Ein schwieriges Problem, das schon zu manchen Klagen in den Gemeinden Anlaß gegeben hat, das auch letzthin in unserem Theologischen Magazin besprochen worden ist. (No. 5, 1919: „Wenn ein Reich mit sich selbst uneins wird.") Die hier vorliegenden Pflichten der Kirche, wo konservative und progressive, oder auch moderne Tendenzen (Sprachenfrage) einander widerstreiten, erfordern ein großes Maß von Weisheit, um besonders in dieser Uebergangszeit die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens zu erhalten.

Die Pflicht der Kirche der Jugend gegenüber wird immer mehr erkannt. Jugendvereine und Jugendliga zeigen das deutlich. Die Arbeit der Sonntagschule gewinnt immer mehr Bedeutung. Größere Anstrengungen werden gemacht, ein Beweis, daß auch hierin die Evangelische Kirche ihre Pflicht zu erfüllen sucht. Möge sie immer mehr auf Gründlichkeit und Vertiefung in dieser Arbeit dringen.

Wohl der Umstand, daß die Männer nicht gerade zahlreich in den Gemeinden zu finden sind, hat die Arbeit des Brüderbundes veranlaßt. Sich der Männer in besonderer Weise neben den Frauen zu widmen, sie für den Dienst *in* und *für* die Kirche zu begeistern, ist in unsrer Zeit von großer Bedeutung. Steht die Gottesfurcht obenan in Behandlung aller Zeitfragen — wählt sich ein Brüderbund wie der in New Orleans, La., die Worte: „Life, Light, and Love" zu seinem Motto (Evangelical Yearbook 1914, p. 45), so dürfen wir dessen gewiß sein, daß nicht Ungerechtigkeit oder Egoismus, sondern die Sorge für das Wohl des Ganzen die Richtlinie bleibt für Beantwortung dieser Fragen.

Von den Männern aus richtet sich der Blick der Kirche auf die Familie. Ganze christliche Familien in der Kirche vertreten zu haben und das Evangelium in den Häusern und Familien, darauf hinzuwirken, hat die Evangelische Kirche in neuerer Zeit als besondere Pflicht erkannt, wie aus jenem Programm zu ersehen ist, das zum Ziele hat „die Einführung von Hausandachten in 50,000 Familien auf vier Jahre zu verteilen." Mag man auch über ein solches in runder Zahl ausgesprochenes Ziel geteilter Meinung sein, so ist damit doch auf eine Pflicht hingewiesen, die die Evangelische Kirche zur Zeit erkennt und mit besonderem Nachdruck zu erfüllen sucht.

Da noch viele ohne kirchliche Verbindung dahinleben, bleibt für die Innere Mission noch manche Pflicht zu erfüllen; hinzu kommt noch

die der Fürsorge für diejenigen Gemeinden unserer Synode, die unter den Verhältnissen der letzten Jahre besonders gelitten haben.

Eine lebendige Kirche fühlt sicherlich auch die Pflicht Aeußere Mission zu treiben. Der Einwand, daß man ja zu Haus genug zu tun habe und daß die Mittel im eigenen Lande noch bessere Verwendung finden könnten, ist alt. Dieser Einwand wird durch die Erfahrungen entkräftet. Als Mr. Crowninshield im Senat von Massachusetts gegen die Inkorporation des „American Board of Commissioners for Foreign Missions" (der sich im Herbst des Jahres 1810 konstituierte — Warneck: Abriß einer Geschichte der protestantischen Missionen) protestierte, weil es das Vorhaben der Behörde war: to "export religion, wheras there was none to spare from among ourselves," antwortete ein Mr. White treffend: "Religion is a commodity of which the more we export the more we have remaining." Und der verstorbene Arthur P. Pierson fügt in seiner Abhandlung hinzu:

> "The logic of events proves that the surest ways to keep the Church pure in faith and life, is to push missions with intelligence and holy zeal." (The Fundamentals VI, p. 14).

Der Ruf, der an unsere Kirche ergangen ist, neben der Arbeit auf dem alten Missionsgebiet in Indien, in Honduras eine neue Arbeit aufzunehmen, erscheint mir als ein Ruf von Gott zur Erfüllung neuer Pflichten. Eine größere Ehre als solch direkten Ruf kann einer Kirche selten zuteil werden.

Die Liebestätigkeit der Synode in ihren Diakonissen- und Krankenhäusern, die Fürsorge für Waisen, Alte und Gebrechliche, Epileptische und Schwachsinnige, zeigt, daß die Evangelische Kirche nicht nur den Glauben hat, sondern auch die Liebe aus dem Glauben, die nicht anders kann als die Werke des Glaubens zu zeitigen. Der Ruf nach mehr Diakonissen für den Pflegedienst sowohl als auch für den Dienst in den Gemeinden und neuerdings auch in der Stadtmission läßt erkennen, daß die Evangelische Kirche ihren Liebespflichten in dieser Beziehung mehr und mehr zu entsprechen sucht. Zwar muß die Pflicht für solchen Dienst der Liebe bei den einzelnen Gliedern der Kirche noch viel besser erkannt werden.

Vielleicht darf ich in diesem Zusammenhange „The Christian Healing Mission" erwähnen nach „Evangelical Herald" No. 22, vom 29. Mai 1919. Ein Mr. James M. Hickson, London, England, gründete im Jahre 1905 die Society of Emmanuel "for the revival of the ministry of healing in the Church of Christ." Er ging aus von dem Gedanken, daß ein wesentlicher Teil der Arbeit des Herrn auf Erden neben seiner Predigt das Heilen der Kranken war, und daß der Herr seinen Auftrag an die Jünger, diese Arbeit weiterzuführen, niemals zurückgezogen habe. Führer in der Protestantischen Episkopalkirche stehen der Arbeit Hickson's, der kürzlich Boston und New York besucht hat, sympathisch gegenüber. In der Church Army, die innerhalb der Anglikanischen Kirche der Salvation Army etwa ensprícht,

wird seine Arbeit anerkannt durch besondere "healing services." Jedenfalls ist dies eine interessante Erscheinung im Gegensatz zur sogenannten „Christian Science." Nach Hickson wäre also das Heilen der Kranken durchs Gebet auch unter die Pflichten der Kirche zu rechnen.

Eine schwierige Frage bildet heutigentages die Frage hinsichtlich der Pflicht der Evangelischen Kirche den Parochialschulen gegenüber. Man kann hier zwar gleich einwenden, ob heute überhaupt noch von einer Pflicht in dieser Beziehung geredet werden kann. Die allgemeine Stimmung gegen die Parochialschulen und die daraus hervorgehenden Staatsgesetze scheinen auch die Stellung der Kirchen diesen gegenüber zu bestimmen. Interessant war mir, was Pastor G. Fr. Schütze im „Theologischen Magazin" vom Januar 1919, p. 26 über die Parochialschulen sagt:

> „Wir haben auch Parochialschulen, ich darf wohl ruhig sagen, gehabt. Denn was wir noch an Schulsystem haben, sind doch nur verkümmerte Reste. Wir mußten eine Schule haben, weil wir sonst die Kinder der deutschen Einwanderer nicht erreicht haben würden . . . Sowie die Einwanderung aufhörte, ließen auch wir unser Schulsystem zurückgehen; denn wir brauchen und wollen nicht die Schule als die Pflanzstätte unsrer Lehren mißbrauchen wie die Sekten. Rom, sowie Missouri, wären längst vergangen, wenn nicht in ihren Schulen es den Kindern als Haupterziehungs- und Lehrgrundsatz eingebläut würde, daß ihre Kirche die beste, ja die einzige sei. Das ist aber ein Mißbrauch der Schule, den wir nicht billigen können. Im Gegenteil, wir befürworten und unterstützen das öffentliche Schulsystem, weil wir die Schule nicht für sektiererische Zwecke gebrauchen."

Hierzu vergleiche man, was Dr. Sandt vor der Lutheran Editorial Association äußerte, als er darlegte, daß sich die Lutherische Kirche vier Feinden Evangelischer Christenheit gegenüber gestellt habe, nämlich „Romanism, Rationalism, Protestant Externalism, and Unionism." („Theol. Magazin" No. 6, 1916, pp. 463 ff.) Bei der Beschreibung des vierten Feindes, der gegen die Lutherische Linie der Verteidigung andringe, erwähnt er die Parochialschule wie folgt:

> "The parochial school is another powerful defense, tho with every passing year it becomes such less and less. The Lutheran Church does not have the same hold upon its people which the Roman Catholic hierarchy has upon its subjects and it can not conscript its children from the parochial schools. Moreover, the teaching of language and the secular branches has fastened upon the Lutheran parochial schools the stigma of being un-American and in competition with the public school."

Er äußerte dann den Gedanken, daß die Rettung der Situation in der echt Amerikanischen Institution der Sonntagschule läge, die zwar nicht nur am Sonntag, sondern auch während der Woche religiöse Unterweisung darbieten solle und schließt den Abschnitt mit folgenden Worten:

> "In this way, a strong wall of protection could be erected against the disintegrating unionism in a truly American fashion; for the parochial school as such will never be recognized as a truly American product."

Trägt auch die Liebestätigkeit der Evangelischen Kirche in gewissem Sinne zur Lösung sozialer Fragen bei, so ist aus den Synodal-Berichten sowie aus den Beschlüssen des Federal Council („Evang. Herald" No. 22, 1919) zu ersehen, daß die Kirche sich mehr und mehr verpflichtet fühlt, zu der immer brennender werdenden sozialen Frage Stellung zu nehmen. Bei solcher Stellungnahme wird sie als christliche Kirche niemals das wesentlich Christliche in ihr preisgeben, sondern an der auf Erfahrungen gegründeten Ueberzeugung festhalten, die im „Evangelical Yearbook 1914", p. 60, in folgende Worte gefaßt ist:

> "In the gospel of the kingdom, as it has been proclaimed and realized by Jesus Christ, and as it lives and works thru His spirit, there is to be found all that is needed for the salvation of the individual and the welfare of the community, for all peoples and for all time, and the Evangelical Church is conservative enough to stand for the old gospel of Jesus Christ and Him crucified, and the whole of that gospel, and to nothing but this gospel, under all circumstances and conditions. At the same time, however, she is progressive enough to apply the truth and the power of that gospel to all the changing needs and conditions of mankind."

Dieser Standpunkt wird verhüten, dem Leben Jesu „nur eine soziale, wirtschaftliche, gesellschaftlich-staatliche Seite abzugewinnen" und „mit neuen Systemen" eine Besserung der Verhältnisse erzielen zu wollen. (Dr. Balzer Synod. Bericht 1918, p. 5.) Daß eine solche Gefahr vorhanden ist, zeigte uns ein Schriftchen: „The Social Problem," published by St. John's Evangelical Sundayschool, Louisville, Ky., das uns seiner Zeit zugesandt worden ist. In demselben findet sich auf Seite 7 unter „What Jesus Taught" folgende Darlegung:

> "Jesus taught everywhere that the vital point is not what we think about God but what our human relationships are; Jesus had no concern for creed but all for deed; His whole ministry was a denunciation of oppression and tyranny, a protest against injustice, a plea for righteousness, justice, peace and brotherhood. We, then, must attack the social problem in that phase of it which expresses most vividly to us human relationships."

In der Antwort des ehrw. Synodal-Präses in seinem Bericht für 1918 ist hinsichtlich solcher Stellungnahme gesagt, daß sie „ganz entschieden die Bedeutung des Lebens Jesu, sowohl für das geistige, wie das gesellschaftliche oder bürgerliche Leben der Völker" verkennt.

Auch der diesjährige Bericht kann nicht umhin, sich mit „Kirche, Kapital und Arbeiterfrage" zu beschäftigen und Ratschläge zu erteilen (Synod. Bericht 1919, p. 25). Dieses alles, wie auch neuere Literatur der letzten Jahre, zeigt, daß sich die Kirche als Ganzes und auch unsere Evangelische Kirche als Teil derselben vor die Aufgabe gestellt sieht, sich eingehender mit der sozialen Frage zu beschäftigen. Möge der Geist Gottes uns auch hierin in alle Wahrheit leiten.

Zur Erfüllung all der angedeuteten Pflichten — alle einzelnen aufzuzählen, ist in diesem Referat nicht möglich — bedarf unsere Kirche der Kraft des Heiligen Geistes. Sie bedarf der Diener und

Dienerinnen des Herrn, geistlich und geistig aufs beste ausgerüstet. Dies wiederum weist auf bestausgerüstete und =geleitete Lehr= und Erziehungsanstalten zur Heranbildung der kirchlichen Arbeiter und christlichen Führer, auf die Pflicht bezüglich der Lehranstalten, wo die Anforderung der Gegenwart schon zu Verbesserungen geführt hat.

Ferner bedarf die Kirche der materiellen Mittel, um allen ihren Pflichten nachzukommen. Ist sie erfüllt vom Geiste Gottes, getrieben von der Liebe Christi, zur Ehre Gottes alles das zu tun, was sie als ihre Pflichten erkennt, so wird es ihr gewiß nicht an diesen Mitteln mangeln. Vergißt sie nicht, in erster Linie um die geistlichen Gaben anhaltend zu beten, dann wird der Herr, dem da beides gehört, Silber und Gold, auch alle nötigen Mittel zum Aufbau und Ausbau seines Reiches sicherlich darreichen.

Ueber die Liebe Gottes.

Referat von Pastor M. Weber.

(Schluß.)

Betrachten wir dieses zweite Gebiet der frommen Erfahrungen, so fällt uns wiederum ein doppelter Typus auf: Die einen legen den Hauptwert auf das Wunder, auf das Außerordentliche, Erstaunliche eines einzelnen Vorganges, der wegen seiner Ungeheuerlichkeit als zuverlässiger Erweis der Gottesliebe zu betrachten sei. Damit haben wir nun schon betreten

2. Das Gebiet des Wunders. Verfasser macht darauf aufmerksam, daß andere im Gegensatz zu oben Gesagtem weniger einzelne Dinge als vielmehr ihr ganzes Leben in allen seinen Wendungen rückschauend ins Auge fassen und glauben, darin, weniger um etwaiger Seltsamkeiten willen, als um der inneren Zweckmäßigkeit willen die Spuren Gottes beobachten zu können. Es fragt sich wieder, ob beides gleichwertige Formen derselben Sache sind, oder ob etwa wieder das eine vor dem andern das echtreligiöse Erleben in größerer Reinheit darstellt.

Es wird die Meinung vertreten, daß die allgemeine und individuelle Entwickelung, die deutlich vom ersten Typus zum zweiten führt, eine gesunde ist und das Recht gibt, diesem vor jenem die Palme zuzuerkennen. Es wird dann auf die Kindeszeit verwiesen, da wir Gott um gutes Wetter, und gute Schulzensuren und um Heilung eines gebrochenen Beines gebeten und ganz glücklich waren, wenn einmal solch ein Gebet sofort Erhörung zu finden schien. Trotzdem verfahren wir heute nicht mehr so. Denn wir scheuen uns, Gott so positive und in den natürlichen Ablauf der Ereignisse tief einschneidende Dinge vorzutragen. Wir bitten nur, daß unser Leben immer aufwärts gehen möge, einem hohen Ziele zu. Wir sind dankbar, wenn wir das im Ganzen sich herrlich erfüllen sehen, mögen auch mancherlei Wechselfälle diesen Glanz scheinbar zunächst durchkreuzen.

Diese Entwickelung, die wir persönlich erleben, ist auch in der Geschichte des Geistes zu konstatieren. Genugsam ist es bekannt, wie vor allem die moderne Naturwissenschaft die Grundlagen des alten Wunderglaubens erschüttert und dadurch mächtig dem andern Typus Bahn gebrochen hat.

Freilich hat man darin wiederum einen Rückschritt, eine Verflachung der Frömmigkeit gesehen. Wir hätten eben das Vertrauen zu Gott nicht mehr, daß er Berge versetzen, oder den Lauf der Sonne aufhalten, oder zwölf Legionen Engel schicken könnte. Und wir machten damit doch nur der Naturwissenschaft schwächliche Konzessionen. Das mag für einige gelten, deren Glauben von vorneherein schwache Wurzeln hat. Für uns aber ist neben der Anerkennung dieser wissenschaftlichen Forschungen als guter und gottgewollter Dinge vor allem wieder die Vertiefung in das göttliche Wesen der Anlaß geworden, daß wir die alten Wünsche und Gedanken preisgegeben haben. Wir haben eben aus Gott gelernt, daß seine Wege anders gehen, als wir möchten, und daß sein Wille weniger an einzelnen, auffallenden Wendungen Interesse hat als an einer stetigen innigen Führung seiner Getreuen. Ueber den Wert und den Ursprung einzelner, plötzlicher Hilfeleistungen können wir uns immer täuschen. Das Warten und Bauen darauf gibt der Frömmigkeit unsteten, sprunghaften Charakter, stürzt aus himmlischen Höhen in dunkle Tiefen, um sie ebenso schnell wieder zu ekstatischer Seligkeit emporzutreiben. Der Blick aber auf das ganze Leben gibt uns ein unzweideutiges Bild und verleiht allmählich der Frömmigkeit jene Ruhe und Stetigkeit des wunschlosen Sichgeborgenwissens in Gottes Hand.

Es zeigt sich also auch hier wieder, daß die Frömmigkeit durch diese zweite Art nur scheinbar an Wert und Tiefe verliert, in Wahrheit aber erheblich gewinnt. Darum sind wir berechtigt, die erste Gedankenreihe, die sich um das „Wunder“ im engeren Sinne gruppiert, beiseite zu lassen und die Gewißheit der göttlichen Führungen im Leben als die echt religiöse Form des Erlebens auf diesem Gebiete unserer Betrachtung zu Grunde zu legen.

Wie aber ist diese Führung Gottes zu denken? Mit Augustin könnten wir nichts weiter darin sehen, als ein Ergebnis eines vorweltlichen Ratschlusses Gottes. Wir würden damit aber auch in die bösen Konsequenzen der Augustinischen Lehre geraten, die, wie wir oben sahen, die Liebe Gottes auflöst, indem sie sie recht energisch behaupten möchte. Also scheint es sich doch um augenblickliche spontane Hilfeleistungen Gottes zu handeln, um zeitweilige, wenn auch vorsichtige, Eingriffe in den Gang der Dinge. Freilich macht es erhebliche Schwierigkeiten, das anzuerkennen, nachdem wir zugleich aus unserer Erkenntnis vom Wesen Gottes und aus unserer modernen Naturerkenntnis gelernt zu haben glauben, daß jedenfalls die Außenwelt ihren geschlossenen Gang geht, ohne von Gott gestört zu werden. Wir sehen auch bei dieser Führung Gott keineswegs aus seiner Reserve heraus-

treten und in den Weltlauf eingreifen. Es geschehen dabei bloß lauter natürliche Dinge, die nur in ihrer Gesamterscheinung als „wunderbar" erscheinen. Es ist also nicht gut denkbar, daß Gott sich hier als übernatürlicher Faktor von außen in den Weltlauf heimlich hineingreift und immer einmal zu unsern Gunsten daran etwas bessert.

Wenn es nun möglich wäre, auch jene Erlebnisse, die wir bei der „Führung" haben, auf unterbewußte Wirkungen Gottes in unserer Seele zurückzuführen, in jenen Tiefen der Seele, in denen sich, wie wir wissen, Gott wirklich mit uns berühren kann, dann wäre sofort die Schwierigkeit verschwunden, dann braucht man nicht mehr die „Führung" als eine Reihe von übernatürlichen, äußeren Ereignissen Gottes zu betrachten.

Und das scheint tatsächlich möglich. Haben wir doch gesehen, daß jeder Akt der Vereinigung mit Gott auf unser inneres und dadurch auf unseren physischen Menschen und unsere ganze Lebensführung von hohem Einfluß ist. Wer sich mit Gott verbindet, gewinnt daraus, vielleicht ohne daß er es weiß und will, Kräfte und Willensrichtungen, deren Wirkungen vielleicht erst lange hinterher (oft plötzlich) sichtbar werden. Dabei wird er es „Führung" nennen, was im Grunde nichts anderes sein wird als eine unmittelbare und notwendige Wirkung unserer Vereinigung mit Gott. Aber dabei mag der Mensch in mancher Veränderung der Verhältnisse in seinem Leben, die einen überaus günstigen Einfluß auf seinen Charakter gehabt haben, so daß er ein glücklicher Mensch wurde, mit Recht eine wunderbare Führung Gottes sehen.

Was ist in Wirklichkeit geschehen? Wir dürfen es uns so vorstellen: Der Mensch hat von vorneherein Gott gesucht in innerer Konzentration, und Gott war bereit, ihm herauszuhelfen aus etwa unerträglichen Verhältnissen. Gott sieht viel weiter als der Mensch und beherrscht die Dinge in einer freilich uns ganz unvorstellbaren Weise. Wer Gott sucht, glaubt fortgesetzt nach eigenen Entschlüssen zu handeln oder Zufällen ausgesetzt zu werden, die ohne irgend jemandes Zutun von außen an ihn herankommen. Der tatsächliche Zusammenhang seiner Entschlüsse mit dem in seiner Seele waltenden göttlichen Willen bleibt vorläufig dem Bewußtsein verborgen. So könnten alle Hilfeleistungen Gottes, die der Fromme erlebt, beschrieben werden. In dieser Weise könnte auch immerhin ein uns vermitteltes, erstaunliches Ereignis vor sich gehen, das man als „Wunder" im engeren Sinne bezeichnen mag. Nehmen wir zum Beispiel einen Kranken, dessen Leiden an seiner Seele furchtbar nagt. Seine Gebete bleiben vorläufig ohne Erfolg. Die Aerzte tun alles, was sie können, aber schließlich geben sie ihn auf. Er bescheidet sich und erwartet das Ende. Da tritt plötzlich eine Wendung ein, die nach der Annahme der Aerzte gar nicht mehr erwartet werden konnte. Es geht aufwärts, er wird gesund. Es ist ein Wunder geschehen. Bei dem Gebet des Kranken, so dürfen wir annehmen, ist eine Verbindung mit Gott eingetreten. Gottes Willen

zum Helfen hatte eine Erschließung und Zusammenfassung aller gesundheitsfördernden Kräfte, Beruhigung und Gefaßtheit in der Seele zur Folge, der Krankheitsprozeß wurde aufgehalten, und die Genesung setzte schließlich unerwartet ein. So sieht man, wie der Tatsache des „Wunders", das wenigstens in seiner reinsten Form sicherlich zur Religion notwendig gehört, in vollem Umfange gerecht werden kann, ohne gegen die Gesetze des wissenschaftlichen Denkens zu verstoßen.

Daraus ist nun zu ersehen, daß dieses ganze Gebiet der wunderbaren göttlichen Hilfeleistungen kein zweites Gebiet neben dem des unmittelbaren Erlebens der Gottesliebe ist. Alles was hier der Fromme als eine direkte Tat Gottes zu erleben glaubt, ist erklärbar als eine sekundäre Wirkung jenes anderen unmittelbaren Gotterlebens und muß als solche erklärt werden. Mit dem Schlußsatz: es gibt also nur eine Form, in der der Fromme die Liebe Gottes erlebt: die Einswerdung der Seele mit Gott, schließt dieser Absatz. Im Anschluß daran geben wir den Gedanken der Kritik Ausdruck, die besagt, daß das Wunder heißt, eine Wirklichkeit zu denken, die überhaupt nicht objektiviert werden kann, sondern ganz der subjektiven Lebendigkeit menschlichen Individuums angehört. Ferner, daß ohne den Gedanken des contra naturam in einem strengeren Sinne, als in der Kirche behauptet zu werden pflegt, die Religion überhaupt sich nicht aussprechen läßt. Denn sie lebt nur dadurch, daß einem Menschen der Mut gegeben wird, sich selbst als den Gegenstand einer Güte zu denken, die um seinetwillen alle Dinge werden läßt, obgleich er diese Dinge zugleich in ihrem gesetzmäßigen Zusammenhange verstehen kann und muß. Alles hängt von uns ab, wie ein Däne sagt. Wir müssen uns recht besinnen, vorwärts sehen und uns entschließen, die Welt und das Dasein mit einem lichten und fröhlichen Glauben zu erfassen. Es mag wohl sein, daß der Verfasser dieses Artikels solche Glaubensworte für einen jetzt unhaltbar gewordenen Ausdruck der allerdings aus dem Urchristentum stamenden Auffassung hält.

Folgen wir seinen Ausführungen, die auf das Leben um uns hinsichtlich der Erfahrungen der Liebe Gottes hinweisen, ergeben:

3. Auf dem G e b i e t d e r G e s ch i ch t e. Für die Theologie kam vor allem Jesus hier in Frage. Die Größe dieser geschichtlichen Erscheinung und die in jedem Falle eminente Bedeutung seines Todes scheinen die Liebe Gottes aufs stärkste und unzweideutigste zu dokumentieren. Sie und alle die geschichtlichen Vorgänge, die damit im organischen Zusammenhang stehen, pflegen gemeinhin im Christentum recht eigentlich als die große, zuverlässige und allgemeine Grundlage unseres Glaubens an die Gottesliebe angesehen zu werden. Ein neues bedeutsames Gebiet erschließt sich hier, von dem aus betrachtet sich unsere Frage vielleicht in einem ganz neuen Lichte zeigt.

Zwei verschiedenen Dingen begegnen wir auf diesem Gebiet. Die neuere Auffassung hat bekanntlich den Gedanken der Heilsgeschichte zum Mittelpunkte. Sie nimmt aus der gesamten Weltgeschichte den-

jenigen Ausschnitt heraus, in dem das Auftreten und Wirken Jesu vorbereitet, herbeigeführt und vollendet wird, und sieht nur in diesem Ausschnitte die Liebe Gottes sich ausdrücklich offenbaren. Wieder aber ist es die Wissenschaft gewesen — hier kommt natürlich in erster Linie die philosophisch-historische Arbeit der neueren Theologie in Betracht — daneben wiederum doch eine größere Vertiefung in das Wesen und Wollen Gottes, die uns die heilsgeschichtliche Schranke niederreißen und ähnliche, wenn auch schwächere, Spuren der Liebe Gottes auch in der außerjüdischen und außerchristlichen Religionsgeschichte haben erkennen lassen. Ja nicht einmal einen prinzipiellen Unterschied lassen sie bestehen zwischen diesen geschichtlichen Gottesoffenbarungen und solchen in der gesamten natürlichen Entwickelung der Welt — so weit wir sie zu überblicken vermögen. Der Verfasser will nicht weiter ausführen, warum diese zweite Betrachtung für die richtigere zu halten sei und seiner abschließenden Bestimmung des Wesens der göttlichen Liebe zum Grunde liegen.

Was lehrt uns also Natur und Geschichte von Gottes Liebe? Diese Frage erschöpfend zu beantworten, müßte man eine ausführliche Natur- und Geschichtsphilosophie vorlegen, es können hier aber nur einige Andeutungen sein. In der Schöpfung ist von Anfang an eine Tendenz zu beobachten, die von chaotischen Urzuständen zu immer geschlosseneren Einzelgestaltungen zu gelangen sucht. Wir sehen die Natur gleichsam fortwährend Versuche machen, ihr Ziel immer vollkommener zu erreichen. Und so verhält es sich auch mit der Entwickelung der Menschen zu innerlich geschlossenen Persönlichkeiten.

Natürlich ist auch die „Erlösung" der Menschheit aus dem Elend der Sünde ein wichtiges Stück in diesem Prozeß. Aber doch nur ein Stück. Es ist verständlich, daß vor allem die christliche Menschheit, die immer herauskam aus dem dumpfen Druck dieses Elends und voll Freude der sonnigen „Freiheit der Kinder Gottes" entgegen ging, dieses Stück als das Wesentliche des ganzen Prozesses, des ganzen göttlichen Willens und der Leistung Jesu betrachtet hat. Aber der göttliche Wille, wie ihn Natur und Geschichte offenbaren, will mehr als eine Erlösung der Sünder zu Gotteskindern. Er will innerlich selbständige, innerlich freie, reife — konzentrationsfähige Persönlichkeiten schaffen.

Wenn wir nun sehen, daß die Tendenz der Natur auf Konzentrationsfähigkeit geht, so haben wir auf unserm Standpunkt ein Recht, diese Tendenz nicht bloß als eine innerlich natürliche Richtungslinie, sondern zugleich als eine von Gott gewollte, von Gott hineingelegte Zielstrebigkeit anzusprechen. In unserm eigenen Leben finden wir, daß Gottes Wille in uns auf immer straffere Konzentration hinausläuft. Jetzt sehen wir denselben Willen in der ganzen Schöpfung walten und sagen mit frohem Mute: „Ja, das ist Gottes Wille" Es ist dabei gleichgültig, wie wir uns das Walten dieses Willens vorstellen wollen, ob wir es auf einem einmaligen Ratschluß in vorwelt-

lichen Zeiten zurückführen oder es lieber als ein unablässiges Anteilnehmen der Gottheit am Gange der Welt annehmen wollen. Die göttliche Liebe wird uns in jedem Falle in ein neues Licht gerückt. Wir fanden sie vorhin in der Bereitwilligkeit Gottes, sich mit der Seele des konzentrationsfähigen Menschen zu verbinden und ihm zu innerer Kraft und innerem Glück zu verhelfen. Sie tritt uns jetzt als Teilnahme Gottes am Geschick der Welt und der Menschheit entgegen, mit der ausgesprochenen Absicht, konzentrationsfähige Menschen heranzubilden, um sich dann mit ihnen verbinden zu können.

Es liegt auf der Hand, daß diese zweite Art der Gottesliebe sich wesentlich von der ersteren unterscheidet. Sie geht der andern vorher, während jene erst einsetzen kann, wenn diese ihr den Boden bereitet hat. Sie erfaßt die Dinge und bestimmt den Weltlauf im Ganzen als vorwärtstreibende seelengestaltende Kraft. Jene aber erfaßt die einzelnen Seelen selber in ihren höchsten Augenblicken und erfüllt sie mit Reinheit, Kraft und Glück. Die eine kann als die „universale", die andere als die „individuelle Liebe" bezeichnet werden.

Indem nun die beiden Seiten noch einmal zusammengefaßt und betrachtet werden, erhalten wir ein neues Gesamtbild der göttlichen Liebe, aus dem sich uns Konsequenzen von großer Tragweite ergeben.

III. Gesamtbild.

Zunächst muß man sich darüber klar werden, daß Gottes individuelle Liebe nur einzelnen auserlesenen Menschen gilt, oder genauer gesagt: nur in auserlesenen Augenblicken bei den einzelnen Menschen in Tätigkeit tritt. Dies kostbare Gut, das der Höchste verleiht, was ein Mensch überhaupt erreichen kann: die Gegenwart Gottes in seiner Seele, das ist zugleich ein überaus seltenes Gut. Es wird, wie wir gesehen, ausschließlich den konzentrationsfähigen Menschen zuteil in den Momenten wirklicher Konzentration. Wer diese Fähigkeit nicht nicht mehr besitzt, hat gar keine Hoffnung, der Einheit mit Gott und damit seiner indivibullen Liebe teilhaftig zu werden. Die gehören dazu, die niemals ein anderes als vegetierendes Dasein führen, den Bedürfnissen des Augenblicks nachgehen und keinen Sinn für die persönlichen Werte des Lebens haben. Das ist ja nicht bloß bei den Naturvölkern so, das ist auch mitten in der Kultur bei allen denen der Fall, die es nie zu einer ethischen Vertiefung ihres Lebens bringen. Wer nur im Banne von Geschäften, Bedürfnissen und Konventionen lebt und überhaupt nur ein unentwickeltes Ichbewußtsein besitzt, der hat auch nicht mehr die Fähigkeit, sich auf den innersten Wesenskern zu konzentrieren. Solcher kann deshalb überhaupt Gott nicht erfassen, weil Gott nur in diesem innersten Wesen erfaßbar ist. Der kann auch von Gott nicht mehr individuell geliebt werden, weil er für Gott überhaupt nicht erreichbar ist, weil es in ihm nichts gibt, wo Gott wohnen und seine Liebe entfalten könnte. Auch der konzentrationsfähige Mensch soll sich darüber klar sein, daß in den Zeiten, wo er

jeglicher Konzentration bar ist, ihn keineswegs die individuelle Gottesliebe wie eine treue unsichtbare Macht ständig begleite. Denn diese Liebe ist nicht eine stets sich gleich bleibende Gesinnung, sondern stets eine die kommt und verschwindet. Sie setzt mit der Konzentration ein und hört auf, wenn diese zu Ende ist. Freilich will uns dies schwer in den Kopf, weil wir immer die Analogie der menschlichen Liebe vor Augen haben.

Die menschliche Liebe ist eine mehr oder weniger sich gleich bleibende Gesinnung. Sie ist zunächst unwirksam und kann nicht einmal dem Geliebten kundgegeben werden, so lange räumliche Hindernisse die beiden trennen. Sie bedarf der vermittelnden Zeichen — Worte, Blicke, Handlungen —, um sich Ausdruck zu verschaffen.

Das alles ist bei Gott anders. Zwischen uns und Gott gibt es keinen trennenden Raum. Wir kennen keine Mittel, deren Gott sich bedienen müßte, um seiner Liebe Ausdruck zu geben. Es gibt nur eine einzige Schranke für seine individuelle Liebe: das ist eben der Mangel an Fähigkeit zur Konzentration. Wo diese Schranke fortfällt, setzt seine Liebe sofort unmittelbar wirksam ein. Es ist sinnlos, bei Gott von einer Liebe zu reden, die wie eine Gesinnung bei ihm selber bleiben könne, ohne sich zu äußern. Gedanke und Tat fällt immer bei ihm zusammen. Er wirkt bloß, wenn er liebt; und liebt nicht mehr, wenn er nicht mehr wirkt.

Es ist nun aber nicht so, als ob alle, die außerhalb dieses Gesichtskreises stehen, für Gott überhaupt gleichgültig wären. Sie alle gehören doch wenigstens zum Bereiche der anderen göttlichen Liebe, der universalen Liebe, deren Objekt die ganze Menschheit ist. Freilich müssen wir dem Kritiker auch Recht geben, wenn er sagt, daß unser Glaube nicht umhin kann, in den Liebesratschluß auch diejenigen einbezogen zu denken, die heute noch unfähig sind, die Liebe Gottes zu erfahren, und wird sich, je intensiver die eigene Erfahrung der Liebe Gottes ist, um so lebhafter der Verpflichtung jener gegenüber bewußt bleiben. Es gibt tausend Wege, die zu Gott führen, sagt der Verfasser selbst, und jeder wird einmal an solche Wege gestellt. In diesem Sinne gilt sicherlich das Wort: „Gott will, daß allen Menschen geholfen werde." Und vielen ist geholfen worden und durften die individuelle Gottesliebe unmittelbar persönlich erleben. Andere kommen nie so weit. Sie bringen von Haus aus zu wenig dazu mit. Sie müssen sich damit begnügen als Mittel gebraucht zu werden für jene Zwecke des göttlichen Liebeswillens, — wie ja auch die ganze unterpersönliche Natur nichts anderes ist als Mittel. Sie müssen vielleicht auch leiden, müssen sich opfern für die Gesamtheit, wie der Soldat auf dem Felde fürs Vaterland. Nicht bloß die Blutzeugen sind für das Kommen und Wachsen des Reiches Gottes gestorben: für dieses Reich haben Tausende gelebt und ihr Leben gelassen, die viel zu wenig persönlich waren, als daß sie selber dazu hätten gehören können. Das ist nun das Gebiet auf dem all jenes schier unbegreifliche

Elend zu Hause ist, das für die Beteiligten augenscheinlich niemals Segen, sondern immer nur Leiden und Untergang bedeutet. Es ist das Elend, das immer notwendig kommen muß in dem unabänderlichen Gang des wohlgeordneten Ganzen und das auch Gottes individuelle Liebe nicht von dem einzelnen abwenden kann, da sie ja eben in diesen einzelnen gar nicht wirksam zu sein vermag, und das sie auch gar nicht abwenden will, sofern sie im Opfer des einzelnen irgendwie wieder eine Förderung ihrer letzten Zwecke an der Gesamtheit erblickt.

Wenn man sich das alles vergegenwärtigt, wird deutlich, wie weit die göttliche Liebe über das hinausragt, was wir unter Menschen als Liebe zu bezeichnen pflegen. Das Wort Liebe also auf Gott angewendet, bloß Bild, bloß ein stammelnder Versuch ist, eine viel größere Sache zum Ausdruck zu bringen. An zwei Punkten tritt das besonders stark hervor, für die wir im menschlichen Leben kein Analogon haben: das ist ihre herbe Strenge, die immer nur das eine große Ziel im Auge hat, und ihr eigentümliches Doppelgesicht, ihre scheinbare Trennung in einen dem Universum und einen den Individuen geltenden Zweig. Die menschliche Liebe wird niemals von jener herben Strenge zu sein vermögen, weil sie immer mehr oder weniger auf sinnlicher Unterlage ruht. Sie ist im Grunde immer egoistisch, denn sie will immer von starken Lustgefühlen getragen sein, die eben nicht sein können ohne des andern Lustgefühle. Es ist dieser Art Liebe eigentümlich, daß sie leicht in Haß umschlägt, allerdings bei der Mutterliebe kommt das selten vor.

Beim höher entwickelten Menschen schiebt sich eine andere Art Liebe hinein, die man ethische nennt. Sie hat auch zuweilen ihre eigenartige Färbung, worauf wir nicht näher eingehen wollen. Diese ethische Liebe, die bei Menschen unvollkommen ist, tritt uns bei Gott in strenger Reinheit und gewaltiger Größe entgegen. Nicht achtend die bunten Wechselfälle des kleinen Menschengewimmels, nicht fragend, ob ihnen das lieb oder leid sei, was er tut, und nur die größeren unter den Menschenkindern suchend, die langsam innerlich reifen, so schreitet Gott gewaltig durch die Welt und baut an seinem Werk mit jener erhabenen Objektivität, mit jener grandiosen Unbekümmertheit, die meistens die Christen zu wenig gesehen haben und die uns erst wieder das Leben zu erkennen gibt, wie sie einst Juden und Griechen und andere Völker in alten Zeiten zu ihrem Schrecken erkannten. Das ist es, was dieser Liebe einen durchaus übermenschlichen Charakter verleiht. Jenes eigentliche Doppelgesicht ist das andere, was damit zusammenhängt. Es ist für unser Denken schwierig, universale Liebe und individuelle Liebe zu einem Ganzen zu vereinigen. Wie könnte ein Mensch gedacht werden, der eine unermeßliche Liebe hätte und zugleich so achtlos an vielen Leiden vorüberginge, wie Gott? Ein solcher Mensch, der diese doppelte Liebe hätte, wie Gott, müßte zugleich brutal und gemütvoll sein. Das ist undenkbar. Aber was bei Menschen

brutal ist, ist bei Gott groß, und was bei Menschen gemütvoll ist, ist jedenfalls auch etwas anderes bei Gott. Und beides verbindet sich bei ihm zu einem Ganzen, wie es aus einer Quelle fließt und zu einem Ziele zustrebt.

Die universale und individuelle Liebe ist als einzige Liebe zu begreifen, die zuerst nur das Ganze, dann aber immer mehr einzelne und dadurch mit wachsender Kraft das Ganze erfaßt und durchdringt, was beides unsere Fassungskraft übersteigt. Wir können den Wegen der göttlichen Liebe aber nachschauen, wie sie die Menschen vom Ganzen her erfaßt, dann aber den einzelnen lenkend und leitend, daß ihm alle Dinge zum Besten dienen müssen. Man könnte zeigen, wie seine Wege in der Geschichte gegangen sind, — man könnte von Jesus reden, wie er persönlich in so unermeßlichem Maße von dieser Liebe erfüllt war, und doch gerade auch er als Opfer dem inneren Fortkommen der Menschheit dienen mußte.

Dies mag genug sein, um das Bild, das sich uns von der Gottesliebe ergeben hat, deutlich genug in allem Wesentlichen zu gestalten.

IV. **Ergebnisse und Ausblicke.**

Der Ausgang von dem urchristlichen Satz: „Gott ist die Liebe", ergab eine doppelte Erfahrung, die von dem freundlichen Verhältnis Gottes zur Welt im Allgemeinen und die von der individuellen fürsorglichen Liebe Gottes zum einzelnen. Paulus hat die Frage hinsichtlich der individuellen Stellung Gottes im ungünstigen Sinne, die spätere kirchliche Theologie im günstigen Sinne beantwortet. Beides waren unhaltbare Positionen, zwischen denen die Folgezeit hin und her schwankte. Auf der einen Seite standen mit Paulus die größten Geister des Christentums — sie scheiterten an der Prädestinationslehre und ihren Konsequenzen. Auf der andern Seite stand die breite Masse des Christentums — sie vermochte das Problem der Theologie nicht zu lösen. Das gab eine unerträgliche Lage in der Gegenwart. Die innere Unhaltbarkeit der immer herrschenden breitkirchlichen Lehre und die Unmöglichkeit, noch einmal zum Augustinismus zurückzukehren, schien mit aller Macht zu einer Neugestaltung der Lehre zu drängen.

Unsere Untersuchung hat ergeben, daß im Wesentlichen die urchristliche Lehre zu Recht besteht. Wir erfahren tatsächlich ein Doppeltes: die universale, auf die Menschen im Ganzen bezogene Liebe, und die individuelle, von uns einzelnen erlebte fürsorgliche Liebe Gottes. Daß Gott große Ziele für die Menschheit habe und sich deshalb mit einigen, die aus der Masse sich durch inneren Wert erheben, verbindet und seine Ziele verfolgt, ist überzeugend, aber daß die andern für ihn nicht da seien, kann uns nicht einleuchten. Ob das ganze Problem der Theologie auf der einen Seite und das der Prädestination auf der andern Seite damit erledigt sei, können wir mit dem Kritiker auch nicht einsehen.

Der Verfasser behauptet, daß das Rätsel der Theodizee so lange

unlösbar sei, als man alle Menschen in gleicher Weise als Objekte der Liebe Gottes betrachte. Es wird auf die große Katastrophe von Messina verwiesen und gesagt, daß ein großer Teil dieser Unglücklichen nicht von der individuellen Gottesliebe getragen gewesen sei. Daß Gott, wenn er uns individuell lieb hat, uns vor einem Untergang zu schützen vermag, steht ihm dabei außer Zweifel. Er meint, daß es auch in Messina Menschen gegeben habe, die so geschützt worden sind. Für andere aber wird dieses Unglück nur den Tod ihres physischen Menschen, nicht den ihrer inneren Werte, bedeutet haben. Die Qualen, die sie vielleicht erduldet haben, mögen uns mitfühlende Menschen tief erschüttern, für Gott, dessen Liebe nichts Sentimentales an sich hat, können sie kein Anlaß zur Rettung sein, da eben ihre inneren Werte, auf die es für ihn allein ankommt, gar nicht in Frage gestellt worden sind. Es können noch andere da gewesen sein, die für Gottes Liebe hätten in Betracht kommen können, wer will das und kann das im einzelnen Falle sagen. Gott hätte wirken können, daß sie rechtzeitig die Stadt verließen oder irgendwie anders bewahrt blieben. Die große Masse aber stand sicherlich außerhalb dieser individuellen Liebe. Und es war kein Grund und keine Möglichkeit da, daß die Dinge anders hätten gelenkt werden können, als wie sie nach dem gesetzmäßigen Verlauf abwickeln mußten. Das ist nicht angenehm und erfreulich. Das Versöhnliche, das trotzdem auch diese und andere ähnliche Katastrophen haben, liegt in dem Umstande, daß die Menschen, die dabei den Tod finden, doch letztlich irgendwie den Zwecken der universalen Gottesliebe dienen. Wieviel Gleichgültigkeit wird in tätige Barmherzigkeit, wieviel Haß in Liebe verwandelt, wieviel Leichtsinn zu ernstem Nachdenken gebracht durch solche Ereignisse. Und tausend andere, unübersehbare segensreiche Folgen blühen als freundliche Blumen aus den blutgetränkten Ruinen. Das ist es, was die universale Gottesliebe will. Und dazu ihr Leben zu lassen, das ist es, was den Tausenden, die keinen Ewigkeitswert in sich trugen, ihrem Tod noch unvergänglichen Wert verleiht.

So, meint der Verfasser, wird die Frage der Theodizee gegenstandslos, ebenso die Prädestination.

Wenn es richtig ist, daß der Mensch als Einzelwesen für Gott gar nicht in Betracht kommt, sondern in der Masse verschwindet, wie der einzelne Baum dem fernen Beobachter, so verliert auch der Gedanke einer Bestimmung der einzelnen jeden Sinn. Zudem ist es nach unserer Untersuchung überhaupt nicht so, als wenn die Menschen hinsichtlich des ewigen Heils in zwei getrennte Klassen zerfielen. Das soll an dieser Stelle, um alle Mißverständnisse zu vermeiden, noch einmal besonders betont werden.

Dann wird ferner betont, daß die Ausführungen nicht so erscheinen sollen, als würde die Gottesliebe wie ein Privilegium der ethisch Reifen betrachtet. Gerade die Konzentrationsfähigkeit ist nicht eine Sache, die der eine, der Reife, immer hätte, der andere niemals. Sie

ist kein Besitz, den man hat oder nicht hat, sondern eher einer Schwelle vergleichbar, die die Seele in ihren größten Momenten übersteigt, um dann wieder ins Alltagsniveau hinabzusinken. Vielleicht gibt es wenige oder gar keine Menschen, die niemals in ihrem Leben diese Schwelle erreichten. Und ebenso ist niemand über diese Erde gegangen, dessen innerer Wellenschlag ununterbrochen diese Schwelle überflutet hätte. Diese und noch andere Erklärungen führt der Verfasser als Belege an, aus welchen hervorgeht, daß man die Menschen nicht in zwei getrennte Klassen teilen kann, wie es die Prädestinationslehre tut. Das Leben lehrt uns vielmehr, daß jeder einzelne mehr oder weniger zu den beiden Kreisen gehört, zu dem der von Gott individuell Geliebten und der nicht in diesem Sinne Geliebten, wie dies in unserer Anschauung zum Ausdruck kommt.

Mit der Prädestinationslehre verschwinden dann auch die anderen Konsequenzen des Augustinismus. Gewiß umfaßt — wie der Augustinismus richtig sieht — die individuelle göttliche Liebe in bestimmten Augenblicken nur immer bestimmte einzelne Menschen. Sie tut dies aber nicht auf Grund eines sinnlosen Einfalls, sondern zufolge eines großen organischen Zusammenhangs: mit einer Art naturhaften Notwendigkeit setzt die Gottesliebe ein, wenn sich der Mensch zu konzentrieren beginnt. Am Menschen liegt es, ob er dazu kommt oder nicht, ihm bleibt die Aufgabe, mit allen Mitteln an der Erreichung dieses Zieles zu arbeiten, sodaß auch jener Fatalismus sinnlos wird, der immer im Gefolge der Augustinischen Lehre aufzutreten pflegt.

Die Sachlage ist also die: Der Gedanke der Gottesliebe ist im Christentum im Wesentlichen erfaßt, aber sobald man ihn erkenntnismäßig durchzuführen begann — infolge der anthropomorphen Vorstellung von Gott sofort auf einen Abweg getrieben worden. Von da an hat er sich zwei Wege gesucht, die beide zu undurchdringlichen Hindernissen führten. Wir sind deshalb in unserer Untersuchung noch einmal zum Anfang zurückgekehrt und haben von da aus einen dritten Weg gefunden, der von vorneherein weit abseits von dem der breitchristlichen Lehre verlief, ein gutes Stück mit den großen Geistern im Christentum zusammenhing, aber dann auch von diesen abbog und uns um alle Hindernisse herumführte, die die andern Wege versperrte. Die christliche Theologie wird nun nicht mehr trotzig auf einem der beiden Wege beharren oder sich heimlich über die Schwierigkeiten hinwegzuschleichen suchen, sondern wird ihrerseits den Gedanken der Gottesliebe revidieren und etwa in der Richtung des angegebenen Weges weiterführen müssen.

Zum Schluß wird noch hervorgehoben, daß die ganze aufstrebende neue Art von Frömmigkeit erst durch das vorstehend gezeichnete Bild von Gottes Liebe eine ausreichend theologische Begründung erhält. Dieses Bild selbst aber gewinnt eben dadurch, weil es der neuen Frömmigkeit entspricht, sehr an Bedeutung. Es ist aus dem Leben genommen. Es ist ein Abglanz des in der Gegenwart vielleicht ganz beson-

ders stark und besonders eigenartig sich offenbarenden Walten Gottes in der Welt. Es ist ein Stück des neuen Frühlings, der sich rings und auf allen Gebieten mächtig Bahn bricht. Es ist ein Gedanke, der uns im letzten doch Gott nur näher bringen wird.

A Plea for a Complete System of Religious Education.

By Rev. A. Ernst, Sunday School Field Secretary

Impressed with the fact that every individual within our reach should be taught the value of the great fundamentals of Christianity as they have long been taught and preached in the Evangelical Church, I long to see the day in which we may have an adequate and efficient system of religious education. That there is an earnest seeking after "a way," but that none has been found as yet, is the conclusion of an article on catechetics by Joseph Stump in the American Lutheran Survey, August 27, 1919. With an "absit invidere" for those who have labored with gifts and consecration in this field in the past, let us face the day of necessary adjustment bravely and accept religious instruction as the great issue now before our Church.

Secular knowledge has become so advanced and so general that Christian education is far behind. A better instruction in the principles of our faith would guard our Church members against the acceptance of non-essentials and errors of sects. Surely our Church has always believed in Christian nurture, the training of the young, a personal acceptance of Christ as Saviour, based on an intelligent Biblical and catechetical instruction, but somehow it is not as successful in the teaching function as it should be.

We have always been conscious of the need of religious instruction thruout the individual Christian's life, but how the teaching could be done so that its effects are definite and permanent is still a problem. It must become clear, however, that there is an unbroken thread running thru the entire Christian instruction and also thru the expressional life of the individual. This continuity must likewise exist between one group activity and another within the congregation and also between the various Boards of the whole Church body. To make this possible there must be a most intricate relationship between the various auxiliary organizations of the Church. A correlation of all church activities is one of the present-day aims of many denominations. This, however, can only be of real value if we have a definite object in view other than the mere unification of the various church agencies. The real purpose of the loom must not lie in the perfection of the machinery, but in the perfection of the product it turns out. Surely we do not strive to perfect the organization of the

Church for its own sake, but for the sake of its products. The slightest hitch or stoppage in the machinery of the loom will cause a defect in the lace or cloth, altho the pattern which was to be reproduced was perfect. A very definite spiritual life of the Church attained thru a well-organized systematic procedure is the purpose of our Church. We must leave room for the difference between animate and unanimate life, and, above all, bear in mind that the Lord alone can save the soul. We need not be afraid of uniformity if our program is broad enough to allow for all stages of growth and for difference in character. Two leaves exactly alike have never been discovered altho they grow in the identical soil and surroundings. We must plant and cultivate and prune while the Lord gives growth. Since all denominations are aware that there is no real efficient system of religious education, but that this is the greatest need of the Church today, we must bend every effort to improve and unify all religious educational agencies. The artist may never produce a subject as perfectly true and beautiful as the Creator's design in nature, but he is stimulated to copy and try his hand with greatest skill. Christ has given us a pattern of perfect manhood and lends us every aid to produce lives like His own. His call to work, His perfect pattern or design, His promise of success most tremendously stimulate us to action. For fifteen years I have heard discussions at conferences of all kinds on more efficient religious instruction. Committees have been appointed to work out plans and to report. This was done, but further than to stimulate certain individuals to greater persistensy there were no results. Here and there a pastor published his own catechism, others produced supplementary courses to be used in Sunday school, a few Sunday schools worked out their own lesson plans for Bible study, some churches clung to what we had, and maintained their parochial schools and insisted that this would be the only solution of the problem of religious instruction. We too believe in holding what we have, but improvements in methods, lesson material and in results attained is necessary to hold our own. In the last decade the principal effort of our parochial schools was to gain recognition as an equivalent to a public school. Very little if anything was done to improve its methods, its curriculum or its adaptability, while the training of a future teaching force was entirely dropped out of the program of the Synod. This fixed the doom of the parochial school as a Synodical institution. It is now only a spectre, as many other attempts to function along the same line are destined to become. The only agency with quite a history back of it and which has also contributed to the development of principles and literature in the history of religious education and which at the same time is capable of permanent existence, is the Sunday school. We may change its name, its method of teaching, its form of organization and its field of operation, but it is coming

closer and closer, as time goes on, to the Biblical principles underlying religious education. We have reached a time when religious instruction needs no longer be considered in the experimental stage. Of all the advancement made possible thru the development of science in recent years, nothing is capable of greater promotion than religious education. For its use all sciences combine to offer all discovered or revealed facts, laws and causes. Modern religious psychology taking the child from the point of view of its own inner-soul-life developed since the last twenty-five years, (See Kinderseelenkunde von Dietrich Vorwerk, 1912, page 7), is no longer known only to a few great scholars, but has now become a possible common property of all intelligent and ordinarily educated persons. Never in the history of the world have the chances for religious education been so favorable as they are today.

In order that we may accomplish our purpose we must do the following things:

I. DEFINE OUR PURPOSE

1. A diffusion of the knowledge of the Gospels leading the individual to confession and rejection of sin and to the acceptance of Christ as Saviour. This means the adaptation of the material presented to the particular age and to the peculiar spiritual and physical development. In our country where religious education is not obligatory the efforts to teach are centered around a personal confession of Christ as Saviour. (In the early church the teaching was centered around baptism). With us Evangelicals this confession of faith is usually marked by confirmation. If any person is not ready to confess Christ at the time of confirmation it is self-evident that he cannot be admitted to the Lord's Supper. If confirmation is obligatory a confession cannot be insisted upon. In this case it is equivalent only to the attestation of knowledge which has been imparted.

2. The further purpose must be leading the individual to an expressional life of the innermost faith. This means to be not only passively good, but actively, in thought, word and deed, at home and in public, and to participate in all of the activities of the Evangelical Church as far as the person may be capable of rendering service. To impart religious knowledge from a positive Christian point of view and to receive accessions to the Lord's kingdom and to our Church is the specific purpose of Christian instruction.

3. To lead the persons to an attitude of holy and intelligent worship of the Triune God which is later cultivated in the divine service. Christian instruction prepares the soul to cast itself prostrate before the altar of God and there in the secret of His presence be endowed with the Holy Spirit. There is a difference in the way a truth is impressed by teaching or by preaching, but this difference

is largely one of degree. We need not here define the preaching function of the Church. It may suffice to say that it is the higher of the two. That the teaching function is the elementary and the fundamental. It is an interesting and most helpful subject to study the usage and development of these two functions. The term synagog and temple, school and church, are not always synonymous to teaching and preaching. Only an ideal condition which we cannot imagine on earth, would justify an elimination of either of these functions, despite the claims made by some that we will have no churches after several centuries on the one hand, and the dilatory attitude shown by the lack of encouragement or financial support given to religious education on the other hand. To accomplish our purpose we must enter upon it with no less determination and sacrifice than the missionary gives to his cause and we must not hesitate to spend equally as much for the teaching function as we do for the preaching function of the Church. The paltry three cents per child, etc., enrolled in our Sunday schools is no longer a respectable support for a Board promoting a cause as great as religious education in our whole Synod. The Synod must bear the responsibility of this tremendous task and not permit it to rest upon the shoulders of the members of the Board of Sunday Schools alone.

II. WE MUST DEFINE THE SUBJECT OF RELIGIOUS EDUCATION

I believe that a child should be taught Christian religion from its infancy and that we should not depend upon a purely free-will choice by the individual somewhere between fourteen and twenty years of age. We should not bar Christianity from making its impression and from helping to mould the character while every other influence is at work doing just this thing. We go further and believe in the right of a child to be well born, from a Christian point of view. The early church was mostly concerned about teaching the adults. This accomplished it directed its attention to the children. Later an error was made in ceasing to teach the adults and closing the period of instruction at the time of confirmation or confession of faith and expecting preaching and worship alone to do the work after that. The result was that in recent years again the need of teaching the adults became so apparent that the effort to correct the former neglect again worked to the disadvantage of the child. The only solution is that we must consider the whole man, from his birth to his grave, as the subject of religious education. The aims have continually shifted at different stages of the church's development. The whole life of the individual church member, the entire congregation, the home mission field with its children and its adults, as well as the foreign mission field, belong into an adequate program of religious education. Certain periods in the local program should be marked

by an impressive graduation or promotion exercise. Just as we have confirmation to acknowledge the child's acceptance of the faith, we should have a time when we promote persons, after a period of instruction, to active church work. Such a plan of promotion should be continued thru the adults' life. Prof. M. Rew says: "It is the duty of the Church to be a unit in her advocacy of an object inextricably interwoven with her future, to promote an orderly procedure of instruction, to gain greater clearness concerning the aim, the manner, the method of such instruction and most consistently to prepare her future assistants both thoroly and properly for a successful performance of the teaching activities. The history of the Church is witness of the greatest effect ever produced upon her inner development thru the faithful discharge of this duty and the baneful effects wherever it has been neglected." If we can agree that there must be an intelligent purposeful, systematic instruction including all of our church activities, we must get to work and adjust or correlate the whole work as far as religious education is concerned. There are many agencies operating independently within the church today, because the official program of the church made no provision to supply the needs which they came in to fill. In order that we may accomplish our purpose as a church, the correlation of all of the agencies is a pre-requisite. A tentative plan for such a correlation has been worked out about a year ago, by a committee appointed by the Board of Sunday Schools. This plan makes clear the educational process as it operates organizations within the local church and also shows in what relation religious education should stand to every central Board in the Synod.

III. WE MUST PUT TO WORK AN OPERATING FORCE

The training of the teaching force is at least as necessary as the training of preachers. The Bible most frequently presents the relation between Christ and His apostles as a relation between teacher and scholars. The word disciple simply means pupil. How will our Church continue to exist with preachers only, preachers whose time is taken up with a thousand other duties, but who devote only one of forty working hours to the teaching function. There is not too much preaching nor are our preachers too well trained for their task, but there is too little real teaching and the performance of no other cause so great has ever been entrusted to people who are so little prepared for that task as our general run of Sunday school teachers. Our churches have simply been permitted to spend the money and the energy which was at one time invested in parochial schools somewhere else and religious education has suffered the consequence. Who is to blame? Could any individual pastor, who had a vision of an educational system that would supplant the old plan, resign from his church, live on his own resources, diagnose

the Synod and administer the remedy? Did we ever have, or have we today any individual big enough to do this? What we need at once is a unanimous and wholehearted support of all of our pastors given to the forces engaged in religious instruction today and a standing back of the Board which promotes this work. Make use of our present printed material, methods and institutions to train our people, then it shall not be long before we can overcome the shortcomings and replace them by things adapted to our peculiar needs. The International Sunday School Association came into life to fill a dire need, because neither the public school system of America, nor the Church in general in this country, provided for religious education. Our Elmhurst Summer Training School came as soon as our Synod failed to train the teaching force. We need 10,000 trained teachers engaged in religious instruction in our Church within the next decade. We need a faculty to train these teachers as well as we need a faculty for our seminary. We need to pray incessantly that God may give us pastors, instructors and whole congregations, consecrated to this cause who will give their time, energy and money. We need persons who can give us a complete Evangelical lesson system in accordance with the best principles of the science of religious education. Persons who will be big enough to unify all existing educational agencies, persons who can train an adequate teaching force and persons who will go along into the field to put the plan into operation. I have had business men, financiers to offer three months of their time to an organized effort to secure funds for Synodical purposes. We have always collected money for missions, for our seminaries and for our local churches—why should we now raise our voices when it comes to religious education and say: "The Kingdom is not built with money." I learned of one of our church members, whom the pastor would not permit me to approach for financial aid for our Sunday school work, who had shortly before given $1000.00 toward the Y. M. C. A., and who shortly afterwards gave more than that to the International Sunday School Association. A good lady whom I approached told me that she had subscribed heavily to a new building at Winona Lake and could not at present support our cause, but would be glad to do so later. These and other similar incidents prove to us that outsiders are getting enormous sums from our Evangelical folks, which they would just as gladly give toward our cause if we were up and doing. Please understand me, I am for missions and for our seminaries, but surely there is no power which has decreed that religious education in the parish should not beplaced on a par with foreign missions and theological seminaries in the program of our Synod. It is the duty of our ministry to put it there.

A Study of the Relationship between Lutheranism and Calvinism:

Rev. J. H. Horstman, Editor of The Evangelical Herald

II. Calvinism versus Lutheranism—(Continued)

Other Differences

Calvinism, however, it must be remembered, is not merely a system of doctrine or of theology; if it cannot, strictly speaking, be called a system of philosophy, it does at least embody a distinct view of life and of the world in their relation to God and His kingdom. And it is as such, and thru its influence upon civil and national life, that it has perhaps exerted a wider and more permanent influence than as a system of theology.

The distinctive characteristics of Calvinism, its emphasis upon the sovereignty of God, and its serious conception of duty toward God and man, easily lend themselves to a stern and rigid view of life in its relation to God and His kingdom. From the absolute sovereignty of God for which Calvinism has always stood it is not far to what may, in all reverence, be called, in the terms of today, the autocracy of God, i. e., the relentless and irresistible enforcement of the divine purpose and decrees, regardless of human free will or self-determination. It was no doubt this spirit that led Calvin himself to insist on rigorous church discipline as soon as he came to Geneva, and which upon his return from banishment impelled him to create the civil order for the city of Geneva which made it the duty of the State to foster the interests of the Church, carry out its requirements and inflict temporal punishment on those who disobeyed the church rules. The intolerance thus encouraged was evidently also back of his treatment of Servetus, and it seems quite logical that the New England colonists, holding such a view of God, or influenced by it, should show the bitter intolerance expressed in the banishment of Roger Williams and Mrs. Anne Hutchinson, and in the imprisonment and execution of the victims of the witchcraft craze.

Nor is it hard to understand how earnest, strongminded persons, moved by deep convictions and a serious and conscientious conception of their duty, should yield to the apparently righteous inclination to force their convictions and opinions upon those who happened to be differently minded, as it appears, for instance, in the manner in which these same settlers forced all the inhabitants of the colony to attend church and even to maintain a "reverent" spirit while there, or which showed itself in the prohibition of all travel and amusements on the Lord's Day, which, from their legalistic point of view, they consistently and fittingly called the Sabbath.

And may it not be this same exaggerated idea of the sovereignty of God, and this overwrought conception of duty which is responsible for the present-day tendency toward sumptuary or "prohibition" legislation?

The Zealous Spirit in Calvinism

Strange to say the religious organization which has done most to foster this legalistic, prohibitive spirit of Calvinism is one whose theology is in clear opposition at least to the strictly Calvinistic teachings of a limited salvation. At a time when religious life in the Anglican church was at a very low ebb, the revival brought about thru the efforts of the Wesleys and Whitefield brought new warmth and sincerity into English Protestantism. From the very first holiness was the chief aim of John Wesley and his followers, and the term Methodists, originally intended to describe their methodical habits in this pursuit, clung to them ever afterward and was cheerfully accepted by them. Tho adhering in the main to the doctrinal position of the Church of England, in full ministerial relations with which the Wesleys lived and died, the stricter Calvinistic doctrines of predestination and reprobation were cast aside, and the milder Arminian emphasis of repentance, faith and holiness was accepted. Of these three subjects, John Wesley said: "The first of these we count, as it were, the porch of religion, the next the door, the third, religion itself."

"Methodism" says Professor Otto, one of the keenest, most independent and fairest of thinkers, "places its chief emphasis not so much upon doctrine or form of organization as upon directly and practically influencing the religious and moral life of the individual. Upon the principle that Christianity means a new life, and that this new life has its roots in religious feeling, it seeks first of all to awaken the emotions, the consciousness of sin and of divine grace. The strength of Methodism lies in its ability to do this in the quickest and most effective manner. Every effort is directed toward stirring up the emotions rather than toward enlightening the mind or training the will. By exciting the religious feelings, often to the point of physical exhaustion, the Holy Spirit is as it were, forced to begin His work, and the feeling of the bliss of pardon must follow immediately upon that of contrition and agony for sin. The new birth is no longer a natural development, taking place silently and unobserved, under the constant influence of the Holy Spirit, but rather a violent outburst of religious feeling accompanied by storm and stress, of which the individual is clearly and directly conscious. In the new birth man experiences an immediate transformation from a child of Satan into a child of God. The divine assurance of this transformation is based not so much upon the promises of Scripture as upon personal feeling.

"This new birth, however, is only the beginning; the old sin-

ful condition is done away with and man is freed from the bondage of hell. The next stage, sanctification, or holiness, makes him ready for heaven. Sometimes the two are simultaneous, more often, however, more or less time elapses. Even tho many must wait long, for the fulfilment of their ardent desires, absolute holiness is not only possible, but many Christians have actually been able to say of themselves that for years their lives have been as pure and sinless as was that of Jesus and that the Sabbath of their souls has never been violated.

"Thus Methodism drags down the spiritual into the sensual, and regeneration becomes a real sense-experience, occurring at a definite moment, so that the very day and hour can be given. Justification becomes a subjectively felt and experienced process, and sanctification a form of life which can be definitely recognized, usually, it is true, by merely negative expressions, such as abstinence from liquor, tobacco, certain kinds of amusement, etc. In spite of its abhorrence of priestly vestments or the monk's cowl, Methodism thus shows itself as a sort of counterpart of Catholicism; one might almost call it Catholicism in shirt-sleeves. With Catholicism it has also in common the general tendency toward practical results, the capacity for compact and effective organization, and last but by no means least, the strong consciousness of its universal destiny. From this it derives its ability to adapt itself to circumstances, to fraternize with those of other faiths, and too often also a ruthless intrusion into other folds and a disrespect if not contempt of other forms of Christian life. Unquestionably Methodism has accomplished wonders in home and foreign mission work, but its strength evidently lies rather in the ability to awaken spiritual life amid discouraging and degenerate surroundings than in the steady promotion of spiritual growth." Methodist membership, North and South, is given in the Federal Council Year Book as 7,166,451.

We have devoted more space to the discussion of Methodism because its principles and methods, more than those of any other denomination, reflect the popular tendency of American moral and religious life, i. e. the tendency toward the achievement of quick results, by spectacular and sensational means, if need be, even tho the results be superficial and transient. Indeed, it may well be a question whether Methodism has not been a very large factor in creating and encouraging this popular tendency to the point where it has almost become a national characteristic. In England, for instance, where Methodism arose, and where it is also very influential, it has not affected the national life so widely and powerfully.

The Zealous Spirit in Lutheranism

It remains now to refer briefly to a manifestation of Lutheranism which is as quite remarkable in its relation to the typical Lu-

theran position as is Methodism in its relation to Calvinism. In 1839 a colony of Lutheran immigrants from Saxony settled in Missouri. After the banishment of their leader, Pastor Stephan, former pastor of the Bohemian church, in Dresden, Dr. C. E. W. Walther became their guiding spirit and later (1847) was instrumental in organizing the Missouri Synod, which his aggressive and forceful personality controlled absolutely until his death in 1887. The Missouri Synod is the most influential constituent in the Synodical conference, organized 1872, with the synods of Ohio, Minnesota, Michigan, Wisconsin, Nebraska, Illinois and a Slovak Synod, most of which had formerly affiliated with the General Council.

The Synodical conference recognizes the canonical writings of the Old and New Testament as the Word of God, and adopts as its own the confessions of the Evangelical Lutheran Church of 1580, contained in the Book of Concord. Strict discipline is exercised, and the organization is bitterly hostile to any form of "unionism"; its members are not even permitted to join in prayer with members of other Lutheran bodies. Membership in secret societies is also forbidden to both pastors and church members. This attitude of exclusiveness on the part of the Missouri Synod and the Synodical Conference toward moderate Lutherans and non-Lutherans alike has served to emphasize the spirit of sectarianism, which has always more or less characterized modern Lutheranism.

In the writer's article, "The Rise of Lutheran Sectarianism," in the Evangelical Year Book for 1919, the development of this spirit of sectarianism is traced from its early beginnings in Breslau a century ago, following the proclamation of the Evangelical Union in Prussia, until it became a chief and determining influence for the majority of American Lutherans. While historic Lutheranism in Germany had often been extremely and even violently narrow and intolerant, it had never shown sectarian tendencies; indeed it could not have done so without at the same time departing from what had always been considered soundly Lutheran constitutional principles and cutting itself off from the organized visible Church, as the assembly of all believers. The Breslau Lutherans, however, took this decisive step during the developments which took place in Prussia between 1835 and 1850, thus grafting upon Lutheranism a new and foreign principle, and introducing a spirit altogether out of joint with what Lutheranism had been before. This spirit was unqualifiedly adopted by the early Missouri Lutherans, who had had no share whatever in the experiences of the Breslau Lutherans, for the simple reason that they were under Saxon ecclesiastical authority rather than under Prussian.

It was this stricter confessional influence which later found its way into the other American Lutheran bodies and caused the secession from the General Synod, during the Civil War, which resulted

in the organization of the General Council. The recent merger of the General Synod, the General Council and the United Synod of the South into the United Lutheran Church in America, was an interesting readjustment which seems to bring into clearer view the line that apparently separates American Lutherans into two more or less hostile camps. The unmistakable traces of Breslau sectarianism are found in the declaration that, while the Lutheran denominations which make up the National Lutheran Council do not believe and claim that the Lutheran Church is the Holy Catholic Church, or the only saving Church, they do believe that in essentials the Lutheran Church is the Apostolic Church, with the word of God in its purity and the sacraments as instituted by our Lord (see September issue of his journal pp. 366-67. Nevertheless while pulpit and altar fellowship with pastors and people of other confessions are accordingly to be avoided as contrary to a true and consistent Lutheranism, there were present at the special meeting of the Federal Council of Churches of Christ in America, at Cleveland, May 6-8 last, three delegates of the United Lutheran Church, one of whom, Dr. Knubel, president of the Church, expressed the hope that the relationship between the United Lutheran Church and the Federal Council would become official and permanent. Dr. Knubel was also a member of the Committee of Twenty, which prepared the report which led to the organization of the Inter-church World Movement, and there were nine Lutheran representatives at the Cleveland Interboard conference of the Movement, Apr. 30 and May 1, 1919. The bodies associated in the National Lutheran Council are thus apparently abandoning to a very large extent their former sectarian attitude and showing a more liberal spirit.

Lutheran Zeal as Sectarianism

A. AS TO DOCTRINE

The sectarianism of the Missouri Synod and the Synodical conference is far more pronounced and emphatic, however. "As the formula of confession to all the Lutheran symbolical books required of ministers for ordination by the Synodical Conference is absolute and unqualified" says Dr. Richard in his book already referred to, "it would seem that the members could and would maintain perfect ecclesiastical and doctrinal harmony with other Lutheran bodies which likewise make unqualified subscription to the same Confession. But such is not the case. In reality they (Missouri and the Synodical Conference) have been and still are in most violent disagreement with such, which condition arises from the fact that they do not interpret the Confessions as others do."

As an example of the manner in which the Missouri Synod and the Synodical Conferences interprets the Confession, Dr. Richards describes the chief differences of interpretation existing between the

Missouri Synod and the independent Iowa Synod, which also accepts unreservedly all the Lutheran symbols as they have been laid down in the Book of Concord in 1580. "Against these" says Dr. Richards, "the Missourians charge as 'false doctrines' the 'open questions' i. e., according to the definition of the Iowans, 'questions about which there can be different understandings without church fellowship being thereby destroyed, as a question about which *in the confessional writings our Church, no symbolical decisions* have yet been laid down. Wherefore two views may exist together in our Church.' "

"The Missourians deny that there are any such questions for Lutherans, and point to Articles VII and VIII of the Augsburg Confession, and to the Smalkald Articles, Part III, Article XII and declare: 'In her confession our Church has recorded for all time what she believes, teaches and confesses. For the very reason that no controversy may arise concerning the question what our Church believes and confesses in reference to certain points or that such controversy may at least be adjusted without difficulty. Thus, for instance, the Formula of Concord in its second part expressly declares as its object that in setting forth its views a public and positive testimony might be furnished *not only to those who are now living,* but also *to posterity,* showing what the *unanimous opinion and judgment* of our churches were, and *perpetually ought to be* concerning those controverted articles.' "

"Among the open questions, according to Iowans, are the following:

"1. *Chiliasm,* which Missouri rejects in its subtle as well as in its grosser forms, while Iowa holds that not every form of Chiliasm is to be rejected.

"2. *Antichrist,* Missouri affirming that the Roman Pontiff is antichrist, while Iiwa holds that he is an individual yet to come.

"3. *The Church,* Missouri holding that the Church is visible while Iowa holds that the Church has both a visible and an invisible side.

"4. *The Ministry,* Missouri maintaining that the holy ministry is the authority conferred by God thru the congregation as the possessor of the priesthood and of all ecclesiastical authority, to exercise in behalf of the congregation in a public way the rights of the priesthood.' While Iowa declares: 'The theory of transference, according to which individual spiritual priests transfer to one from their midst for public use the rights belonging to themselves, is to be treated purely as a theological problem"— an open question.

"5. *Subscription to the Confessions* of the Church, Missouri maintaining that a person who subscribes to the Confessions unequivocally, thereby declares his acceptance of all the doctrines contained in them, while Iowa declares that the doctrine to be of binding force must be expressly stated, and not occasionally mentioned.

Hence distinction is to be made between the doctrines contained in the Symbolical Books.

"Such are the principal 'false doctrines' alleged by the Missourians against Lutheran bodies, which, like itself, subscribe the Confessions without any expressed reservation, and without distinction between form and substance. They may all be regarded as strictly and rigidly confessional. In the language employed in the Lutheran Church in Germany three generations ago ,they can be properly called Symbolists. But they stand apart from each other and do not agree as to the teaching of the Confessions which they subscribe. And yet it will be seen that not a single one of the points of difference touches the heart or center of Lutheranism, but they all belong to its periphery, and cannot be shown to belong to the essence of Christianity."

B. AS TO FELLOWSHIP WITH OTHER CHRISTIANS

The attitude of Missouri Lutherans toward other denominations is also very plainly reflected in editorial articles like the following in *The Lutheran Witness,*: "We have heard Lutherans express their dislike for the irreverence so noticeable in the churches of the *sects* (the italics are ours) and their dread of the confusion which reigns in many Protestant bodies . . . They tell us that if by any chance they were forced to leave the Lutheran Church, and compelled to seek spiritual refuge elsewhere, they would rather join the Catholic Church, where at least they might find solemnity, earnestness and some of the fundamentals of revealed religion, than go where all is bewilderment and disorder. Members of *sectarian* (italics again ours) churches are themselves becoming disgusted," and a Baptist minister is then quoted as emphatically expressing his dissent from some current conceptions of religion and righteousness. The editorial then goes on to say: "The faithful Lutheran Church is the only Church that has no childish, minute pietistic stipulations. We cannot be thankful enough that God has so graciously, *without our merit* guarded us against this 'negative piffle' of Sabbatarianism, bone dry prohibition, immersionism, and other little prohibitions that are almost as bad as some of the rules of the ascetics of the Dark Ages." *Lutheran Witness, Mar. 4, 1919.*

"Why have we no fellowship with the Merger? (the United Church in America). Because this body officially tolerates unionism, which is a betrayal of the Truth and a dishonor to Christ, and because the lodge has free run of the premises. Our people are frequently told by Merger laymen that the Missouri Synod is 'too strict'. 'Are we not all Lutherans?' they say. Let the laymen judge for themselves. These five items our mail contained on three consecutive days:

"1. Memorial church, Washington, D. C., celebrates anniversary of a Gospel Mission jointly with Presbyterians.

"2. At Cleveland, Ohio, the Merger Lutheran church conducts union services jointly with Presbyterian, Baptist, Congregational, Methodist and Campbellite churches.

"3. At Lincoln, Nebr., the Merger minister conducts worship jointly with Presbyterians, Campbellites, Methodists and Congregationalists. The Merger minister at Lincoln is member of the Ministeral Alliance of the town, in which all Protestant preachers, and also the Unitarian, who denies the deity of Christ, and the Jewish rabbie, who calls him an imposter, fellowship.

"4. Special Ascension Day services were held for members of the Knights Templar (Masonic) lodge in the Lutheran church at Altoona, Pa., the pastor himself being in charge of the services. The pastor 'paid a beautiful and fitting tribute to the assembled knights.'

"5. Dr. Remensynder, of the Merger church, June 6 delivered the memorial address to the Odd Fellows at Milton, Pa., in their lodge-room in the post office building.

"The Ohio Synod's *Standard* was right when some months ago it said that tolerance of unionism and of the lodge evil is the most potent influence counteracting Lutheran union in our country today. Such things as reported above are an abomination in the sight of God."

Lutheran Zeal as Intolerance

The thought and motive behind this sectarian aloofness appears in an editorial of the same paper, Sept. 16, 1919, in which the charge of extraordinary unfriendliness on the part of Missourians is discussed. Reference is made to a statement of Dr. F. Pieper, president of Concordia Theological Seminary, St. Louis, that indifference to purity of doctrine is not identical with growth in love and Christian harmony and that it were a great mistake to imagine that the love, pity, sympathy, humility and courtesy which the blessed Saviour demands of us requires that we tolerate false doctrine, unscriptural practises and false teachers. If that were the case, then one commandment of the Lord Jesus would contradict another, for the same Lord who has commanded us to be pitiful, sympathetic and peace-loving and courteous has commanded us also to 'avoid those who cause divisions and offenses contrary to the doctrine that we have learned" to "beware of false prophets" to "come out from among such and to be separate from them." Rom. 16: 17; Matth. 7: 15; 2 Cor. 6: 17—"A nurse in a hospital may be very pitiful, sympathetic and courteous, and yet refuse something for which a patient pleads" . . . The same Jesus wept bitter tears over Jerusalem, nevertheless, at the same time, accused the Jews of being the cause of their own disaster, denounced their leaders as hypocrites and blind guides, and threatened them with eternal damnation. Why did Jesus not come to some understanding and agree-

ment with the leaders of the Jews, with whom He did agree in many things? Why did He keep aloof from them and warn His followers to beware of them? Will any one be so blasphemous as to accuse him of being unmerciful, loveless and discourteous?"

"We Missouri Lutherans have every reason to admonish ourselves and to admonish one another to increase in love, kindness, mercy, pity and courtesy towards one another and toward those from whom we are separated by false teachers; but God preserve us from the sin and folly of trying to increase in any virtue by turning traitors to the King of kings!"

We cannot refrain, in this connection, from quoting the definition of a sect given in the *Lutheran Cyclopedia*: "Sect means by derivation a party. It is the Latin parallel of the Greek *hairesis* (heresy), a sect organized to propagate a heresy, it is a malformation, which arises from a false subjectivity unwilling to accept the full truth, and either overemphasizing or repudiating individual features of doctrine. It generaly claims superior holiness and disregards the Catholicity of the Church. It injures the unity of faith, brings about division on wrong or insufficient grounds, and rends asunder the Church. The spirit of separation as well as errorism mark a sect."

The above will suffice to show the pronounced and even bitter sectarianism which prevails in the ranks of the Synodical Conference, of which the Missouri Synod may be regarded as representative. The 1919 Federal Council Year Book of the Churches gives the membership of the Synodical Conference as 777,701, which, with the Lutheran membership of 1,689,815 reported on page 361 of the Magazin for September makes a total Lutheran strength of 2,467,-516 in this country. In view of the radical differences of opinion among the representatives of Lutheranism, there may well be a difference of opinion as to whether Lutherans can be regarded as one denomination.

In thus setting forth at some length the characteristics of Methodism on the one hand and of Lutheranism as represented by Missouri and the Synodical Conference on the other, we are merely presenting facts as they have been gathered from the most objective and authoritative sources available in order to make clear some conditions with which any plan for Christian unity or closer co-operation, to say nothing of organic union of the Protestant churches of the United States will have to deal. On the one side there is an extreme wing striving after enforced holiness, assuming perhaps unwittingly a kind of moral autocracy over the consciences of men, and insisting on certain definite methodical legalistic ways and means of securing and expressing the power of God unto salvation. Opposed to this is an equally extreme wing, consciously or unconsciously striving after what might be called a doctrinal autocracy,

and seeking to impose upon the minds of men for all time a rigid confessional system that would settle thru the confessions of the Church, i. e., on a theological basis, the thoughts and beliefs of Christians down to the minutest detail. The essential similarity of the autocratic processes which both sides are following is at once evident, each claiming for itself more or less supreme morality, knowledge or wisdom, as the case may be, which others are not supposed to possess. Both are certainly influenced by more or less subtle racial traits and characteristics, the study of which, from the standpoint of racial or national psychology would be most interesting. Indeed, it was the writer's intention to include this aspect also in the present study, but the work is growing beyond all bounds already, and he feels compelled to leave this task to some one better equipped to deal with it in a thoro and satisfactory manner.

Dissensions of this kind necessarily have a far-reaching practical effect. The simple fact that those believing in the same Lord, and with the same hope of salvation, regard each other in such a light, must be detrimental to the progress of true Christianity and a correct appreciation of its value by the masses of the people, who are as yet outside the Church. The additional fact that there must inevitably be rivalry and competition, if not open hostility in the efforts of each to extend its denominational activities and influence with the great waste which duplication of effort always brings, has greatly retarded the growth of the kingdom of God on earth and the clearer and fuller recognition by mankind of the truth and sovereignty of God and the sufficiency of His plan of salvation for all wrong human conditions.

Will it be possible to harmonize and reconcile these two mutually exclusive and radically divergent wings of American Protestantism. It has been attempted so often, but with unsatisfactory and negative results that one is almost afraid to hope for better conditions. Indeed our Roman Catholic brethren contend that such divisions and dissensions are inherent in the very nature of Protestantism, because it denies authority in the matter of religion and believes in liberty of conscience. It seems clear that any kind of closer approach will be practically impossible as long as either side persists in its intolerance of differing views. The closing chapter of our study will attempt to find a way out for those who really long after unity of the faith and of the Spirit.

Editorielle Aeußerungen

Die Generalkonvention der Evangelischen Männervereine zu Elmhurst vom 25.—27. August c. a.

Nur mit Sehnsucht können die Teilnehmer an der „National Brotherhood Convention" jener schönen Tage gedenken, die sie in der letzten Augustwoche in Elmhurst verbrachten. Gern hätten wir „Hütten bauen" mögen, aber es ging nicht, nur zu schnell mußten wir wieder „herunter vom Berge". Elmhurst ist in der letzten Zeit so viel erwähnt und gepriesen worden, daß wir uns gar nicht wundern würden, wenn es ihm ein bischen zu Kopf stiege. Und wie steht es mit Eden? Die Leute in Eden müßten nicht menschlich sein, wenn sie nicht Vergleiche anstellten.

Wie dem auch sei, Elmhurst versteht das Konventionsgeschäft. Wir waren am Morgen in Chicago angekommen und befanden uns alsbald in dem „Loop"-Distrikt, der mächtigen Herzkammer der Metropole des Westens. Aber nur eine halbe Stunde später schon hatten uns die gelben Wagen der „Northwestern" dorthin geführt, wo in ländlicher Stille die eine der beiden Herzkammern unserer Synode ihr Werk verrichtet. Hier war in der Tat gut sein. Die Professoren jagten uns kein Bange ein, denn sie waren alle trotz ihrer großen Gelehrsamkeit ganz nette, umgängliche Menschen. Noch weniger brauchten wir uns vor den Professorenfrauen zu fürchten, war ihnen doch allen ein so einnehmendes und gewinnendes Wesen eigen, daß wir im Geiste dem Dichter die Hand drückten, der da sagt: Was wäre es um euch Männer ohne das Ewig-Weibliche! Und noch mehr stimmten wir ihm bei, als wir nachher zu Tische saßen, und diese selben Frauen unter uns waren als „solche, die da dienten". Ja, von diesen Mahlzeiten würden wir gerne reden, hätten wir nur die Zeit. Nach Qualität und Quantität leisteten sie das Menschenmögliche, und uns gegenüber rechnete ein Delegat aus, was sie wohl im Hotel oder im Restaurant gekostet hätten. Wenn die Brüderbund-Konvention so gut gelungen ist, dann haben gewiß diese gemeinsamen Mahlzeiten ihr gut Teil dazu beigetragen.

Doch nun zur Sache, zur eigentlichen Sache. Die Beteiligung war nicht, was sie hätte sein sollen. Mehrere große Städte mit vielen Männervereinen waren kaum vertreten. Besonders fiel uns auf, daß Chicago, das eine der beiden Zentren unserer Synode, fast ganz zur Seite stand. Wir konnten nicht umhin, dies Fehlen schmerzlich zu empfinden. Wir haben nicht nachgefragt, aber wir vermuten, daß der Krieg und die Sprachenfrage die Hauptursache waren. Eine Folge dieser lückenhaften Beteiligung war, daß die gesamte Konvention von

Anfang bis zu Ende, nur von der Abendmahlsfeier abgesehen, in englischer Sprache abgehalten wurde.

Von St. Louis allein waren 30 Delegaten erschienen, auch Evansville und Louisville waren stark vertreten. Diese drei Städte gaben den Ton an auf der Konvention. In ihnen pulsiert das evangelische Leben stark, auch die Männervereinssache scheint dort in Blüte zu stehen. Das Programm, das sie sich aufgestellt hatten, nämlich in der Hauptsache die Anstellung eines bezahlten Sekretärs für die Brüderbundsache, ging durch. Schreiber dieses fühlte sich angesichts des mangelnden Interesses an vielen Orten veranlaßt, dagegen zu sprechen, aber es war ein Schwimmen gegen den Strom. Dr. Torsch, der ausgezeichnete Leiter der Versammlungen, wußte sich vor Freude über die Ausführung seines Planes kaum zu lassen. Es läge darin ein Zeichen, daß die Sache der Männervereine von nun an in ein neues Stadium treten werde und ihre Zukunft gesichert sei. Hoffen wir, daß dem so sein möge.

Nach unserer Ansicht handelt es sich darum, zwei Hauptschwierigkeiten zu lösen. Die erste und naheliegendste ist die Frage: Wie kann ich meinen eigenen Männerverein so gestalten, daß er nicht nur lebt, sondern auch am Leben bleibt? Darauf wurden allerhand Antworten so nebenbei gegeben, aber eine wirklich befriedigende Lösung wurde nicht geboten. Das Gebiet der Fragen, die einen Männerverein berühren, wurde zu eng gezogen. Das Religiöse und Kirchliche sollte gewiß im Vordergrund stehen, aber das Politische und Oekonomische sollte nicht fehlen. „Stable Government" war eins der Themata, die aufgestellt waren, aber es wurde gar nicht besprochen. Hätte man diese Seite, vielleicht besser unter dem Titel „P r o g r e s s i v e Government" beleuchtet, so wäre das für die Arbeit zu Haus fruchtbar gewesen. Aber bei der weisen Vorsicht, die man in unserer Kirche in politischen Dingen noch immer übt, würde manchem wohl etwas ängstlich dabei geworden sein.

Die andere Aufgabe ist die, sämtliche Vereine der Synode zum Anschluß zu bewegen. Da wird nun der neu zu wählende Sekretär mit seiner Arbeit einsetzen können. Er wird große Rücksicht zu nehmen haben auf die Nachwirkungen des Krieges und den Chauvinismus der einen wie der andern Sorte meiden müssen. Wir wünschen ihm viel Weisheit, viel Geduld und viel geistliche Kraft.

Von allem einzelnen, das sich auf der Konvention zutrug, zu reden, ist nicht nötig. Der offizielle Bericht bringt das. Aber die schönen und eindrucksvollen Abendandachten, von Pastor Schiek (der zur selben Zeit zum Präsidenten von Elmhurst College erwählt war) unter der „säuselnden Ulme" gehalten, verdienen besondere Erwähnung. Nach einer Automobilfahrt durch den Boulevard- und Parkdistrikt von Chicago und leiblicher Speisung durch den Frauenverein der St. Pauls-Gemeinde fand die Konvention ihren würdigen Abschluß in

einem Gottesdienst in der wunderschönen St. Pauls-Kirche. Dankerfüllten Herzens steuerten dann die Delegaten wieder der Heimat zu mit dem herzlichen Wunsche, daß aus der Zusammenkunft in Elmhurst der Sache der Männervereine reicher Segen erwachsen möge.

Die älteren Pastoren und die jungen Leute.

Wenn wir von den älteren Pastoren reden, so meinen wir nicht die ganz alten, die sich schon mit Rücktrittsgedanken tragen. Daß diese letzteren sich oft in bedauernswerter Lage befinden, weiß jeder. Was die Synode ihnen als Pension bietet, ist so wenig, daß es kaum die Hausmiete bezahlt. Wenn man noch dazu bedenkt, daß manche durch den Niedergang des Deutschen sich gezwungen sehen, entweder englisch zu predigen, was sie in vielen Fällen nur notdürftig können, oder abzudanken, so ist die Frage schwer zu beantworten: Was soll für sie getan werden? Im West-Missouri-Distrikt hat man ein Pastoren-Heim gegründet und dadurch für eine beschränkte Zahl eine befriedigende Lösung gefunden. Kürzlich ist der Gedanke aufgetaucht, auch in andern Distrikten solche Heime zu beschaffen und dadurch einer größeren Anzahl von Pastoren einen freundlichen Lebensabend zu ermöglichen. Es ist nicht abzusehen, warum ein solches Projekt anderswo nicht ebensowohl durchführbar sein sollte als in West-Missouri.

Aber, wie gesagt, wir reden hier nicht von den ganz alten Pastoren, sondern von den im Mittelalter stehenden, also von etwa 45 Jahren an und aufwärts. Sie alle arbeiten an der Jugend in Sonntagschule und Jugendverein, aber warum findet man sie so selten auf den Programmen der Sonntagschul- und Jugendvereinskonventionen? Unsere Erfahrung mag eine beschränkte sein, aber soweit sie geht, können wir konstatieren, daß die Redner bei diesen Gelegenheiten fast alle zu den ganz jungen gehören. Das Hauptcrfordernis scheint zu sein, daß sie nicht nur Haare auf den Zähnen, sondern besonders auf dem Kopf haben und zwar blondes, braunes, schwarzes oder allenfalls auch rotes, aber kein graues oder meliertes, und besonders nicht etwa gar keins!

Und doch handhaben viele dieser älteren B über beide Sprachen ganz leidlich. Die Beamten der betreffenden Behörden sind wohl meist selbst jung und setzen die Rednerliste aus Kräften ihrer Alters- und Freundesklasse zusammen. Dadurch werden die Brüder aus dem mittleren Lebensalter zum alten Eisen geworfen, soweit die jungen Leute der Synode in Betracht kommen. Da aber in vielen Gemeinden die Jugend eine große Rolle spielt, so kommt es, daß bei Predigerwahlen der ältere Pastor meist gar nicht in Berücksichtigung kommt. „Wir müssen einen haben, der die jungen Leute anzieht", sagen die leitenden Geister, und der ältere Applikant ist um eine traurige Erfahrung reicher. Würde bei großen Konventionen nicht nach dem Alter, sondern nach Fähigkeit und Erfahrung gefragt, so würde die Sache bald nicht mehr ganz so einseitig sein und auch der ältere Bruder mit mehr Optimismus in die Zukunft schauen können.

Action! Action! Action!

So ruft Cicero in seinem Buch über den Redner aus, auf die überaus große Wichtigkeit eines lebendigen Vortrags den Ton legend. Natürlich braucht er das lateinische Wort "actio". Wenn wir das englische "action" an die Spitze gestellt haben, so entnehmen wir das der „Homiletik" von Dr. Herrick Johnson, dem verehrten Lehrer vieler unserer Brüder in McCormick Seminary (Chicago). Was er dort über die Ausbildung der Stimme, die Geste und das ganze Auftreten des Redners sagt, ist sehr lesens- und beherzigenswert. Als Schreiber dieses seiner Zeit in McCormick eintrat, waren ihm diese Vorträge über Redekunst und „Elocution" etwas ganz Neues. In seiner Ausbildung war dies Gebiet ganz vernachlässigt worden. Und noch heute stimmt er Dr. Johnson darin bei, daß, wenn die Pastoren die Kunst des Vortrags mehr studierten, der Kirchenbesuch ein ganz anderer sein würde, selbstverständlich ohne Vernachlässigung der geistlichen Ausrüstung.

Noch kürzlich haben wir an ganz verschiedenen Plätzen drei Redner gehört, die jeder auf seine Weise, eine große Wirkung erzielten und zwar meist durch ihren eindrücklichen Vortrag. Der erste stand vor uns wie ein moderner Apoll, seine Stimme von männlicher Kraft und doch voll Schmelz und Weichheit, seine Gesten maßvoll, aber angemessen. Sein Ton war etwas zu pompös und feierlich, obwohl zu dem Manne passend, und an seiner Aufrichtigkeit konnte kein Zweifel sein. Was ihm fehlte, war der Unterhaltungston beim Erzählen, da doch Beispiele und Illustration nicht fehlten. Er bewegte sich zu viel auf oratorischen Höhen und rückte selbst das Alltagsgebiet sozusagen in die Wolken hinauf. Doch dieser Mangel würde nur auf die Dauer sich fühlbar machen. So wie es war, folgten alle seine Zuhörer ihm mit gespannter Aufmerksamkeit und sahen nicht nach der Uhr. Hätte er zu seinen reichen Gaben noch etwas Humor und einfache Volkstümlichkeit gehabt, so wäre er unwiderstehlich gewesen.

Der zweite war diesem ersten im Vortrag noch überlegen. Seine Gesten waren mehr mannigfach, wunderbar sprechend zu Zeiten, seine Stimme mehr männlich, obschon nicht so klangvoll wie die des ersten. Er verstand vollkommen die große, aber wenig geübte Kunst des Flüsterns. Oft sank seine Stimme zu einem Pianissimo hinab, aber doch noch verständlich und o, wie eindrücklich! Seine Gedanken waren nicht tief, noch originell, zum großenteil improvisiert, aber natürliche Rednergabe und durch lange Erfahrung erworbene Beherrschung des Organs und der Geste, sowie der Eindruck eines Achtung gebietenden Aeußeren machten die Rede zu einem weihevollen Genuß.

Der dritte war schon ein Mann bei Jahren, seine Kraft gebrochen. Und doch sobald er die ersten Sätze gesprochen, hatte er die Aufmerksamkeit aller. Als er aber in Zug kam, nahm er zu an Eifer und Feuer. Er erinnerte uns an das, was von dem alternden John Knox

gesagt wurde: „Oft mußte er auf die Kanzel getragen werden, aber wenn er warm geworden, redete er mit so viel Kraft, daß ihn seine Zuhörer zuweilen mit Engelsflügeln aus der Kanzel zu entschweben erwarteten."

Ganz so großartig war es mit unserm Alten nicht. Aber doch übertraf er weit alle unsere Erwartungen. Er hatte eine Art den Finger aufzuheben, um die Aufmerksamkeit zu fesseln, die sehr wirksam war. Dazu kam natürlich, daß alles, was und wie er es sagte, den Gesetzen der Rede auf natürliche und einfache Weise entsprach. Wir konnten uns vorstellen, daß dieser Mann in seinen besten Jahren ein hervorragend tüchtiger Kanzelredner gewesen sein müsse.

Hier haben wir nun drei Beispiele angeführt, die uns die Wichtigkeit eines guten Vortrags ad oculos und ad aures demonstriert hatten. Unsere Leser mögen nicht imstande sein, die Identität dieser drei Redner zweifelsohne festzustellen; aber daß sich's lohnt, der Erlangung eines packenden Vortrags nachzustreben früh und spät, darüber kann keine Frage sein.

Kirchliche Rundschau.

The Real Democratic Education, Is It Vocational or Classical?

It has been a claim made by the friends of liberal and classical education that it was a real democratic power. But the opponents of a broad education, who have regarded only the economic demands and have had a narrow vocational point of view, have designated classical and liberal culture as aristocratic. Now, strange to relate, the new labor movement in England and America, particularly the British Workers' Educational Association are advocating a more general liberal culture.

Robert Bruère, of the Bureau of Instructive Research in Washington, D. C., in an article on "The New Nationalism on Education," published in Harper's Magazine for July, quotes from a British pamphlet on "What Is Democratic Education" and comments upon it in these words:

"In contrast with the usual schemes of practical trade and technical education by which educational reformers commonly propose to improve the quality of the labor-market, this trenchant document is an impassioned protest against the 'utilitarian aim which is the curse of our schools. . . . Harrow was founded for poor working-class boys. The education provided was classical. It was an education which makes not only freemen, but leaders of men. The upper class flung themselves on this school. Its sons filled Eton, Winchester, Rugby, as well as Harrow. . . . In Denmark Grundtvig wanted to lift the agricultural population sunk in miserable poverty. Did he begin to give instruction in

the raising of crops and feeding of poultry? On the contrary he banished the 'useful' subjects and gave a humanistic training pure and simple. The results have amazed the world. . . . . To come to our own land. Why has our elementary school system been, in some respects, a failure, and our domestic-economy lessons in particular an illusion? Because the teaching was based on the false assumption that *useful information forced on undeveloped minds educates.* . . . . We thought the banquet of life was to be spread for all—*all*, the best that is, the best that will be, open for those who can receive it. The really great thing is that liberal education should be open to all who can profit by it.'"

These words of English labor leaders are supplemented by the following discussion of Mr. Bruère: "It is not a noteworthy thing that at the very moment when our great university foundations are coming increasingly under the sway of business men with predominantly utilitarian conception of education, when specialized technical schools are steadily encroaching upon the province of that 'idle curiosity'—that pursuit of matter-of-fact knowledge for its own sake which is the distinguishing characteristic of the university proper, the keenest minds in the wage-working group should be insisting with increasing determination upon a liberal education for every boy and girl, every man and woman, as the indispensable qualification for democratic citizenship?"

The answer to this question is not far to seek if the spirit of real liberal and classical training is known. The thoughtful labor-leader is coming to recognize that the technical and purely vocational training is mere training and not education in the real sense. It prepares men and women to be wheels of the great economic machine. The specialized preparation for life is enslaving. Minds that know only their immediate tasks cannot measure large problems. To have real liberty we need liberating culture that makes first for humanity. Consequently when the awakened wage-earners seek liberty they cannot approve of a training which only makes tools of them. They must demand humanistic culture to defend their humanity. It is being understood by them that they can never have broad leaders without liberal education. Democracy cannot last if it be not given opportunity for the knowledge that makes men free.

While the fresh vision of labor is seeing the real democratic import of liberal and classical education our utilitarian politicians, manufacturers and business men are enclosing the work thru their demand of immediate utility and mechanical efficiency. If they do not arise they will fall as a class.

The kind of preparation which they are giving their sons will not enable them to cope with the rising labor leaders who are seeking broad culture. The sceptre of control in great human and national and world questions will pass into the hands of those who love liberty and freedom rather than the industrial and commercial increase at the expense of broad knowledge. The schools, colleges and universities which do not read the signs of the times but remain slaves of the mechanical order will not help the new democracy.

The classical and liberal culture if rightly permeated by Christian ideals is the philosophy of real freedom. The view-point of utilitarian and vocational education is the philosophy of a merely economic, industrial and commercial world. It glorifies man's body and gain at the expense of his spirit and eternal destiny. The war has shown the practical outcome of the utilitarian outlook of gain and greed. Democracy demands the rights of men, the freedom of their lives and spirits.

When our country began its struggle for independence its leaders found much inspiration in the classics. They often quoted them. Alcibiades was the type of the corrupt and impure man; Miltiades stood forth as the model of justice; Cincinnatus was the inspiration to unselfish service of country. Our greatest congressional leaders were at home in the best ideals of Greece and Rome. They found in them aids to democracy. The modern and narrow utilitarian training has deprived public men of the advantages of the liberal culture. It has made them and our country poorer in motives for democracy. And now come the men of labor and rightly say: "Give us the liberal and humanistic culture. It is the guarantee of liberty and democracy."

This new turn of affairs in the world of education ought to be understood and used by the Church. We of the Church ought to say to the rising, new democracy, that by sacrifice the Church kept burning the torch of liberty in its small and often despised colleges, while the great state universities bowed their knees to Mammon and the gods of mechanics, utility and enslaving efficiency. But the Church must also know the day of its opportunity and so advance and equip its colleges that they can serve and direct the new movement.

If the democracy seeking culture aims to maintain its liberties by mere humanism without religion we shall see only another failure. It is necessary for the Church to demonstrate that it possesses the secret of abiding freedom and lasting democracy in that idealism of the world unseen which can redeem the seen world. Democracy seeks the real value of every person. The deepest philosophy of Christianity is the philosophy of personality. We possess the truth and have the chance; but will we be large enough to use the day of our visitation? Our defect is smallness of vision, lack of liberality, disorganization in methods, and want of underlying unity in ideals and purpose. We often follow those about us instead of leading. Can not our Lutheran Church do something worth while, and shake off the fetters of hampering traditionalism, the hands of narrow and provincial interests, the self-imposed limitations of aloofness from great educational movements, in order not to follow but to find an adequate forum in which to proclaim the gospel thru education as the magna charta of spiritual democracy and vital liberty.—*John A. W. Haas, President of Muhlenberg College, Allentown, Pa., in "Lutheran Church Review."*

The New Views of Immortality.

"We must alter our idea of Resurrection, particularly at this wonderful Eastertide," wrote a widely-known editor in the Easter Number, this year, of one of the most popular secular magazines in America.

There is, he says, "a new cosmic coming of Christ" in the world today. "We err sometimes in thinking of the Resurrection as something to happen to us at some fixed time," he declares, and then adds, "We can have our Resurrection when we choose: it can be now."

Many other "new views" of immortality have been expressed since the war changed so many persons' ideas on so many things. "Multitudes of soldiers have found a new belief in God and immortality," said an evangelical preacher in his own pulpit last year. "These men," he continued, "were confronted daily with the death of the body, but they saw beyond death a new and unending life." Then this minister goes on to say, "The words of Bible writers are quoted as settling forever the fate of some of those who have laid down their lives in this severe struggle, but their labor is in vain." That is, according to this minister, it is in vain that any one calls in the Bible as an authority on the question of immortality, for he would have us believe that the Bible settles nothing unless it agrees with men's own ideas.

Does men's immortality depend in any way on God's judgment or God's forgiveness? According to an editorial answer in a widely read woman's magazine, it does not. A wife wrote asking whether she may believe that her husband, who had lived a thoroly unworthy life as man and father, but who had given his life on the battlefield, had by his death done "enough" to assure his blessedness in the life beyond. And the answer of this magazine includes these statements: "It was not God's to judge or forgive. It was the wife's and society's whom he (the husband) had injured. And they both have forgiven him. . . . . . Somewhere, some time, the idea that is the Universe had birth from God, and souls, indestructible, immutable, are the very essence of that idea. Somewhere, somehow, this soul, freed from bodily weaknesses, has gone winging into the place belonging to it. Be very sure that it is a place of noble opportunity, and rest content." This "new view of immortality" makes it depend upon what a man does to earn it, and whether he is forgiven by other human beings. God has nothing to do with it.

Magazine fiction, as well as magazine philosophy, gives us the new views, or the rejection of the old views. In a short story in another popular magazine the heroine says to a young minister, "I think your sermons are splendid. That one yesterday about the resurrection of the body was wonderful. To think that we will all meet in heaven, looking just the way we do now. (Of course, the Bible says nothing of this sort, but the girl or the minister seemed to think it did). Altho I must confess that I never did quite understand how any one who was blown to bits by a shell could possibly—" And the mother of the girl breaks in just then "with a warning frown" and the reproof to her daughter, "You are scarcely qualified to discuss such matters. Pray change the subject."

A very popular magazine writer, speaking for the soldiers, declares in these positive words their confidence that "Our spirit would go on forever, when our bodies, like blood-stained tunics, had been cast aside."

Spiritualism, or more correctly Spiritism, is insisting more loudly

perhaps than ever before in the history of the world that men take a new view of immortality. This particular "religious peril from the war" will be discussed more fully in another editorial in this series.

Certain widely quoted statements from others are well known to the public, as for example, Cardinal Mercier's word: "If I am asked what I think of the eternal salvation of a brave man who has conscientiously given his life in defense of his country's honor, and in vindication of violated justice, I shall not hesitate to reply that without any doubt whatever Christ crowns his military valor, and that death, accepted in this Christian spirit, assures the safety of that man's soul. . . . He may not have made a close analysis of the value of his sacrifice; but must we suppose that God requires of the plain soldier in the excitement of battle the methodical precision of the moralist or the theologian? Can we who revere his heroism doubt that his God welcomes him with love?"

And Donald Hankey's famous sentence has been seen everywhere: "Men, if you are wounded, it is Blighty; if you are killed, it is the Resurrection."

A book by two Scotch clergymen suggests that there are many soldiers "whom neither the heaven nor the hell of the pre-war theology can receive"; and then says that the Church, in the religious revolution brought about by the war, "must propound not only a doctrine of heaven and of hell, but also a doctrine of an intermediate state." Then follows this strange exegesis: "Even in hell, there can be no complete isolation from God. For hell itself is within the compass of His omnipresence, and the man who makes his bed there at last is brought thru anguish to say: 'Lo, Thou art here!' God is also in hell, and wherever He is He can only be doing one thing—trying to win His children to Himself." But any well-instructed Bible student knows that the verse here quoted, Psalm 139: 8, uses for "hell" the Hebrew word "Sheol," as thus translated in the Revision; and that Sheol means simply the place of the dead, not the lake of fire or the place of everlasting punishment.

An editorial in a religious journal discusses "The War and Immortality," and emphasizes the fact that, according to a number of books dealing with the attitude of the soldiers toward death and immortality, the instinct of immortality was almost invariably found, and "practically every soldier who died took it for granted that he was going to go on living in some other world."

Just there we ought to be clear on one point: that immortality does not mean merely the survival of the spirit. The spirit is not mortal, but the body is. Therefore "immortality" refers to the eternal survival of the *body*, which, if the body has died, is possible of course only by a literal resurrection of the body, a raising of the body from death into a new and eternal *bodily* as well as spiritual life. This is the teaching of the Bible. All persons, the Word of God declares, shall be raised from the dead in their bodies; but there is a resurrection unto eternal life, and a resurrection unto the second death, or hell (John 5: 28, 29; 1 Cor. 15: 22, 23; Rev. 20: 4, 11-15).

So we see that the mere "instinct of immortality" means little or

nothing. It is not a question of *whether* there is a life after this, but *where* that life after this is going to be spent.

One of the fallacies and perils from the war, in our religious thinking, is the constant reiteration of what the soldiers think or say about religious truth, as tho that had any bearing whatsoever upon what the truth really *is*. In this editorial on immortality, in the religious journal mentioned, for example it is stated that "fear of some kind of punishment in the next world, different from what they were experiencing here, seemed to be utterly absent from the minds of those millions of boys." But what the true Christian is interested in, what every man ought to be interested in, is not what may be absent from the minds of men, but what is present in the mind of God. God has plainly told us in His Word what *His* mind on these matters is. Shall we trust Him, or the minds of soldiers? Jesus said, as recorded for us in the Word of God, "I am the resurrection, and the life: he that believeth on Me, tho he die, yet shall he live" (John 11: 25).

So let us remember that in the matter of immortality, as in all else concerning which the Word of God has anything to say, we can test any and all views by the searching little couplet:

"If it's new, it isn't true;
And if it's true, it isn't new."

—*Sunday School Times.*

Black Is White.

By Lincoln Colcord

Senator Johnson. When our Government thru you, Mr. President, in January, 1918, made the Fourteen Points as the basis for peace, were those points made with the knowledge of the existence of the secret agreements?

The President. No; oh, no.

In these simple and tragic words, Woodrow Wilson, closing the discussion of the secret treaties at the White House conference on August 19, closed also finally and for all time that magnificent page in history upon which he once was cast to appear as the protagonist of the New World.

Thinking back along the kaleidoscopic two years that have passed since America entered the war, I came to a period, in the summer of 1917, when a wholly different conception of the conflict that now obtains was held by the Administration, and when I was privileged to be one of a group that had constant access to the highest sources of information. This group at that early date based its conception of American policy in the war upon a knowledge and understanding of the secret treaties. I should be untruthful, indeed, if I did not state that the initiative in the formation of this conception emanated from the Administration.

From our position of advantage in the unofficial world (we were mostly journalists), we were able to provide the Administration with a great deal of the information of the press and the street. For instance, in the summer of 1918 the secret treaties were often under debate in the British House of Commons. (Does not Woodrow Wilson read his Han-

sard?) On the 28th of June, I think it was, Foreign Secretary Balfour, in answer to interpellation from Liberal members, made his notorious statement on the secret treaties: "By these treaties we stand—our national honor is bound up in them." This statement I had the pleasure of bringing to the attention of the President and of Colonel House by letter, enclosing the newspaper clippings of the incident, and pointing out very fully its bearings.

I could multiply the instance by hundreds. Our journalistic group was in constant communication with Colonel House; every item of news regarding the secret treaties was at the disposal of the Administration. I can recall dozens of conversations with Colonel House about the secret treaties, going back as far as the summer of 1917. And I remember how again and again during that season, and during the following winter, we urged upon the Administration the danger of the course that was being followed by America; the unwisdom of leaving the secret treaties unrepudiated; the fact that Russia was the heart of the war, and that we were losing Russia by failing to support her demands for a revision of the Allied war aims; the perfectly obvious fact that, if our negative policy were pursued much longer, when the time came to dominate the peace conference for "liberalism," it would be too late; the whole ominous and disheartening trend of the situation.

But those we saw (and chiefly Colonel House) were serenely optimistic. They reassured us day by day with promises of the President's steadfastness. Never, we were told, would Woodrow Wilson turn against his principles. The future was safe and secure in his hands. Our job, we were reminded, was to help roll up the President's power, against the day when he would be called upon to make his great stand. Needless to say, it was at this time, and especially as we watched the development of Woodrow Wilson's Russian policy, that we began to lose faith. We were young and ardent men, but we were not fools.

At the White House the other day, they spoke at some length of moral obligations. But what can be an honest man's opinion of the propriety of signing a treaty of peace which embodies all of the provisions of all the secret treaties, and which embodies also the machinery of a new piece of international government, the League of Nations, thru which all the provisions of this treaty are to be maintained by concerted national action? What can be an honest man's opinion of the propriety of signing this so-called peace treaty, when America went into the war under the leadership of Woodrow Wilson for aims precisely opposite to those incorporated in this settlement, when every word of the publicly expressed policy of Woodrow Wilson thruout the war has been specifically and plainly opposed to such a consummation, and when the country that made such unselfish sacrifices understood quite clearly that it was fighting to destroy the very forces which in this treaty have been entrenched in power? Shall we not keep faith with ourselves and with our own country first of all?

And what shall we think of this amazing charlatan, this man who himself expressed America's ideals, and who, now that he has brought back nothing but the secret treaties, blandly tells us that these are the

ideals? The psychology of Woodrow Wilson, at least, will be a study for the ages. The source of his power lies in a capacity for complete self-delusion. He is not disturbed at the terrible thing that he has done; he is quite contented in his mind. He has persuaded himself that the secret treaties are the Fourteen Points. He cannot be caught by argument, because he immediately leaps into another plane. He wins by foot-work, while the world thinks it is head-work. He possesses the supreme gift of making himself believe that he is always right. Sincerely insincere, he can see black as white.

And now he is willing to play upon the country's lack of information, while lack of information he himself brought about thru his bureaucratic engines of censorship and suppression. He has robbed America of its true and independent Americanism. He has prostituted the soul of a nation—the most sacred charge that can rest in the hands of a leader of men. It will take America years and maybe generations to recover from the blight of his hypocrisy, from the deep wounds of his autocratic designs.

But America is wonderfully healthy, after all. She did not go to Europe to fight for the secret treaties, for any pact which sustains them, or for any League which guarantees such a pact. She went to fight for her ideals. Her ideals, apparently, are not what has been won. Is it a victory, or a defeat? Shall America put her hand to the infamous secret treaties, or shall she withold her hand? The issue is perfectly clear, and cannot be evaded. Oceans of hypocrisy would not cover it up. Woodrow Wilson may talk till doomsday, but the American people are not yet cursed with color-blindness. They still see white as white, and black as black. They may be great enough to save the nation's honor in spite of him.—*The Nation.*

The Outlook for Disarmament.

So far from there being an end to preparedness for slaughter, observe how gruesomely armaments are being heaped upon armaments as the fruit of the Holy War that was to end war and as an accompaniment to the new concert of the Powers. The American establishment is to be greater than before the war, the dreams of the war-tool makers having been fulfilled manifold. In Italy and France, where, before, each peasant woman carried a soldier on her back and a future soldier at her breast, her burden must now be increased so that the world may be made safe for the annexations and the mandatories and the international usurers. No plan for the reduction of armaments below the pre-war standards has been formulated. On the contrary, the suppression of Tunis (the Belgium of France) and of Tripoli (the Serbia of Italy), the forced administration of Asia Minor, and the imposition of exterior governments upon Russia are now to serve the munition-makers of Latin Europe as an excuse for a preparedness which disarmed Germany can no longer offer. Out of the economies which would accrue to the Germans from their enforced relief from armaments, the new Holy Alliance can thus draw indemnity funds for arming to the teeth against a day of future reckoning among themselves. Britain,

whose wonderful adaptiveness was exemplified by her navigation of the bombing Zeppelin, R-34, across the Atlantic, is spending $350,000,000 for military air-craft this year. France is spending $270,000,000 on air armament, also as a fitting accompaniment to the League of Nations. Scarcely need the Nobels, Du Ponts, Vickers, Creusots, and Remingtons be downhearted. A peace of reconstruction and a league of democracies, based upon mutual disarmament, might have confounded the war-makers and saved the world. Soon a tribunal is to sit in Europe to place the blame for making the war. An easier task for a tribunal would be to find the four old men who have invented the next war and the twenty-three wars now current.—*The Nation.*

An American Spy System.

The New York *Evening Post* says, "Under the direction of John M. Shaw, one of the Hylan administration's special deputy police commissioners, the Police Department is organizing a vast secret service bureau whose ostensible purpose will be to spy upon Bolshevists, anarchists, and other persons conspiring against the government." It is said that this organization is to be modelled after the American Protective League. It is to include men and women in all walks of life, and its members are to act as spies in labor unions, private clubs, and wherever people come together. A call is made for two thousand volunteers, to include lawyers, physicians, professional men, mechanics, laborers, waiters, and the like. The force is to be thoroly organized under captains, with assignments to zones, districts or classes of suspects.

This organization is to operate in New York City, and altho we are hundreds of miles distant, we protest against this form of spy system for any part of our great country. This is but another evidence of the inexplicable tendency on the part of those who have been loudest in their claims of genuine Americanism to become the advocates of the extreme evils which they charged against Germany, and which they blamed as the causes of the recent awful war. We have always prided ourselves in this country upon the fact that we were free from a spy system, and, tho we may not have been as free from it as some of us supposed, we have found no reason in the results of the system which sprang up with the war to believe that we have any need of such a system now. The inner peace of our country depends more upon the confidence which our people have in each other than upon any other one thing, and nothing could possibly be more destructive of such a confidence than the knowledge that all of us are living under the secret, suspicious observation of our neighbors. If a system like this should be inaugurated in New York it would readily spread to all parts of the country. Then we would have added to all of our other evils a widespread distrust among our people. We need nothing of the kind. Our laws provide for the punishment of overt acts. It requires no spy to identify the culprit when such overt acts as are punishable by law are committed. Besides if there were a need for such a system, for the purposes specified, the possibilities of abuse along lines, with which many have become acquainted in recent years, are too numerous to justify

the existence of such an organization, no matter how successful it might be along those specified lines.

But speaking of the things which we are copying from Germany as she has been pictured to us by her most severe critics we should enumerate in this connection two other things,—one, the program of the League to Enforce Peace, which could not be effective without making this a militaristic country, and the other, the program to give the monopoly of education into the hands of the state, which according to all testimony would sooner or later place us just exactly where it is claimed that Germany was when her educational system subordinated every human interest to the service of an autocratic state.—*American Lutheran Survey.*

A "Church League for Social and Industrial Democracy" in the Episcopal Church.

The *Living Church* of April 19th contained a letter signed by several well-known church-men stating their purpose of forming an association of those who believe that "it is a part of the Church's duty to stand firmly for the bringing in of justice and love to the economic, political, national, and international life of the world and who are not afraid of attempts to translate this idea into actual and specific measures."

After considerable delay, owing to unavoidable circumstances, a statement of principles of this new organization is completed and appears below. A program of proposed activities is in preparation and will be presented for action at the meeting during the General Convention in Detroit. The title, "Church League for Social and Industrial Democracy," has been adopted for use in the meantime.

Pending this meeting in Detroit the following will act as temporary officers: Acting President, the Rt. Rev. Charles D. Williams, D. D., Bishop of Michigan; chairman of the executive committee, Miss Vida D. Scudder of Wellesley College; executive secretary, the Rev. Richard W. Hogue, D. D. Among the members of the executive committee are the Rev. J. Howard Melish, the Rev. Bernard Iddlings, Bell, Dean Charles N. Lathrope, Mrs. Mary Simkhovitch, the Very Rev. W. P. Ladd, D. D.

The organization seeks to unite for intercession and labor those within the Church who wish as Christians to promote all sound movements looking toward the democratization of industry and the socialization of life. Any member of the Church may by signing the statement of principles which follows make himself a member of this organization.

"We, the undersigned, members of our Lord Jesus Christ, recognizing that our discipleship pledges us to become like Him in sacrificial love, and conscious of our power thru Him to further the speedy coming of His Kingdom on earth, do give our assent to the following principles:

"I. We affirm our belief that only that social order can properly be called Christian which substitutes fraternal cooperation for mastership, in industry and life.

"II. We assent to the following declaration, officially promulgated by the General Convention of the Church, and promise earnestly to assist the Church in putting into actual practice the principles therein laid down, viz:

" 'WHEREAS, The moral and spiritual welfare of the people demand that the highest possible standard of living should everywhere be maintained, and that all conduct of industry should emphasize the search for such higher and more human forms and organization as will generally elicit the personal initiative and self-respect of the workman, and give him a definite personal stake in the system of production to which his life is given; and

" 'WHEREAS, Injustice and disproportionate inequality as well as misunderstanding, prejudice, and mutual distrust as between employer and employee are widespread in our social and industrial life today; therefore be it

" '*Resolved*, The House of Bishops concurring, That we the members of the General Convention of the Protestant Episcopal Church, do hereby affirm that the Church stands for the ideal of social justice and that it demands that achievement of a social order in which the social cause of poverty and the gross human waste of the present order shall be eliminated; and in which every worker shall have a just return for that which he produces, a free opportunity for self-development, and a fair share in all the gains of progress. And, since such a social order can only be achieved progressively by the effort of men and women who in the spirit of Christ put the common welfare above private gain, the Church calls upon every communicant, clerical and lay, seriously to take part in the study of the complex conditions under which we are called upon to live, and so to act that the present prejudice and injustice may be supplanted by mutual understanding, sympathy, and just dealings, and the ideal of thorogoing democracy may be finally realized in our land."

"III. We believe that, far from the Church being in tendency and membership reactionary and unawakened, it is, as a matter of fact, ready and anxious, to a degree unsuspected by the world, to discover the way in which it can best be useful in forwarding the new order; and we, therefore, pledge ourselves to help the great mass of Church people, who are as yet uncertain how they can function, to find the way.

"IV. We believe that for us as Christians the proper procedure is not to formulate a social policy and then seek to justify it from our religion, but rather to start with our Lord's revealed will and to deduce from it our social program.

"V. In case of persons in our own communion whose positions are endangered by reason of their social radicalism we promise to make investigation and if necessary to publish the facts; and to the limit of our ability we intend to give moral and practical support to religious teachers and preachers who shall clearly be seen to have incurred persecution thru advocacy of social change.

"VI. We believe that the Church of Jesus Christ has a distinctive contribution to make and responsibility to fulfil which do not charac-

terize secular organizations. We recognize the supreme need of the world for that Power by which men and women of faith shall gain the strength and wisdom requisite for the surrenders and readjustments of democratic living. We, therefore pledge ourselves to encourage the use of prayer and sacraments, that thru them people may be released from selfish inhibitions and inspired to work with God for humanity.

"VII. We are keenly conscious of the urgent need that the Church preach the Power and Will of Jesus Christ, not only to the passing era of selfish competition and industrial mastership, but also to the emerging democratic order. We recognize that the mere transfer of social control from a self-seeking few to self-seeking many would in itself be of no benefit to the world and of no honor to God, and we therefore are convinced that in terms of the new day of industrial democracy the Gospel of Salvation by sacrifice, service, and fraternity must be preached with no uncertain voice.

"VIII. Recognizing the earnest endeavor under difficulties of those working within our theological seminaries to train our coming clergy for useful labors in the new age, we intend to work for such changes in management and curriculum as shall enable theological students to know, preach, and practice the social Gospel. We further intend to assist in recruiting such candidates for the ministry as shall enter it with desire for socialized leadership.

"IX. We pledge ourselves to investigate social and industrial programs as they may arise, to make contact with their leaders and authors, and to spread accurate knowledge of them among our Church people.

"X. We deplore the contempory suppression of freedom in America and shall work for the immediate restoration of those bulwarks of democracy, the rights of free assembly, free discussion, a free press, and a free pulpit. Without these any minority seeking to express itself is encouraged to the use of force.

"XI. In making this statement we are convinced that we endorse no things irrelevant to the Church's abiding mission, but that we affirm the convictions of the great company of the prophets, saints, and martyrs of days past, and of the Lord of the Kingdom, our Saviour and Redeemer, Jesus Christ, to the fulfilment of whose Holy Will we hereby dedicate ourselves anew."—*American Lutheran Survey.*

A Speech by Anatole France.

The following address was made by Anatole France before the Congress of Teachers' Institutes at Tours on August 7, as reported in *l'Humanite'.*

Citizens, Dear Comrades: It is an old friend who addresses you. He stood with you, beside the great Jaurès, in 1906, when you began the fight for the right to organize. This right assured, it is for you to regulate its usage; and this is why your syndicates are now assembled.

This Congress has yet another object of capital importance: the reorganization of elementary education. Count only upon yourselves to accomplish it; prudence will be your guide.

It was with veritable joy that I read in a newspaper yesterday the thought of our friend Glay on this subject. "War," he said, "has sufficiently demonstrated that the popular education of tomorrow must be entirely different from that of yesterday." I have hastened to open my heart to you: I see that yours are in accord with mine.

Teachers, dear friends, it is with ardent emotion that I address you; deeply stirred with anxiety and hope that I speak to you. And how could I fail to be deeply moved when I consider that the future is in your hands, and that it will be for the most part what your spirit and your care shall make it?

In developing the child, you will determine the future. What a task at this hour, when the world is crumbling, when the old order of society sinks under the weight of its sins; and when conquerors and conquered are alike plunged in a common misery, in which they bandy expressions of hatred.

In the social and moral disorder created by the war and perpetuated by the peace which has followed it, you have everything to do, everything to rebuild. Have courage! Be of good cheer! It is for you to create a new humanity, it is for you to awake a new intelligence, if you do not wish Europe to fall into madness and barbarism. People will say to you, "To what purpose so much exertion? Man does not change." So! He has changed since the age of the cave-dweller, now for the worse, now for the better. He changes with environment, and it is education which transforms him, even more perhaps, than air and food. Certainly the education which has rendered possible, which has favored (being practically uniform among the peoples whom we call civilized) the frightful catastrophe under which we are now half-buried, should not be allowed to endure for a moment. And above all, it is necessary to banish from the schools everything which makes children love war and its crimes; and this alone will require long and constant efforts, unless all of its panoplies should be swept away at an early day by the breath of world revolution.

In our bourgeoisie, great and small, and even in our proletariat, the destructive instincts for which we justly reproached the Germans are carefully cultivated. Some days ago the amiable La Fouchardière asked a bookseller for books for little girls. They gave him only stories and pictures of murders, butcheries, massacres, and exterminations. Next Mi-Carême we shall see at Paris, in the Champs Elysées and on the boulevards, thousands and thousands of little boys dressed by the inept care of their mothers as generals and marshals. The cinema will show them the beauties of war: thus they will be prepared for the military career; and while there are soldiers there will be wars. Our diplomats have left armies to the Germans in order to be able to keep them themselves. In their swaddling clothes men are prepared to be soldiers.

My friends, we must break with these dangerous practices. The teacher must make the child love peace and its works; he must teach him to detest war; he will banish from education all that which excites hate for the stranger, even hatred of the enemy of yesterday; not that it is necessary to be indulgent to crime and to absolve all the guilty,

but because a people, whatever it may be, at whatever hour, is composed of more victims than criminals, because the punishment of the guilty should not be visited upon the innocent generations, and because, finally, all peoples have much to pardon each other.

In a beautiful book which has just appeared, and which I counsel you to read, *Les Mains Propres*, an essay of education without dogma, Michel Corday has written these fine words, which I use to reinforce my own. He said: "I hate that which reduces man to the level of the beast, forcing him to attack whatever does not resemble him."

Oh, that idea! I pray with all my heart for its disappearance from the surface of the earth. I have hate only for hatred.

My friends, make hatred hated! It is the most necessary and simple part of your task; the state to which a devastating war has reduced France and the whole world imposes upon you duties extremely complex and consequently extremely difficult to fulfil. Pardon me for returning to this; it is the great point upon which everything depends. It is for you, without hope of aid or support, or even of consent, to change primary education from the ground up, in order to make workers. There is place today in our society only for workers; the rest will be swept away in the storm. Make intelligent workers, instructed in the arts they practice, knowing what they owe to the national and to the human community.

Burn all the books which teach hatred. Exalt work and love. Let us develop reasonable men, capable of trampling under foot the vain splendor of barbaric glories, and of resisting the sanguinary ambitions of nationalisms and imperialisms which have crushed their fathers.

No more industrial rivalries, no more wars: work and peace. Whether we wish it or no, the hour is come when we must be citizens of the world or see all civilization perish. My friends, permit me to utter a most ardent wish, a wish which it is necessary for me to express too rapidly and incompletely, but whose primary idea seems to me calculated to appeal to all generous natures. I wish, I wish with all my heart, that a delegation of the teachers of all nations might soon join the Workers' Internationale in order to prepare in common a universal form of education, and advise as to methods of sowing in young minds ideas from which would spring the peace of the world and the union of peoples.

Reason, wisdom, intelligence, forces of the mind and heart, whom I have always devoutly invoked, come to me, aid me, sustain my feeble voice; carry it; if that may be, to all the peoples of the world, and diffuse it everywhere where there are men of good will to hear the beneficent truth! A new order of things is born. The powers of evil die, poisoned by their crime. The greedy and the cruel, the devourers of peoples, are bursting with an indigestion of blood. However sorely stricken by the sins of their blind or corrupt masters, mutilated, decimated, the proletarians remain erect; they will unite to form one universal proletariat, and we shall see fulfilled the great socialist prophecy: "The union of the workers will be the peace of the world."—*The Nation.*

Ein glänzendes Irrlicht.

Am 9. August schloß Ernst Heinrich Häckel, der weltberühmte Professor der Zoologie an der Universität Jena, im Alter von 85½ Jahren die Augen im Tode, nachdem er nicht weniger als 58 Jahre lang mit der genannten Universität verbunden gewesen war und sehr viel zu ihrem Ruhme beigetragen hatte. Auf weltweiten Reisen, durch selbständige Forschungen und genial geschriebene hoch- und populärwissenschaftliche Schriften und Bücher erwarb er sich einen Ruhm und Einfluß, der ihn zu einem der hervorragendsten Führer im deutschen Geistesleben des letzten Halbjahrhunderts machte. Es wäre so töricht wie unrecht, seine großen wissenschaftlichen Verdienste als solche irgendwie schmälern zu wollen. Er war ein Bahnbrecher und Wegweiser. Und wäre er bei seinem Fach geblieben, so würden wir ihm gerne ein Lorbeerblatt auf das Grab legen.

Aber er hat sich berufen gefühlt, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln dem deutschen Volke seinen Gottes- und Unsterblichkeitsglauben zu nehmen. Bei Herbert Spencer und Darwin in die Schule gegangen, wurde Häckel einer der ersten Vorkämpfer des materialistischen Monismus, d. h. jener philosophischen Theorie, die an Stelle der in der Schrift gelehrten Schöpfung unter radikalster Ablehnung und Ausschaltung eines schaffenden, ordnenden und erhaltenden Gottes die (vermeintliche) Selbstentwicklung stellt von den niedrigsten Organismen bis hinauf zum Menschen. In einer bedeutenden Anzahl glänzend und bestechend geschriebener Werke suchte er seine gottesleugnerischen Theorien unter das Volk zu bringen. In seinen „Welträtseln", die, in zwölf Sprachen übersetzt, eine ungeheure Verbreitung gefunden haben und das Evangelium von Millionen geworden sind, verwirft er auf das allerschroffste jede theologische Betrachtungsweise, jede Idee von einer menschlichen Unsterblichkeit, von einer sittlichen Weltordnung und somit von einer ewigen Vergeltung. Der Glanz seines wissenschaftlichen Ruhmes verlieh Häckels glaubensfeindlichen Theorien ein großes Gewicht. Mit Gier wurden sie verschlungen von einem abgefallenen Geschlecht, dem ein so gewaltiger Zeuge wider die unbequeme Religion Christi und wider die Vernünftigkeit allen religiösen Denkens und Empfindens nur zu willkommen war. Aber die Folgen der neuen „Offenbarung" erwiesen sich auf dem sittlichen Gebiete als sehr verhängnisvoll. Häckels Mahnungen zur selbstlosen Hingabe an das Schöne, Gute, Wahre hatten nur die Kraft der hohlen Phrase. Denn wenn sich ein Mensch einmal darüber „klar" zu sein glaubt, daß er nichts weiter ist als ein höchst zivilisierter Affe, und daß es keinen Gott und kein Sittengesetz und keine Vergeltung gibt, daß das ganze sittliche Leben des Menschen vom tiefsten Laster bis zur höchsten Tugend nur auf mechanische Kräfte und chemische Mischungen in seinem Organismus zurückzuführen ist und nicht auf ein ewiges göttliches Gesetz, dann fehlen in ihm die Voraussetzungen zu wirklich sittlicher Hebung. So ist es denn auch begreiflich, daß in Häckels monistischer „Sittenlehre" z. B. eine Auffassung von der Ehe zu finden ist, die der freien Liebe gleicht wie ein Ei dem anderen; so kann es denn auch nicht überraschen, wenn in dieser sogenannten Sittenlehre der „freiwillige Tod", wie Häckel den Selbstmord bezeichnet, als „Selbsterlösung" gelobt wird, wenn die Tötung „schwächlicher neugeborener" Kinder sowie durch Krankheit lebenssatt gewordener Erwachsener befürwortet wird. „Erlösung vom Uebel" nennt er die letztere. „Treue Hunde und edle Pferde, mit denen wir jahrelang zu-

sammengelebt haben und die wir lieben," lehrt Häckel, „töten wir mit Recht, wenn sie im hohen Alter hoffnungslos erkrankt sind und von schmerzlichen Leiden gepeinigt werden. Ebenso haben wir das Recht, oder wenn man will, die Pflicht, den schweren Leiden unserer Mitmenschen ein Ende zu bereiten, wenn schwere Krankheiten ohne Hoffnung auf Besserung ihnen die Existenz unerträglich machen, und wenn sie selbst um Erlösung von dem Uebel bitten." (Lebenswunder, Seite 130.)

Wir müssen es als eine falsche Vorspiegelung, als eine Unwahrheit bezeichnen, wenn Häckel seine Theorie des Unglaubens, seine Wissenschaft als monistische „Religion" bezeichnet. Denn diese hat mit Beziehungen des Menschen zu einer Gottheit rein nichts zu tun, da er das Bestehen irgend welcher Gottheit ja von vorneherein leugnet. Oder soll etwa die seiner Wissenschaft angehängte Verehrung der drei monistischen Göttinnen „Schönheit, Wahrheit, Tugend" als Entschuldigung gelten? Das ist dieselbe Falschmünzerei, die z. B. auch die bekannte hygienische Verbindung treibt, wen sie sich statt als einen „Gesundheitspflegeverein" als „Kirche Christi" bezeichnet und dazu noch als „wissenschaftliche".

Wo eine Kirche ist, da braucht man Kirchen. Häckel spricht davon, daß seine moderne Naturwissenschaft „einen Palast der Vernunft" bauen müsse, „in dem wir mittelst unserer neu gewonnenen monistischen Weltanschauung die wahre Dreieinigkeit des 19. Jahrhunderts andächtig verehren, die Trinität des Wahren, Guten, Schönen. — Die Göttin der Wahrheit wohnt im Tempel der Natur, im grünen Walde, auf dem blauen Meere, auf den schneebedeckten Gebirgshöhen; aber nicht in den dumpfen Hallen der Klöster, nicht in den weihrauchduftenden Kirchen. Dieser „herrlichen Göttin" nahen wir uns nach Häckel nicht durch „sinnlose Andachtsübungen und gedankenlose Gebete", sondern durch „liebevolle Betrachtung der Natur mit Teleskop und Mikroskop". Es ist nur schade, daß ihn die inbrünstige Anbetung dieser herrlichen Wahrheitsgöttin nicht davon abgehalten hat, das auf seine Bestellung und Angaben vom Kunstmaler Gabriel Max auf die Leinwand phantasierte Bild des „Ur-Affenmenschen" dem ganzen deutschen Volk als echt (!) anzubieten; und daß es ihm sein Wahrheitskultus zuließ, zum „Beweis" der Aehnlichkeit der Wirbeltiere Abbildungen zu fälschen, und im 17. Kapitel seiner „Welträtsel" einen obskuren literarischen Schmierfinken „Saladin" als einen hervorragenden englischen Theologen zu bezeichnen und dessen Schmutzbuch „Jehovas gesammelte Werke" als Hauptquelle für seine haßsprühenden Ausfälle gegen das Christentum zu benützen. Dieser Unehrlichkeit schämte sich der englische Uebersetzer seiner „Welträtsel" so, daß er das Kapitel nach der fünften Auflage nicht mehr unter seinem Namen erscheinen lassen wollte und Häckel endlich bewog, es durch ein anderes, wahrheitsgetreueres zu ersetzen. In der deutschen Ausgabe aber blieb es weiter stehen. —

Was die zweite Person der Häckelschen Dreieinigkeit, die Göttin des Guten, anbetrifft, so weiß er bei dieser doch nichts Besseres, als von der christlichen Moral auszugehen mit der Forderung der „Liebe und Duldung, des Mitleides und der Hilfe". Die dritte Person aber, die Göttin des Schönen, steht in um so schrofferem Gegensatz zum Christentum, von dem Häckel so grundunwahr behauptet: „Die Verachtung der Natur, die Abwendung von all ihren unerschöpflichen Reizen, die Verwerfung von jeder Art von

schöner Kunst sind echte Christenpflichten." So etwas kann nur der völlig blind gewordene Haß behaupten.

Häckel verachtet aber neben dem Tempel der Natur auch die Kirchengebäude für die Pflege seiner monistischen „Religion" und die christlichen Feste nicht. Die letzteren sinken natürlich zu heidnischen Naturfeiern herab. Am monistischen Sonntag wird an Stelle des mystischen Glaubens an übernatürliche Wunder die Lehre des klaren Wissens von den wahren Wundern der Natur treten. Und die Kirchen werden dementsprechend eingerichtet und ausgeschmückt werden. „Zwischen den hohen Säulen der gotischen Dome, welche von Lianen (Schlinggewächsen) umschlungen sind, werden schlanke Palmen und Baumfarne, zierliche Bananen und Bambuse an die Schöpfungskraft der Tropen erinnern. In großen Aquarien, unterhalb der Kirchenfenster, werden reizende Medusen (Quallen) und Siphonophoren (Polypen), buntfarbige Korallen und Sterntiere die Kunstformen des Meerlebens erläutern. An die Stelle des Hochaltars wird eine Urania treten, welche an den Bewegungen der Weltkörper die Allmacht des Substanzgesetzes darlegt."

Doch genug. der gewaltige Anhang, den Häckel als „Religionsstifter" gefunden hat im deutschen Volk und unter anderen Völkern, ist ein Zeichen der Zeit, das den Ernsten zu denken gibt. Man muß dabei unwillkürlich an Paulus denken, der Timotheus schreibt von einer kommenden „Zeit, da sie die heilsame Lehr nicht leiden werden, sondern nach ihren eigenen Lüsten ihnen selbst Lehrer aufladen werden, nachdem ihnen die Ohren jücken, und werden die Ohren von der Wahrheit zu den Fabeln kehren". Das glänzende Irrlicht, das so viele in den Sumpf der monistischen „Religion" lockte, ist erloschen. Die Sonne der Wahrheit im Evangelium aber wird weiter leuchten „mit Heilung unter den Flügeln", nachdem Häckels „Welträtsel" und andere Irrschriften, wie er selbst, längst zu Staub und Asche geworden sein werden. („Apol.")

Carnegie.

Am 11. August ist auf seinem Sommergut „Shadow Brook" in Massachusetts der Stahlmagnat und Großphilanthrop Andrew Carnegie gestorben. Und wenn ein Mann wie er die Augen schließt, dann darf man schon einen Augenblick stille stehen und einen Blick in sein Leben tun. Er war einer von den ganz Großen, aber auch von den ungewöhnlich Großherzigen unter den Reichen; ein Mann, dem der Reichtum über den Kopf wuchs, dem er aber die Seele nicht verhärtete und das Herz nicht ertötete, der sich mehr als Haushalter fühlte wie als Besitzer und der so, wie er es eben sah und verstand, mit vollen Händen — hundertmillionenweise gab. 1901, in seinem fünfundsechzigsten Jahr, nahm er sich vor, seinen Reichtum zum Wohl der Menschheit wegzuschenken. Er besaß damals ein Vermögen von einer Viertel Milliarde, d. h. 250 Millionen Dollars, und hätte, ohne viel dazu tun zu müssen, in seinem achtzigsten Altersjahre fünfhundert Millionen besessen. Aber er wollte seinen Reichtum weggeben, und zwar in der Hälfte der Zeit, die er gebraucht hatte, ihn zu erwerben. Und nun machte er sich daran mit einer bewunderungswerten Energie und gab ungefähr 300 Millionen weg: über $20,000,000 im Jahr, mehr als $50,000 im Tag! Ungeheure Summen gab er für Bildungsanstalten, besonders höhere und

hohe, wohl aus einer Ueberschätzung formaler Bildung, wie man sie so häufig findet bei Emporgekommenen, denen selbst eine bessere Geisteserziehung versagt war. Dann lagen ihm Volks-Bibliotheken sehr am Herzen. Er errichtete deren nicht weniger als 2000 in allen englischredenden Ländern der Erde mit einem Kostenaufwand von $53,000,000. Wir begreifen den Charakter dieser Bibliotheken sowie die Hoffnung, die er an sie knüpfte, wenn wir uns an sein Wort erinnern: „Shakespeare ist mir mehr als die Bibel"; er war kein Kirchenmann. Für die Förderung des Unterrichts stiftete er $16,000,000, aus welcher Summe er u. a. auch eine Pensionskasse für akademische Lehrer schaffen ließ. Er stiftete 1911 einen Fonds von $25,000,000, die sogenannte Carnegie Corporation, zur Sicherstellung seiner Schul- und Bibliothekstiftungen nach seinem Tode.

Um den Helden- und Rittersinn im Volk zu nähren, gründete er 1905 die „Hero Commission" und gab ihr $5,000,000, damit aus den Zinsen dieses Kapitals solche, die in der Rettung von Menschenleben Heldenmut bewiesen, durch Ehrenzeichen oder Pensionen belohnt werden sollen. Hunderte von Männern, Frauen und Kindern sind die Empfänger von Stipendien aus diesen Fonds geworden. Er stiftete, was wenige wissen, auch für Deutschland einen Heldenfonds von $1,500,000 und einen ebensolchen von $130,000 für die Schweiz.

Eines seiner letzten und höchsten Ideale war die Abschaffung des Krieges. Er schenkte $10,000,000 zur Gründung eines internationalen Friedensfonds und baute mit einem Kostenaufwand von $1,500,000 den herrlichen Friedenspalast im Haag in Holland. Wie ein Blitz fiel die Kriegserklärung im August 1914 in die erste große Tagung seines erträumten Friedensparlamentes, dessen Mitglieder eben daran waren, sich zu versammeln.

Wie von der Bildung des Geistes, erwartete er auch große, zu große Dinge von der Pflege des Gemütes, besonders durch die Musik, deren leidenschaftlicher Freund und Gönner er, der selbst vollständig Musikunkundige, war. Hunderten von Kirchen und Anstalten schenkte er Pfeifenorgeln. Für die Carnegie-Musikhalle in New York gab er $2,000,000 aus. Er gedachte auch mit vollen Händen seines schottischen Vaterlandes. Aber für eigentlich religiöse Zwecke, Kirchenbau, Mission u. dgl., hatte er leider weniger Verständnis und gab er nie eine größere Summe. Aber er gab und gab Hunderte von Millionen nach dem Licht, das er hatte, und beschämte dadurch die meisten sehr Reichen, die nicht sind wie die Quelle, die immer und alles gibt, sondern wie der Strudel, der alles in sich hinein saugt und zwingt.

Daß er kein reicher Faulenzer war, dafür spricht allein schon der Umstand, daß er nicht weniger als sieben Bücher schrieb. Wir nennen nur „Das Reich des Geschäfts" (1902), das in acht Sprachen übersetzt wurde, „Probleme der Gegenwart" (1909), „Triumphierende Demokratie" (1886), „Das Evangelium des Reichtums".

Die Geschichte Andrew Carnegies ist wie ein Roman. 1835 in Schottland geboren, kam er, dreizehn Jahre alt, mit seinen Eltern nach Amerika. Hier trat er in Allegheny bei Pittsburgh als Webergehilfe in eine Baumwollenfabrik ein; dann wurde er, achtzehn Jahre alt, Depeschenträger, lernte dabei das Telegraphieren und wurde Telegraphist. In dieser Stellung avancierte er seiner großen Tüchtigkeit wegen bis zum Divisions-Superinten-

denten. Dann verband er sich mit Mr. Woodruff, dem Erfinder des Eisenbahnschlafwagens, und betrieb mit ihm die erste Fabrik solcher Wagen, wodurch er den Grund zu seinem Reichtum legte. Dann begann er seine Petroleumunternehmungen. Er kaufte ein großes Areal Land, bohrte nach „Oel" und erzielte in einem Jahr aus einer Kapitalanlage von $40,000 nicht weniger als eine Million Dollars reinen Barprofit. Nach dem Krieg ging er an die Eisen- und Stahlproduktion, in welcher er bald ungeheure Erfolge erzielte und das Fundament legte für die Größe und die Bedeutung von Pittsburgh als Vorort der amerikanischen Eisen- und Stahlindustrie.

Zu großen Ehren ist der einstige arme Weberjunge durch seine Wohltätigkeit besonders der Schulwelt gegenüber gekommen. Mit hohen akademischen Titeln schmückten die Universitäten Englands, Schottlands und Amerikas den ungelehrten Mann. Er wurde sogar Lord Rektor von der Andrews Universität sowie derjenigen von Aberdeen. Nun ist er den Weg alles Fleisches gegangen. Er hat für andere gelebt und gesammelt. Der Bürgermeister von Pittsburgh tat wohl daran, daß er an seinem Todestag alle Flaggen der Carnegiestadt auf Halbmast setzen ließ. Hunderttausende schauen dem Toten mit tiefem Danke nach und segnen sein Gedächtnis. Gott aber, der gerechte Richter, wird ihm den Lohn geben, der ihm nach seinen Maßstäben gebührt.

Zum Schluß etliche epigrammatische Aussprüche des edlen Mannes:

„Der Tag ist nicht fern, wo ein Mensch, der Millionen selbstbehaltenen Reichtums zurückläßt, unbeweint, ungeehrt und unbesungen sterben wird."

„Reichtum kann nur insofern Glück bringen, als er als größere Gelegenheit benützt wird, andere glücklich zu machen."

„Wenn man zurückschaut, hat man nie das Gefühl, zu viel gegeben zu haben, wohl aber muß man oft bedauern, nicht mehr gegeben zu haben."

„Für die Vollkommenheit ist kein Preis zu hoch."

„Werde Meister in einem Fach, nicht Pfuscher in jedem."

„Wie ich zu meinen ersten $1000 gekommen sei? Ich habe sie mir erspart."

„Es ist ein niedriges und gemeines Begehren, Geld aufzuhäufen; dieses muß immer eines Menschen Sklave und darf nie sein Herr und Gebieter werden."

„Ein Philanthrop ist gewöhnlich ein Mann, der mehr Geld hat als Verstand."

„Wenn ich Fausts Handel machen könnte, so würde ich es tun. Ich würde irgend etwas geben, wenn ich mein Leben zur Hälfte noch einmal durchleben könnte." („Apol.")

In Hawaii.

WILLIAM C. ALLEN

In the middle of the Pacific Ocean are the beautiful Hawaiian Islands. There the stately mango, the scarlet flowered poinciana, the big-leaved bread-fruit, the tall cocoanut palm swing in the tropic breeze. There are charming drives between the lofty mountains and the coral-fringed sea. But to the lover of humanity all these sink into insignificance in comparison with the racial concord discovered in this land.

One morning recently I was in the first grade room of a public school in Honolulu. It was presided over by a Hawaiian teacher and there were fifty-eight children in the room. In front of me stood little Russians, Americans, Filipinos, Koreans, Spaniards, Hawaiians, Japanese, Chinese, Portugese, Porto Ricans, besides many mixtures. It was a typical scene.

On the street-cars of Honolulu you find yourself surrounded by all sorts of men and women whilst being whisked thru the pretty sun-lit and rain-cleansed streets of the city. Americans and the white nationals of other countries surround you. There are dark skinned Hawaiians with their often fine and expressive features and lustrous eyes, whilst serious Portugese, lively Porto Ricans and active little Filipinos are all in evidence. Negroes are occasionally seen. You elbow the Orient without visiting it. Dignified Chinese and Japanese are particularly observable. Most all members of these races wear the conventional western attire. The women, excepting some of the oriental peoples, generally dress in white. If you want to see magnificent black pigtails graced with brilliant colored ribbons, sit in a Honolulu street-car some afternoon when the school children are going home. Many of the adult Chinese women are garbed in their national blues and wear pantaloons of the regulation eastern style. The host of fetching Japanese costumes appeal to you. The dark-eyed women of the fascinating Land of Art display an infinite variety of patterns and colors in kimonos and other Nipponese accessories connected with dress. Their robes, as in Japan, are gay beyond description. The wonderful white stockings and gites constitute a form of foot gear seen nowhere outside of the far East. All these people are polite and orderly in their association and converse together as if of common racial origin. The little Japanese ladies bob and smile gracefully when compelled to step in front of you.

In Honolulu the oriental business quarter almost imperceptibly mingles with the American business section of the city. Japanese and Chinese sign-boards with their strange characters are interspersed with the English alphabet. The exquisite tints of the fabrics of oriental civilization touch the more somber colors from the Occident. Japanese and Chinese counting houses are served by men who barter in different languages and who calculate with balls strung on wires. There is mutual patronage of establishments conducted by different breeds of men. The wholesale concerns present very similar characteristics. Some of the big oriental houses do an annual business of from half a million to several millions of dollars per year. These rivals entertain a mutual respect for one another and pull together on behalf of Hawaii and Honolulu. The fact, so little understood by those who are insular or prejudiced in their feelings, that the broadest cosmopolitan principles of business are transmuted into success is finely illustrated in prosperous Honolulu. It pays to be polite and generous to competitors.

According to the 1916 report of the Governor of Hawaii the estimated population of the Territory, exclusive of United States military forces, was divided as follows: Japanese 97,000; Hawaiians 23,770; Portugese 23,755; Chinese 21,954; Americans, British, Germans and Rus-

sians aggregated 16,042; Filipinos 16,898; part-Hawaiians 15,334; Porto Ricans 5,187; etc.

In such a community society becomes somewhat blended. The Japanese marry little outside their own people. Other races more or less inter-marry. There is mixed blood along with the purest racial strains in the higher social circles of Honolulu. Territorial and consular social functions are attended by representatives of all the races. In the intimacies of private life, as elsewhere, people largely keep within their own group, influenced by education and wealth quite as much as by the color of the skin or racial descent.

A leading college professor of Honolulu has said of the Islands, "The group may be looked upon as a great international laboratory." It teaches the priceless lesson that men and women can, under what we apprehend to be the most trying conditions, live close to one another in great harmony if they agree to do so. It has performed the splendid patriotic and political service of sending back to Japan and China thousands of ex-workers who have reported to their people at home that justice and good-will are possible under the flag of the United States. This is a mighty factor in the maintenance of the cordial relations so necessary to a continuance of the spiritual and material interests of the nations involved,—none more so than American.

The Christian workers of the Territory are alive to the possibility that the young people of these different races may not find a spiritual home after attaining maturity either with their parents or with America. Special work on their behalf is carried on successfully. The *Friend*, a publication of Honolulu founded in 1843, is now published in five languages. Church services in both American and foreign languages are reverently conducted in spacious oriental places of worship. The congregations of churches of oriental patronage are overwhelmingly made up of boys and girls under twenty years of age. Their Japanese and Chinese pastors are devoted and sincere men. They perform an admirable service to America by taking young men into their homes and instructing them in the principles of the Christian religion and the political ideals of their adopted country.

Some of my readers will naturally think that the varied population of Hawaii live in amity because of latter years the Islands have been strongly guarded by the army and navy of the United States. This fails to be a satisfactory explanation when we remember the historical fact that this concord has always existed and that in practical experience the heaviest armed soldiery does not suffice to create racial unity. The assumption that the climate leads all these diverse people into a complacent attitude toward one another also falls to the ground when we recall that the different breeds represented include not only the most sensitive nations of the earth but some of the emotional tropical peoples as well.

I have asked numerous men prominent in Hawaiian life what reason they could assign for the racial harmony that obtains in the Islands. The following may epitomise the views expressed. A leading Japanese pastor answered: "They (all races) have been treated well. Many of

the leaders and employers of Hawaii are largely the descendants of missionaries and have treated their people in a Christian spirit, with frankness and with a spirit of goodwill—that is the great lesson." Said a widely known Chinese minister; "We all live near together and understand one another. There is no discrimination between races either by local or United States government, or in schools, Y. M. C. A., churches, or in any other respect. The backing for the above is found in the liberal and Christian attitude of men in control of the country, who are largely the descendants of missionaries and who have maintained the Christ spirit in racial matters." A prominent white resident of Honolulu replied: "We treat them all like men—we don't slobber over them —but we treat them all alike, Americans, Portugese, Japanese, Chinese, Porto Ricans, Filipinos, Hawaiians, all receive the same treatment in every respect. Their children all go to school together, sit by one another, play with each other, and no favoritism is shown to any, politically or otherwise."

So then, the divine injunction to do unto others as we would have them do unto us is largely responsible for this extraordinary situation. All these people prove responsive to the fundamentals of justice and love.

The value of practicing the Golden Rule in dealing with other races is clearly indicated in Hawaii. The importance of maintaining its precepts is becoming increasingly recognized on the Pacific Coast. Japan has for years honorably restricted emigration to America. It is extremely difficult to get along with other people if you fear or suspect them. We are face to face with the Orient. If we are to do business with Japan and China, the innuendo so often in the past applied to Orientals without foundation in fact, must cease. Our people will pay a tremendous price if they permit a portion of their press or citizenship to indulge in international rudeness or folly. Satisfactory relations and the interests of religion alike depend on whether we treat the Far East in a spirit of courtesy and goodwill or no. Christian people all over America have a vast responsibility in this matter. The best development of America and the highest patriotism are bound up in it. Will the churches rise to the needs of the hour? Can we begin too soon?—*Lutheran Survey.*

Beobachtungen im canadischen Westen.

Wenn man fast 5000 Meilen per Bahn, über 500 im Auto und noch einige Strecken per Achse und auf Schusters Rappen zurückgelegt hat, ist man um eine Anzahl Beobachtungen reicher geworden, die man gern mit seinen Freunden teilt. Ach, was hat der Vertreter eurer Prophetenschule nicht alles wahrgenommen auf seiner jüngsten Reise nach dem canadischen Westen! Er war 7½ Wochen aus seiner Klause fort, aber es erschloß sich ihm eine Welt, die an Reizen alle Werke der Wissenschaft und Bildung auf den muffigen Bücherbrettern übertrifft. Da weht ein frischer Wind in Danitoba, Saskatchewan und Alberta. Der fegt mit seinem reinigenden Hauch alle verkehrten östlichen Vorstellungen vom weiten Westen einem aus dem Hirn. Man reist und reist und reist und meint sich weit jenseits der Grenze zu befinden, wo die Welt mit Brettern vernagelt ist, da auf einmal

tauchen Großstädte aus der Oede auf, wie Winnipeg, ein Wunder des nordwestlichen Fortschritts. Breite, gutgepflasterte, mit Schattenbäumen bestandene Straßen, elegante Residenzviertel und Parks, wimmelnde Geschäftsstraßen und riesige Gebäude amerikanischen Musters. Und Regina und Moose Jaw und Medicine Hat und Calgary und Edmonton lassen sich auch sehr günstig vergleichen mit unsern großstädtischen Schönen. Allerdings hat der Krieg das rasche Aufblühen dieser Städte in den letzten vier Jahren gehemmt, wie aus manchem ins Stocken geratenen Bau und dem Anblick unzähliger verwundeter Soldaten ersichtlich war. Auch schienen die Ernteaussichten für dieses Jahr nicht sehr versprechend. Und von der Weizenernte leben die Provinzen, die ich durchrist. Aber was der Nahrungssinn an wogenden Saatfeldern vermißte, das ersetzte meinem Sinn für die Werke der göttlichen Hand die reizende Natur.

Auf allen Pfaden prangten Blumen in buntester Mannigfaltigkeit. Und wer ist nicht ein Bewunderer der Blumen, der wilden Blumen, meine ich, die ohne die Pflege eines sichtbaren Gärtners sich zu behaupten wissen im Kampfe um ihren Platz an der Sonne! Die Flora der Prairien tut's einem geneigten Beobachter an. Sie nennt einem die Namen nicht ihrer zierlichen Jungfern, die im lilafarbenen, lachsfarbigen, purpurnen, rosaroten, magentaroten, himmelblauen, wollig-weißen und goldenen Schmuck strahlen. Wer aber nun mal die Flora gerne hat, der beachtet doch so mancherlei Bekanntes: den zierlich geformten Frauenschuh jener Orchideenart, den Duft und das abwechselnde Erröten der wilden Rosen, die flammenden Banner des Blutweiderich, den glühenden Kelch der Feuerlilie, die Prairiekegelblume mit dunkler Mitte und herabhängenden goldenen Strahlen, die Gaillardia in dunkelroter und goldgelber gezackter Scheibenpracht. Das erinnert mich an unsere liebe Nachbarin, die vor meiner Abreise noch beteuerte, daß sie für drei Gaillardapflanzen einen Dollar bezahlt habe. Und auf der canadischen Prairie waren sie zu Tausenden frei und umsonst zu pflücken. Was hätte das für die Schulkasse doch eine schöne Summe abgegeben, wenn die erblickten Gaillardis alle in Geld umzusetzen gewesen wären! Doch zu den Blumen zurück, die prächtiger sind als alles, was Geld zu erkaufen vermag. Ich zählte an 15 verschiedene Arten von Pflanzen mit graugrünen Stengeln und Blättern, als ob diese „Feldgrauen" sich am besten zu behaupten wüßten auf dürrer Steppe, besonders der Prairiesalbei und das Silberweidengesträuch. Kugelige und flachsstengelige Kaktusse mit roten und mit gelben Blüten, Schneeholder, Anemonen, blaue Glockenblumen und hellblauer Flachs, Labkraut, Strohblumen, Wicken- und Kleearten und mancherlei sonstiges Gewächs interessierten den Beobachter auch. Er fand selbst an dem Unkraut beachtenswerte Züge, wie die außerordentliche Vermehrungsfähigkeit des „Frenchweed" in gut gepflügtem Acker. Im gut bestellten Gemeindegarten können auch die verschrobenen Bibelauslegungen der — nun, ich will sie nicht nennen — schnelle Erfolge erzielen!

Die Tierwelt der Prairie, obgleich beweglicher und scheuer als die Flora, drängte sich auch meinen Blicken auf. Ueber mehr als ein Halbdutzend Goffern fuhren wir dahin im sausenden Auto. Die Farmer mögen es uns gedankt haben, denn die allgegenwärtigen Goffer sind eine Landplage. Einige Habichte und Schneeeulen sahen wir auf der Gofferjagd. Hui, da sprang ein großer Jackrabbit aus dem Schneeholdergebüsch auf.

Drüben lief ein Cayote oder Prairiewolf über den beackerten Boden dahin. Unzählige Spuren der ehemaligen Bison oder Büffel waren zu erkennen, die sogenannten „Buffalo Trails“ und „Buffalo Wallows.“ Erstere schlugen immer den geradesten Weg nach den Wassertümpeln ein und verzweigten sich weit über die Prairien. Fuchslöcher, Dachshöhlen, Stinkkatzen im charmanten Pelz, Bisamratten in ihren strohernen Pfahlbauten auf dem Wasser, Merkmale der fleißigen Biber, die mächtige Pappln zum Dammbau abgenagt und umgeworfen hatten, trauliche graue Eichhörnchen, Kopf und Geweih vom erlegten Moose bei einem meiner Wirte, der ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn war und die Moose- und Caribou- und Wapitijagd sich nicht untersagen ließ, und neben diesen Zeichen der Pelzträger dann auch die gefiederten Bewohner der Sümpfe und Teiche und Seen, die Wildenten und Möwen und Schnepfen und Steißfüße und Krummschnabel und gelbbrüstige und rotflügelige Staare und Wiesenstaare und Rebhühner und was für Vögel nicht sonst beleben die grasigen und seenreichen Steppen! Da brüteten die Wildenten zu Tausenden und die Entenmütter führten ihre Jungen zu den ersten Flottenübungen der gefiederten Marine aus. Prächtiger Anblick! Und nicht mit dem Gesichtssinn allein, sondern auch mit dem Geschmacksinn sollte ich die canadischen Wildenten kennen lernen; denn obgleich das Entenschießen vor dem 1. September streng verboten war, griffen Geschwister S. auf ihrem Weiher einfach ein halbes Dutzend Wildenten ohne sie zu schießen und ließen sie ins Predigt- oder Professorenamt wandern. Die lecker gebratenen Brust- und Schenkelteile stärkten mich noch auf meiner Reise nach den Staaten zurück.

Am unvergeßlichsten aber wird mir ein Abstecher in die canadischen Felsengebirge bleiben. Bruder H., der mit nach Lake Luise fuhr, war nun gerade kein Bergsteiger. Ihm ging auf halbem Wege schon der Atem aus und er zog es vor, vom Hotelfenster aus den klaren Bergsee und Victoria-Gletscher dahinter zu betrachten. Ich aber stiefelte weiter auf steilen Bergespfaden. Durch kühlen Nadelwald mit entzückender Alpenflora. Hauptsächlich die verschiedenerlei Heide reizte mich: purpur, weiß und gelb. Und Gauklerblumen, Akelei, Steinbrech, Waldmeister, Mauerpfeffer, Lebermoose, Antennaria. Und, o, diese Pracht der Kastillea, die auf der Ebene blasser blüht, hier aber in tiefstem Scharlach den Abhang färbt, was Wunder, daß man sie „Indian Paint Brush“ nennt! Und dann stürzte vom Bergeshang der Gießbach herab mit schäumender, eiskalter Gletschermilch. Und die pflanzenlosen, nackten Felsenzacken krönte ein Diadem von ewigem Schnee und Eis. Ich mußte meiner Wonne durch lautes Aufjauchzen einmal nach dem andern Ausdruck verleihen. Ich meinte, Gott schon vorher lieb gehabt zu haben, aber ich habe mich aufs neue beim Anblick der Bergesspitzen in den Schöpfer verliebt! Ich verstand, was der altisraelitische Harfenschläger sagen wollte mit seinem: „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hilfe kommt.“ Ich lernte Kalebs Wunsch zu würdigen, als er bei der Verteilung Kanaans bat: „So gibt mir nun dieses Gebirge!“ Und wenn irgend einer meiner geneigten Leser mal bis nach Calgary über die canadischen Ebenen kommen sollte und vielleicht die Ebenen zu eintönig findet, der mache einen Abstecher in die „Canadian Rockies“ und lerne den Gott der unendlichen Ausdehnungen auch als den Schöpfer der eisgekrönten Höhen bewundern. (F. W. C. Meyer, im „Sendboten.“)

BOOK REVIEW.

(When ordering books, please mention this Magazine.)

NOTE—Reviews, when not signed, are by the Editor.

The New Orthodoxy by *Edward Scribner Ames.* The University of Chicago Press. 1918. 127 pages.

That theological beliefs are in a state of flux with many is obvious to the most casual observer. In the liberal churches this fact finds ready and full expression, while in the more conservative communions it does not come so to the surface but is felt as an undercurrent. It would be foolish to think that the theologians of the 16th century had spoken the last word in statements of doctrine. Nearly everyone, at any rate, concedes that the *emphasis* may change, that, for instance, in the Reformation Era the stress was on justification, and that in the Pietist and Methodist movements it was on sanctification; or that the view-point of the old theology was individual while ours is social. Such change of emphasis or view-point has not found authoritative expression as yet. In the social programs of great churches or church federations, however, a modern counterpart to the old formulation of creeds may be found. Ours is not a creed-making age. We are more concerned with practical questions. We leave the old doctrines untouched if we can, for we know it might breed strife, if we did not. Besides, a great many think it does not matter. When we have to battle with Capitalism, Bolshevism, and Catholicism, what is the use of reviewing doctrinal controversies or picking a quarrel with the evolutionist?

Yes, but there remains the old question, "What think ye of the Christ?" In the modern revisions of doctrines He is always the stumbling-block. So in this present book. Christ is to the author the great observer of human life. He brings out the great truths that pervade its organism. He is not the first one to do it, no, he is one of many exponents, but he does it better. He indorses the moral distinctions that past ages have brought to recognition. He teaches and practises the law of love, and in his outlook on the future he is buoyed up by faith, i. e., belief in the great possibilities lying in the human race, if well guided.

Such an estimate upon Christ is not adequate. And we realize what we may expect of the writer on other subjects. The Bible is a great book, but it had a very human history. For us the King James Version has put it in the form of a complete book; but in the meantime the spirit is working, and there is nothing to hinder us to include the poems of Whittier, Lowell and some of Tennyson's with the Bible lyrics, or the teachings of the wise men of modern times with those of Jesus. Jesus and Paul and Luther and Bishop Brooks he mentions in one breath, his Bible is a "growing Bible."

The "changing goal" of the Church will be its desire to furnish inspiration and guidance for the realization of modern ideals. The new

attitude is to "build the city of God here," not, as expressed in the old hymn, "I'm but a stranger here; heaven is my home."

We have become quite familiar with that spirit. There is also a great amount of truth in it with which we heartily agree. But to put Christ on a level with Plato or Buddha or Shakespeare, won't satisfy us, and to obliterate the difference between secular and spiritual, between God's kingdom and the world, is, not a new, but a dangerous experiment. Few of us, we think, will be ready to substitute this New Orthodoxy for the old one.

Evolution in Christian Doctrine by *Percy Gardner* (professor in Oxford University). 1918. 241 pages. 5 shillings net. Williams and Norgate, London; G. P. Putnam's Sons, New York.

The subject of this book is almost the same as that of the preceding one altho they are the productions of two different continents. It is evident that the liberal movement in the Christian Church is making itself felt everywhere. The book is the forty-first volume of the "Crown Theological Library." The works already published of that series are nearly all of the same theological school. The great majority of them are translations from the German. Adolf Harnack leads the list of these by great odds. That fact serves to characterize the nature and standpoint of the works. At the same time it shows to how great an extent liberal theologians in the English countries are dependent on German research. The author, writing during the war, in a way apologizes for this by saying that, if he and his kind have learned so much in method and viewpoint from German scholars, their findings should not for that reason be received with an unfavorable prejudice.

The writer is a member of the English "Broad Church." This wing of the Anglican Church is somewhat rationalistic in spirit, but strongly opposed to the Romanistic tendencies of the Ritualistic party. He is a "Modernist," who believes that Christian doctrine has not found its final statement at the time of the great Councils, nor, for that matter, in the Reformation century either, but that contemporary philosophy and science will affect it at all times and make modifications necessary. He believes in evolution in the spiritual world as well as in the physical. There is, indeed, a permanent element in the Christian religion, its spiritual excellence, but also a changing one, that which relates to human forms of expression, to world views, organization. We can notice an evolution even in the New Testament, from the embryonic state of teachings in the Synoptics to the more elaborate theology of Paul and the mystic views of John. That the revelation of God and adequate religious views was gradual in the Old Testament is generally conceded, but the author thinks that such a process can also be traced in the New Testament. Its main stages would be the Synoptics, Paul, John.

The orthodox view of the origins of Christianity—he calls it "cataclysmic," i. e., sudden, calls for a miraculous birth of Jesus, for miracles all the way thru, and for a miraculous resurrection and ascension. Gardner thinks we can get along without these miracles. Even the resurrection, altho he grants that the disciples must have had some kind

of vision, can be dispensed with. The character and message of Christ are the essential thing. He does not want to eliminate the divine element in the gospels or the history of the Church. God is immanent in his world and kingdom, but he works in accordance with law. The belief that has a preference for miraculous intervention is a superstition which belongs to an earlier stage of development.

In this way he subjects the theological beliefs of the Church to a critical test. The doctrine of the Trinity as a belief in three persons in the deity is untenable. Jesus had a beginning in time and altho the perfect revelation of God for us He is not God Himself. The Holy Spirit is not a person but an influence and a power working in the Church. It is true the creeds teach differently on these subjects, but we must have the privilege of re-interpretation. A Christian of the 20th century cannot be put into the straight-jacket of old-time orthodoxy. He does not believe in objective reconciliation (see Denney on Reconciliation in the preceding number of the "Mag."), nor even that salvation comes by faith without works in the accepted sense. Luther's teaching was only that outward works don't justify, but inward disposition only.

How can a man with such views subscribe to the creeds and the thirty-nine articles of the Church of England, we ask. He says, because this subscription is only meant in a general way and leaves each individual clergyman the privilege to interpret these articles in the light of 20th century theology and according to the dictates of his conscience. We would call this dishonest or at least inconsistent. He says, dishonest it cannot be for the practice is well understood and tolerated, and as to its being illogical or inconsistent, he contends it is the redeeming feature of the Englishman in church and state that he is inconsistent. To his capacity for compromise, for adaptation to a changing environment, to his readiness for necessary changes without breaking with the past, he owes a great deal of his success in politics, administration and world power. To this even the Church of England owes her continuing existence and vitality in no small measure.

Christ in You. New York. Dodd, Mead and Co. 1918. 184 pages.

The book is anonymous. Why the author has withheld his name we can but guess at. We imagine it is on account of the very unusual theology he offers. The title seems unsuspicious and orthodox enough. "Christ in us" is a very common term for the unfolding of the Christian life in the believer, the process of sanctification. You expect something like F. B. Meyer's Exposition of I. Peter on his "Way into the Holiest" (John 10-17), but you are far off the mark. The writer is a mystic, not a medieval mystic, who, by contemplation, sinks his individuality in the deity, yet expects no results on the physical plane, but a modern mystic, who by rising to the God-consciousness, triumphs over sickness and death itself. We are not at all sure that we follow him in his mystical flights. His language is plain enough, nothing involved about it, the sentences as brief and transparent as St. John's; there is

also a steady flow of Bible references. But his interpretation is different and he moves on a different level. He readily admits it. He says most people live on the sense plane, they must, however, move to the spiritual.

The fundamental truth is that God is everything. He is everywhere, more, the whole God is in every blade of grass. Much more in the human consciousness, if we only come to know it. But the trouble is most people feel their separateness from Him. They see personalities, limitations, sin, error, sickness. If they follow the teaching of the author they will feel they are part of the deity, strength and victory will be theirs, and altho the limitations of personality are lifted, their individuality is only intensified.

"All outside energy is waste and hindrance. As you quietly wait upon God, the breath of life renews each particle of the body by its silent, orderly activity. In the silence the heart of flesh will have become one with the heart of the spirit; and thus you bring about perfect circulation of the blood." "Tonight when you rest, do not allow the senses to suggest weakness or weariness; instead allow your spiritual atmosphere within and without to enfold and invigorate you, until you are conscious of spiritual conquest before you sleep. Your whole body will be renewed by this holy baptism, and your awakening in the morning will be a triumph and a joy."

We duly ask in reading a book with such a title, where does Christ come in? Well, the writer makes much of Christ, but his way of speaking of Him is such that no substantial meaning seems to remain. "The cross of Christ has a wide meaning, and only divine wisdom can interpret its greatness and its love. The principalities and powers can no longer harm you against your will. The cross was the lifting up of humanity into divinity. You can never know the full meaning of sacrifice until you too enter into sinless and selfless Christhood." Under these circumstances we fear that it will ever be hidden from us this side of heaven.

The author tells us in one place how he entered into the spiritual world, and in another how he stepped into greater fulness of God, into life more abundant. But we fear that there will be few who wish to take him for their guide.

It stands to reason that he has nothing to say of the change in outward conditions so much stressed by the exponents of the social gospel of our times. If a man can rise over all the hindrances, limitations and imperfections of the environment by a mystical act of union with the divine, he won't bother about such little things as the Christianization of the Social Order. He sees his task in leading as many as he can into his way of thinking and aspiring, and the happiness of the individual is assured.

Religion for Today by *John Hayner Holmes.* Dodd, Mead and Company. 1917. $1.50. 335 pages.

Mr. Holmes is the pastor of the Church of the Messiah in New York City. He classes himself with the radicals in religious thought. He

has the courage of his convictions even when they go against the most powerful currents of public opinion. When the war broke out between the United States and Germany, he stated his opposition in the strongest terms and announced that no support would be given it from his pulpit as long as he had charge of it. Only recently he charged the Council of Federated Churches with cowardice for not taking up the case of the conscientious objectors when it was unpopular, and only espousing when it became safe again to do so (see article in "Rundschau" of July number).

In this book he gives a number of addresses as delivered in his church. They are representative of his religious position and his views on social and other live questions of the day. The very first one, the "New Religion," discloses what we may expect from him. He makes reference to the address, several years ago, by Chas. Eliot, the former head of Harvard, on "The Religion of the Future," and pronounces himself in substantial agreement with that thinker. The new religion will be in entire harmony with science. Whatever science finds out in geology, anthropology, psychology, history or any other sphere and shows valid reason for, theology will accept. Old superstitions will be abandoned and all bigotry and dogmatism discarded. The new religion will be entirely dominated by ethical standards as contrasted with the theological point of view. The vital thing in religion is not faith, but character. Not what a man believes about the birth of Christ or the fall of man or the resurrection of the body, but what he is as a man, is the true test of religion. Creeds, rituals and confessions will disappear, and in their places will remain the moral sentiment as the all-sufficient content of religion. The new religion will be social, not individual only. It will be universal. Of course, there will be divisions according to races and nationalities, and divisions within particular countries for it is impossible to get uniformity of thought. But these distinctions will not affect the vital aspects; the moral principles prevailing everywhere will be the same and form the bond of union the world over. This new religion is really no new religion but the old one practised by all good men of all ages. He quotes Theodore Parker as one who taught this religion "pure and undefiled" and declared in his last days, "The religion I preach will be the religion of enlightened men for the next thousand years." It is the Unitarian view of religion. It appeals to the man of science, the aristocracy of the mind, the natural man in all ranks of life. It finds expression in an ever-increasing literary output, and yet it cannot boast of great popular support. The Unitarian Church, inspite of great leaders and able writers, numbers less than 75,000 members after a propaganda stretching nearly over a century.

It is not necessary to examine the addresses individually. That is, they are all well written and clearly presented, but the standpoint is clear and intelligible from the first. Since religion is morality and morality has become, by slow evolution, an integral part of the mental nature of man, divine revelation in the ordinary sense was not necessary. No religious book, be it the Vedas or the Koran or the Bible, can claim divine origin. They all had their natural growths as a product

of the moral forces operative in a certain environment. They have no more authority than their character can demand. The mind of man itself is the highest authority. As in the domain of politics liberty has taken, or is taking, the place of authority, so it will be in religion and the Church. No creed, even if backed by all the twelve apostles, should be imposed on any man, he ought to be entirely guided by his own reason as to what he is to believe.

We certainly cannot follow the author in his extreme individualism and liberalism. To us morality is the fruit of religion, not religion itself. We believe salvation makes our character, but not that character makes our salvation. We believe that holy men of God have written, moved by the Holy Ghost. But when we come to the social program of the man, the relation of the Church to the world, the mission of the Church to save and re-make the world, not only the sinner, we cannot but admire the stern idealism of the man. He "hews straight to the line, let the chips fall where they may." He scorns every adaptation to the world and its standards. He contends that the Church has lost the support of the poor because she has been contented to play police officer for the existing order of society and state. He denounces war uncompromisingly, and all in all stands before us as a man of lofty principles, sturdy manhood and a prophet's fearlessness.

He sees clearly and admits unreservedly the difficulties of a theistic view of the origin and evolution of the world, but he also shows just as convincingly that the atheistic or agnostic interpretation of the universe are still more irrational and less impossible of proof. He contends strongly for the personality of God, and his arguments for it, if not sounding profound philosophic depths, are certainly ably presented and convincing to the ordinary man.

So whatever be our opposition to his theology, no one can read the book and study his views without being mentally and morally invigorated by it.

Prophecy and Authority. A study in the history of doctrine and interpretation of Scripture by *Kemper Fullerton*, Professor of Old Testament Literature, Oberlin Graduate School of Theology. 1919. MacMillan Company. 213 pages.

This book does not aim to discuss the prophecy or prophets of the Old Testament as the advocates of social justice, as has been done so frequently in late years. Nor does it stress the need of the prophetic note of authority for the modern preacher. It rather contends for the modern view of the interpretation of Scripture, as applied to the prophecies, chiefly of the Old Testament. The author had intended originally to give a history of Bible interpretation. But since the war seemed to make people indifferent to the discussion of historical subjects, he limited the scope of his work to a phase which, in his opinion, would promise practical results. What the people of today need, he thinks, is a less dogmatic and *more scientific exposition of the Scriptures.* They must be taught to know that the prophets, in particular, spoke for their times and must be studied from that view-point. Therefore he discoun-

tenances especially the position which sees in them fore-tellers, and emphasizes that they are moral preachers who proclaim the will of God to their contemporaries, but in such a way that they become models for the moral and religious leaders of all coming times. While this is his chief subject, the argument is, nevertheless, so conducted that we feel the original, more comprehensive plan is not entirely abandoned and throws the discussion out of balance. Still we are not so very sorry for this, for, while the author does not strictly confine himself to his subject, he gives a very interesting presentation of the more important stages of Bible interpretation.

This is especially true of the times of the Christian Apologists and Fathers of the first centuries. The first defense of the Christian faith had to be made against *Jewish opponents*. The first apologists for the gospel of Christ, therefore, derived their arguments naturally from the Old Testament. They aimed to show that Jesus was the Messiah predicted in the Old Testament. In trying to accomplish this they employed the allegorical exposition of the Old Testament. This method was the method of the times. It had first been used by the Greek philosophers to justify the mythological extravagances of Homer. Later, Philo employed it to show that the Scriptures were in harmony with the teachings of Greek philosophy. So the Christian apologists adopted this generally accepted way to prove that the Old Testament Scriptures had been fulfilled in Christ. Here the author's quotations from Justin and others are very full and interesting. They illustrate that the apologists believed that nearly every detail of Christ's life, sufferings and death was a fulfilment of a definite Scripture prophecy or type.

When Gnosticism arose it was necessary to shift the argument from the Old to the New Testament. The Gnostics did not believe in the Old Testament but they believed in the New. So the Christian writers started from this common ground and sought to prove from the teachings of Jesus and the apostles the divine authority of the Old Testament. Their great service they rendered here was that they saved to the Church the whole of the Scriptures and prevented the faith from becoming evaporated into theosophical speculations and the gospel from a complete Hellenization. But in doing this they stretched the uses of the allegorical interpretation to the very limit. The writers themselves felt the difficulties and absurdities in which they involved themselves. But instead of trying to find a really scientific, i. e., an historical, method of exposition, they finally took a fatal step. When Scripture proof became unsatisfactory they appealed to the *authority of the Church*. The Church thru its leading congregation, bishops, councils, and lastly thru its creeds, became the voucher for divine truth and the interpreter of the faith. It is true the Scriptures never lost the place of supreme authority, but, side by side with the Scriptures, *Tradition* was raised to a level with the Scriptures, and the right of interpretation was vested in the Church, and in time to come in the Papacy.

The Reformation made its appeal from the pope and the Church to the authority of Scripture. Hence the Reformers taught the doctrine of the perspicuity of Scripture. So they were compelled to give up the

allegorical interpretation of the Bible. It is their great service to have paved the way for a sensible, historical exegesis of the Scripture. As Luther says, "It is necessary, if one will understand the prophecy, to know how it stands in the land, what events transpired, what the people thought, what the relationships were which they sustained to their neighbors, friends or foes, and especially what their attitude was toward their God and toward His prophets." Here we have the principles of modern critical exegesis, especially as related to prophetic literature. Calvin adhered even more rigidly to sound exegetical standards. They both insisted that the words of Scripture had not a double sense, literal and allegorical, but a literal sense only. It is true that Luther, owing to his "christo-centric" view of the Scriptures, often resorted again to allegorical interpretation, and that Calvin, following his view of "types" in the Old Testament, departed far from the literal sense. But the foundations of a natural, sound and scientific interpretation had been laid. And altho the Lutherans of the 17th century, in their endeavor to stress and buttress orthodoxy, relapsed again into artificial views of inspiration which robbed the writer of his independence and responsibility by making him a mere pen or instrument of the Spirit, the grammatico-historical interpretation of the Scripture has won the day. If we employ it we can guard against the vagaries of the day, the millennial hope, the undue pressing of adventistic teachings. It will cut the ground from under sectarianism which finds its chief source in dogmatic Scripture exegesis. It will make for reality in religion because it makes of prophets and apostles real men who served their own time and by doing that served well the men of all times.

We are not agreed with the writer on the elimination of predictive prophecy. We insist that in the teaching of the kingdom of the Lord, in the role assigned to Israel as the vessel of God's revelation, in the Messianic hope there is an important predictive element which should not be ruled out, explained away or obscured. But in the book's strong plea for a scientific exegesis of Scripture and in the description of the history of Bible interpretation we find real merit, and we are convinced that it will clarify the views of every careful reader.

In looking over the five books we have so far commented on, our readers will notice that they nearly all belong in the liberal school. We were struck with that ourselves. They are from different and representative publishing houses in the East, and, on further investigation, we find that these big firms almost without exception favor and publish that kind of books. For books of more conservative character one has to go to the denominational publishing houses. It is foolish to attribute this state of affairs to the influence of German theology, as has been done so often in recent years. For aside from the fact that American theologians have by this time reached the age of maturity and can no longer claim the rights of minors, the theory of "Evolution" which underlies all these changes of belief and attitude toward life, nature, God was worked out by Darwin, an Englishman, and popularized by Huxley, another Englishman. It can only be said that German theology has attacked orthodox belief from a philosophical basis, while the other, es-

pecially the Anglo-Saxon, countries have done so from the standpoint of the exact sciences.

We are now in the midst of these influences and must see to it that we are just as open-minded to new truths as tenacious in holding on to fundamentals.

The Modern Meaning of Churchmembership by *John M. Versteeg.* The Methodist Book Concern. 1919. 160 pages. 75 cents net.

The Church has been under fire for some time. Some think she has not been doing enough to justify her existence. Others claim her creed is antiquated, her voice has no general appeal any longer, her sun is setting. It is against such preachers of pessimism that this book is written. The author is unsuppressingly optimistic. He dedicates his volume "to Daisy, one who never doubted clouds would break; never dreamed, tho right was worsted, wrong would triumph; held we fall to rise, are baffled to fight better, sleep to wake." He shows the Church is necessary as an organization to unite and inspire those striving for the best with the highest ideals, as an institution to make whatever gains are made in this direction permanent. The Church is the one organization that gives all others vitality, for her faith is one of power. She has done a great civilizing and harmonizing work in the past and will find in that a perpetual challenge to live up to her record in the future. It is true that there is confusion in the Church. She does not speak in the old time tone of authority. Truth is often sacrificed for orthodoxy, and unity for selfish and narrow sectarianism. Yet the change is coming. The modern church is putting an end to the idea that the Church is an end in itself. Creeds that choke life and rob it of joy or fulness are being done away; and if the Church is not as authoritative as it used to be, it has gained in sympathy and humanness and in the instinct for service. Union is also coming, not that there shall be one denomination only, but that the denominations shall be one in spirit.

Since such is the place and mission of the Church she can appeal to the modern churchmember's loyalty for the Lord's day and sanctuary. We go to church not only to get good but to do good; in other words, the social effect of church attendance is to be heavily underscored. He outlines the obligations of the modern churchmember under the heads of church work, stewardship, religious education, world evangelism, and religious reading. It can be readily seen that the Centennial spirit pervades the book and suggests this particular program. There is, however, hardly anything in the book which could not be endorsed by any Christian. It is a very commendable "text-book" on the privileges and duties of an up-to-date churchmember.

The Prophets in the Light of Today by *John G. Hill* (Professor of Religious Education in the University of Southern California). The Abingdon Press. 240 pages. $1.25. 1919.

The Great War had for the time being pushed the social questions into the background, but since we have turned again to the works and

problems of peace this same social question bids fair to claim our attention more than ever. Hence the prophets of Israel are upon the ground again. Many have during the agonies of the world catastrophe, looked to the prophetic word to find their bearings. In some way, they felt it must have been foreshadowed in the inspired word. The men who scanned the horizon of human history with far-reaching vision must have foreseen this. As it must have had a place in God's counsels so it must have found a place in the writings of those who outlined this place for us. Daniel, Revelation, and the eschatological words of Jesus and His apostles have been drawn upon. The end of the world, the second advent, the millennial hope have received renewed consideration.

But the present book rather discountenances these attempts. The author does not expect much benefit from stressing the predictive element in the prophetic literature. To him the prophets are the living conscience of the people rather, and the moral guides. They believed that this world was God's world and guided by His laws. They believed furthermore that God had revealed Himself to Israel in a special manner and that the vehicles of such revelation were the chosen men of God who had felt the touch of the divine hand. The individual prophet was sure of his own authority and message because the fire of the God of Israel burned in his soul. Their experience was that of every man who enters into divine fellowship by faith and prayer, only theirs was higher and more intense in degree and force.

The author is a professor in a large university and has met many young students who found it difficult to harmonize the religious conception of their Sunday school life with the teachings of modern science. So he seeks to interpret to them Bible men and Bible truth in the terms of present-day development. He teaches them to understand the men of God in the light of their day. Their limitations and their real tasks are thus seen and appreciated. He is not a destructive critic nor a theological "stand-patter," but an adherent and exponent of "progressive orthodoxy."

He has an intimate acquaintance with the prophetic personalities and gives brief but interesting characterizations of them. We do not always agree with his portraiture, as for instance when he calls Jonah a "humorist," a prophet of wit, and a rare entertainer. But these are small matters. In the main we think him correct in saying that the prophets inculcated a religion of obedience, not of sacrifice, that they made ethical monotheism victorious, that they taught a social, not only an individual religion, that they believed in and proclaimed a divinely ordered history, and more and more concentrated Hebrew hope of the future on an ideal of divine deliverance thru a chosen person whom God would clothe with power for the realization of all their hopes.

Thus our book is one of many paying tribute to those grand old men of God, rising in times of crisis to rebuke and console, to inspire faith and to preach righteousness, possessed of few, but permanent moral and religious ideas and advocating these ideas with such consecration and power that the lapse of millenniums has not affected their vitality

and that our own social age can find in them a source of inspiration and authority, both ancient and scriptural, for the demands of the hour.

Building the Congregation. A Study of Appeals by *Will C. Skeath.* The Methodist Book Concern. 1919. 63 pages. 50 cents.

How to fill the pews and keep them filled with regular attendants, is a problem which becomes more serious from day to day. Some of the former ways of solving it have lost their effectiveness. The old appeal to fear does not produce the old results any more. Nor are people so much concerned any more about the lost condition of their children. Some say, if you preach the old gospel the people will come, and point to the evangelistic campaigns of great revivalists. But good press work, sensationalism and the personality of the evangelists have more to do with the results than the genuine religion. Others think if a minister will go after the "passively religious" (this term is used by the author instead of "sinner" in the old way) he will by and by get a crowd. But that puts too much work on the minister. Besides if he urges the outsider too much and too often, it is apt to be resented.

A better way seems to be that of advertising in the public press. Only it must be different from the ordinary form. To advertise special music, special subjects, or to use sensational methods may bring temporary results, but it will not result in a permanent body of worshippers. To get that one must, in his advertising, appeal to permanent needs of the human soul. The author mentions three, social solidarity, moral feeling, and the sense of incompleteness of life. He shows how these three can be used as the basis for effective appeal. The advertising for the weekly services (whether in the press or on the bulletin) should emphasize how church going is really a thing everyone believes in more or less (solidarity); that it builds up the moral virtues which we need in the personal and social life; that it fills the longings and aspirations for a fuller life. Specimens of each kind of appeal are given in the book.

The frank acknowledgment that the people have changed in their attitude to religion may be surprising, but it can hardly be disputed. The author's kind of advertising is one way of appeal to the indifferent. But he would assuredly not deny that preaching, visiting, and the cooperation of the membership in approaching the passively religious are equally or more important factors in getting lasting results.

The Chronicle of an Old Town by *A. B. Cunningham.* The Abingdon Press. 1919. 326 pages. $1.50.

It is the story of a minister who was growing old. He had not noticed it, but his members had. Altho but sixty he had not the "pep" of younger years any more, and altho of a gentle, mature and lovable personality he lacked the active, resourceful spirit looked for in the minister of a large city church. The story opens with a board-meeting where the officials bring the situation to a head. The minister had felt that something momentous was in the air, but when the blow falls and his resignation is requested, the effect is crushing. The chapter relat-

ing the agonies of the deposed man and his good wife is truly pathetic. It appeals with double force to the older man in the ministry who knows to him can come a similar experience at any time.

A few months later we find Dr Morgenthal, our minister, in a little country town in the Northeastern part of Ohio. Here among the plain but shrewd people of the village he soon finds a congenial environment. "People here took time to live, to consider other values than the material—to value, that is to say, the feeling of humanity, to value kindness and sympathy as ends in themselves, and there was something about this humble old man with his unobtrusive benevolence that drew them to him in a spirit of great affection." The author is a great lover of country town people, of natural scenery, and the simple life found in such places. He describes it with the greatest minuteness and leisure, however, thru the conversations and experiences of the persons of the story. His characters are well presented and consistently maintained. The contrasts between country and city are well brought out to the disadvantage of the latter. The minister's young daughter comes in for a goody share of attention, and her little love plot ends in her marrying a "scientific" young farmer. A really good story, which ought to find ready acceptance in ministers' families.

Thomas Corwin Hiff, Apostle of Home Missions in the Rocky Mountains by *J. D. Gillilan* (author of "Trail Tales"). The Methodist Book Concern. 193 pages. $1.00.

Dr. Hiff was born 1845, at Perry county, Ohio. At sixteen years of age he enlisted as a private in the civil war, serving to the end of the conflict. His college training he received at Ohio University, Athens, Ohio. His real life work was done when, for twenty-five years, he was in charge of the Methodist mission in Utah. He combatted Mormonism to the limit of his powers and was mainly instrumental in preventing Bingham H. Roberts, polygamous congressman-elect, from taking his seat. His famous lecture on "Mormonism, a Menace to the Nation," is given in full. The book does not give a connected narrative of his life—perhaps the materials for that were not available—but it gives an interesting picture of the virile, joyous-hearted, enthusiastic old missionary, whose physical endurance was matched by a spiritual ardor, ever ready to burst into flame. At the same time it shows how this man combined worldly statesmanship with his ministerial work, and could be an efficient politician as well as a fervent evangelist.

The Training of the Devotional Life, by Minna M. Meyer and Minnie E. Kennedy. The Methodist Book Concern. 1917. 123 pages. 40 cents.

This was one of the first volumes of the "Training Courses for Leadership." We confess to a favorable prejudice for this series. They are all practical, in popular style, and yet not shallow. The present book deals with a subject of prime importance but apt to be over-

looked in this age of methods and organization. We think every writer and worker who stresses this phase does a good work because there has been over-emphasis on the technical side. The authors deeply feel the need of the cultivation of the devotional life in the Sunday school and suggest ways and methods how to do it. The first chapters which are of a more fundamental character appealed to us most. It is shown that the desire to worship a higher being is universal. It inheres in the race. Helen Keller, when she was told of God and His love and power, said: "I have always known Him, but I did not know His name." Without sight, hearing or speech she had within her the capacity for true worship and the instinctive knowledge of a higher existence. The element of worship, being so universal and deep, needs expression and fostering care in the school. It is sadly absent in many and it is time to cure the evil by applying the proper remedies.

Helpful suggestions are offered as to the nature and value of prayer and then it is pointed out how the right atmosphere can be created in the school for true worship. The Bible ought to be used devotionally; on this the book gives good comment. The music and songs of the school are a direct expression of religious feeling, but they ought to be reverent and dignified and not light and frivolous. With two chapters on how to provide proper training in worship in the different ages of the scholars, and one giving programs of worship for the various departments the book closes. It has made on us a very favorable impression. Its natural arrangement, its reverent tone, its helpfulness, and its cheap price are a combination hard to resist.

